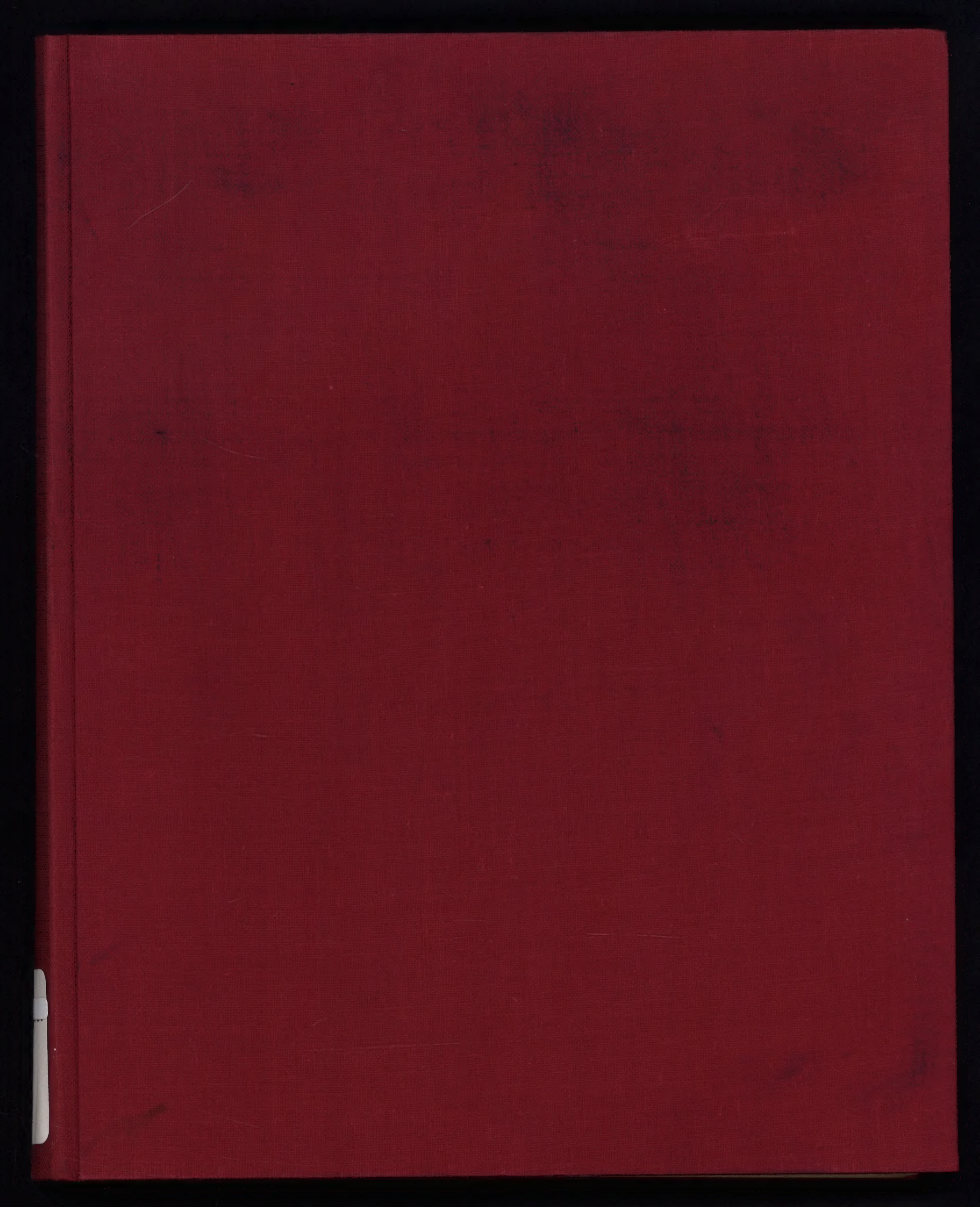




Hessenland

Zeitschrift

für

hessische Geschichte und Literatur.

Begründet von F. Zwenger.

Achtzehnter Jahrgang.

Redigiert

unter der Mitwirkung namhafter hessischer Gelehrten und Schriftsteller

von

Wilhelm Bennecke.



Kassel 1904.

Druck und Verlag von Friedr. Scheel.

Inhaltsverzeichnis des Jahrgangs 1904.

Geschichtliche Aufsätze.

Kulturhistorisches, Biographisches, Kunst- und Literaturhistorisches usw.

Novellen, Erzählungen, Skizzen.

Gedichte.

Aus alter und neuer Zeit.

Aus Heimat und Fremde.

Hessische Bücherschau.

Hessische Zeitschriftenschau von W. S.

Personalien.

Briefkasten.

Bilder.



№ 1. XVIII. Jahrgang. Kassel, 2. Januar 1904.

Ein hessisches Jägerstücklein aus dem amerikanischen Kriege.

Den wilden Wald hüllt graue Nebelnacht.
Die Jäger dringen unaufhaltsam weiter.
Da — plötzlich hat ganz nah ein Schuß gekracht.
Auftauchen riesenhaft Rebellenreiter.

„Jetzt drauf und dran!“ So tönt des Hauptmanns Ruf.
Gleich liegen alle Büchsen an den Wangen.
Dumpf stampft den Boden Feindesrosse-Huf
Und jeder fühlt: Jetzt kommt der Tod gegangen.

Rings freies Feld. Die Jäger, Mann an Mann,
Gleich einem Keile in den Feind sie dringen,
Und Blut und Nebel durcheinander rann.
Gar mächt'ge Hiebe führten heut' die Klingen.

Wie über Roß- und Mannesleichen schwankt
Der wüste Kampf mit furchtbar ernsten Schritten,
Tönt's klagend, irr: „Den Hauptmann traf's! Er wankt!“
Da — zur Attacke kommt der Feind geritten.

Ein schaurig „Schurri!“ brauset durch die Luft.
Entsetzen packt die grimmen Reiterscharen.
„Den Hauptmann retten!“ jeder Jäger ruft.
Die Feinde blindlings auseinanderfahren.

Da unter eignem Roß, in Blut und Sand,
In einem Knäuel, den der Tod geschlungen,
Ein Jäger seinen Hauptmann lebend fand —
Nie ist ein Jubel lauter je erklungen.

Und auf den Schultern trugen sie ihn gut
Zum Wald zurück, die Wunden zu verbinden.
Da ruft ein Mann noch: „Unsres Hauptmanns Hut!
Kommt her, er muß am Orte sich noch finden!

Hundsfötter von Rebellen sollen nicht
In unsres Hauptmanns Hut herumstolzieren!“
Ein Häuflein rasend in die Feinde bricht. — — —
Dort schwingt den Hut es schon mit Jubilieren.

Kassel. **H. Bertelmann.**

Anm. Am 24. Mai 1777 retteten hessische Jäger ihren Hauptmann Ewald aus dichtem Kugelregen und holten seinen Hut.



Aus dem Kriegstagebuch eines hessischen Offiziers in den Jahren 1756—1757.

Mitgeteilt von Felix von und zu Gilsa.

Kurz vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges befürchtete die englische Regierung, daß eine Landung französischer Streitkräfte an der englischen Küste stattfinden könnte, und berief zur Beschützung derselben die im englischen Solde stehenden hessischen Truppen. Diese standen unter dem Befehle des Generalleutnants Grafen Christian Ludwig zu Isenburg-Birstein, setzten sich aus den Regimentern Garde, Grenadier, Leibregiment, Prinz Karl, Erbprinz, Isenburg, Fürstenberg und Canitz mit sechzehn dreipfündigen Regimentskanonen unter Generalleutnant von Diede zu Fürstenstein, zusammen. An dieser Expedition nahm auch der Leutnant George Ernst von und zu Gilsa, Sohn des damaligen Hessen-Kasselschen Generalmajors, teil, dessen Aufzeichnungen über diesen Abschnitt des Krieges auch Renouard zu seiner „Geschichte des Krieges in Hannover, Hessen und Westfalen von 1757—1763“ zur Verfügung gestanden haben. Hier soll nun ein vollständigerer Auszug des handschriftlich vorliegenden Kriegstagebuchs mitgeteilt werden.

George Ernst von und zu Gilsa war 1754 in dem hessischen Infanterieregiment Prinz George, das zu Eschwege im Quartier stand, eingetreten. Nach dem noch im selben Jahr erfolgten Tod des Prinzen erhielt das Regiment am 3. Mai 1755 den Prinzen Karl, den zweiten Sohn des damaligen Erbprinzen Friedrich, zum Chef.

Die auf die englische Expedition bezughabenden Stellen des Tagebuchs beginnen mit dem Eintrag: „Den 11. Februar 1756 um 12 Uhr nachts lief die Ordre ein, uns in marschfertigen Stand zur Einschiffung nach England zu setzen. Den 27. März lief der Befehl zum Aufbruch ein und ist den 31. das löbliche Regiment aus Eschwege ausmarschiert, sodann aber den Marsch solchergestalt durch Churhannover fortgesetzt, daß wir den 26. April in Stade ankamen. Da nun schon die für das hessische Korps bestimmten achtundvierzig Transportschiffe auf der Elbe bereit lagen, so wurde das Regiment auf vier Schiffe verteilt und sogleich embarquirt. Ob nun zwar die übrigen Regimenter mit ihrer Einschiffung in wenigen Tagen fertig waren, so mußte d[illegible] unsre Flotte, welche zwei Kriegsfregatten zu ihrer Bedeckung hatte, bis den 3. Mai wegen widrigem Winde vor Anker liegen, am welchem wir morgens um 9 Uhr zwar lichteten, aber schon abends um 8 Uhr bei Cuxhaven und Lützebüttel wieder unter Anker zu gehen genötigt waren. Hier fanden wir das dritte Kriegsschiff, welches, weil es 40 Kanonen führte, die Elbe nicht bis Stade passieren konnte. Den 5. Mai lichteten wir morgens um sechs Uhr bei günstigem Winde die Anker, da wir denn um 10 Uhr vormittags mit Südostwind vier Meilen unter Cuxhaven in die Nordsee stachen, nachmittags um 4 Uhr das dänische sog. Heilingeland (Helgoland), eine in der See liegende Felseninsel, so zwei Meilen im Umfange groß und von Fischern bewohnt ist, rechter Hand liegen ließen. Den 11. Mai stießen noch zwei englische Kriegsschiffe, jedes von 60 Kanonen, auf der Höhe von Dünkirchen zu uns. Den 12. Mai erblickten wir die englische Küste und kamen abends dem Land so nahe, daß wir bei dem Städtchen St. Margerets die Anker auswerfen konnten. Den 13. Mai nachmittags 3 Uhr gingen wir wieder unter Segel längs der englischen Küste fort, begegneten dem Admiral Smith mit seiner Flotte, welcher, nachdem er von unserem kommandierenden Kriegsschiff mit 13 Kanonenschüssen salutiert wurde, mit 11 Gegenschüssen antwortete, wobei sich auf allen Transportschiffen sowohl die Hautboisten, Tambours und Pfeifer, als auch die sämtliche Miliz durch ein freudiges Geschrei hören ließen. Ferner passierten wir denselben Abend die Häfen Dover und Calais und den 15. gegen Mittag Portsmouth, wo wir wieder eine englische Kriegsflotte antrafen, wobei das nämliche Zeremoniell beobachtet wurde. Endlich legten wir den Nachmittag um 4 Uhr die Anker bei Southampton und Tags darauf wurde mit der Debarquirung begonnen. Den 19. Mai wurden wir bei genanntem Southampton ans Land gesetzt, worauf das Regiment den 20. und 21. in Salisbury, welches eine schöne wohlgebaute Stadt ist, einmarschierte.

Den 22. Mai geschah die Kriegsdeklaration und wurde folgendes Zeremoniell dabei beobachtet:

Nachdem das Regiment des Morgens um 10 Uhr in größter Parade auf dem Marktplatz aufmarschiert war, wurde der Bürgermeister und Rat durch die Grenadierkompagnie abgeholt, worauf man die Kriegserklärung an verschiedenen Orten der Stadt laut vorlas, zu Ende derselben ließen sich Hautboisten, Tambours und Pfeifer, sowie das Regiment und alle Zuschauer durch ein freudiges Geschrei sehr wohl hören."

Ende Mai stattet von G. dem eine halbe Stunde von Salisbury gelegenen Landsitze „Wilton" des Lords Bembrough (Pembrok?) einen Besuch ab. Mehr als das Schloß gefallen ihm die zahlreichen Marmorstatuen und prächtigen Gemälde, auch hebt er die 400 Stück Dammwild des dortigen Tiergartens hervor. Den 11. Juni lauft der („für uns unangenehme") Befehl ein, den 13. Salisbury zu verlassen, um in das Lager von Winchester zu marschieren, woselbst die acht hessischen Regimenter zusammenstoßen sollten.

Von dort aus machte Leutnant v. G. im September mit neun Kameraden über Windsor eine Reise nach London, wo er mit seinen Gefährten im „weißen Bären" in der „Picadilly" abstieg. Das Leben und Treiben der Weltstadt, besonders der rege Verkehr der Boote und Schiffe auf der Themse fesseln ihn ungemein, aber „der gemeine Pöbel ist auffallend frei und grob, wie in ganz England, sodaß man sich sehr in acht nehmen muß, Anstoß zu erregen." Als Soldaten interessierten ihn hauptsächlich der Tower mit seinen vielen Kanonen und der spanischen Armatur, „welche die Engländer von der sog. unüberwindlichen Armada den Spaniern einst weggenommen haben," die Waffen des Zeughauses und das Hospital für alte Seesoldaten in Greenwich, wo ein jeder seine besondere Kammer und Bett hat. „Nicht minder gut ist das Chelsea-Hospital für Landsoldaten ausgestattet." Aber auch den Denkmälern, der Behausung des Lordmayors, der Börse, Vauxhall, dem St. Jamespalast und den Kirchen wendet er seine Aufmerksamkeit zu. In der Westminster-Abtei wurde ihm der von Würmern zerfressene Krönungsstuhl, sowie auch ein Stein, „worauf der Erzvater Jakob soll geschlafen haben", gezeigt. In Kensington-House wurden am 12. September die hessischen und hannoverschen Offiziere, mehr als achtzig, der königlichen Familie vorgestellt. Am folgenden Tage wurde über Richmond, Hampden-Court und Alton die Rückreise nach Winchester angetreten.

„Den 10. November wurde der Geburtstag des Königs gefeiert. Nachdem sämtliche Regimenter und Artillerie auf dem Place d'armes in größter Sauberkeit ausgerückt waren, geschahe durch eine Rackete ein Zeichen, worauf die Artillerie 81 Schuß abgab und dann die Infanterie dreimaliges Lauffeuer machte, welches dreimal wiederholt wurde.

Den 23. November wurde Befehl ausgegeben, die Zelte des Lagers mit Stroh zu bekleiden, auch wurden große Feuerlöcher gebaut.

Am 23. Dezember 1756 verließen wir das Lager bei Winchester, um in folgenden Orten Winterquartiere zu beziehen: zwei Kompagnien in Guildfort, drei Kompagnien in Godalming, ebensoviele in Farnham und zwei Kompagnien in Dorking, bei welchen letzteren ich selbst mich befand. Um die angewiesenen Orte zu erreichen, marschierte das Regiment den 23. bis Aldesford, den 24. bis Petersfield, den 25. bis Godalming, 26. Rasttag, den 27. ein Teil des Regiments über Guildford in die Standquartiere. Genannte Städte sind zwar kleine, aber angenehme Orte.

Den 21. Januar 1757 bin nach Guildford zu meinem lieben Vater*) gegangen und bis den 4. März daselbst geblieben. Den 10. März kam der Befehl, nach Chatham zur Wiedereinschiffung zu marschieren, deswegen brachen wir den 12. auf und rückten nach Epsom, wo noch vier andere Kompagnien zugleich ins Quartier kamen. Es ist dies ein kleiner, aber im Sommer von London aus sehr besuchter Ort mit vielen Parks, Landhäusern und Anlagen in seiner Umgebung.

Den 13. unsern Marsch bis Bronsley, einem artigen Landstädtchen, fortgesetzt.

Den 14. morgens aufgebrochen und durch die angenehmste Gegend nach Dartfort gekommen, welch' kleine Stadt durch die Straße nach London höchst belebt ist.

Den 15. setzten wir den Marsch längs dem Fluße Medway durch eine bergige weniger angenehme Gegend bis Chatham fort, welches eigentlich aus vier Orten, Chatham, Rochester, Fernsbron und Stroot, besteht, an dem Kanal, welcher 8 Meilen unterhalb an die See stößt, gelegen. An der Wasserseite findet sich hier eine lange Linie angelegt, bestimmt, um den Schiffsbau, den stärksten in ganz England, zu decken. In großen Lagerhäusern sind die zum Schiffsbau nötigen Materialien untergebracht. Drei Kriegsschiffe von 74 Kanonen waren im Bau neben andern in Ausbesserung begriffen. Hier mußten wir die Rückkehr der Schiffe, welche die Hannoveraner nach Deutschland zurückgebracht hatten, erwarten. Den 26. März rückten die zwei in Chatham liegenden Regimenter aus, weil

*) General von G., Befehlshaber der 1. Division.

eine Wahl zum Parlament*) stattfinden sollte. Ich bekam mein Quartier im Dorf Partentown, 20 Meilen von Chatham, in schöner Gegend und durch die Straße von Canterbury und Margate nach Chatham und London recht belebt.

Den 28. in Feversham, wo drei Kompagnien unseres Regiments liegen gewesen, einer ansehnlichen, in angenehmster Lage befindlichen Stadt.

Den 31. besuchte ich Canterbury, nach London die größte Stadt Englands.

Den 21. April. Rückmarsch nach Chatham, wo wir nun mit Ungeduld auf unsere Transportschiffe warteten.

Rückreise zur See.

Nachdem am 22. April die Schiffe angelangt waren, begann den folgenden Tag die Einschiffung und den 24. wurde das Regiment auf vier Schiffen untergebracht. Ich hatte das Vergnügen, mit meinem lieben Kapitän auf das Transportschiff Goldon zu kommen. Den 28. lichteten wir zwar die Anker, warfen sie aber schon bei Cheerneß wieder aus.

Den 29. die Fahrt fortgesetzt, linker Hand die Themse passiert, da aber unsere Flotte von 45 Transport- und 4 Kriegsschiffen noch nicht versammelt war, mußten wir wieder eine Stunde unterhalb Cheerneß in dem Nord ankern. Da nun den 29. alle Schiffe zusammentrafen, fuhren wir weiter, doch nötigte ungünstiger Wind zum Lavieren, schließlich mußte die Flotte 30 Meilen von Cheerneß wieder unter Anker gehn.

Den 1. Mai mit endlich gutem Winde abgesegelt. Links erblickten wir Harwich und Oxford, rechts war nur eine Wasserfläche, bis sich nachmittags um 4 Uhr auch links das Land verlor. Denselben Nachmittag begegneten uns ein dänisches und sechs bis acht holländische Kauffahrteischiffe.

Den 2. Mai sahen wir durch Nebel und Windstille uns gezwungen, alle Segel einzuziehen. Nachmittags um 4 Uhr setzte man die Segel wieder auf, weil unser kommandierendes Kriegsschiff, welches alle halbe Stunde einen Kanonenschuß löste, schon weiter voraus war. Widriger Wind bannte uns jedoch auf der Stelle, und erst den nächsten Morgen bekamen wir wieder zu uns gehörige Schiffe in Sicht. Den 4. Mai 1757 fing die See an zu wüten, der Sturm nahm von Stunde zu Stunde zu, sodaß um 7 Uhr abends die Segel eingezogen wurden, unser Schiff den wilden Wellen, deren ungestümes Brausen nichts Gutes verkündigte, nunmehr überlassen. Das Krachen der Schiffe, das Stampfen der geängstigten Pferde war furchtbar, doch mußten wir bis zum Morgen in diesem Zustand verharren in Erwartung unseres von Gott bestimmten Schicksals. Den 5. Mai ging endlich unser Glücksstern wieder auf, die See fing an sich wieder zu beruhigen und eine frische Brise wehte so zu unserm Vorteil, daß wir nachmittags 2 Uhr Helgoland links liegen sahen und bereits 7 Uhr abends in der Elbe einliefen und einige Stunden später Neuenwerth (einem hamburgischen Kastell) gegenüber vor Anker gingen.

Den 6. morgens wurden die Anker gehoben, doch erreichte die Fahrt wegen ungünstigem Winde schon um 12 Uhr mittags ihr Ende. In der folgenden Nacht brach Feuer im Schiffe aus, konnte aber durch Hinzukommen eines Feldscheers rechtzeitig gelöscht werden.

Den 7. Mai an der Festung Glückstadt (dänisch) vorbei und Stade rechts liegen lassend, segelten wir bei gutem Winde bis Twielenfleth, einem Dorf oberhalb Stade gelegen.

Den 8. Mai wurden die Pferde debarquirt, die Mannschaften mußten aber noch bleiben, weil noch 19 Schiffe fehlten, welche dann schließlich den 17. Mai bei Stade anlandeten.

Da nun unser Regiment und das Leibregiment allein das Glück hatten, zusammen zu sein, so wurden wir den 11. ans Land gesetzt und setzten unsern Marsch durch die hannoverschen Lande fort, den 24. Mai ins Lager bei Hameln einrückend.

Den 28. nach Ottogram.

Den 29. nach Lemgo, den folgenden Tag hatten wir hier Rasttag.

Den 31. unser Lager in einer großen Heide bei Neudorf aufgeschlagen.

Den 1. Juni wieder aufgebrochen, rechter Hand Neuhaus und links Paderborn passiert, hier stand ein Lager von hannoverschen Truppen, den nicht in England gewesenen hessischen Infanterie- und Kavallerieregimentern und einem Bataillon Sachsen-Gothaern, in welches wir einrückten. Den 2. Juni abends um 10 Uhr in die große Heide bei Jägerskrug marschiert, wo das Lager aufgeschlagen wurde. Es tobte in dieser Nacht ein starkes Gewitter mit so heftigem Regen, daß niemand vor Wasser in den Zelten bleiben konnte. Den 4. uns zur Hauptarmee im Lager von Bielefeld begeben. Die Armee bestand aus 50000 Mann etwa, wozu außer uns Hessen 6 Bataillone Preußen, Braunschweiger, Hannoveraner, Bückeburger und ein Sachsen-Gothaisches Bataillon gehörte.

*) Ersatzwahl für den Admiral Byng, der wegen des mißlungenen Entsatzes der von den Franzosen belagerten Insel Minorca vom Kriegsgericht zum Tode verurteilt und am 14. März gehängt worden war.

Die Armee kommandierte Se. Königliche Hoheit der Herzog von Cumberland und die folgenden Generale waren ihm unterstellt:

Kommandierender General der Infanterie v. Zastrow.

		Patente: Tg.	Mt.	Jahr
	1. Generalleutnants.			
Preuß. Inf.	Erbprinz von Hessen-Kassel	31.	Mai.	1744
Hann. „	von Block	8.	April	1754
Hann. „	von Spörken	9.	April	1754
Hess. „	von Wutginau	21.	Febr.	1756
Braunsch. „	von Imhof	26.	Mai	1757
Hann. „	von Oberg	1.	April	1757
	2. Generalmajors.			
Preuß. Inf.	von Jungcken	5.	Jan.	1751
Hessische „	Prinz von Anhalt	21.	Oktb.	1751
„ „	Prinz zu Isenburg	21.	Oktb.	1751
Hess. Kavall.	von Einsiedel	22.	Oktb.	1751
„ Inf.	von Fürstenberg	22.	Oktb.	1751
Hann. Inf.	von Brunek	23.	Mai	1754
„ „	Graf Kielmannsegge	24.	Mai	1754
„ „	von Hodenberg	21.	Febr.	1757
„ „	von Hauth	22.	Febr.	1757
„ „	von Ledebur	23.	Febr.	1757
„ „	von Hardenberg	24.	Febr.	1757
Braunsch. Inf.	Erbprinz von Braunschweig	20.	März	1757
„ „	von Baer	27.	März	1757
Hann. Kavall.	v. Dachenhausen u. v. Zepellin	6.	April	1757
Hess. Inf.	von Gilsa	2.	Mai	1757
„ Kavall.	von Urff	3.	Mai.	1757
Hann. Kavall.	Graf v. d. Schulenburg	25.	Mai	1757

Den 9. Juni wurde die Bagage von der Armee über die Weser eine halbe Stunde von Minden gebracht.

Den 13. abends sechs Uhr brach die Armee, weil der Feind Miene machte, sich der Weser zu bemächtigen, auf und marschierte die ganze Nacht hindurch, des Morgens drei Uhr passierten wir Bielefeld, dessen Magazine vernichtet wurden. Mittags 12 Uhr rückten wir durch Herford und schlugen drei Stunden von hier unser Lager auf. Auf diesem Marsche wurde unsere Arrièregarde von den leichten Truppen des Feindes stark belästigt, und namentlich drängten dieselben bei Herford, um sich der dort befindlichen Magazine zu bemächtigen, doch wurde der Feind hier von unsern — d. h.: hessischen — Jägern mit Verlust von 100 Toten aufgehalten, bis die Vorräte zerstört oder fortgeschafft waren. Die Preußen und Braunschweiger verloren an diesem Tage bei Bielefeld 40 Tote, während unsere Jäger nur den Verlust von zwei Leuten zu beklagen hatten.

Den 15. abends aufgebrochen und wieder die ganze Nacht marschiert. Den folgenden Tag passierte die Armee die Weser und schlug bei Rothenhof das Lager auf. Feindliche Husaren alarmierten hier unsere Vorposten.

Den 25. Juni setzte sich der linke Flügel der Armee in Marsch bis in ein Lager, welches eine halbe Stunde von der Festung Minden errichtet war. Den 26. folgte hierher auch der rechte Flügel. Die Armee bekam ihre Stellung in ausnehmend schönen Kornfeldern angewiesen und konnte man nicht ohne Mitleiden die Frucht in die Erde treten sehen." —

Hier verlassen wir vorläufig das alte Tagebuch, welches mit einigen Unterbrechungen von seinem Besitzer bis in den August 1785 geführte wurde. — Das nächste größere und bemerkenswerte Ereignis war die Schlacht bei Hastenbeck am 26. Juli 1757, in welcher, sowie in den am 24. und 25. Juli vorhergegangenen Gefechten die hessen-kasselschen Truppen an Toten, Schwerverwundeten und Vermißten insgesamt 536 Mann und 66 Pferde zu verzeichnen hatten. Von Offizieren blieben 10.

Leutnant George Ernst von und zu Gilsa wurde in landgräflichen Diensten später Obrist und Kriegsrat, sowie ritterschaftlicher Obereinnehmer

Georg Cornicelius als Landschaftsmaler.

Von Dr. Karl Siebert-Freiburg i. Br.

Es könnte vielleicht manchem wunderbar erscheinen, einen Künstler von so hervorragender Begabung für die Porträt- und Historienmalerei, als welcher Cornicelius bekannt ist, unter die Zahl der Landschaftsmaler einreihen zu wollen, und doch nimmt er, wie wir sehen werden, auf diesem von ihm nicht als Spezialgebiet gepflegten Zweige der Malerei eine sehr beachtenswerte Stelle ein. Freilich ist die Zahl der von ihm gemalten Landschaften nicht groß, aber sie genügt vollständig, um sein Verhältnis zur Natur als äußeren Erscheinungswelt zu präzisieren.

Sein Lehrer Pelissier war, abgesehen von seiner vorzüglichen Befähigung als Lehrer, ein für seine Zeit nicht unbedeutender Landschafter und scheint in diesem Sinne auch auf seine Schüler befruchtend eingewirkt zu haben. Bei einer angeborenen Empfänglichkeit für die Schönheit der Natur und zum Teil auch angeregt durch seinen Freund und Schüler H. Gollner, einem früheren Schüler Ludwig Richters, durchstreifte Cornicelius in seiner freien Zeit die zumeist für reizlos gehaltene Umgebung seiner in der Ebene gelegenen Vaterstadt Hanau. Früher als andere Sterbliche

entdeckte sein Künstlerauge eine Reihe von Punkten, die ihm herrliche Ausblicke über die weite Ebene nach den fernen Bergen eröffneten, oder sonst versteckte Plätze, an denen er sich in die erhabene Empfindung tiefsten Waldfriedens ganz versenken konnte. Hauptsächlich hatte es ihm das jenseits des Mains gelegene Steinheim mit seinen Wäldern, Hügeln und seinem idyllischen Feensee angetan. Diese in tiefer Waldeinsamkeit gelegene kleine Wasserfläche, die eigentlich ein verlassener Steinbruch war und durch unterirdische Zuflüsse vom Main aus gespeist wurde, hatte sich im Laufe der Jahre durch eine rasch wachsende Vegetation zu einem stillen, träumerischen See entwickelt, in dessem dunklem Wasser sich die Bäume und Sträucher mit ihren oft wunderbaren Farbenschattierungen geheimnisvoll widerspiegelten. Leider hat der rastlose Erwerbssinn der Neuzeit vor einer Reihe von Jahren diesen reizvollen Maler- und Poetenwinkel wieder von der Erde verschwinden lassen. Selbst die Romantik des Urwaldes fehlte nicht in der näheren Umgebung seiner Heimat. In mäandrischem Laufe durchfließt die Kinzig auf eine lange Strecke die Bulau mit ihren prächtigen Baumbeständen. An ihrem linken Ufer zog sich früher eine unwegsame Zone üppig wuchernden Gestrüppes und phantastischer Schlinggewächse, die oft bis ins Wasser reichten, hin. Nur hie und da tauchte aus diesem Pflanzenchaos ein hochragender Baumriese auf. Einige wenige Pfadfinder, zu denen auch Cornicelius gehörte, kannten sich in diesem von Menschenhand unberührten Flecken Erde aus. Eine feierliche Stille, die nur durch das Rauschen des Wassers, den Ton eines Vogels oder das Surren einer Libelle unterbrochen wurde, herrschte weit und breit. Es war so ganz die Szenerie, welche auf Coopers Urwaldschilderungen in seinen Lederstrumpferzählungen gepaßt hat, bemerkte später wehmütig der Künstler, als die vordringende Forstkultur und Flußkorrektion dieser malerischen Wildnis ein Ende machte.

Trotz aller Würdigung der intimen Reize des Erschauten würde Cornicelius wahrscheinlich nicht dazu gekommen sein, eine Landschaft um ihrer selbst willen zu malen, wenn ihn nicht die Studien zu seinen Märchenbildern „Hänsel und Gretel" sowie „Rotkäppchen" mit ihren prächtigen Waldinterieurs, die dem Feensee und seiner nächsten Umgebung entnommen sind, dazu übergeleitet hätten. So ist die Zeit der sechziger Jahre, in welcher er vorübergehend in der Romantik der Märchenwelt aufgegangen ist, auch die Zeit, in der seine schönsten und stimmungsvollsten Landschaftsbilder entstanden sind. Ein kleines, im Besitze der Familie befindliches Aquarell, welches durch einen Torbogen des Heidelberger Schlosses eine Vedute des lieblichen Neckartales zeigt, gehört nicht dieser Schaffensperiode des Malers an, sondern entstammt seiner Jugendzeit, in der er wiederholt die Ferien an der Bergstraße verbrachte.

Seine eigentliche landschaftliche Domäne war und blieb die nächste Umgebung Hanaus und hier vor allem der Steinheimer Wald, von dessen höher gelegenen Punkten sich eine herrliche Aussicht auf das untere Maintal mit seinen den Hintergrund begrenzenden Taunusbergen bietet. Hier konnte er zur Zeit des Sonnenuntergangs sich ganz versenken in die Schönheit der Linie und Farbe und immer von neuem sich erfreuen über die nach dem Verschwinden der Sonne noch anhaltenden Lichteffekte. Darum ist es kein Wunder, daß er derartig innerlich Erfaßtes auch im Bilde festzuhalten suchte. Das in mehreren Landschaften wiederkehrende äußere Motiv zeigt sich immer von einer anderen Schönheitsseite und ist stets mit einem anderen Stimmungsgehalte und neuen Farbenwerten beseelt.

Ein für Cornicelius als Landschaftsmaler charakteristisches Bild ist ein prächtiges Ölgemälde, welches die königliche Galerie zu Kassel besitzt, „Landschaft bei Gewitterstimmung am Abend" bezeichnet es der Katalog.*) — h. 0,78, b. 0,79 —. Es ist ein Spätnachmittag im Sommer, wie der Schrägstand der Sonne andeutet. Sie selbst ist unseren Blicken durch dunkele Gewitterwolken, die breite Schatten von verschiedener Intensität auf den hügeligen Vordergrund werfen, entzogen. Links vorn liegt ein Hirtenknabe auf dem Rücken, mit dem Kopfe auf seinen unter den Nacken gelegten Armen ruhend. Nicht weit von ihm grasen einige Schafe und Ziegen in einem kleinen Hohlwege. Ein paar Königskerzen, einige Weidenbäume und sonstiges Strauchwerk überragen die kärgliche Bodenvegetation. Vor diesem hügeligen Terrain breitet sich eine sonnbeschienene Ebene aus, durch die sich im ruhigen Laufe ein Fluß windet. An seinen beiden Ufern tauchen die Umrisse freundlicher Dörfer auf, während rechts sich eine lang gestreckte Hügelkette erhebt, welche von zwei Bergspitzen, die mit ihren Ausläufern den Horizont bilden, hoch überragt wird.

Das Ganze ist die Ansicht der nach Westen sich erstreckenden Mainebene mit dem sie abschließenden Taunus von den Steinheimer Steinbrüchen aus, jedoch mit den Augen eines Malers und Poeten gesehen. Die drückende Schwüle eines Sommertages kurz vor einem Gewitter deuten schon die wenigen, sich der Gesamtstimmung unterordnenden Figuren an. Faul hingestreckt lagert sich der Hirte

---

*) Dr. O. Eisenmann. Kurzes Verzeichnis der Gemälde in der Königlichen Galerie zu Kassel. 1903 Nr. 813.

im Schatten der Wolke, während seine Tiere mit einer unverkennbaren Unruhe weiterfressen. Hinter der zerrissenen Gewitterwolke erleuchtet die Sonne gleichsam wie mit einem Scheinwerfer einen Teil der Ebene und gibt dem Maler Gelegenheit zur Darstellung mancher fein beobachteter Farbenprobleme. Selbst ein leichtes Flimmern des Lichtes vermeint man zu verspüren. Die an einer Stelle in Goldglut getauchte Kette des Taunus durchwandelt die Farbenskalen bis zum Violett und Blau, die uns die scheidende Sonne so wunderbar hinzaubert. Die vorliegenden Hügelzüge verlaufen in einem warmen violetten Ton, während in den noch weiter vorgeschobenen Höhenschichten ein kühleres Grün die herrschende Farbe ist. Bei aller Korrektheit der Zeichnung und realischer Farbengebung durchströmt das Ganze ein poetischer Hauch, dessen Zauber uns bei längerem Betrachten immer mehr gefangen hält.

Eine der Familie des Künstlers gehörende Landschaft — h 0,79; br. 0,65 — eröffnet uns wiederum einen Blick auf die Mainebene und das Gebirge im Hintergrunde. Die Königin des Tages hat sich für heute unseren Blicken auf immer entzogen und läßt nur noch goldige Reflexe über die sie verhüllenden Berge hin auf eine aufziehende schwere Abendwolke erstrahlen. Über einen Teil der Ebene hat sich ein verklärender Widerschein ausgebreitet und wird von dem schon in leichte Nebel getauchten Silberstreifen des Mains durchzogen. Die klassisch schönen Formen des Feldbergs und Altkönigs leuchten in stahlblauen bis violetten Tönen. Im Vordergrunde wirft die hereinbrechende Nacht ihre ersten Schatten auf eine felsumschlossene, dunkle Wasserfläche. Eine hochragende gelbe Königskerze hält an ihrem Ufer einsam Wacht. Müden Fluges eilt ein Raubvogel seinem Horste zu. — Ein Stimmungsbild voller tiefinnerlicher Naturbeobachtung und dabei von einer technisch vollendeten Wiedergabe.

Noch ein kleineres, denselben landschaftlichen Ausschnitt zeigendes Ölbild, das wieder in andere Stimmungswerte umgesetzt ist, wurde vom Künstler gemalt. Sein jetziger Aufbewahrungsort ist leider unbekannt.

Ein zur gleichen Kategorie von Landschaftsbildern gehörendes Kunstwerk ist die prächtige Farbenskizze, welcher der Ausblick vom Pfaffenbrünnchen bei Steinheim zu Grunde liegt — h. 0,23; br. 0,30. — (Besitzer: Dr. Siebert in Freiburg i. Br.) Auf einer kleinen Anhöhe des Vordergrundes erheben sich zwei bis auf den Boden belaubte, kleinere Pappelbäume, hinter welchen sich eine Gruppe weitästigen Weidenbuschwerks anschließt, das durch sein dichtes Grün an einigen Stellen die Helle des Himmels durchscheinen läßt. Ein Feldweg führt oberhalb dicht vorbei. Die bräunliche Farbe des links von ihm befindlichen Rasenhügels läßt auf eine schon vorgeschrittene Sommerszeit schließen. Der abwärts gleitende Blick streift zunächst über Felder, deren leicht gelblicher Ton die beginnende Reife der Frucht uns verrät. Eine dunkelviolette Höhenschicht, vor welcher vereinzelte Bäume emporragen, schließt den Rand der Ebene ab. Darüber liegt ein zweiter fast parallel verlaufender Höhenzug, die Dorfelder Höhe, in einem blaugrünen Farbton. Der helle Sommerhimmel mit seinen nach dem Horizonte rotgelb leuchtenden Wolkenschichten ist zu einer Zeit dargestellt, zu der die Sonne kurz zuvor hinter den Höhen untergegangen ist und die ganze Natur noch unter dem Eindrucke dieses überwältigenden Augenblickes zu stehen scheint. Die Luftperspektive ist vorzüglich wiedergegeben, und die um diese Zeit so feinen Farbennuancen sind vom Künstler mit wenigen aber sicheren Strichen meisterhaft hingeworfen.

(Schluß folgt.)

Sirmione.

Von H. Keller-Jordan.

„Legt der Dampfer nicht in Sirmione an?" fragte ein Passagier der „Manerba", der eben seine beiden Koffer zusammenrückte, um sich zum Aussteigen zu rüsten.

„Freilich," gab ihm ein alter Herr, der gerade neben ihm stand, zurück, „nur müssen Sie mit dem Boot hinüber, der See ist dort bei der Landzunge seicht. Übrigens schaukelt es sich wunderbar bis zur Küste."

„Sind Sie bekannt am Gardasee?" fragte der junge Mann mit den Koffern weiter.

„So ziemlich. Ich verbringe fast in jedem Jahr mit meiner Familie einige Wochen in Salò oder Gardone Riviera; meistens in der Übergangszeit im Wonnemonat Mai, wo man in München beim Ofen sitzen muß."

„Sie sind Münchener?"

Der Herr verbeugte sich. „Und Sie Norddeutscher?"

„Zu dienen, Schlesier, wir verraten uns überall mit unserem Dialekt."

„Waren Sie niemals zu längerem Aufenthalt drüben in Sirmione?“ fragte er nach einer Weile weiter.

„Nein, da würden sich die Meinigen bedanken, wäre ein trauriger Aufenthalt für junge Mädchen.“

„Demnach hat man nicht zu viel gesagt,“ erwiderte der Norddeutsche, „wenn man mir versicherte, daß ich dort keine laute Gesellschaft finden würde.“

„Ich glaube nicht. Leute sind schon immer da, aber wohl vorzugsweise Ruhebedürftige, vom Leben Überbürdete, oder —, aber da ist Ihr Boot, Sie scheinen der einzige Passagier nach drüben; glückliche Reise!“

Der Dampfer stand ein paar Augenblicke still, und der junge Schlesier mit seinen ausgeprägt norddeutschen Allüren stieg, nachdem man seine Koffer und sein Handgepäck untergebracht hatte, ins Boot.

Der Dampfer fauchte weiter. Der junge Reisende blickte ihm ein paar Augenblicke nach, grüßte noch einmal den jovialen alten Herrn, der an der Barriere stand und überließ sich dann dem Eindruck der malerischen Landzunge, mit den Oliven- und Maulbeerbäumen, denen sein Boot sanft und geräuschlos entgegenschaukelte. Ja — der Gardasee hat etwas Bezauberndes — das ist unleugbar, gab er gedankenversunken zu, während er den Hut lüftete und mit der Hand durch sein Haar fuhr, aber um das alles in sich aufzunehmen, braucht es den rechten Boden, die rechte Stimmung — vor allem die Ruhe der Seele —; die Ruhe der Seele — wo wäre die zu finden? Aber ich werde hier wenigstens keines von den freundlichen Geschöpfen sehen, die, während sie mir, dem Blamierten, ein paar katzenfreundliche Worte sagen, neugierig die Fühlhörner ausstrecken, um noch mehr zu erfahren, als sie schon wußten. Gott, wie ich diese Menschen hasse — und mich selbst — und alles, was mit ihnen und mir in Beziehung steht. — Ein Kellner stand auf der Landungsbrücke und erwartete ihn.

„Herr Regierungsrat von Karsten?“ fragte er in tadellosem Deutsch, während er sich mit Hilfe eines schmutzigen Italieners der beiden Koffer bemächtigte. „Die Zimmer, die der Herr Regierungsrat bestellt, sind in Ordnung. Wünschen der Herr sonst noch etwas?“

Karsten zog seine Uhr heraus und schritt ohne Antwort durch den kleinen Garten in das Haus, an dessen Vorderseite in großen Buchstaben die Inschrift „Hotel Sirmione“ prangte.

Die bestellten Zimmer lagen im zweiten Stock, freundliche, komfortable Räume mit dem Ausblick auf den See und die sanft gehügelten Berge, die denselben umsäumen. Eine leuchtende Mittagssonne durchglitzerte die sanften Wellen und vergoldete den kleinen Pavillon, der, menschenleer und ausgestorben, in einer Ecke des Gartens stand.

Karsten blickte eine lange Weile darauf nieder, vielleicht ohne das alles zu bemerken, denn sein Gesicht sah finster aus — von Dingen gequält, die hier nicht zu stimmen schienen.

„Na — in Gottes Namen,“ sagte er endlich laut, sich zurück ins Zimmer wendend, — „irgend wohin mußte ich ja, bis der Skandal verraucht ist, und daß mein Bruder auf den Gardasee, auf Sirmione verfiel, wo er einmal eine glückliche, verliebte Stunde verlebte, das wird ja wohl kein Unglück sein. Ob ich aber, wie er meinte, hier meine Arbeit beenden kann, das steht auf einem andern Blatt. Nein — nein und abermals nein — denn noch tobt es wie toll in mir und wirft alle Pläne über den Haufen.“

Und abermals trat er ans Fenster und erblickte nichts als ein Boot mit ein paar faulen Italienern, die statt zu fischen, was wohl ihre Absicht gewesen, langgestreckt am Boden lagen. Fast graute ihm jetzt vor dieser heißersehnten, menschenleeren Ruhe, in der sich nun doch die schauerlichen Ereignisse der letzten Zeit noch ungebührlicher wälzten.

Er fing an es sich bequem zu machen, badete sein Gesicht mit frischem Wasser und nahm sich vor, die wenigen Menschen, die doch hier sein mußten, nicht zu fliehen, fremde Menschen, die ihn nicht kannten, und die ihn von sich selbst ablenken sollten.

Der Kellner klopfte und überreichte ihm das Fremdenbuch.

„Gibt es hier table d'hôte?“ fragte Karsten, „oder speist man nach der Karte?“

„Ganz wie der Herr Regierungsrat wünschen. Um zwei Uhr, d. h. in einer halben Stunde, speisen die französischen Herrschaften, eine Engländerin mit ihrem Sohn und zwei deutsche Damen. Es ist das der Tisch für die ansässigen Fremden“, fügte er hinzu, während Karsten im Fremdenbuch blätterte, „die Vorüberreisenden speisen gewöhnlich nach der Karte, wenn gerade der Dampfer anlegt.“

„Gut, belegen Sie für mich einen Platz. Und das Frühstück?“ fragte er weiter.

„Nehmen die Herrschaften größtenteils auf ihren Zimmern ein; nur abends da gibt es um 7 Uhr, falls der Herr nicht anders bestimmt, ein Souper mit zwei Gängen.“

„So früh?“

„Die Herrschaften gehen bei gutem Wetter gern noch nachher spazieren.“

„Recht, so werde ich mich in die Hausordnung fügen.“

Als der Kellner gegangen war, studierte Karsten abermals das Fremdenbuch. „Monsieur Trallièr mit Familie und Dienerschaft." Das waren sicher zwischen den vielen Namen der Passanten die französischen Herrschaften, von denen der Kellner gesprochen. „Mrs. Briton and son." Er nickte mit dem Kopfe; und schließlich Frau Geh. Rat Binter mit Begleitung, aus Königsberg.

Gottlob, kein einziger Name, der ihm bekannt war. Eine neue Welt!

Er machte Toilette — sorgfältiger als in den letzten Tagen — und schickte sich an, hinunter in den Speisesaal zu gehen.

Er war noch leer, nur der Kellner beschäftigte sich damit, die letzte Hand an die gedeckte Tafel zu legen. Auf dem Tisch am Fenster lagen verschiedene Zeitungen, italienische und deutsche, auch der „Figaro" leuchtete Karsten entgegen.

„Wer ist das Fräulein, das dort spazieren geht?" fragte Karsten nach einer Weile.

„Die Begleiterin der Frau Geh. Rat Binter," entgegnete der Kellner, „wohl eine Anverwandte derselben, die Jungfer sagt, daß sie studiere, um eine Stelle in England anzunehmen."

Auch das noch, dachte Karsten, eine Repräsentantin der Sorte von Frauen, die mich am wenigsten interessiert. Und er setzte sich gähnend an den Tisch, nahm die „Münchener Neuesten Nachrichten" und vertiefte sich in die Lektüre. Erst als er Stimmen vernahm und Stühle gerückt wurden, erhob er sich und nahm Besitz von seinem Platz an der kleinen Tafel. Bevor er sich setzte, verbeugte er sich nach rechts, wo eine ältere Dame bereits Platz genommen hatte.

„Regierungsrat von Karsten" sagte er sich vorstellend.

„Frau Geh. Rat Binter" gab die Dame zurück. Dann wiederholte er die Worte nach der anderen Seite, wo der junge Engländer neben seiner Mutter saß. Man wechselte ein paar konventionelle Worte und aß die Suppe. Auch nachher wurde wenig gesprochen, und Karsten blieb Zeit, die Gesellschaft zu mustern. Sie interessierte ihn nicht, nur fand er die Begleiterin der Frau Geh. Rat, die an deren anderer Seite saß, viel zu schön und nicht jung genug für eine Lehramtskandidatin. Sie trug bereits ein Stück Leben im Gesicht, vielleicht kein glückliches. Die Augen waren feucht und tief dunkel im Ausdruck, um den leicht geöffneten Mund lag hingequälte Willenskraft. Karsten würde das früher ohne Interesse gesehen, vielleicht kaum bemerkt haben. Leid und Kummer dünkten ihm selbstverschuldete Dummheit. Heute aber, nachdem das Leben an ihm gerüttelt, heute bemerkte er diese Hieroglyphen und mißachtete sie nicht mehr.

„Gnädige Frau werden längere Zeit in Sirmione bleiben?" fragte er beim Dessert seine Nachbarin, während er sich einer ihm fremden Frucht bemächtigte und nicht den Mut hatte, sie zu verzehren.

„Immerhin noch ein paar Wochen," gab sie liebenswürdig zurück, „ich habe eine schwere Krankheit überstanden und brauche Ruhe."

„Und das gnädige Fräulein? Regierungsrat von Karsten" wiederholte er, sich gegen die junge Dame verneigend.

„Ah — Sie meinen meine liebe Schutzbefohlene, Frau von Manner," fügte sie, dieselbe vorstellend, hinzu, „freilich die leistet mir Gesellschaft."

Hatte er recht gehört? Frau von Manner — was hatte denn da der Kellner gefaselt.

Die junge Frau neigte das Gesicht und beschäftigte sich angelegentlich mit einer Feige. Die Frau Geh. Rat gab ihm etwas verlegen die Frage zurück:

„Und Sie, werden Sie auch für längere Zeit hier Aufenthalt nehmen, Herr Regierungsrat?"

„Ja, ich denke — ich — ich habe auch eine längere schwere Krankheit überstanden, gnädige Frau, und soll mich erholen — auch arbeiten."

„Ah so — es ist ruhig und schön hier", fügte sie dann sich erhebend hinzu. Auch die übrigen Herrschaften erhoben sich. Man verbeugte sich gegenseitig und verließ den Saal. —

Ein paar Tage waren vorübergegangen. Man hatte bei Tische die üblichen Phrasen gewechselt und schien offenbar kein Interesse zu haben, sich näher zu kommen. Der Regierungsrat hörte apathisch dem zu, was man ihm sagte, bald auf der einen Seite, wo die Frau Geh. Rat saß, bald auf der anderen des jungen Engländers, der Englisch, Deutsch und Italienisch durcheinander warf. Frau von Manner hatte sich immer so wenig in die Unterhaltung gemischt, daß man sich über sie kein anderes Urteil bilden konnte, als daß sie ein schönes verschlossenes Buch sei, von dem sich kein Blatt lüftete. Karsten langweilte sich, er fand nicht die geringste Zerstreuung, war zu apathisch etwas zu unternehmen, und konnte noch immer den Gedanken nicht ertragen lernen, daß sich in seinem eigenen Hause etwas ereignet habe, was ihm selbst bei andern stets so irreparabel geschienen. Er litt darunter, daß er nicht charakterlos genug war, um bei sich selbst mildernde Umstände zuzulassen.

So wandelte er allabendlich, sobald sich die Sonne zu senken begann, in seinen Gedanken vergraben dem Ufer entlang und bemerkte nicht einmal die fremden, stimmungsvollen Bilder, die ihn umgaben.

„Der Mann ist krank," sagte die Frau Geh. Rat gelegentlich zu ihrer jungen Freundin, „wir müssen ihm helfen, Leonore."

„Ich halte ihn für stolz und ungefügig," gab diese zurück, „wer weiß, ob es ihm recht wäre, aber möglicherweise irren wir uns beide."

Die Frau Geh. Rat hatte sich indessen in ihrer großen Menschenliebe vorgenommen, zu sondieren, und als sie an einem Spätnachmittage, es hatte um Mittag gewittert, allein im Pavillon saß und der Regierungsrat ihr wieder mit einem kühlen Gruß entschlüpfen wollte, sagte sie in ihrer liebenswürdigen Weise: „Wollen Sie mir nicht ein wenig Gesellschaft leisten, Herr Regierungsrat? Die Wege im Walde dürften doch noch zu schmutzig sein zum Spazierengehen."

Karsten trat näher, verbeugte sich und nahm auf dem nächsten Stuhle Platz.

„Warum entschlüpfen Sie uns immer," fuhr die Dame fort, „wir sind nun einmal, sagen wir durch Zufall, auf unsere gegenseitige Gesellschaft angewiesen und hätten uns gewiß manches zu sagen. Ich meine natürlich Unpersönliches."

„Ich bin in keiner glücklichen Verfassung, gnädige Frau," entgegnete Karsten, mit dem Fuße im Sande wühlend, „ich fürchte, den Damen eine unliebsame Gesellschaft zu sein."

„Das zu erörtern bliebe unsere Sache — und wir fürchten uns nicht. Wer hätte nicht Schweres im Leben durchgemacht — und ich denke, wir Menschen haben die Pflicht, uns gegenseitig zu stützen. Die englische Dame z. B., Mrs. Briton, hat ihren Mann verloren, ich habe von ihr gelernt, in der Art wie sie ihren Schmerz trägt, nur damit kein Schatten desselben auf ihres Sohnes Wege falle."

„Gewiß," gab Karsten zu, sich durch die Güte der Dame erleichtert fühlend, „aber das ist ein Schicksal, wie es uns alle trifft, und wobei man der Teilnahme sicher ist."

„Der Teilnahme der Menschen? Ich gebe nicht viel auf sie," sagte die Geh. Rätin, „sie wissen zu wenig von uns, um uns gerecht zu werden. Es sind immer nur einzelne, die uns wohl tun."

Karsten küßte, von einem weichen Impuls getrieben, der Geh. Rätin die Hand.

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau, für Ihre guten Worte, ich habe lange keine solchen gehört. Und wenn Sie mir erlauben —" Karsten stockte plötzlich, er sah Frau von Manner aus dem Hause kommen, — „mir erlauben, mich Ihnen anzuschließen, so werde ich sehr dankbar sein."

„Es soll uns herzlich freuen, Herr von Karsten. — Sehen Sie, liebe Leonore," sagte sie dann zu Frau von Manner, die eben in den Pavillon trat, „ich habe Herrn von Karsten mit den Haaren herbeigezogen, er soll uns bisweilen Gesellschaft leisten, ich denke, er wird nicht schlecht dabei fahren."

„Sicherlich nicht, ich setze voraus, daß mich gnädige Frau auch dulden werden," fügte er, sich zu Frau von Manner wendend, hinzu.

„Ich denke, dafür müssen Sie mich gleichfalls dulden, Herr von Karsten," gab Leonore lächelnd zurück, „wer am meisten dabei gewinnt, das wird erst die Erfahrung lehren."

Es war als ob ein Sonnenstrahl über das ausdrucksvolle Gesicht der jungen Frau ging, und das verschönte sie noch.

„Wollen wir gleich die Probe machen," fragte sie, „und wollen Sie uns auf unserem Spaziergang begleiten? Ich denke, der Sonnenuntergang muß nach dem Regen herrlich werden, Mama Binter," wandte sie sich dann an diese.

Karsten war bereit. Seine Augen fielen, als er sich erhob, auf den strammen Lederstiefel der jungen Frau und glitten an ihrer schlanken Gestalt hinauf. Der lächelnde Zug in ihrem Gesicht war verschwunden, und es war wieder etwas Versunkenes, Fremdes in ihrem Ausdruck, was er nicht mit ihrer Jugend in Einklang zu bringen vermochte.

Die Frau Geh. Rat erhob sich und ging ins Haus um, da es noch immer feucht war, die Schuhe zu wechseln, aber schon nach wenigen Minuten schickte sie ihre Jungfer und ließ bitten, daß die Herrschaften allein gehen möchten, es sei ihr doch zu feucht.

„Wollen Sie sich heute einmal von mir führen lassen?" fragte Frau von Manner, „ich möchte Sie gern an einen schönen Aussichtspunkt bringen, den Sie gewiß noch nicht kennen."

„Wie wäre es, wenn Sie mich zu den Ruinen Catulls führen würden, gnädige Frau, mein Bruder schwärmte von diesem Platz in den überschwenglichsten Ausdrücken."

„Das war gerade meine Absicht," gab Leonore zurück. „Ich ahnte halb und halb, daß Sie noch nicht da oben gewesen seien, und wollte mir die Freude machen, Sie dort mit einem italienischen Sonnenuntergang zu überraschen, der kaum seinesgleichen hat."

„Eben deshalb," stotterte Karsten verlegen, „hatte ich noch nicht den Mut, dahin zu gehen — ich fürchtete —"

„Was fürchteten Sie?"

„Daß ich noch nicht genug Stimmung und Ruhe haben würde, um das alles würdig in mich aufzunehmen."

„Und ich — ich meine, in solchen Augenblicken ganz allein und still in seinen Schmerz versunken, wäre der Eindruck beinahe ein erlösender."

Leonore hatte leiser gesprochen als vorher, mit abgerissenen Worten, und als Karsten schwieg, fuhr sie in der gleichen Weise fort:

„Wir gehen dann aber heute nicht zu den sagenhaften Ruinen, Herr von Karsten. Seitdem ich selbst gelitten habe, weiß ich, daß jede Menschenseele ihre eigenen Bedürfnisse hat. Wie wäre es, wenn wir ein Boot nehmen würden und auf dem See schaukeln?"

Karsten fand nicht gleich das rechte Wort, die junge Frau zog ihn mächtig an, es tat alles gut, was sie sagte.

„Ich meine, wir sollten so ruhig neben einander weiter gehen, gnädige Frau, wohin Sie befehlen, ich habe keine besonderen Wünsche."

Das ist ein merkwürdiger Mensch, dachte Leonore, entweder ist er krank — oder — ja was — oder tief gekränkt vom Schicksal. Es liegt mehr Unzufriedenheit und Trotz in seinem Gesicht als wirkliches Elend. Und doch hat er etwas Souveränes in seiner Erscheinung, etwas Bedeutendes, was einen interessieren könnte.

„An was dachten Sie eben, gnädige Frau?" fragte er dann plötzlich, als Leonore immer noch schwieg und gedankenversunken in einen Pfad lenkte, der ans Gestade führte.

„Ich? Das wäre schwer zu sagen; Gedanken lassen sich nicht immer in Worte kleiden."

„Sie dachten an mich, gnädige Frau, und fanden mich unausstehlich," sagte es plötzlich in viel energischerem Ton über seine Lippen. „Aber ich bin es erst geworden — bei Gott, ich bin es erst geworden durch einen unerhörten Schicksalsschlag."

„Aber das war sicher nicht die Absicht des Schicksals, Herr von Karsten", sagte Leonore sanft.

„Wieso — wie meinen Sie das?"

„Ich meine, daß jeder Mensch seinem Schicksal gewachsen sein muß. Der Schmerz soll nicht erniedrigen, sondern erheben."

„Welcher Natur er auch sei?"

„Ja, welcher Natur er auch sei."

„Es ist merkwürdig, ähnliche Dinge hat man mir auch zu Hause gesagt, sie haben mich beleidigt. Ihre Worte hingegen geben mir zu denken. Vielleicht weil sie frappierend sind bei Ihrer Jugend."

„Das Leben, wie es uns angreift, und die Art, wie wir es auffassen, macht uns reif, nicht die Jahre. Aber sehen Sie," unterbrach sie dann das Gespräch, welches sie offenbar nicht weiterführen wollte, „dort kommt der Dampfer von Desensano, — wie er tiefe Furchen durch den See zieht und die Wellen treibt."

„Der Wind hat sich erhoben, das Wasser ist schwer und dunkel geworden", gab Karsten zurück.

„Aber schön und gewaltig. Sehen Sie, der See kämpft ehrlich mit dem Sturm und wird ihn besiegen. Wie das herrlich ist — wie eine von Leidenschaft aufgewühlte Menschenseele."

Sie standen eine Weile und sahen dem Wetler zu. Die zarten Pinien am anderen Ufer schüttelten ihre Zweige, bald jagte noch ein flüchtiger Sonnenstrahl durch die Wolken und beleuchtete einen Augenblick das Gestade, bald wurde es finster und ein fernes Rollen brüllte über den See.

„Die Natur ist immer vornehm und großartig, auch im Sturm," sagte Frau von Manner, ihr Kleid zusammenraffend, „wie viel können wir Menschen von ihr lernen."

„Bäume, Blumen, Himmel und Meere verlästern einander nicht," gab Karsten bitter zu. „Darum sind sie nie gemein — sie mißverstehen sich nicht, wenn der Himmel sich verdüstert, das Meer wütet, die Blumen weinen und die Bäume brechen".

„Aber vielleicht trösten sie sich auch gegenseitig nicht", sagte Leonore leise.

„Ich möchte mit Ihnen in dem großen Buche lesen — alle Tage, gnädige Frau, ich glaube, wir erforschen Dinge, die — —"

„Bei denen wir uns selbst vergessen würden", unterbrach ihn Leonore. — „Die größte Tat! — Aber da tropft es schon, wie schade."

Das Gewitter kam näher, und als sie auf dem kürzesten Wege nach Hause eilten und das Tor erreichten, regnete es in Strömen.

(Fortsetzung folgt.)

Neujahrsgedanke.

Warmen Herzens denk' ich heute
Auch der armen, kranken Leute,
Der Verirrten und Verbannten,
Der von aller Welt Verkannten,
Derer, die verfolgt, verstoßen,
Der Verwaisten, Namenlosen,
Der Gelähmten, Blinden, Tauben,
Derer, die da, fern vom Glauben,
Machtlos sind, sich von dem Bösen
Und Verderblichen zu lösen,
Jener, die in Kerkern, Ketten,
Aller, die, ihr Haupt zu betten,
Nirgends eine Ruhstatt haben,
Derer, die da Gnadengaben
Heut' vom Herrgott heiß erflehten:
Für sie alle will ich beten.

Ravolzhausen.

Sascha Elfa.

Hessische Totenschau von 1903.

Generalmajor z. D. Georg von Bauer, 79 Jahre alt, Kassel, 1. Januar. — Königl. preußischer Regierungsrat a. D. Otto Klingelhöffer, 92 Jahre alt, Darmstadt, 1. Januar. — Schriftsteller Wilhelm Wagner, 41 Jahre alt, Nauheim, 1. Januar. — Professor der Akademie der bildenden Künste Emil Neumann, 60 Jahre alt, Kassel, 4. Januar. — Landgerichtsdirektor i. P. Julius Muth, 79 Jahre alt, Gießen, 4. Januar. — Rechtsanwalt Justizrat Ludwig Eberhard, 80 Jahre alt, Hanau, 4. Januar. — Amtsgerichtsrat Ernst Klemme, 70 Jahre alt, Rotenburg a. F., 9. Januar. — Wirklicher Geheimrat Ludwig Hallwachs, Exz., 76 Jahre alt, Darmstadt, 9. Januar. — Maler Wilhelm Kröner, 73 Jahre alt, Rinteln, 11. Januar. — Oberamtsrichter Karl Rudolf Beißler, Michelstadt, 12. Januar. — cand. Heinrich Doerbecker, 26 Jahre alt, Marburg, 17. Januar. — Großherzogl. hessischer Geh. Kirchenrat Peter Ewald, 85 Jahre alt, Darmstadt, 19. Januar. — Königl. Oberförster a. D. Wilhelm von Bardeleben, 75 Jahre alt, Kassel, 24. Januar. — Kommunallandtags-Abgeordneter Gutsbesitzer August Rosenstock, 53 Jahre alt, Obersuhl, 25. Januar. — Landgerichtsrat a. D. Jean Reul, 83 Jahre alt, Hanau, 27. Januar. — Apotheker Wilhelm Melde, 76 Jahre alt, Fulda, 3. Februar. — Generalleutnant z. D. Otto Schmidt, 57 Jahre alt, Kassel, 4. Februar. — Großherzogl. hessischer Sanitätsrat Dr. Friedrich Kullmann, 56 Jahre alt, Altenstadt, 5. Februar. — Oberst z. D. Wilhelm Hasse, 72 Jahre alt, Berlin, 5. Februar. — Geh. Regierungsrat Professor Heinrich Köhler, 72 Jahre alt, Hannover, 20. Februar. — Oberregierungsrat Karl Metz, 66 Jahre alt, Lüneburg, 28. Februar. — Schriftsteller Gottfried Schwab, 51 Jahre alt, München, 2. März. — Major Hermann von Heimrod, 58 Jahre alt, Herford, 4. März. — Pfarrer Otto Gonnermann, 68 Jahre alt, Kassel, 6. März. — Hofprediger Pfarrer Otto Heinrichs, 78 Jahre alt, Gedern, 8. März. — Apotheker Dr. med. Ernst Kampfmüller, Louisville, 8. März. — Stadtrat Karl Has, 57 Jahre alt, Kassel, 13. März. — Papierfabrikant Louis Staffel, 83 Jahre alt, Witzenhausen, 16. März. — Opernsänger Alcuin Blum, Newyork, 17. März. — Hofbuchhändler Gustav Klaunig, 52 Jahre alt, Kassel, 18. März. — Amtsgerichtsrat Georg Unverzagt, 45 Jahre alt, Bergen, 19. März. — Pfarrer August Hast, 79 Jahre alt, Widdershausen, 22. März. — Oberamtmann Eckart Koehler, Domäne Neuenberg bei Fulda, 23. März. — Gymnasial-Professor Dr. Theodor Sänger, 49 Jahre alt, Hersfeld, 27. März. — Regierungs- und Baurat Schwedler, Frankfurt a. M., 27. März. — Volksdichterin Johannette Lein, 83 Jahre alt, Gießen, 29. März. — Oberlehrer Professor Heinrich Veith, Worms, 31. März. — Königl. Forstmeister Adolf Bickel, 66 Jahre alt, Brotterode, 9. April. — Gymnasial-Oberlehrer Professor Karl Wagner aus Kassel, 56 Jahre alt, Marburg, 11. April. — Landgerichtsrat Adolf von Kleinsorgen, 68 Jahre alt, Fulda, 13. April. — Justizrat Georg Krug, 67 Jahre alt, Marburg, 13. April. — Bürgermeister Johannes Krommes, Mitglied des Kommunal- und des Provinziallandtages, 56 Jahre alt, Neukirchen, 15. April. — Oberrealschuldirektor a. D. Dr. Karl Ackermann, 62 Jahre alt, Kassel, 23. April. — Professor Dr. Joseph Koerber, 68 Jahre alt, Fulda, 26. April. — Malvida von Meysenbug, 86 Jahre alt, Rom, 26. April. — Geheimer Obermedizinalrat Dr. Kraußer, 53 Jahre alt, Darmstadt, 29. April. — Königl. Forstmeister a. D. Heinrich Klemme, 72 Jahre alt, Kassel, 30. April. — Metropolitan von Starck, 76 Jahre alt, Bergen, 30. April. — Pfarrer Ernst Schönhals, 68 Jahre alt, Großen-Linden, 30. April. — Kanzleirat Adolf Eckhardt, 87 Jahre alt, Marburg, 1. Mai. — Mittelschullehrer Wilhelm Martin, 61 Jahre alt, Kassel, 6. Mai. — Freiherr Franz von Uslar-Gleichen, 49 Jahre alt, Fulda, 8. Mai. — Pfarrer Wilhelm Brehm, 67 Jahre alt, Eberschütz, 9. Mai. — Amtsgerichtsrat a. D. Justus Thomas, 83 Jahre alt, Kassel, 11. Mai. — Generalmajor z. D. Adolf von und zu Schachten, 64 Jahre alt, Kassel, 11. Mai. — Oberstleutnant z. D. Büff, Müllheim i. B., 14. Mai. — Lehrer und Organist Albert Jungmann, 53 Jahre alt, Kassel, 24. Mai. — Generalmajor z. D. Viktor von Loßberg, 68 Jahre alt, Kassel, 24. Mai. — Oberstleutnant Freiherr Moritz von Schenk zu Schweinsberg, Darmstadt, 25. Mai. — Amtsrichter Franz Beckmann, 41 Jahre alt, Hilders, 3. Juni. — Fürst Ferdinand zu Ysenburg und Büdingen, 78 Jahre alt, Wächtersbach, 4. Juni. — Privatmann Reinhard Hochapfel, 80 Jahre alt, Kassel, 7. Juni. — Königl. Forstmeister August Müller, 67 Jahre alt, Wildeck, 13. Juni. — Großherzoglich hessischer Kammerherr Karl Alexander Freiherr Schenk zu Schweinsberg, 59 Jahre alt,

Schweinsberg, 15. Juni. — Domkapitular Karl Jüngst, 55 Jahre alt, Fulda, 16. Juni. — Dr. Heinrich Wöhler, 44 Jahre alt, München-Schwabing, 29. Juni. — Direktor Siegfried Hirsch, 84 Jahre alt, Kassel, 1. Juli. — Königl. Oberförster a. D. Karl Heisterhagen, Marburg, 2. Juli. — Rechtsanwalt und Notar Dr. Bulle, 47 Jahre alt, Hanau, 3. Juli. — Albert Westerburg, ehemaliger Oberbürgermeister von Kassel, 56 Jahre alt, Stuttgart, 4. Juli. — Geh. Kriegsrat und Major a. D. Otto Weber, 67 Jahre alt, Kassel, 16. Juli. — Rechnungsrat Philipp Faßhauer, 71 Jahre alt, Kassel, 17. Juli. — Erster Staatsanwalt a. D. Geh. Justizrat Viktor Baumgard, 66 Jahre alt, Cleve, 18. Juli. — Sanitätsrat und Kreiswundarzt z. D. Dr. med. Ludwig Amelung, 69 Jahre alt, Karlshafen, 29. Juli. — Gymnasial-Oberlehrer a. D. Julius Riebel, 80 Jahre alt, Kassel, 1. August. — Posthaltereibesitzer und Stadtrat Friedrich Nebelthau, 66 Jahre alt, Kassel, 3. August. — Berginspektor a. D. Eduard Schwenken, 79 Jahre alt, Homberg. — Kaufmann G. H. van der Linden, 68 Jahre alt, Kassel, 14. August. — Regierungspräsident a. D. Philipp Koch, 88 Jahre alt, Kassel, 16. August. — Oberstleutnant z. D. Louis Dommerich, Lingen, 18. August. — Pfarrer a. D. Julius Iffland, 76 Jahre alt, Kassel, 19. August. — Oberrealschullehrer Wilhelm Laus, 53 Jahre alt, Kassel, 22. August. — Kreistagsabgeordneter und Magistratsmitglied Konrad Knips, 67 Jahre alt, Fulda, 25. August. — Medizinalrat Dr. Wilhelm Brill, 68 Jahre alt, Eschwege, 27. August. — Geh. Regierungsrat a. D. Grotefend, 71 Jahre alt, Marburg, 7. September. — Pfarrer Lammeyer, 62 Jahre alt, Niederklein, 1. Oktober. — Dr. Daniel Saul, früherer Redakteur des „Hessenland", 49 Jahre alt, Jugenheim a. d. Bergstr., 8. Oktober. — Professor Dr. Heinrich Möhl, 70 Jahre alt, Kassel, 14. Oktober. — Privatschulvorsteher Johannes Reinhard, 69 Jahre alt, Kassel, 16. Oktober. — Oberstleutnant z. D. Theodor von Stamford, 70 Jahre alt, Kassel, 23. Oktober. — Reichsgerichtsrat Braun, 71 Jahre alt, Leipzig, 29. Oktober. — Rektor a. D. Karl Althans, Rinteln, 30. Oktober. — Dr. med. Franz Schütze, 53 Jahre alt, Kassel, 8. November. — Stiftsoberförster a. D. August Euler, 72 Jahre alt, Oberkaufungen, 7. November. — Kunstmaler Fritz Klingelhöfer, 71 Jahre alt, Marburg, 9. November. — Major a. D. Franz Freiherr Schenk zu Schweinsberg, Darmstadt, 12. November. — Prinzessin Elisabeth von Hessen und bei Rhein, 8 Jahre alt, Skierniewice, 16. November. — Pfarrer Magnus Hartmann, 65 Jahre alt, Michelsrombach, 17. November. — Regierungs- und Forstrat a. D. Wilhelm Krause, 76 Jahre alt, Kassel, 19. November. — Oberstleutnant a. D. Engelbert Freiherr von Brackel, 73 Jahre alt, Kassel, 22. November. — Kaiserlicher Konsul Dr. Karl Reinhardt, München, 25. November. — Justizrat Dr. Julius Müller, 72 Jahre alt, Wiesbaden, 25. November. — Apotheker Fritz Gleim, 83 Jahre alt, Eschwege, 26. November. — Gymnasialoberlehrer a. D. Professor Dr. Eduard Auth, 69 Jahre alt, Kassel, 28. November. — Metropolitan a. D. Peter Wepler, Waldkappel, November. — Kreistierarzt a. D. Eduard Rothamel, 70 Jahre alt, Gelnhausen, 29. November. — Hauptmann a. D. Wilhelm Stiehler, 78 Jahre alt, Marburg, 2. Dezember. — Königl. hannoverscher Jagdjunker a. D. und Rittergutsbesitzer Moritz von Eschwege, 78 Jahre alt, Reichensachsen, 3. Dezember. — Kunstmaler Walter Merkel, 40 Jahre alt, Kassel, 7. Dezember. — Generalsuperintendent a. D. Dr. theol. Karl Fuchs, 76 Jahre alt, Fulda, 8. Dezember. — Freiherr Volkwin von der Malsburg, 40 Jahre alt, Wilhelmshöhe, 14. Dezember. — Syndikus a. D. Ernst Bernhardi, 69 Jahre alt, Marburg, 22. Dezember. — Geh. Regierungsrat und Bibliotheks-Direktor a. D. Dr. Otto Hartwig, 73 Jahre alt, Marburg, 22. Dezember. — Universitäts-Professor Dr. Edmund Heß, 60 Jahre alt, Marburg, 24. Dezember.

Neujahr.

Zwei Schiffe zogen ihre Bahnen
Durchs Weltmeer hin zum fernen Land,
Im Winde flatterten die Fahnen,
Das Wörtchen „Glück" auf einer stand,
Und auf der andern las ich: „Frieden".
O, glücklich, wem der ist beschieden.

Das Glück pries an die schönsten Blüten,
Vom Deck erschallte lauter Sang —
„Was kümmert uns des Sturmes Wüten,
Mein Kiel die höchste Welle zwang."
Die Hand des Steuermanns umspannte
Die Leier, und die Lust entbrannte.

Das andre Schiff zog durch die Wellen
In Frieden ohne lauten Sang,
Die Segel schien der Wind zu schwellen,
Und wunderbarer Sphärenklang
Ertönte von dem Deck ganz leise
In holder, nie gehörter Weise.

Am Neujahrsmorgen sind sie beide
Gerüstet zu der neuen Fahrt,
Zu neuer Lust und neuem Leide,
Wie es vom Schicksal aufgespart.
Auf welchem Schiffe willst Du fahren,
Mit welcher von den beiden Scharen?

Niedermöllrich.

Trau nicht dem Glück, das gern sich schmücket
Mit äußerlichem Flittertand,
Der dich wohl kurze Zeit entzücket,
Bis plötzlich all' sein Glanz verschwand,
Der Brand aus allen Ecken lohte, —
Der Untergang dem Fahrzeug drohte.

O trau dem andern Schiff, dem Frieden,
Er prangt im lichten Himmelsblau,
Und wenn auch Sturm dir ward beschieden,
Getrost dem Steuermann vertrau,
Er wird das Schiff zum Hafen bringen,
Wo ew'ge Friedenslieder klingen.

Elard Biskamp.



Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Am 28. Dezember wurde vom hessischen Geschichtsverein zu Kassel ein wissenschaftlicher Herrenabend abgehalten, an welchem, da Herr Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf durch Krankheit verhindert war, einen angekündigten größeren Vortrag zu halten, eine Reihe von kleineren Mitteilungen gemacht wurde. Der erste Vorsitzende, Herr General Eisentraut, wies nochmals darauf hin, wie man es hauptsächlich dem Oberpräsidenten der Provinz Hessen-Nassau, Herrn von Windheim, sowie dem Herrn Regierungs-Präsidenten von Trott zu Solz zu danken habe, daß das Schloß Spangenberg nicht in Privathände gelangt sei. Sache der hessischen Bevölkerung sei es nun, die Mittel aufzubringen, daß das alte Schloß in würdiger Weise hergestellt werde und erhalten bleibe. Der hessische Geschichtsverein habe in dieser Hinsicht schon Schritte vorbereitet und hoffe ein günstiges Resultat zu erzielen. Herr Fabrikant Breithaupt überreichte im Namen der Frau Geheimen Hofrat Drude in Dresden eine zur Erneuerung der Sonnenuhr am Kasseler Observatorium 1859 von ihrem Vater August Cöster entworfene Zeichnung mit genauester Berechnung nach der Polhöhe 2c. Darauf hielt Herr Oberlehrer Grebe auf Grund des erschienenen 2. Bandes der Breithauptschen Chronik einen Vortrag über diese Familie, die bis in das 11. Jahrhundert zurückreicht, somit eine der ältesten Bürgerfamilien Deutschlands ist und im Laufe der Zeit viele treffliche Männer, die sich auf militärischem Gebiet, wie auf dem der Wissenschaft erfolgreich bekannt gemacht haben, hervorbrachte. Herr Fiorino legte das 1783 erschienene erste Verzeichnis der Kasseler Gemäldesammlung von Simon Causid vor, in dem etwa 250 Bilder beschrieben sind, wogegen der in neuerer Zeit von Geheimrat Dr. Eisenmann herausgegebene Katalog über 760 Gemälde zählt. Simon Causid, der in Marburg und Göttingen Theologie studiert hatte, war Erzieher eines der Söhne des Landgrafen Friedrich II. und später Professor in Marburg. Nachdem er infolge von Kränklichkeit nach Kassel zurückgekehrt war, wurde er von der dortigen Akademie der Maler- und Bildhauerkunst zum Ehrenmitglied aufgenommen. Herr General Eisentraut zeigte sodann zwei römische Münzen, die auf einem Felde bei Gudensberg gefunden sind. Die eine stammt aus der Zeit des Kaisers Decius, die andere aus der des oströmischen Kaisers Leo VI. Ferner gelangte ein Feuersteinschaber zur Ansicht, der in dem in einem Kasseler Garten verwendeten Flußkies gefunden worden war, und eine Speerspitze aus Feuerstein, aus der Gegend bei Gudensberg. Rühmend hob der Herr Vorsitzende auch die Tätigkeit der hessischen Lehrer bei Erforschung der einzelnen Gebiete unserer engeren hessischen Heimat hervor und gedachte dabei besonders des Herrn Lehrers Freitag in Besse. Schließlich sei noch bemerkt, daß Herr Optiker Heß die von ihm angefertigten Photographien von denkwürdigen alten Kasseler Bauwerken in einem stattlichen Album vereinigt dem Geschichtsverein zum Geschenk gemacht hat.

Vermählung. Am 19. Dezember fand zu Freiburg i. B. die Vermählung des Erbprinzen Ferdinand Maximilian zu Ysenburg-Büdingen-Wächtersbach mit Gräfin Margita von Dönhoff statt.

Ernennung. Der bisherige Assistent am Pathologischen Museum in Berlin und Privatdozent an der dortigen Universität Dr. Kaiserling ist zum ersten Assistenten des Museums mit Beamteneigenschaft ernannt worden.

Regierungs- und Forstrat Krause †. Der am 19. November zu Kassel dahingeschiedene

Regierungs- und Forstrat a. D. Wilhelm Krause war geboren zu Kassel am 7. Januar 1827 als Sohn des zu Fritzlar verstorbenen Oberkontrolleurs Krause. Nach anfänglichem Besuch des Gymnasiums zu Kassel absolvierte er die damalige Polytechnische Schule, besuchte in den Jahren 1849 und 1850 nach vorher abgeleisteter Dienstzeit im kurhessischen Jägerbataillon die Forstlehranstalt zu Melsungen und erwarb sich nach abgelegter Prüfung die Anwartschaft für den kurhessischen Forstverwaltungsdienst. Hierauf vertretungsweise mit der Verwaltung von Revierförsterstellen beschäftigt, wurde er 1855 Forstinspektions-Accessist in Schwarzenfels und hierauf in Homberg. Im Herbst 1863 zum Revierförster in Gottsbüren ernannt, wurde er am 30. August 1867 als Königlicher Oberförster nach Braschen, Reg.-Bez. Frankfurt a. O., versetzt. In dieser Stellung erwarb er sich in besonderem Maße die Anerkennung seiner Vorgesetzten, so daß er im März 1873 unter Ernennung zum Forstmeister als Inspektionsbeamter und Mitglied der Königlichen Regierung zu Posen berufen wurde. Im April 1887 zur Regierung nach Kassel versetzt, 1891 zum Regierungs- und Forstrat ernannt, feierte er hier am 15. Dezember 1895 sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum. In allen diesen Stellungen erwarb er sich durch sein großes Pflichtgefühl und reiches, insbesondere technisches Wissen die Achtung seiner Vorgesetzten, durch seinen lauteren Charakter bei seinem einfachen, anspruchslosen Wesen die Wertschätzung seiner Kollegen und insbesondere die Liebe und das Vertrauen seiner Oberförster und Förster in so hohem Maße, daß ihm seitens dieser wertvolle Zeichen der Erinnerung gewidmet wurden. Nachdem ihm gelegentlich seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums der Rote Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife und der Zahl 50 verliehen war, wurden seine treuen Dienste noch durch Verleihung des Kronenordens 2. Klasse gelegentlich seiner am 1. April 1900 erfolgten Pensionierung anerkannt.

Walter Merkel †. Für das „Hessenland" wird man zum Berichterstatter des Todes. Der Maler Walter Merkel ist seinem Freunde Fehrenberg nach Jahresfrist hinabgefolgt. Er entstammte einer Künstlerfamilie. Sein Vater war der weitbekannte Lehrer der Kasseler Kunstgewerbeschule, Professor Merkel. Dem wurde er am 12. Juli 1863 geboren. Nachdem er sich auf der alten Realschule seinen Berechtigungsschein geholt hatte, bezog er, 17 Jahre alt, die Kunst-Akademie zu Kassel, glücklich begabt. Nach der Dienstzeit ging er mit dem Preise der woltätigen Bose-Stiftung (1895) nach München, studierte dann auch später nochmals dort, in Alling und Wepling. In seinen Landschaften der Jahre 1896 und 1897 hat er das Beste hinterlassen. Sein Standpunkt war, nur das im Bilde zu zeigen, was sein Auge in der Natur wirklich sah. Dadurch bekamen seine Bilder eine weich-persönliche Note, und sie wirken trotz der meist ganz einfachen und bescheidenen Themen sehr wahr. In Erinnerung sind mir große Studien aus den Wilhelmshöher „Fuchslöchern" und „Ein Herbsttag", schwer und grau. Dann sah ich bei Thüringer Verwandten ein späteres Bild „Druseltal", sehr fein empfunden und sehr schön im Ton. Aber auch im Porträtfache hat er sehr Gutes geleistet; so sein „Philipp der Großmütige" für Marburg, das Bildnis des verstorbenen Medizinalrats Dr. Rockwitz — das seines Vaters mit dem charakteristischen Kopfe und den feinen Händen. Dann zahlreiche kleinere gute Bildnisse, besonders liebe Kinderköpfchen. Im Frühjahr 1902 kam er von Berlin, wohin ihn Porträtaufträge gerufen hatten, brustkrank heim. Ein Italien-Aufenthalt im darauffolgenden Winter konnte die Krankheit nicht zum Stillstande bringen, und am 9. Dezember haben ihn seine Familie und ein großer Freundeskreis an der Seite seines Vaters auf dem Wehlheider Friedhofe zur Ruh gebettet. Du lieber Gott — das alte Lied.

Weimar, Dezember 1903. Willy Schäfer.

Kircheneinweihung. Am 20. Dezember v. J. wurde die mit großer Opferwilligkeit der politischen Gemeinde Wahlershausen erbaute Christuskirche, nachdem am 10. November 1902 ihr Grundstein gelegt worden, feierlich eingeweiht und der neue Pfarrer Rudolf Weber, bisher in Limmeritz in der Neumark, den der Patron, Major von Dalwigk in Oldenburg, auf Wunsch der Gemeinde dem Konsistorium präsentiert hatte, in das durch Ministerialverfügung neugegründete Kirchspiel Wahlershausen mit der Schloßgemeinde Wilhelmshöhe eingeführt. Das außerordentlich schmucke Gotteshaus ist dem sog. Wiesbadener Programm gemäß nach dem preisgekrönten Entwurf des Architekten Roth aus Kassel unter dessen Leitung errichtet worden und zeigt den Übergang vom gotischen zum Renaissancestil. Hinter dem Altar befindet sich die Orgel, vom Hoforgelbauer Euler in Gottsbüren erbaut. Die Kanzel steht an der Nordseite neben dem Altar. Ihr gegenüber erblickt man auf hohem Postament den Thorwaldsenschen Christus aus französischem Kalkstein, gestiftet von Sanitätsrat Dr. Wiederhold. Zu der weiteren inneren Ausschmückung haben noch viele Bewohner Wahlershausens beigetragen. Zu den Füßen der Statue, mit dem Postament verbunden, befindet sich der geschmackvoll gearbeitete Taufstein. Von den bunten Fenstern des Schiffs

zeigen drei die bildlichen Darstellungen der Geburt und der Auferstehung Christi, sowie die Auferweckung von Jairus' Töchterlein. Die heiligen Gefäße, Leuchter und das Kruzifix, alles aus massivem Silber, hat Hofjuwelier Range in Kassel geliefert. Die Einweihungs- und Einführungsfeier verlief in der kirchlich vorgeschriebenen Weise durch den Generalsuperintendenten D. Lohr, Superintendenten Schüler, den bisherigen Ortspfarrer von Lorentz und den neuen Pfarrer Weber.

Todesfälle. Am 22. Dezember starb zu Marburg der Geheime Regierungsrat Bibliotheksdirektor a. D. Dr. Otto Hartwig, 73 Jahre alt. 1830 in Wichmannshausen bei Eschwege geboren, studierte er in Marburg, Halle und Göttingen Theologie und Philosophie. 1860 wurde er als Prediger der deutsch-evangelischen Gemeinde nach Messina berufen, die bereits in dem nachmaligen Professor Dr. Lindenkohl einen Hessen zum Seelsorger gewählt gehabt hatte. In die Heimat zurückgekehrt, war Dr. Hartwig 1866 Lehrer am Gymnasium in Rinteln, 1867 Sekretär und Unterbibliothekar an der Königlichen Universitätsbibliothek in Marburg. Von 1876 bis gegen Ende der neunziger Jahre bekleidete er die Stelle des Direktors an der Universitätsbibliothek zu Halle. Alsdann siedelte er wieder nach Marburg über. Ein trefflicher Gelehrter war Hartwig auch schriftstellerisch erfolgreich tätig und leitete bis vor kurzem das von ihm gegründete „Zentralblatt für Bibliothekswesen". — Einen weiteren Verlust hat die Gelehrtenwelt durch das am 24. Dezember in Marburg erfolgte Dahinscheiden des Professors der Mathematik an der dortigen Universität und Direktors des mathematischen Seminars Dr. Edmund Heß zu verzeichnen. Er war 1843 in Marburg als Sohn eines dortigen Apothekers geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und sodann die dortige wie die Heidelberger Universität. In Marburg gehörte er dem Corps Teutonia an. 1864 bestand er sein Staatsexamen und habilitierte sich, nachdem er ein Jahr unter Professor Klinkerfues in Göttingen tätig gewesen war, 1866 in Marburg. Am dortigen physikalischen Institut wirkte er als Assistent des Professors Dr. Melde. 1879 wurde er außerordentlicher, 1892 ordentlicher Professor. Von seinen Werken sind hauptsächlich zu nennen: „Beiträge zur Theorie der räumlichen Konfigurationen" und „Einleitung in die Lehre von der Kugelteilung". Der Dahingeschiedene war u. a. Mitglied der Kaiserlich Leopoldinischen-Karolinischen Akademie der Naturforscher in Halle und Ehrenmitglied des Mathematisch-Physikalischen Vereins in Marburg.

Personalien.

Verliehen: dem Oberlandesgerichtsrat Geh. Justizrat Dr. Schellmann zu Kassel bei seinem Übertritt in den Ruhestand der Rote Adlerorden 3. Kl. mit der Schleife; dem Pfarrer von Lorentz zu Kirchditmold und dem Geh. Sanitätsrat Dr. Ewe, bisherigen Brunnenarzt zu Bad Nenndorf, der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Amtsanwalt Spohr zu Kassel bei seinem Übertritt in den Ruhestand, dem Bürgermeister Wimmer, dem Vizebürgermeister Rivoir und dem Gemeinderat Hochapfel, sämtlich zu Wahlershausen, sowie dem Eisenbahnstations-Assistenten Wiegand zu Hanau der Kronenorden 4. Kl.; dem Postdirektor Sergel zu Eschwege der Rang der Räte 4. Kl.

Ernannt: Pfarrer Reich zu Hochstadt zum Metropolitan der Klasse Bergen; Pfarrverweser Ehringhaus zu Hohenzell zum Pfarrer daselbst; die Landmesser Jansen zu Hünfeld, Schwarzkopf zu Kassel und Ullrich zu Treysa zu Oberlandmessern; Oberleutnant der Reserve Schröder, genannt von Schirp, zu Kassel zum Amtsanwalt bei dem dortigen Amtsgericht und dem Amtsgericht zu Oberkaufungen.

Bestellt: Pfarrer extr. Haas zu Rotenburg zum Gehilfen des Pfarrers Niemeyer zu Ronshausen; Pfarrer extr. Eisenberg zum Gehilfen des Pfarrers Rommel zu Wernswig.

In den **Ruhestand** getreten: Rechnungsrat Löhr zu Marburg.

Geboren: eine Tochter: Cafetier Karl Schmoll und Frau Luise, geb. Imhoff (Kassel, Dezember); Pfarrer Dr. Heußner und Frau, geb. Hoche (Kassel, 25. Dezember); Apotheker C. Steindecker und Frau Frieda, geb. Gundlach (Birstein, 27. Dezember).

Gestorben: Dr. Eduard Rembe (Linkoln, Illinois, Dezember); Eisenbahn-Stationsvorsteher a. D. Gottlieb Hamel, 64 Jahre alt (Kassel, 14. Dezember); Freiherr Volkwin von der Malsburg, 40 Jahre alt (Wilhelmshöhe, 14. Dezember); Stadtkämmerer a. D. Heinrich Rosenblath, 69 Jahre alt (Hess.-Lichtenau, 15. Dezbr.); Kantor Heinrich Keßler, 66 Jahre alt (Wollrode, 16. Dezember); Charlotte Gräfin von Kielmannsegg, geb. von Bauer (Seestermühe, 16. Dezember); Frau Pfarrer Schuchardt, geb. Auffarth (Hanau, Dezember); Fräulein Luise Koppen, 65 Jahre alt (Kassel, 18. Dezember); Frau Geh. Justizrat Therese Steineck, geb. von Heeringen, 71 Jahre alt (Kassel, 19. Dezember); Bürgermeister und Gutsbesitzer Lorenz Hartung, 45 Jahre alt (Neumorschen, 20. Dezember); Rentner Christian Zahn, 82 Jahre alt (Kassel, 21. Dezember); Syndikus a. D. Ernst Bernhardi, 69 Jahre alt (Marburg, 22. Dezember); Geheimer Regierungsrat und Bibliotheks-Direktor a. D. Dr. Otto Hartwig, 73 Jahre alt (Marburg, 22. Dezember); Universitäts-Professor Dr. Edmund Heß, 60 Jahre alt (Marburg, 24. Dezember); Juwelier Heinrich Plümer, 60 Jahre alt (Kassel, 27. Dezember).

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 2. XVIII. Jahrgang. Kassel, 16. Januar 1904.

Allein.

Du hast mich doch am besten noch verstanden
Von all' den Menschen, welche um mich waren,
Da in der Jugend glühend heißen Jahren
Wir das ersehnte stille Wunder fanden.

In seinen Glanz wir unsre Seelen tauchten, —
O, größ're Wonnen hab' ich nie empfunden
Als jene unauslöschlich sel'gen Stunden,
Wo „Liebe" Deine keuschen Lippen hauchten. —

Der Zeiten Flutenwelle rann vorüber
Und hat so vieles, vieles mir entrissen, —
Dem kleinsten Glück hab' ich entsagen müssen
Und warf das Letzte über Bord hinüber. — —

Ich steh' allein, — es ist der Herbst gekommen, —
Und Du, wo bist Du Einzige geblieben? — —
Daß doch den Menschen alles, was sie lieben,
So jäh und rauh wird wieder fortgenommen!

München. **Gustav Adolf Müller.**

Abend.

Die Mädchen sind schon entschlummert.
Ganz leise treten wir ein
Und ordnen weich die Decken
Bei der Kerze verhaltenem Schein.

Nun zu dem Bettchen des Jungen!
Auch er schläft, Gott sei gelobt.
Wir atmen auf, sie haben
Am Tage uns müde getobt.

Bei stiller Lampe sitz' ich
Mit ihr am Tische allein;
Wir reden nichts, nur meint sie:
„Wie schade, — sie schliefen schon ein."

Sie hat mit leisen Nadeln
An einem Strümpfchen gestrickt
Und dabei hat das lächelnde Glück
Ihr über die Schulter geblickt.

Weimar. **Willy Schäfer.**

Alte Jungfer.

Sie trägt im Herzensgrunde
Sein Bild seit Jugendjahren,
Doch gab kein Wort die Kunde
Und keiner hat's erfahren.

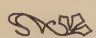
Wohin nun mit der Blüte
Der innigen Gedanken?
Sie ward voll reicher Güte
Der Trost, das Heil der Kranken.

Er starb und ward begraben.
Da kommt das alte Weiblein,
Vom toten Lieb zu haben
Ein Restchen nur, ein Stäublein.

Sie beugt den müden Rücken
Am Grabesheiligtume,
Sie neigt sich, abzupflücken
Ein Blättchen, eine Blume;

Klopft an die stille Klause
Mit freundlicher Gebärde,
Dann nimmt sie mit nach Hause
Noch eine Handvoll Erde.

Remscheid. **Auguste Wiederhold.**





Die Franzosenherrschaft im Fürstentume Fulda im Jahre 1806.

Nach Aufzeichnungen des Staatsrats Eugen Thomas mitgeteilt von Konstantin Simon.*)

Zu den bedeutendsten Staatsmännern des Fürstentums Fulda am Anfang des 19. Jahrhunderts gehört unstreitig der fürstliche Kanzler und nachmalige großherzoglich frankfurtische Staatsrat Eugen Thomas, welcher sich durch sein rühmlichst bekanntes Werk „System der Fuldaer Privatrechte" auch auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft einen geachteten Namen erworben hat. Da Thomas eine führende Rolle in der Landesregierung inne hatte, so erscheint seine Chronik über die Ereignisse jener Zeit gewiß als eine berufene und seine sorgfältig geführten Aufzeichnungen müssen als wertvolle Geschichtsquellen betrachtet werden. Außer einer Anzahl teils im Entwurf vorhandener, teils druckfertig gestellter Manuskripte hat Thomas auch ein vollständiges Tagebuch seiner Familie hinterlassen, welchem die folgende Skizze der für die deutschen Lande so traurigen Epoche des Jahres 1806 entnommen ist.

Nachdem nun der Pariser Historiker Fernand Calmettes vor kurzem in dem Verlage von Plon, Nourrit & Cie. die Memoiren des Generals Thiébault herausgegeben hat, worin u. a. die Einführung des französischen Gouvernements im Fuldaer Lande in rosigem Lichte geschildert wird, bietet sich die Veranlassung, neben diesen Berichten von französischer Seite auch die Darlegungen aus den einheimischen Regierungskreisen des usurpierten Landes zu veröffentlichen, um damit einen Beitrag zur Geschichte jener verhängnisvollen Tage zu liefern. Im Gegensatz zu den Mitteilungen des Gouverneurs Thiébault finden wir hier, daß das in schwerer Bedrängnis ringende Land durchaus keinen Anlaß hatte, mit der Franzosenherrschaft zufrieden zu sein. Wir beginnen nun an der Hand der Thomasschen Memoiren mit dem Sturze des Fürsten Wilhelm von Oranien, des nachmaligen Königs der Niederlande.

Napoleon hatte die Errichtung eines „norddeutschen Bundes" versprochen, jedoch die Forderung Preußens auf endliche Konstituierung desselben unberücksichtigt gelassen, so kam es im Oktober 1806 zum förmlichen Bruche zwischen Frankreich und Preußen. Unglücklicherweise hatte der Fürst Wilhelm von Oranien seit kurzem ein preußisches Regiment als Inhaber erhalten und hielt sich dadurch für verpflichtet, mit ins Feld zu ziehen. Aber schon in wenigen Tagen nach der schweren Niederlage bei Jena mußte er sich in Erfurt als Kriegsgefangener ergeben. Seine Handlung war nur aus persönlichen Motiven entsprungen; weder sein Land, noch sein Geheimratskollegium war von seinen Absichten unterrichtet! Man hatte von seiten des Landes Fulda nicht den mindesten Anteil an dieser kriegerischen Bewegung, weder durch Stellung von Mannschaften noch durch Begünstigung der preußischen Truppen, allein der Fürst Wilhelm war Feind und das unschuldige Land mußte die traurigen Folgen dieses persönlichen Verhaltens fühlen! Der Reichsmarschall Mortier rückte in das Land und nahm am 27. Oktober förmlichen Besitz davon. Obschon Fulda nichts mit den kriegerischen Verwickelungen zu tun hatte, fand man es nötig, eine Kriegskommission zu organisieren, deren Direktorium Thomas wider seinen Willen übernehmen mußte. Da Mortiers Absicht nicht bloß auf die Besitznahme von Fulda, welche ja ohne Schwertstreich geschah, sondern vorzüglich auf die Umgarnung des Kurfürstentums Hessen gerichtet war, so wurden insonderheit allerlei Bemäntelungen veranstaltet, um das hessische Land und den Kurfürsten selbst zu täuschen. Man umging unter dem Vorwand der Schonung und Neutralität das Fürstentum Hanau und Mortier kam über Hammelburg und Brückenau von Mainz in das Fürstentum Fulda. Hier wurden 40000 Rationen Brot und viele Ochsen requiriert. Die Mannschaften mußten dann die Lebensmittel auf den Rücken binden, um die hessischen Einwohner glauben zu machen, daß nichts von ihnen gefordert werde. Mortier rückte über Hersfeld nach Kassel, vereinigte sich mit dem König von Holland und okkupierte unversehens die Hauptstadt des Landes. Der

*) Der Verfasser, ein Nachkomme des berühmten Rechtsgelehrten und Staatsmannes Eugen Thomas, brachte dessen ausführliche Biographie in der von Ferdinand Zwenger herausgegebenen „Buchonia", Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Literatur, Jahrgang 1882, Nr. 18—21. Im „Hessenland" ist 1893, Seite 121, auf den „Entwurf der fuldischen Gerichtsverfassung" von Eugen Thomas hingewiesen und seine Schilderung der Formalitäten bei dem Rügegericht der Zent Fulda wiedergegeben worden.

Kurfürst konnte nur mit knapper Not durchwischen!

Inzwischen wurden durch General Godineau die Kassenvorräte des Fuldaer Landes in Besitz genommen und eine Menge Wagen, Chaisen und Pferde zur Bagage des Mortierschen Korps requiriert, sodaß nur wenig Fahrzeuge übrig blieben.

Das Geheimratskollegium wurde als „provisorische Landesadministration“ bestätigt; die Geschäfte nahmen nach wie vor ihren Fortgang. Daneben tauchte aber ein ganzer Schwarm von allen möglichen Employés im Lande auf. Schon am Tage der Okkupation erschien als extraordinärer Kriegskommissar ein ehemaliger Jude namens David, kurze Zeit darauf ein Oberst Niboyet als Platzkommandant, dann ein Generalintendant, ferner ein receveur und ein chef de la police und endlich ein Generalgouverneur mit großer Suite.

General Thiébault, der neuernannte Gouverneur, erließ am 20. November eine in blumenreicher Sprache abgefaßte Proklamation. Die Versprechungen, die gemacht wurden, sollten sich bald als eitel erweisen. Es kam ein großes Ungemach über das Land. Neben den großen Kosten, welche das Gouvernement mit seinen vielen Employés verschlang, kamen noch die schweren Lasten zum gänzlichen Ruin der Finanzen des Landes. Zunächst erschien die Aufforderung zu einer Kriegskontribution von 1300000 Francs, dann die Verlegung einer Hauptetappe und Armeeverpflegung in das Land, ferner die Errichtung eines kostspieligen Lazaretts. Es wurde eine Kriegskontributions-Kommission ernannt. Man schlug auf Veranlassung der seitherigen Landesadministration den Weg zur ratenmäßigen Erhebung der so beträchtlichen Summe ein; so erfolgten die Einzahlungen in neun Terminen im Zeitraum von zwei Jahren. Die Leistungen wurden in folgender Weise aufgeteilt: Die privilegierten Stände, Staatsdiener, Kapitalisten und milden Stiftungen hatten den zehnten Teil des jährlichen Einkommens zu entrichten, der Rest wurde von den steuerbaren Grundeigentümern nach Verhältnis ihres Steuersatzes getragen. Damit waren aber die Lasten noch nicht erschöpft. Die immerwährende Unterhaltung der französischen Behörden, unzählige Durchmärsche ganzer Korps, unermeßliche Fouragelieferungen in die Magazine nach Erfurt usw. brachten das Land zum vollständigen Ruin. Die Landesadministration befand sich in hoffnungsloser Niedergeschlagenheit. Alle Versuche, ein auswärtiges Anlehen aufzunehmen, mißlangen, und man mußte immer wieder suchen, aus den eigenen Hilfsquellen die Opfer zu bringen. Landesadministration und Kriegskommission wurden mit Arbeiten überhäuft. Thomas wurde außerdem mit der neuen Departements-Organisation betraut und übernahm die Leitung des oberen Revisions-Departements. Am 9. Dezember wurden die Staatsdiener des Landes durch folgenden Eid von dem französischen Gouverneur in Pflicht genommen: „Ich schwöre, das mir von Sr. Majestät dem Kaiser der Franzosen und König von Italien anvertraute Amt getreulich zu verwalten, es nur zur Erhaltung der Ordnung und öffentlichen Ruhe zu gebrauchen und mit allen Kräften die Maßregeln zu befördern, welche zum Dienste der französischen Armeen befohlen sind, und mit ihren Feinden keinen Briefwechsel zu unterhalten.“

Am 23. Dezember erließ der Generalgouverneur eine Proklamation zur Errichtung eines sogenannten westfälischen Bataillons. Die einheimischen Offiziere konnten dabei Dienste nehmen, die Gemeinen wurden teils aus dem vorigen Militär, teils durch Werbung gestellt.

Zur Orientierung des Regierungskollegiums hatte Thomas trotz seiner Überhäufung mit laufenden Geschäften eine Reihe privater Arbeiten geliefert. Zunächst wegen der Einhebung der Kriegskontribution eine Ermittlung des Repartitions-Simplums für jedes einzelne Amt des Landes, dann einen geographischen Situations-Plan der einzelnen Ortschaften mit topographischen Notizen, ferner eine Abhandlung über die fuldaischen Domanialgüter u. m. a.

Inzwischen war im Hessenland eine aufständische Bewegung ausgebrochen. Das französische Gouvernement war in großer Aufregung, da man auch in dem Fuldaer Lande eine Insurrektion befürchtete. Es mußten alle Waffen abgeliefert werden und es wurden eigene Nationalgarden errichtet. Das Land in seiner großen Bedrängnis war aber zu solchen Abenteuern nicht im geringsten aufgelegt, und es hätte nicht der phrasenhaften Belobigungen und Beruhigungen bedurft, welche der Generalgouverneur durch einen Erlaß den fuldaischen Untertanen zuteil werden ließ. Es lag schon Ruhe und Ordnungssinn in dem Charakter unseres Volkes, das ohnedies mit den hessischen Landen nie im Einklang gestanden hat, und die eindringlichen Vorstellungen der Landesadministration wegen der gänzlichen Aussichtslosigkeit einer auflehnenden Bewegung wirkten auf den biedern Sinn und die Beharrlichkeit der Leute mehr als die schmeichelhaften Versicherungen des französischen Gouvernements.

Georg Cornicelius als Landschaftsmaler.

Von Dr. Karl Siebert-Freiburg i. Br.

(Schluß.)

Zu weiteren Streifzügen auf das landschaftliche Gebiet reizte Cornicelius das am Main romantisch gelegene Großsteinheim, welches als alte kurmainzische Zollstätte und Sommerresidenz mit Mauern und Türmen wohlversehen war. Noch bis heute hat sich ein beträchtlicher Teil der von Efeu und wildem Wein umrankten Befestigungswerke, welche von einem etwas abenteuerlich aussehenden mehrspitzigen Bergfriede überragt werden, erhalten. Eine uralte Zentgerichtslinde, die in mehrere Teile gespalten pietätvoll noch durch ein Holzgerüst gestützt wird, breitet ihre weitragenden Äste dicht am Ufer des Flußes aus und ist, wer weiß wie lange, ein beliebter Tummelplatz der Jugend und hat schon so mancher Generation an heißen Tagen kühlenden Schatten gespendet. Das bunte Treiben unter dieser Linde, das belebende Element des Wassers, die vom Grün umwobenen Mauern und vor allem auch das altertümliche Städtchen selbst legten dem für derartige Eindrücke so empfänglichen Maler geradezu den Stift und den Pinsel in die Hand, um das Erschaute auch künstlerisch zu verwerten. Zahlreiche Skizzen und Studien in Kreide, Aquarell und Öl, die er dann zu abgerundeten Kunstwerken mit wechselndem Stimmungsgehalte und veränderter Staffage entwickelte, zeigen uns, wie gern und eingehend er sich mit diesem künstlerischen Vorwurfe beschäftigte. In dem Mittelpunkte eines derartigen Bildes steht die altehrwürdige Linde, belebt von zahlreichen Kindern, die unter ihrem Schutze in mannigfachen Gruppen spielen, während einige Waghälse sich in ihren Ästen verstecken und sich zu haschen suchen. Die buntfarbige Kinderschar unter dem grünen Laubdach, das uns durch eine Lücke einen Ausschnitt ihres so malerlisch gelegenen Heimatsortes sichtbar macht, erfreut unser Auge und Herz nicht minder als der Ausblick auf die liebliche Flußlandschaft. Ein reizendes Ölbild der Steinheimer Linde, welchem derartige belebende Motive zu Grunde liegen, ist insofern etwas variiert, als im Vordergrunde eine Dame mit ihrem Kinde, zu deren Füßen ein braunweiß gestreifter Leonberger ruht, auf einem Steinsitz Platz genommen haben, — h. 0,50; br. 0,80 — (Besitzer: Fabrikant G. Korff in Hanau.) Die siebzehn Köpfe umfassende, hoffnungsvolle Jugend macht keineswegs den Eindruck des in die Landschaft Hineinkomponierten, sondern sie bildet einen wesentlichen Teil derselben, sie lebt in und mit ihr. Durch sie wird der Reichtum und die Harmonie der Farben des Bildes trotz der Kleinheit der Figuren nicht unbeträchtlich gesteigert.

Auf einem anderen Bilde haben sich fremdartige Gäste unter der schattenspendenden Linde niedergelassen. Zwei Zigeunerkinder sind es, die auf einer Mauerbrüstung sorglos ruhen und durch ihre phantastische Kleidung und das ihrem Stamme so eigene Träumerische den Künstler zu neuen Farben- und Stimmungswerten anregen. Das im Jahre 1873 entstandene Ölgemälde führt den Titel: „Ruhende Zigeunerkinder“ (Besitzer: W. Holzmann in Frankfurt a. M.) und darf nicht mit dem 1855 gemalten großen Genrebilde gleichen Namens verwechselt werden.

Ein im Jahre 1890 vollendetes Ölbild „Stille Musik“ (Besitzer: G. Gruber in Hanau), das gleichfalls die Steinheimer Linde zum Hintergrunde hat, wirkt vorzugsweise durch die ergreifende Darstellung des armen Geigers, so daß dem landschaftlichen Teil nur eine sekundäre Bedeutung zukommt.

In den wenigen vorhandenen Aquarell-Landschaften zeigt sich Cornicelius auch als Meister dieser Technik. Vor allem sind es Studien zu seinen Lindenbildern, welche derartig sorgfältig ausgeführt sind, daß man sie geradezu als vollendet bezeichnen kann. Eine Darstellung der Linde, rein als Baum betrachtet, zeichnet sich durch die Frische des Kolorits und die erzielte Tiefenwirkung aus. Ein zweites Aquarell eröffnet uns von der Linde einen sonnigen Blick auf den Main und das in der Ferne auftauchende Hanau und erzielt durch das schöne Zusammenwirken von Wasser, Luft und Himmel einen poetischen Stimmungsgehalt. Beide Bilder sind im Besitze der Familie.

In einen den bisher besprochenen Bildern entgegengesetzten Teil der Umgebung Hanaus versetzt uns die schöne Aquarellstudie der Brücke in Wilhelmsbad. — h. 0,212; br. 0,395 — (Besitzer Dr. Siebert in Freiburg i. Br). Eine hochgewölbte, nicht sehr breite Steinbrücke mit etwas schwerfälliger Brüstung spannt sich über einen Wasserarm im Parke zu Wilhelmsbad. Dicht neben der Brücke stehen an ihren Zuführungswegen Buchen, die mit den Blättern ihrer weitverzweigten Äste über ihr ein Laubdach bilden. Durch das nicht ganz abschließende Dach sendet die schon geneigte Sonne an einigen Stellen ihre Strahlen, welche als helle Flecken auf dem gelbgrauen Gestein der Brücke sich abgrenzen und das Grün der Blätter in einem goldigen Widerscheine uns zeigen. Im Vordergrunde steht neben dem Aufgange eine dicht über dem Boden geteilte Buche, deren kräftige, teilweise bemooste Äste nach oben streben und im Bildrande verschwinden. Ihr Schatten zeigt einen durch den Einfluß der Sonne im Freien hervorgerufenen, leicht violetten Ton.

Über dem hohen Rande der Brücke sieht man durch die Bäume an verschiedenen Stellen das lichte Blau des Himmels durchblicken. Das Bild ist eine getreue Wiedergabe eines Ausschnittes des an schönen Baumgruppen reichen Parkes, ohne jedoch eine kalte Abschrift der Natur zu bieten; es ist uns durch die Kunst des Malers, der das Spiel der Sonne und die durch sie geschaffenen Farben- und Lichteffekte scharf beobachtete, auch seelisch näher gebracht.

Nach einer brieflichen Mitteilung des Professors Lichtwark besitzt die Kunsthalle zu Hamburg in der Handzeichnungssammlung eine unbezeichnete Aquarell-Landschaft — h. 0,254; br. 0,477 —, welche von Cornicelius herrühren soll.

Eine liebenswürdige Schöpfung, halb Landschaft halb Architektur, die uns einen Einblick in das frühere Heim des Künstlers in der Langgasse 52 zu Hanau gewährt, ist sein „Hausgärtchen", ein Ölbild das im Jahre 1881 vollendet wurde. — h. 0,73; br. 0,61 — (Besitzerin K. Schleißner Wwe. in Hanau). Dieses zwischen die Häuser der Stadt eingezwängte Stückchen Erde verstand der Maler mit künstlerischem Sinn und liebevoller Hingabe allmählich zu einem idyllischen Plätzchen umzugestalten. Auf dem Bilde fällt uns zunächst eine dichte Laubwand üppig wuchernden, wilden Weins, dessen Ranken förmliche Girlanden bilden, in die Augen. Unschöne Stellen eines niederen Hofgebäudes werden dadurch unseren Blicken entzogen. Efeu und Kletterrosen ranken an den Wänden des Ateliers empor, und die den Nachbarhof abschließende, hohe Mauer, welche noch einen Einblick in die Galerie des Nachbarhauses offen läßt, wird durch einen am Spalier gezogenen Weinstock und zum Teil auch durch vorgepflanzte Kirschlorbeer- und Taxusbäumchen ziemlich verdeckt. Im Vordergrunde überragen hohe Rizinusstauden Strauchwerk verschiedenster Art. Ein junges Mädchen in einem einfachen Hauskleide steht im Hofe und sieht dem munteren Spiele einiger weißen Tauben, von denen eine auf dem Brunnenstein sitzt, während zwei andere im Wasser des Rinnsteins ihr Gefieder benetzen, träumerisch zu. Im Hintergrunde des Gärtchens erblickt man in gelblichem Gewande eine Dame, die von ihrer Handarbeit ausruhend dasitzt. Vor ihr liegt in behaglicher Ruhe ein braunweißer Leonberger ausgestreckt. Die wunderbare herbstliche Färbung des in den verschiedensten Abstufungen von Rot leuchtenden, wilden Weins, das mannigfache Grün der anderen Pflanzen ist mit den lichten Tönen der Gebäude in einen so wohltuenden Einklang gebracht, daß man auch an diesem bescheidenen Sujet eine ungetrübte Freude haben kann.

Mit der Aufzählung dieser Bilder ist wahrscheinlich die gesamte Tätigkeit von Cornicelius als Landschaftsmaler nicht erschöpft, denn gerade zu der Zeit, als er Landschaften mit Vorliebe malte, wanderten eine Anzahl seiner Bilder ins Ausland, besonders nach Amerika, und es ist deshalb die Möglichkeit vorhanden, daß die eine oder die andere Landschaft dorthin gegangen ist. Da vom Künstler selbst weder ein Verzeichnis seiner Bilder geführt noch auch schriftliche Aufzeichnungen gemacht wurden, muß diese Frage vorläufig eine offene bleiben.

Resumieren wir auf Grund des Vorausgegangenen in Kürze die künstlerische Bedeutung des Landschaftsmalers Cornicelius, so müssen wir zunächst seine hohe Begabung für diesen Kunstzweig feststellen. Unabhängig von jeder Schulrichtung ging er seine eignen Wege. Weder hat er die Natur mit photographischer Treue kopiert, noch hat er sie in stilisierende Fesseln eingezwängt. Ein poetischer Stimmungsgehalt ist seinen sämtlichen Landschaften eigen und sie entbehren bei seinem ständigen Streben nach künstlerischer Wahrheit doch nicht der Naturtreue. Ein feines Verständnis für den Zusammenklang der Farben, von deren Leuchtkraft auch er ausgiebigen Gebrauch macht, zeichnet ihn aus. Das Vorhandensein einer Luft- und Farbenperspektive ist seinem scharf beobachtenden Auge nicht entgangen. Seine Zeichnung ist vollendet, nicht minder seine Technik, die er mit einer heutigentags selten gewordenen Sorgfalt und Exaktheit anwendet.

Georg Cornicelius ist der erste landschaftliche Stimmungsmaler seiner engeren Heimat und steht als solcher unerreicht da. In Anbetracht der verhältnismäßig geringen Zahl von Landschaftsbildern kann man den Worten*) Oskar Eisenmanns über Cornicelius: „Selten hat er Landschaften gemalt. Leider! denn die wenigen, die wir kennen, sind ebenso originell wie ergreifend", durchaus beistimmen.

*) „Hessenland" 1899, Nr 19, Seite 253.

Sirmione.

Von H. Keller-Jordan. (Fortsetzung.)

Das war der erste mit Bewußtsein verlebte Tag Karstens in Sirmione. Er hatte sich beim Abendtisch sehr gut mit den Damen unterhalten, ja man hatte sogar nachher eine Plauderecke gebildet, in welcher sich auch Mrs. Briton und ihr Sohn niedergelassen hatten. Die Engländerin war ein guter Typus ihrer Rasse, sehr unterrichtet — für Frau von Manners Natur zu sehr Prinzip; sie

wunderte sich nicht, als Karsten einige Tage später dieselbe Bemerkung machte.

Karsten hatte die Fenster seines Zimmers weit aufgerissen, der Regen hatte aufgehört, aber der See lag dunkel unter dem bewölkten Himmel. Mit schwerem Geräusch wälzte sich das Wasser unter den Nachwehen des Sturmes gegen die Ufer, und das gab der Nacht ein düsteres Gepräge.

Merkwürdigerweise war es aber in ihm selbst stiller, und er dachte zum erstenmale mit überlegender Ruhe an die Ereignisse der letzten Zeit. Sein Leben mußte sich ja nun ganz anders gestalten, ganz neue Verhältnisse eröffneten sich vor ihm, und er fühlte nicht mehr die quälende Unfähigkeit, sie zu beherrschen. Und das alles hatte die seltene Reife der jungen Frau vollbracht, aus deren Innenwelt heraus ihn heute ein paar Strahlen erwärmt hatten. Zum erstenmale freute er sich wieder auf den folgenden Tag.

Aber auch nach Hause dachte er, an den Bruder, der soviel Einsicht und Geduld mit ihm gehabt hatte, und dem er allezeit so mürrisch begegnet war. Er wollte sühnen, und bevor er sich niederlegte, ging er zum Schreibtisch und schrieb folgende Worte:

„Ich habe heute zum erstenmale einen ruhigen Tag gehabt, lieber Bruder, und bin Dir dankbar für Deine Idee, mich nach Sirmione geschickt zu haben. Ich habe zwar von dem kleinen Fischerdorf noch blitzwenig gesehen — nicht einmal Catulls Grab, wo Du mit Deiner Suse so überirdisch selig warst, wie Du Dich auszudrücken beliebtest, aber dafür habe ich die Bekanntschaft zweier Damen gemacht, die, gottgesegnet, dazu angetan sind, einem trotzigen Menschenhirn, das da aus Rand und Banden kam, weil das Schicksal ihm einen ungerechten Schlag versetzte, das rechte Gleichgewicht wiederzugeben. Also Dank für Deine Fürsorge und Pläne. Mein Ersuchen um Versetzung wird hoffentlich bald genehmigt, denn es würde mir grauen, in die alten Verhältnisse zurückkehren zu müssen. Ich denke, ich fange morgen an zu arbeiten, ich werde versuchen, streng gegen mich zu sein.

Keine besonderen Grüße für Schwägerin Suse, sie ist ja, wie Du so unlogisch zu erörtern beliebst, ein Teil Deines Ichs, das unfähig ist, etwas aufzunehmen, was Du nicht bist. Für mich eine begrifflose Hypothese, die ich nicht unterschreibe. Möge es, trotz aller Verworrenheit, immer so bleiben. Dein Bruder Heinz.“

Am andern Morgen kramte Karsten in der Tat in seinen Büchern und Manuskripten, aber er war nicht bei der Sache. Er hatte sich sonst vormittags in ein Boot geworfen und war, wie ihn die Wellen trieben, in trostlosester Stimmung herumgeschaukelt — heute nun fand er das blödsinnig — allein zum Arbeiten war er noch weniger aufgelegt. Die Sonne schien hell und hatte die letzten Regentropfen der Nacht von den Blättern und Gräsern getrunken — es mußte wonniglich da draußen sein.

Was wohl Leonore von Manner tat?

Sicherlich schrieb sie allmorgentlich lange Liebesepisteln an ihren Mann. Ob sie glücklich war? In ihrem Gesicht stand nichts davon, im Gegenteil, ihre Augen hatten die düstere Tiefe und das leuchtende Feuer, wie es Tränen und schlaflose Nächte geben.

Vielleicht betrauerte sie ihr einziges Kind — oder —? Aber nein, das waren ja alles hohle Faseleien, von ihm selbst erdacht, sie war eine ernste, harmonische Natur, es lagen keine Bedingungen zu unversöhnlichem Jammer in ihrem Sein, keine selbstquälerischen Substanzen, wie sie das Leben schaffender Männer in sich trägt. Bewahre Gott!

Und während er solche Betrachtungen anstellte, hatte er sich in seinen weißen Anzug geworfen, nahm den Hut und ging, ohne daß er sich die geringste Rechenschaft darüber ablegte, den Spuren der Frau nach, die ihm in ihrer ganzen Erscheinung neu war und ihn interessierte.

Aber es war unter den uralten Oliven alles still, nur die französische Familie hatte sich auf einem Sandhügel niedergelassen und gestikulierte und plauderte.

Karsten wich ihnen aus. Er war eigentlich in der Stimmung, hinauf zu den Ruinen zu gehen, allein Leonore hatte ihm von der Abendbeleuchtung gesprochen, und dann, er dachte es sich so schön, wenn sie mit ihrem festen Schritt neben ihm hergehen und moralisieren würde, so wie gestern. Wenn der Weg eng wurde, dann schritt sie wohl voraus, und er beobachtete die gesunden, rhythmischen Bewegungen, wenn sie dem Geäst einer urgroßväterlichen Olive auswich, sie machte das alles so still, vornehm; oder er versenkte sich in die Farbe ihrer Haare, wenn die Abendsonne darüber huschte.

Merkwürdig, er hatte diese Dinge früher niemals beachtet, auch bei Lili nicht, als er Bräutigam war, die ihn immer erst auf ihre eigenen Reize aufmerksam machen mußte. Er war plötzlich ernst geworden und versank in seinen Gedanken. Er fing an, sich selbst kennen zu lernen, denn er entdeckte Dinge, deren er sich früher niemals bewußt gewesen war. Er hatte es eigentlich immer sehr gut gehabt; es war ihm alles von selbst in den Schoß gefallen. Auf der Universität öffneten sich ihm, dem Sohn des reichen Landrats und Gutsbesitzers, die Säle wie von selbst, man fand alles

bedingungslos gut an ihm, und er nahm das auch mit dem obligaten Selbstbewußtsein hin. Später machte er Karriere, er war ein gescheiter Mensch, tüchtiger Jurist, es ging alles von selbst, und als er mit noch nicht ganz dreißig Jahren Regierungsrat wurde, feierte man ihn auf Schloß Rotburg, seines Vaters Gut, als habe er Gott weiß was getan. Und als man ihm dann in der Familie den Vorschlag machte, sich mit Lili, der Tochter des Generals von Rören, zu verloben, hatte er nichts dagegen einzuwenden. Das Mädchen war jung, schön, reich, leichtlebig und gut — so hieß es — warum also nicht? Hatte er sie geliebt? Wahrscheinlich doch — er hätte sie ja sonst nicht geheiratet. Sein Bruder behauptete zwar immer, in dieser Beziehung sei er kein Karsten — er sei kalt wie ein Frosch und habe keine blasse Ahnung von einer wirklichen Leidenschaft. Aber das sollen ja die besten Ehemänner geben — und der war er auch gewesen — ganz gewiß — ganz gewiß — gewiß.

Er blieb plötzlich stehen und starrte durch die schmale Lichtung zweier Oliven auf den leuchtenden See. So etwas hatte er niemals gesehen — nie! Wie ihn das ergriff! Jetzt auf einmal nahm er diese Schönheit, an welcher er alle die Tage stumpf vorübergegangen war, in sich auf. Es war, als eröffneten sich ihm neue, fremde Welten — neue Gedanken wurden lebendig und die Mauer fing an zu zerbröckeln, die er sich in seinem Elend aufgebaut hatte. Und wieder und wieder versenkte er sich in das Sonnengebilde, in die reichen Konturen der Küste und trank den Blütenduft, den eine sanfte Brise ihm entgegen trug.

Auf dem Rückweg bemerkte er die Frau Geh. Rat, die mit einem Buch im Schoß auf einer Bank saß, welche der Wirt seinen Gästen gestiftet hatte.

Man begrüßte sich herzlich, und Karsten nahm neben der Dame Platz. Sie bewunderten beide den herrlichen italienischen Morgen, und Karsten meinte, hier sei es in der Tat zu schön zum Arbeiten.

„Und doch arbeitet Frau von Manner jeden Vormittag", entgegnete Frau Binter.

„Sie arbeitet? Hier in Sirmione?"

„Ja, sie arbeitet, sie hat sich ein schweres Ziel gesteckt und Energie genug, um es nicht aus den Augen zu verlieren."

„Ein Ziel — ist sie denn nicht — —"

„Die arme, junge Frau ist vom Leben hart mitgenommen worden, Herr von Karsten", unterbrach ihn Frau Binter. „Ich möchte nicht darüber sprechen, aber daß sie augenblicklich ernste Studien macht, um ihr Wissen praktisch zu verwerten, darf ich Ihnen wohl verraten."

Das habe ich nicht geahnt, bei Gott nicht — dachte er. Also doch Witwe — ohne Mittel, dem brutalen Leben preisgegeben, sie mit ihrer königlichen Schönheit — feilschen um ein Unterkommen — barbarisch.

„Für Leonore ist das Studium keine Last," fuhr Frau Binter fort, als sie in sein starr gewordenes Gesicht sah, „im Gegenteil, es beglückt sie. Als Tochter eines Gelehrten hat man sie schon als Kind an logisches Denken gewöhnt, sie ist daneben poetisch begabt, und die Arbeit wird ihr leicht."

Karsten schüttelte den Kopf.

„Auch noch poetisch begabt — und nach Brot gehen — es hat etwas Herbes für vornehme, künstlerisch veranlagte Frauennaturen."

„Aber auch etwas Erhebendes, in dem Bewußtsein der Unabhängigkeit. Leonore trägt ein großes Freiheitsbedürfnis in sich, sie wurde von Kind an unterdrückt und nun — da Gras über schwere Schicksale gewachsen ist, tritt das mit befreiendem Bewußtsein heraus und breitet seine Flügel. Sie wird Mut und Kraft haben für den schwersten Beruf."

„Sonderbar, ich habe solche Frauen niemals kennen gelernt," sagte Karsten traumverloren — „niemals" — und dann schwieg er und sann und sann, bis die Mittagsglocke läutete und er der Frau Geh. Rat den Arm bot, um sie zu Tische zu führen. —

Karsten war in den nächstfolgenden Tagen zurückhaltend gegen Leonore und widmete sich mehr der Frau Binter. Die Vormittage hatte er in der Tat angefangen zu arbeiten, es ging zwar noch nicht mit der gewohnten Ruhe und Sicherheit, die ihm sonst alles unglaublich leicht machte, aber er bezwang sich von Tag zu Tag mehr. Das Ministerium hatte sein Gesuch angenommen, und auf privatem Wege war ihm jetzt schon die Mitteilung geworden, daß man seinen Wünschen gerecht würde. Nachmittags, wenn er die Damen auf ihren Ausflügen begleitete, fühlte er sich gedrückt, sobald er in ein Gespräch mit Frau von Manner kam, er wußte nicht recht, wo er sie hintun sollte. Sie flößte ihm einerseits Groll ein ob ihrer fertigen Art und philosophischen Ruhe, aber dann wieder gewahrte er ein weiches Müdesein, ein hilfsbedürftiges Sehnen, was bei dieser einsamen, innerlichen Natur von bestrickendem Zauber war. Er dachte zum erstenmale über das Wesen der Frauen nach — über ihre Forderung nach gleichem Rechte und gewahrte dabei, daß durch Jahrhunderte lange Unterdrückung etwas in ihnen gewachsen war, was ihn fremd anstarrte, aber was da war, nach Gestaltung rang und sich nicht mehr unterdrücken ließ.

Ach was — sie hat Sorgen, dachte er dann wieder, ganz gewöhnliche materielle Sorgen, die bei ihrem Eigenwillen und Stolz unerträglich sein mögen.

Bei solchen und ähnlichen Gedanken, welche ihm das verschleierte Schicksal der schönen Frau einflößte, vergaß er sich zuweilen selbst, und niemand freute sich mehr darüber als die gute Frau Geh. Rat. —

„Wissen Sie, Leonore," sagte die Frau Geh. Rat eines Abends, als die junge Frau mit über dem Kopf geschlagenen Armen müde in ihrem Sessel lag, „wir müssen mitteilsamer über unsere eigenen Verhältnisse gegen den armen Karsten sein, er wird dann mehr Vertrauen zu uns fassen und sich vielleicht aussprechen. Es müssen trostlose Dinge sein, die ihn quälen. Und ich — ich möchte ihm so gerne helfen."

„Sie sind die Güte selbst, Mama Binter, wem möchten Sie nicht helfen? Aber ich fürchte, unser neuer Freund muß sich zuerst selbst helfen, bevor es andere können. Er trotzt noch mit dem Schicksal."

„Und ist das nicht menschlich, Kind? Man trotzt gewöhnlich, bis man mit objektiver Ruhe die Dinge klarlegen und sie richtig erfassen kann — und so weit ist er noch nicht. Vielleicht hat er in der Liebe Schiffbruch gelitten?"

„Ah bah — das glaube ich nicht — er sieht nicht aus, als ob eine Frau ihm zum Verhängnis werden könnte."

„Meinen Sie?"

„Ich glaube, daß Dinge, die seinen Stolz, vielleicht auch seine Vorurteile beleidigen, ihm am tiefsten gehen. Ich habe den Eindruck, als ob hier eine ungewöhnlich starke und vornehme Natur mit einer unbändigen Eigenliebe zu kämpfen habe. Der Mensch interessiert mich, ich kann es nicht leugnen, aber —"

„Nun aber —?"

„Ich möchte sein Vertrauen nicht erringen. — Ihm aber auch nicht näher kommen — nein", setzte sie dann, mit der Hand durch ihr Haar fahrend, hinzu.

Die Frau Geh. Rat schüttelte den Kopf, aber sie sagte nichts mehr, sie dachte nur, daß das Gedankenleben der jüngeren Generation so viel komplizierter sei, daß sie sich Rätsel aufgebe, über deren einfache Lösung man früher gar nicht nachgedacht habe. Sonderbar! —

Am andern Morgen regnete es in Strömen, und trotzdem sah Frau Binter Karsten ungewöhnlich aufgeregt aus dem Walde kommen. Sie erschrack und fürchtete, daß ihm etwas besonders Unangenehmes begegnet sein müsse. Eine Weile senkte sie das Gesicht, aber dann schellte sie energisch dem Zimmermädchen und gab ihr den Auftrag, den Herrn Regierungsrat zu bitten, sie zu besuchen. Sie hatte das instinktive Gefühl, daß er zu Gott weiß welcher unüberlegten Handlung fähig sein könne. Als er eintrat, war er in der Tat bleich und erregt. Frau Binter ging ihm entgegen und behielt die Hand, die er ihr reichte, eine Weile in der ihren.

„Was ist mit Ihnen, Herr von Karsten", sagte sie sanft, als er den Stuhl verweigerte, den sie ihm anbot, und stürmisch durch das Zimmer jagte.

„Ich habe nun doch den Menschen getötet," platzte er, in seinen eigenen Gedanken verloren, heraus, „es lag das nicht in meiner Absicht, bei Gott nicht, aber nun da es geschehen ist —"

„Nun, da es geschehen ist, beruhigen Sie sich vor allen Dingen," nahm ihm die alte Dame das Wort vom Munde, obgleich sie nicht wußte, um was es sich handelte, „geschehene Dinge lassen sich nicht ändern, und wie ich Sie beurteile, werden Sie schon fertig mit den Konsequenzen, die das Leben heraufbeschwört."

Karsten ging noch immer im Zimmer auf und ab, fuhr mit der Hand aufgeregt durchs Haar und wischte sich schließlich den Schweiß von der Stirn.

„Warum haben Sie sich duelliert, lieber Karsten? Ich nehme an, daß Sie von einem Duell sprechen", fragte endlich Frau Binter teilnehmend, während sie ihre weiße, weiche Hand auf seinen Arm legte.

„Weil er mein Haus geschändet hat, gnädige Frau, weil er ein Monate langes Verhältnis mit meiner Frau hatte, der Schurke, weil alle Welt es wußte, über mich lachte und zischelte und ich keine Ahnung davon hatte, bis mein Bruder mir eines Tages davon sprach und ich die beiden dann in der eigenen Wohnung des Schurken überraschte."

„Daraufhin haben Sie ihn natürlich gefordert?" fragte Frau Binter so ruhig als möglich.

„Zuerst geohrfeigt, und dann hat er mich gefordert. Meine Frau, d. h. meine ehemalige Frau — Gottlob, die Scheidung wurde bereits in aller Stille vollzogen, — betrat mein Haus nicht mehr, sie reiste zu ihren Eltern, noch bevor das Duell von statten ging."

„Ist die Sache schon so lange her?"

„Das Duell fand vor drei Monaten statt, zwei Tage nach der Affäre. Ich wollte den Kerl nicht töten — er war nicht schuldiger als meine Frau — ich wollte ihm nur einen Denkzettel geben. Meine Kugel — ich hatte den ersten Schuß — traf ihn in die seitlichen Rippen, er hatte noch die Kraft, auf mich loszufeuern, bevor er, wie der Arzt nachher konstatierte, leicht verwundet zusammenbrach. Ich selbst wurde viel schwerer verletzt und noch am gleichen Tage nach Schloß Rotburg zu meinem Bruder transportiert. Die Sache sollte natürlich geheim bleiben. Ich laborierte dort an einer gerade nicht gefährlichen aber sehr schmerzhaften und langwierigen Wunde, bis ich zu meiner Erholung hierher kam. Es war die erste Schande, die seit Menschengedenken unsere Familie

zu verzeichnen hatte," fuhr er, nachdem er sich auf einen Stuhl niedergelassen und starr auf den Boden sah, fort, „und die traf in erster Linie mich — und ohne meine Schuld."

„Und die Scheidung wurde so ohne weiteres vollzogen?" fragte Frau Binter.

„Meinem Schwiegervater, der eine angesehene Stellung auch bei Hofe hat, lag daran, die Sache still und ohne seine Tochter zu kompromittieren, abwickeln zu lassen. Nach meinem Zustand wurde nicht weiter gefragt, ich gehörte ja nicht mehr zur Familie, und eine Scheidung ist heutzutage keine große Sache."

„Nein — leider."

„Es ist nur schade," sagte Karsten ironisch „daß ich in dieser Beziehung noch altmodische Begriffe habe — wir alle in unserer Familie. So kann ich auch über die Tatsache nicht hinwegkommen, daß ich einer Freundin meiner verstorbenen Mutter den einzigen Sohn getötet habe — und daß nun die Sache doch auch in die Öffentlichkeit kommt. Die Folgen hat sicherlich nicht die Familie von Rören zu tragen — sondern —"

„Nicht über Dinge grübeln, die nicht mehr zu ändern sind, lieber Karsten", unterbrach ihn Frau Binter. „Sie haben den Menschen ja nicht einmal getötet — er wurde vielleicht schlecht gepflegt — denn er starb nur an den Folgen Ihres Schusses. Was könnte man Ihnen anhaben?"

„Es ist nichts leichter, als einen schuldlosen Menschen belasten."

„Aber das darf Sie doch nicht kümmern."

„Ich habe eine glückliche Karriere begonnen, gnädige Frau. Ich bin nicht ohne Ehrgeiz — und Feinde zu haben, wie meinen ehemaligen Schwiegervater — Sie wissen wohl nicht, was das zu bedeuten hat. Aber, Gottlob, ich bin ja eine Dosis leichtsinniger geworden, und die Augen sind mir über manches aufgegangen."

„Um ganz gerecht urteilen zu können," sagte Frau Binter, „muß man alle Seiten des Lebens kennen lernen."

„Auch unverschuldetes Elend?"

„Auch das."

„Wissen Sie, gnädige Frau, daß manche von Ihren und Frau von Manners Worten mich aufgerüttelt haben und zum Nachdenken gezwungen? Besonders seitdem ich weiß, daß die junge Dame auch mit dem Schicksal, und gewiß mit unverschuldetem, zu kämpfen hat."

„Ja, das weiß Gott, die arme Leonore, allein sie hat Nutzen aus dem allem gezogen, sich aufgerafft und trotzt dem Leben mit Mut und Willenskraft entgegen."

Karsten senkte das Gesicht, die Gestalt der jungen Frau stand vor ihm, sein eigenes Leid wurde erträglicher, wenn er ihrer gedachte; sie übte eine Macht über ihn aus, der er sich nicht entziehen konnte. Aus diesen Gefühlen heraus drängte sich die Frage, vielleicht willenlos, über seine Lippen: „Hat Frau von Manner ihren Mann geliebt?"

„Ja, tief und leidenschaftlich."

Karsten erhob sich und ging jäh im Zimmer auf und ab.

„Um so tiefer war ihr Leiden," fuhr Frau Binter fort, „als das Verhängnis über sie kam."

„Fürchterlich. Starb er plötzlich?"

„Er starb nicht, Herr von Karsten, so milde war das Schicksal nicht mit der armen Frau. Er erklärte ihr nur eines Tages, daß er sie nicht mehr liebe, daß eine andere von seinem Herzen Besitz genommen und daß — —"

„Nun und daß —"

„Daß sie in die Scheidung willigen möge aus Erbarmen für diese andere und für ihn."

„Ja, ist denn so etwas möglich — möglich bei dieser Frau?" schrie Karsten mehr als er sprach. „Das ist ja einfach ganz unerhört. Sie gab ihn natürlich frei — sofort — sofort!"

„Sie verließ sein Haus noch am gleichen Tage, und obgleich Manner reich, sehr reich ist, verweigerte sie es, etwas von ihm anzunehmen."

„Und diesen Mann hat sie geliebt — und deshalb, deshalb will sie arbeiten — mit dieser Größe sich durchs brutale Leben schlagen — ums tägliche Brot. O Gott, gnädige Frau," unterbrach er sich dann selbst, „ich bin Ihnen durch dieses Vertrauen zu grenzenlosem Dank verpflichtet, aber ich muß das erst alles fassen lernen — ich fühle etwas wie Verachtung gegen mich selbst — tiefe Verachtung, denn diesem Jammer gegenüber ist ja mein eigenes Schicksal nichts — ich, gnädige Frau, ich — ich habe ja meine Frau niemals geliebt — nicht einmal gelitten durch ihren Verlust — sondern nur durch die Schande, die sie mir angetan hat."

Und dann beugte er sich über die Hand der Frau Geh. Rat, küßte sie und verließ das Zimmer.

Mittags kam Karsten nicht zu Tisch, auch abends blieb er unsichtbar. Der Kellner sagte, der Herr Regierungsrat habe ein Boot genommen und wolle voraussichtlich in Desensano zu Mittag speisen. Leonore wurde unruhig, als ihr die Freundin den Sachverhalt mitgeteilt hatte, aber diese meinte, er würde durch diese moralische Erschütterung vielleicht zur Überzeugung gelangen, daß kein Mensch das Recht habe, aus dem Gleichgewicht zu kommen, wenn ihm einmal etwas Unangenehmes begegne, was er vor der sogenannten Gesellschaft nicht verbergen könne. — „Wenn ich bedenke, wie tapfer Sie Ihr Schicksal tragen, Leonore!"

„Sie haben mich in der ersten Zeit nicht gesehen, Mama Binter, ich hatte die Evasklugheit, zuerst mit mir selbst zu rechten. Vielleicht war

auch das Maß meines Elends so groß, daß die Gleichgültigkeit gegen alles mich stumpf machte."

„Sie sind eine tapfere Kämpferin, Kind. Sie tragen Ihr Schicksal mit Größe."

„Ich empfinde das alles nicht mehr als ein Unglück," sagte Leonore in Gedanken versunken; „seitdem ich mit meiner Liebe fertig wurde, ist es mir, als gehörte ich jetzt erst voll und ganz dem Leben an. Die Liebe der Frau ist zu ausschließlich, sie verliert dabei immer einen Teil von ihrem Selbst. Jetzt erscheint mir die Arbeit, die freie Arbeit, als Gnade, ich werde in meinem Studium immer reicher — und was dahinter liegt — ich suche es zu vergessen." Und dann nahm sie ein Buch und brach, gegen ihre sonstige Gewohnheit, das Gespräch ab.

(Schluß folgt.)

Aus alter und neuer Zeit.

Nachträgliches zu dem Aufsatz „Wilhelm Dilich als Landschafter" (Jahrg. XVII, Nr. 23 und 24). Herr Professor Dr. A. Röschen in Laubach, der verdienstvolle Erforscher der Geschichte des Vogelsberggebietes, teilt mir zu meinen Ausführungen über Dilichs Blatt 4 (Ulrichstein) mit, daß der links im Tal liegende Ort nicht Ulrichstein sei, sondern der Marktflecken Bobenhausen, der im 13. und 14. Jahrhundert den Sitz eines besonderen Gerichtes bildete; das Städtchen Ulrichstein dagegen liege, wenig sichtbar, auf dem Bergkegel selbst unterhalb der Burg. Die Ansicht sei von der Südseite aus aufgenommen, von der Höhe aus, welche die Täler von Bobenhausen und Wohnbach scheide. Der Bach im Vordergrund sei ein linksseitiger Zufluß der Ohm. Die Aufnahmen von Ulrichstein bei Dilich und Merian finden sich auch bei A. Röschen und O. Berth in ihrem mir leider jetzt erst bekannt gewordenen fleißigen und interessanten Aufsatz: „Das Bergschloß Ulrichstein nach den neuesten Ausgrabungen. Mit einer Tafel und zwei in den Text gedruckten Abbildungen", in den Quartalsblättern des Histor. Vereins für das Großh. Hessen, Jahrg. 1902 (auch als S.-A.: Darmstadt, L. C. Wittich, 1902, 12 S.). Herr Professor Röschen glaubt übrigens die Beobachtung gemacht zu haben, daß Dilich mit den Landschaftsmotiven sehr frei geschaltet und öfters geradezu der Wirklichkeit in beträchtlichem Maße Zwang angetan habe, namentlich auch insofern, als er wiederholt hervorragende, architektonisch bedeutende Bauwerke weglasse bzw. nicht getreu wiedergebe. Meine eigenen, zu einem allgemeinen Schlußurteil per analogiam verwerteten Beobachtungen erstrecken sich selbstverständlich nicht auf alle von Dilich aufgenommenen Orte, und es mag wohl sein, daß diejenigen Orte Nieder- und Oberhessens, an denen sich der wandernde Student länger oder öfters aufhalten konnte, genauer aufgenommen sind als andere, denen er nur einen flüchtigen Besuch abgestattet hat. Übrigens wird man sich die Arbeitsweise des jungen Künstlers doch wohl so zu denken haben, daß uns in den Tuschezeichnungen der Synopsis nicht erste Entwürfe, sondern Ausführungen von Bleistiftskizzen vorliegen, die auf der Wanderschaft angefertigt worden sind. Daraus erklärt es sich, daß Dilich, wie ich S. 327 meines Aufsatzes gesagt habe, wirkliche Landschaftsbilder mit Städten als Mittelpunkten in künstlerischer Gesamtauffassung geliefert, dagegen mit seinen Motiven im einzelnen freier geschaltet hat.

Halle a. S. Prof. Dr. K. Heldmann.

Eine Begegnung in Cintra (Reiseerinnerung). Bei meinem Aufenthalt in Lissabon im Jahre 1874 wünschte ich mich dem König-Regenten Don Fernando, für den ich ein Bild gemalt hatte, vorzustellen. Es wurde mir bedeutet, daß der König mich gern in Cintra, seinem Sommeraufenthalt, empfangen würde, für angemeldete Fremde sei er bis 2 Uhr täglich zu sprechen.

So war ich denn am nächsten Tage schon früh auf dem Wege nach dem weltberühmten, dichterbesungenen Paradies. Byrons Worte kamen mir unwillkürlich ins Gedächtnis, als ich die Palmen und Zypressen, die unbeschreibliche Farbenpracht des Ortes erblickte:

„Lo! Cintras glorious Eden intervenes —
In variagated change of hill and dale!"

Der wackelige Omnibus — Elektrische gab es damals noch nicht — hatte mich noch zeitig hergebracht, daß ich mir die Schönheiten von Cintra mit Muße betrachten konnte. Ein freundlicher Herr, in dem ich den Kastellan des Schlosses zu erkennen glaubte, gesellte sich zu mir, sichtlich erfreut über mein Entzücken. Er erklärte mir die fernen Baulichkeiten und Klöster, die die Landschaft belebten bis an das in der Morgensonne funkelnde Meer.

Unsere Unterhaltung war bis dahin französisch geführt worden, da mein bischen Portugiesisch nicht ausgereicht hätte zur Verständigung; ich merkte aber bald, daß das Französisch meines freundlichen Führers auch nicht aus Versailles stammte.

„C'est vrai," sagte er, meinem Ausdruck des Entzückens über das unvergleichliche Panorama zustimmend, „je ne connais qu'un seul endroit que je voudrais comparer avec le château de Cintra."

„Et quel est cet endroit?" fragte ich neugierig.

„C'est Wilhelmshöhe à Cassel en Allemagne."

„Comment, vous avez été là?"

„Mais Cassel c'est ma ville natale."

„Da sind wir ja Landsleute“, rief ich hocherfreut und streckte ihm beide Hände entgegen.

„Ganz gewiß, wenn Sie Kasselaner sind“ erwiderte er, meinen Händedruck freudig erwidernd. „Ich bin ja der Ronneberg. Ich kam hierher mit Herrn von Eschwege, dem Erbauer dieses Schlosses*), der ebenfalls ein Kurhesse war.“

„Und da quälen wir uns mit einer Sprache ab, die unserm alten Hodiesne**) daheim wenig Freude gemacht hätte. Kommen Sie, lieber Landsmann, wir wollen bei einer Flasche Collares die Heimat leben lassen und Wilhelmshöhe.“

Und so geschah es. L. Katzenstein.

*) Freiherr Wilhelm von Eschwege, geb. 1777 zu Aue bei Eschwege, war von 1803 bis 1850 mit kurzer Unterbrechung als Generaldirektor der Hütten- und Goldbergwerke in Portugal und Brasilien erfolgreich tätig. Im Auftrage des Königs Ferdinand von Portugal baute er das Kloster Penna bei Cintra zu einer Sommerresidenz für die königliche Familie um. Wir hoffen in Kürze einen Lebensabriß des hochbedeutenden Mannes im „Hessenland“ veröffentlichen zu können. — Über den Kastellan des Schlosses Penna Ronneberg ist bis jetzt nichts Bestimmtes zu ermitteln gewesen. In den Kasseler Adreßbüchern von 1828 an findet sich nur die Witwe des Obristen Ronneberg und später der Leutnant, zuletzt Hauptmann Albert R. verzeichnet.

**) Franz Roger Hodiesne war Sprachlehrer am Lyceum und später bei dem Kadettenkorps in Kassel.

Die Steinheimer Linde. Die in dem Aufsatz über Georg Cornicelius in der heutigen Nummer erwähnte Linde ist auch in die Literatur übergegangen. „Unter der Linde bei Steinheim am Main“ betitelt sich eine dramatische Skizze von Otto Girndt, die im Jahre 1871 mehrfach am Königlichen Theater in Kassel zur Darstellung gelangte. Die erste Aufführung fand am 19. Mai 1871 statt. Die vier Personen des Stückchens, ein preußischer, ein bayrischer, ein württembergischer Soldat und eine hessische Bäuerin, die sich unter der Linde treffen und in poetischen Worten das große deutsche Vaterland feiern, wurden dargestellt von den Herren Osten, Schmitt, Schulze und Fräulein Clemens. Es war ein patriotisches Gelegenheitsstückchen, das bei dem Publikum freundliche Aufnahme fand. Die große, mit ihrem Blätterdach sich über die ganze Breite der Bühne ausdehnende Linde war eigens von dem damaligen Theatermaler Emil Harke gemalt worden. Wiederholt wurde das Stückchen zunächst am 26. September bei der zu Ehren der aus Frankreich heimgekehrten 22. Division veranstalteten Festvorstellung, der das Kronprinzenpaar beiwohnte.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Der hessische Geschichtsverein zu Marburg hielt am 7. Januar eine Sitzung ab, in der Herr Professor Dr. Wenck sich über die in Hessen während des 13. und 14. Jahrhunderts herrschende Unsicherheit verbreitete. Herr Apotheker Strippel hielt sodann einen Vortrag über Karl Lynker*), den man heute in weiteren Kreisen kaum noch kenne, obwohl er einer der besten hessischen Schriftsteller des 19. Jahrhunderts gewesen sei. Der Herr Redner entwarf in warmen Worten ein Bild vom Leben und Schaffen des so früh Dahingeschiedenen, unter dessen Schriften „Deutsche Sitten und Sagen, gesammelt in hessischen Gauen“, „Geschichte der Insurrektionen wider das westfälische Gouvernement“ und die „Geschichte von Wolfhagen“ hauptsächlich zu nennen sind. Die beiden letzteren Werke wurden erst nach Lynkers Tode herausgegeben und zwar die Geschichte Wolfhagens von seinem getreuen Förderer Dr. Karl Bernhardi in Kassel, der ihn im Vorwort zu diesem Büchlein in umfassender Weise gewürdigt hat. Den Schluß der Sitzung bildete ein Bericht des Herrn Bibliothekar Dr. Maurmann über die alten Landwehren im Hessisch-Waldeckischen.

*) Vgl. „Hessenland“ 1903, Nr. 16. — Zu den Schriften Karl Lynkers werden öfters auch die Novellen seines jüngeren Bruders Wilhelm gezählt. Die in dem so dankenswerten und pietätvollen Vortrag erwähnte Erzählung „Aus dem Leben“ ist nicht von Karl, sondern von Wilhelm Lynker. Theodor Köhler, der Wilhelm Lynkers Werke herausgegeben hat (Kassel Klaunig, 1886), nennt sie das Meisterwerk Wilhelm Lynkers, und fügt hinzu: „Diese Episode hat außerdem noch ein besonderes Interesse, indem er (der Dichter) in dem tragischen Helden Heinrich Winter einen treuen Spiegel seines zerrissenen, ob der Ungunst seiner Verhältnisse „verfehlten“ Lebens geliefert hat.“ — Wilhelm Lynker wurde 1831 zu Kassel geboren und starb daselbst 1862. Er bekleidete bei seinem Tode die Stelle des Sekretärs am dortigen kurfürstlichen Hoftheater.

Freie Feder. Die Vereinigung von Schriftstellern und Literaturfreunden „Freie Feder“ in Kassel hat ihren Sitz vom neuen Jahre an in das „Hotel Schirmer“ verlegt, wo die Versammlungen nach wie vor an den Donnerstag-Abenden stattfinden. Von kürzlich gehaltenen Vorträgen sind zu nennen eine Abhandlung des Vorsitzenden Herrn Professors Dr. Kreßner über den spanischen Dichter Dicenta, der zuerst den vierten Stand in seinem Heimatland auf die Bühne gebracht hat, und von Paul Heidelbach „Wanderungen durch das Vogelsgebirge“. Unter anderm kamen zur Vorlesung die Psychodramen „Sextus Pompejus“ und „Raphael malt eine seiner Madonnen“ von Carl Preser.

Rhönklub. Am 6. Januar fand ein Ausflug des Rhönklubzweigvereins Fulda nach der Milseburg

statt, wobei Herr Geh. Sanitätsrat Dr. Schneider in populär-wissenschaftlicher Weise „die ältesten geologischen Ansichten über die Entstehung der Milseburg" zum Vortrag brachte.

Hessenvereinigung in Berlin. In der Dezembersitzung der „Zwanglosen Vereinigung geborener Hessen-Kasseler (Kurhessen) zu Berlin" fand die Vorstandswahl statt. Es gingen aus derselben einstimmig hervor die Herren Professor G. Wolff (Alexanderstraße 16), Apotheker M. Helwig (Charlottenburg, Kantstraße 123), Rechtsanwalt und Notar O. Uckermann, Kaufmann K. M. Hoffmann und Rechnungsrat W. Gonnermann.

Todesfall. Am 3. Januar starb plötzlich und unerwartet zu Mettmann der Direktor des dortigen Königlichen Schullehrer-Seminars Dr. Karl Lang. Geboren am 28. November 1852 zu Hessisch-Oldendorf als Sohn des gleichnamigen dortigen Pastors und Enkel des Konsistorialrats und langjährigen ersten Predigers an der lutherischen Gemeinde zu Kassel, besuchte er das Gymnasium zu Rinteln, studierte zu Marburg und Leipzig, wo er sich den Paulinern anschloß, diente als Einj.-Freiwilliger im 83. Inf.-Rgt. und wurde, nachdem er verschiedene andere Stellen bekleidet hatte, zum Lehrer an der städtischen Töchterschule zu Aachen ernannt. In dieser Stellung blieb Lang einige Jahre, um dann das Rektorat der deutsch-schweizerischen Schule zu Konstantinopel zu übernehmen. Nach Aufgabe dieses Amtes wurde er zunächst als Lehrer an dem Lehrerinnen-Seminar zu Droyßig, dann zum Direktor des Lehrer-Seminars zu Bederkesa und vor etwa 1½ Jahren zum Direktor des Seminars zu Mettmann ernannt, in welcher Eigenschaft er bis zu seinem Tode gewirkt hat. Wissenschaftlich war er außer auf dem ihm zunächst liegenden Gebiete des Schulwesens namentlich auf dem der orientalischen Sprachen mit Erfolg tätig. Seine große musikalische Begabung bot ihm den Anlaß, bei Anwesenheit unserer Kaiserlichen Majestäten zu Konstantinopel vor der Kaiserin mit seinen älteren Schülerinnen eine musikalische Aufführung zu veranstalten, wie er auch bei größeren Wohltätigkeitskonzerten mitwirkte, wofür ihm Sultan Abdul Hamid den Medschidie-Orden verlieh. Lang gehörte zu den Menschen, die sich durch liebenswürdiges leutseliges Wesen überall nur Freunde erwerben. Leicht sei ihm die Erde. O. G.

Personalien.

Verliehen: dem Kgl. Eisenbahndirektor Bockrodt zu Kassel bei seinem Übertritt in den Ruhestand der Titel „Geheimer Baurat"; dem Regierungsrat Wentz bei der Provinzialsteuerdirektion zu Kassel der Charakter als Geheimer Regierungsrat; dem Vermessungsinspektor Ökonomierat Förster bei der Generalkommission zu Kassel der Charakter als Landesökonomierat; dem Oberlehrer Bleckmann am Königlichen Wilhelmsgymnasium und dem Oberlehrer Prätorius an dem Königlichen Friedrichsgymnasium zu Kassel der Charakter als Professor; den Kgl. Kammermusikern Kaletsch und Krug zu Kassel der Titel „Königlicher Kammervirtuos"; dem Oberregierungsrat a. D. Eckard zu Karlshafen der Rote Adlerorden 3. Kl. mit der Schleife; dem Domkapitular Herbener zu Fulda und dem Rechnungsrat Hecker zu Wahlershausen der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Postsekretär Buschenhagen zu Kassel bei seinem Übertritt in den Ruhestand der Kronenorden 4. Kl; dem Regierungsrat Schulin zu Kassel und dem Bankkassierer Fellner zu Fulda die Chinadenkmünze in Stahl.

Ernannt: Regierungsrat Kindermann zu Kassel zum Geheimen Regierungsrat und vortragenden Rat im Ministerium der öffentlichen Arbeiten; Pfarrer Wagner zu Verna zum Superintendenten der Diözese Eschwege; die Regierungsbaumeister Sarrazin und Sommer zu Kassel zu Eisenbahn-Bau- und Betriebsinspektoren; Referendar Trost zum Gerichtsassessor; Regierungs-Bauführer Finkelde aus Fronhausen zum Regierungsbaumeister.

Versetzt: Oberlandmesser Vonschott von Fulda nach Marburg; Oberlandmesser Schoof von Marburg an die Königliche Spezialkommission in Fulda.

In den **Ruhestand** getreten: Senatspräsident am Oberlandesgericht zu Frankfurt a. M. von Adelebsen.

Geboren: ein Sohn; Dr. phil. Litterscheid und Frau Elisabeth, geb. John (Marburg, 5. Januar); — eine Tochter: Kgl. Landmesser Fr. Schröder und Frau (Rotenburg, 29. Dezember).

Gestorben: Pfarrer Martin Gigrich, 57 Jahre alt (Gombern, 28. Dezember); Bürgermeister a. D. Januar Seifert, Mitglied des Kreisausschusses (Hilders, 31. Dezember); Frau Wilhelmine Beck, geb. Weißbeck, 64 Jahre alt (Hanau, 31. Dezember); Lehrer Christian Steinbrecher, 59 Jahre alt (Obernkirchen, 1. Januar); Gastwirt Hermann Barner, 65 Jahre alt (Wilhelmshöhe, 1. Januar); Privatdozent Dr. Georg Freiherr von Liebig, 76 Jahre alt (München, 2. Januar); Frau Sophie Wenzel, geb. Kuhn, 59 Jahre alt (Hanau, 2. Januar); Rentner Heydenreich, Mitglied des Kommunallandtags und des Kreistags, 64 Jahre alt (Spangenberg, 3. Januar); Rittergutsbesitzer Georg Hofmann, 70 Jahre alt (Borken, 3. Januar); Seminardirektor Dr. Karl Lang, 51 Jahre alt (Mettmann, 3. Januar); verw. Frau Professor Sophie Cornicelius, geb. Eberhard, 64 Jahre alt (Hanau, 3. Januar); Fräulein Karoline Sallmann, 70 Jahre alt (Kassel, 6. Januar): Gerichtsassessor Adolf Christ (Kassel, 7. Januar); Oberpostsekretär Josef Sattler, (Marburg, 9. Januar); Frau Direktor Dr. Antonie Amelung, geb. Lebrun, 81 Jahre alt, (Stettin, 9. Januar); Privatmann Otto Schmidt, 65 Jahre alt (Kassel, 11. Januar); Amtsgerichtsrat a. D. Friedrich Hahn, 81 Jahre alt (Hanau, 12. Januar); früherer Amtsrichter Oskar Waldeck, 59 Jahre alt (Kassel, 12. Januar).

Briefkasten.

W. Sch. in Kassel. Es ist allerdings richtig, daß das in neuerer Zeit viel besprochene technische Kunststück, ein Haus auf eine andere Stelle zu rücken, bereits unter einem der ersten beiden Kurfürsten ausgeführt worden ist. Nach einer an maßgebender Stelle eingezogenen Erkundigung ist das Haus Nr. 3, in welchem jetzt der Königliche Hofgärtner wohnt, ein ehemaliges Kavalierhaus, im Jahre 1824 um etwa 20 m zurückgesetzt worden. Nur das massive Untergeschoß wurde hierbei neu aufgeführt, das aus Fachwerk hergestellte Gebäude aber im ganzen fortgeschraubt.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 3. XVIII. Jahrgang. Kassel, 1. Februar 1904.

Deutscher Wein und Franzmanns Rosen.

Wollt ihr einen Trank euch brauen,
Der die müden Geister weckt,
So vermischt der Mosel-Auen
Jungen Wein mit deutschem Sekt.

Taucht dann weiße, halb erblühte
Marschall Niël-Rosen ein,
Und des Göttertrankes Güte
Wird unübertreffbar sein.

Hoch denn dieses Franzmanns Rosen!
Hoch der Mosel Traubensaft!
Sticht der Neid auch die Franzosen:
Deutscher Wein gibt deutsche Kraft.

Darum trinkt! Und was da liebt sich,
Necke sich bei diesem Wein,
Kommt dann wieder 'mal ein Siebzig,
Soll's des alten Bruder sein.

Kassel. **Carl Preser.**

Prosa und Poesie.

Frau Prosa ist eine wackere Magd,
Sie kocht, sie scheuert, sie kehrt;
Sie ist es, die sich im Haushalt plagt
Und putzt uns Töpfe und Herd.
Ihr Amt ist's, Ordnung zu halten,
Ich lass' sie schalten und walten.

Doch sie, die Muse, die Poesie,
Die geht auf goldenem Schuh,
Mit staunenden Äugelein lächelt sie
Der alten Frau Prosa zu.
Sie muß mit dem Lächeln, dem holden,
Nur manchmal den Tag vergolden.

Remscheid. **Auguste Wiederhold.**

Vagantenlied.

(Nachdruck verboten.)

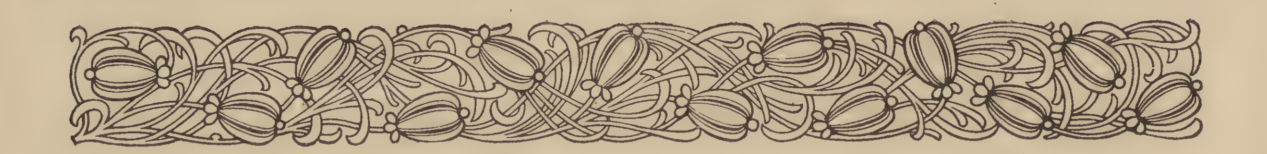
Sei nicht verzagt und klage nicht!
Schau um den Turm die Dohlen:
Sie säen nicht, sie ernten nicht.
Frisch auf! Nur Gott befohlen!

Sei nicht verzagt! Tu Deine Pflicht,
Läufst Du auch durch die Sohlen;
Und wenn's an Geld und Mut gebricht:
Frisch auf! Nur Gott befohlen!

Sei nicht verzagt! Als lust'ger Wicht
Zieh' fürbaß froh mit Johlen,
Vergiß Gebet und Arbeit nicht
Und stirb einst Gott befohlen!

München. **M. von Ekensteen.**





Zur Geschichte des Bauernstandes.

Von Heinrich Keßler.

Quellen:
Arnold, Siedelungen, S. 235 ff., 543, 556, 557.
Elster, Wörterbuch der Volkswirtschaft. I. S. 278 ff.
Handwörterbuch für die Staatswissenschaften. IV. S. 287, 824 ff.
Historische Zeitschrift. N. F. Bd. 53. Heft 2, S. 93 f., 287. (1883.)
Meitzen, Agrargeschichte. II. S. 29.
Münchener Allg. Zeitung, 17. Februar 1903.
Roscher, Nationalökonomie. II. S. 16.
Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte. 1902. S. 215 ff., 429 f.
v. Inama-Sternegg, Deutsche Wirtschaftsgeschichte. II. S. 124 ff.
Zeitschrift für hessische Geschichte und Landeskunde. XIV. N. F. 1889. S. 6.

Die Geschichte des Bauernstandes beginnt mit der Ansiedelung, d. h. mit dem Übergang zum seßhaften Ackerbau mit fester Ackerflur, privater Sonderwirtschaft und privatem Ackerbesitz.

Die Okkupation des deutschen heimatlichen Bodens erfolgte in der Urzeit durch Völkerschaften, kleine staatliche Körper von höchstens 30—50 000 Seelen. Diese bestanden aus einer Anzahl von Hundertschaften, welche sich in der Regel aus etwa 120 Familienvätern nebst deren Angehörigen zusammensetzten und deren ursprüngliche Grundlage die gemeinsame Abstammung bildete.

Bei kriegerischer Okkupation einer neuen Heimat wurde der Boden durch die Hundertschaftsältesten an die einzelnen Hundertschaften zur Nutzung verteilt. Längere Zeit, gewiß während der ganzen nomadischen Periode, wechselten die einzelnen Hundertschaften unter den Revieren des Völkerschaftsgebietes von Jahr zu Jahr. Sobald aber der Weidewirtschaft ein irgend intensiverer Ackerbau zur Seite trat, mußte dieser Wechsel aufhören. Bei jedem Jägervolke wird der Ackerbau fast nur von Frauen getrieben: ein charakteristischer Gegensatz zu den wirklichen Ackerbaunationen, denn das Hauptgewerbe ist auf allen Kulturstufen Sache der Männer. Zu Tacitus' Zeiten setzt sich die Hundertschaft in einem bestimmten Gebiete des Völkerschaftsbezirks fest. Sie hielt als solche zunächst das Eigentum an allen gemeinsam genutzten Flächen, Wald, Weide und anfangs auch Äckern. Nur die Hofraiten wurden Eigentum der Besitzer. Die einzelne Dorfgemeinde entwickelte an den von ihren Zugehörigen zeitweilig bebauten Äckern ein zeitweiliges Nutzungsrecht. Allmählich befestigte sich aber dieses Nutzungsrecht an den Feldäckern. Je mehr sich für sie eine bestimmte Feldwirtschaft entwickelte, umsomehr gingen sie aus dem Eigentum der Hundertmarkgenossenschaft in das Eigentum der Dorfgemeinde über. Gleichzeitig entwickelte die Dorfgemeinde an den ihren Feldern zunächst gelegenen Teilen der Hundertmarkschaft an Weide und Wald ein näheres Nutzungsrecht als die sonstigen Genossen der Hundertschaftsmark, und auch dieses Recht verstärkte sich allmählich zu Dorfgemeindeeigen. Damit war eine Dorfmark gewonnen und die Dorfgemeinde als Dorfmarkgenossenschaft in wesentlichen Beziehungen aus der Hundertschaftsmarkgenossenschaft ausgeschieden; die Weiterbildung der Wirtschaftsverfassung des platten Landes ging in Dorfmarkgenossenschaften über. Maßgebend für die Besitznahme war dabei durchgehends der militärische Gesichtspunkt gleicher und gerechter Beuteverteilung. Jede Hundertschaft erhielt gleiche Nutzung vom Volk, jeder Krieger mit seinen Söhnen von der Hundertschaft oder dem Dorfe. Man rodete, baute und erntete höchstwahrscheinlich gemeinschaftlich und verteilte den Ertrag. Das Anrecht der einzelnen Familie, vertreten durch den Familienvater, auf das nach gemeiner Anschauung zum Leben nötige Quantum solcher agrarischen Nutzungen ist das Hufenrecht. Aber schon im Laufe der ersten Jahrhunderte nach Christus nehmen die Hufen greifbarere Formen an; man teilte die gemeinsam aufgenommenen Flurstücke, die Gewannen, in Morgen, und jedem Hofgut wurde der Regel nach je ein Morgen in jeder Gewanne zugeschlagen. Die Hufe wird zu einem realen Bauerngut mit einem Streubesitz an Ackerstücken in der Flur (Gemengelage) und mit Nutzungsrechten an der gemeinen Mark, welche dem Bedürfnisse der für die Hufe jeweils bestehenden Wirtschaft entsprechen. Dies ist die sogenannte volkstümliche deutsche Siedelung, welche nach Meitzen in dem kleinen Gebiet von Mittelnorddeutschland zur Ausbildung gelangt ist, wo, soweit historisch bekannt, nur deutsche Völkerschaften gesessen haben und welche sich von da aus überall-

hin mit den deutschen Eroberungen verbreitet hat. Das chattische Stammland ist nach Arnold mit den westfälischen, niedersächsischen und friesischen Gebieten das einzige, das innerhalb der beglaubigten Geschichte nur von deutschen Stämmen bewohnt worden ist.

Die breite Masse des Volkes bestand bei sämtlichen deutschen Stämmen seit der festen Ansiedelung aus freien Ackerbauern mit gleichem oder annähernd gleichem Besitz, die ihren Lebensunterhalt durch eigenen Anbau ihrer Landgüter erwarben. Es gab wohl einen Adel mit größerem Grundbesitz und Unfreie oder Halbfreie, aber beide Klassen waren nicht zahlreich; in der Hauptsache waren die Deutschen vor der Entstehung der Großgrundherrschaften „ein freies Volk auf freiem Grundbesitz".

Dagegen bestreitet eine andere Auffassung diese ursprüngliche „Freiheit und Gleichheit" auf das entschiedenste. Der Nationalökonom Hildebrand sagt: Gleichheit ist eine Konsequenz des Zwanges oder der Knechtschaft, nicht eine Konsequenz der Freiheit. Die Grundherrschaft geht dann auch nach der Auffassung dieser Agrarhistoriker bis auf die älteste Zeit der ersten Ansiedelung zurück: die alten freien Germanen des Tacitus waren danach nicht Bauern, sondern Grundherren, ernährt durch ihre coloni, unfreie zinspflichtige, aber selbständige Ackerbauer. Nach Hildebrand sind die ersten Abhängigkeitsverhältnisse dadurch entstanden, daß die beim Übergang zum Ackerbau verarmten Stammesgenossen durch die Not gezwungen sich den reichen Herdenbesitzern in Abhängigkeit geben mußten.

Nach der herrschenden älteren Auffassung ist die Grundherrschaft erst nach der Völkerwanderung entstanden und zwar teils originär, d. h. so, daß die Grundherrschaft vor den Bauern da war, teils hat sie sich nachträglich über den gemeinfreien Bauern der Urzeit erhoben, indem dieser, freiwillig oder durch Not irgend welcher Art gezwungen, sich in eine Grundherrschaft begab, grundhörig oder Grundholde wurde.

Der fränkisch-merowingische Staat begann mit dem Rechtsgrundsatz des Bodenregals, in dessen Konstruktion altgermanische Vorstellungen vom Obereigen der Völkerschaften bzw. ihrer Oberhäupter an dem Völkerschaftsbezirk zusammengefallen waren mit der römischen Auffassung, welche die Provinzen als Eigentum des Imperiums, der herrschenden Zentralgewalt, betrachtete.

So wurde noch aller Boden als im Grunde staatlich oder königlich angesehen, und an die Gerechtigkeit des Herrschers erhob sich der ideale Anspruch, daß dieser Boden in völlig gleicher Weise an alle gleichberechtigten Staatsbürger, alle Freien, zu verteilen sei. Ein unerschöpflicher Schatz von Land schien den Königen des Merowingerreichs zur Verfügung zu stehen. Aus dem Gefühl dieser Unerschöpflichkeit ihrer Mittel pflegten sie zu handeln. Sie verschenkten ganze Quadratmeilen Landes an Große, deren Sympathieen ihnen wertvoll erschienen. Die Großen brachen die wilde Kraft des Urwalds, sie entwässerten Sümpfe, sie führten den Bergöden eine sorgende Bevölkerung zu, sie machten das Land erst zum wirklich fruchtbringenden, politisch wägenden Land.

Die Besiedelung Altbayerns bietet uns ein Beispiel, wie im 7. Jahrhundert der großen Kulturaufgabe, das Land aus einem größtenteils öden Lande in ein Kulturland zu verwandeln, sich unterzogen wurde.

Als die Bajuwaren im Laufe des 7. Jahrhunderts in das von den Romanen größtenteils verlassene, durch die Hunnenzüge verödete Bayern einwanderten und von dem Lande Besitz nahmen, fiel der Grund und Boden den führenden Agilolfingern und den alten bajuwarischen Adelsgeschlechtern als Volleigentum zu. Wie sollten sie die Ordnung dieser Verhältnisse übernehmen und Bayern in ein fruchtbares Kulturland verwandeln? Das hauptsächlichste Mittel hierzu war die Errichtung und Dotierung von Klöstern. Die Klöster wurden zunächst mit den christlich gewordenen Angehörigen der bezüglichen Stiftersippen besetzt, sie wurden eigentliche Familienklöster, wie auch den Stifterfamilien die ersten Äbte entnommen waren. Die großartige Organisation, der außer der religiösen Begeisterung und selbstlosen Hingabe der staunenswerte Erfolg zu danken ist, ruhte auf der den damaligen Klöstern gemeinsamen Regel des heiligen Benedikt, die schon arbeitfördernden Geist und organisatorische Kraft in sich trägt. Es lag in dem Mönchtum der bajuwarischen Klöster eine großartig organisierte Arbeiterschaft für den Anbau des Landes. Die fortschreitende Gewinnung der Bajuwaren für das Christentum und die Festigung desselben führte zur Mehrung der Klöster, die ja auch den Christianisierungszwecken zu dienen hatten, und damit zugleich die organisierte Arbeiterschaft für den Anbau des Landes vermehrten. Das wirtschaftliche Resultat dieser nicht auf 200 Jahre sich erstreckenden Mönchsarbeit ist nicht genug zu bewundern. Bayern ist aus einem größtenteils verödeten Lande zu einem gesegneten Kulturlande geworden.

Und zu dem Begriff der Kultur gehört hier nicht nur die Gewinnung von Acker- und Wiesenland, sondern auch Viehzucht mit Almwirtschaft, Bienenzucht, Obst-, Gemüse-, Hopfen- und Wein-

bau, Salzgewinnung und Biererzeugung. Dieses Bayern bestand nicht nur aus Altbayern, sondern auch aus Tirol und Teilen von Oberösterreich.

Gegen Ende der merowingischen und im Anfange der karolingischen Herrschaft erhob sich über die wirtschaftlich freien Markgenossen, unter denen besonders tatkräftige Leute gewaltige Striche Landes gerodet hatten, immer drohender ein wahrhafter Großgrundbesitz. Diese Entwicklung setzte auf romanischem Boden zunächst an. Hier erwarben Franken und Burgunder mit Recht oder Unrecht ausgedehnte Latifundien römischer Anlage, hier brachte die Kirche aus ihrer römischen Vergangenheit ein reichliches Erbgut an Grund und Boden, an Kolonaten und sonstigen Freigütern mit. Aber bald verbreitete sich die neue Entwicklung auch in die eigentlich germanischen Landesteile. Der Kirche fielen auch hier reiche Schenkungen zu. Das Kloster des heiligen Bonifatius Fulda besaß nicht lange nach der Gründung schon 15 000 Hufen. Besonders waren es die Könige und Kaiser, die solche Schenkungen machten. So schenkte Karl der Große dem Kloster Fritzlar im Jahre 783 Güter, unter diesen befand sich die Kirche zu Mardorf im Kreis Homberg. Wenk nimmt im zweiten Bande seiner hessischen Geschichte an, daß die geschenkten Güter in Hessen lagen. Über die Wälder aber verfügten die Könige in unangebauten Gegenden vermöge des Forstbanns ziemlich frei und willkürlich. Sitte war es, daß, sobald der Kaiser oder König ein Kloster mit Privilegien und Schenkungen bedachte, die benachbarten Grafen und Herren diesem Beispiele folgten.

Nach Arnold mag bis zum 8. Jahrhundert die Zahl der bewohnten Orte in Hessen sich verdoppelt haben und ebenso die Größe der einzelnen Feldmarken gewachsen sein. Spätestens zu Ende des 6. oder im Anfange des 7. Jahrhunderts ist das Bedürfnis nach einem Ausbau im Stammlande, das sicherlich nie geruht hat, stärker hervorgetreten. Zahlreiche Orte wurden gegründet, um für die wachsende Volksmenge Unterhalt zu gewinnen, der Wald wich zurück, die Rodungen dehnten sich aus. Auf diesen fortschreitenden Ausbau im Stammlande fällt das erste urkundliche Licht der Geschichte, das mit den Klostergründungen im 7. Jahrhundert (St. Gallen, Weißenburg) und im 8. Jahrhundert (Fulda, Hersfeld, Lorsch) aufgeht.

Von Anfang an lagen die dynastischen und republikanischen Elemente in unserer Verfassung beisammen und dieser Gegensatz zeigt sich auch in den Ortsgründungen. Einmal waren es Gemeinfreie, die ihre Allmende bei vorhandenem Bedürfnis beliebig zu neuen Ansiedelungen benutzten. Daß dies in reichlichem Maße geschah, solange der Wald dazu ausreichte, sehen wir an den vielen gleichnamigen, erst später durch Zusätze unterschiedenen Orten Alt und Neu, Groß und Klein, Nieder und Ober usw., z. B. Alten- und Großenritte, Ober- und Niederzwehren, Ober- und Niedervelmar, Kirch- und Rothenditmold, Burg- und Westuffeln, die zum Teil in ein sehr hohes Alter hinaufreichen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Hochfürstlich Hessen-Hanauische Medaillenkabinett.

Von Theodor Meyer, Kassel.

Es dürfte wohl nicht allgemein bekannt sein, daß Kurfürst Wilhelm I., welcher in der von ihm erbauten romantischen Löwenburg auf der Wilhelmshöhe den ewigen Schlaf hält, ein großer und eifriger Münzsammler gewesen ist. Durch die bekannten Vorgänge am Kasseler Hofe war ihm nach dem Tode seines Großvaters, des Landgrafen Wilhelm VIII., die Grafschaft Hanau zugefallen, deren selbständige Regierung er im Jahre 1764 antrat. Bald darauf wurde im Residenzschloß zu Hanau eine Kabinettsbibliothek eingerichtet, mit welcher auch eine Medaillensammlung verbunden wurde. Als deren Stifter und Vermehrer kommt einzig der damalige Erbprinz Wilhelm von Hessen, regierender Graf von Hanau, in Betracht. Keine Mühe und Kosten wurden gespart, um die Sammlung rasch vorwärts zu bringen. Der Regierungsrat Wegener der Jüngere wurde zum Verwalter dieser Kabinettssammlung ernannt, und im Verein mit dem fürstlichen Sammler, der selbst manche Stunde des Tages in dieser Arbeit Erholung suchte und fand, begann nun ein eifriges, zielbewußtes Sammeln. Es handelte sich in erster Linie darum, alle silbernen Schau- und Denkmünzen moderner Richtung sämtlicher regierender Häuser Europas zusammen zu bringen. Hören wir, was Wegener selbst hierüber schreibt*): „Man begnügte sich nicht damit, aus Versteigerungen in- und außerhalb Deutschlands die besten

*) In einem sehr seltenen 1783 in Hanau erschienenen Schriftchen.

und seltensten Stücke erkaufen zu lassen, oder auch das, was in den jüngsten Zeiten geprägt wurde, anzuschaffen; Münz- und Medaillenhändler verschiedener Örter wurden aufgeboten, ihre Vorräte einzusenden, um dasjenige darunter aussuchen zu können, was man für die Sammlung dienlich hielt. Man schickte auch Verzeichnisse von Medaillen, die man zu haben wünschte, nach Wien, London, Paris, Petersburg, Kopenhagen, Stockholm, Rom, Amsterdam, Berlin, Dresden, Mannheim und anderen Münzstätten mehr, wo die Stempel in den Archiven und Münzen aufbewahrt werden, und bat um die Abprägung der verzeichneten Stücke." Alle diese genannten Höfe versagten natürlich dem fürstlichen Sammler die Einwilligung nicht und sandten das Gewünschte ein. Hierdurch und durch andere Mittel erhielt das Kabinett nach und nach eine Vollständigkeit, wie sie wohl wenig andere Münzkabinette aufzuweisen haben.

Die ganze Sammlung wurde nun in folgender Weise geordnet und eingeteilt. Zur Unterbringung sämtlicher Medaillen wurden in dem großen Raume der Kabinettsbibliothek 12 große, von Holz gearbeitete Tische aufgestellt, — dieselben, welche sich noch heute im Unterstock der Kasseler Gemäldegalerie befinden, und welche jetzt zu anderen Zwecken benutzt werden. In diesen oben mit Glas bedeckten Tischen wurden nun die Medaillen auf grünem Tuch ausgelegt. An jedem Tisch war auf rotem Saffian mit goldenen Buchstaben zu lesen, welche Arten derselbe enthielt, so daß beim Eintritt in das Zimmer sich die ganze Sammlung dem Beschauer darbot. Außer diesen Tischen waren noch 8 Behälter, — Kästchen genannt —, vorhanden, welche aber nicht auf Füßen, sondern auf den niedergelassenen Klappen der Bücherschränke ruhten, sonst aber gleich den Tischen mit Glas und Aufschriften versehen waren. Sehen wir uns nun den Inhalt der Tische und Kästchen näher an. In den meisten Kabinetten werden die Münzen und Medaillen nach den Reichen und Staaten geordnet, hier war aber davon abgesehen und die Medaillen nach den Gelegenheiten, worauf sie geschlagen, in 10 Hauptklassen eingeteilt und danach geordnet. Zugleich war ihre Zugehörigkeit zu den verschiedenen Staaten so viel als möglich in Unterabteilungen gewahrt. Es waren folgende 10 Klassen:

1. Geburts-Medaillen.
2. Vermählungs-Medaillen.
3. Sterbe-Medaillen.
4. Wahl- und Krönungs-Medaillen.
5. Stiftungs-Medaillen.
6. Jubel-Medaillen.
7. Kriegs-Medaillen.
8. Friedens-Medaillen.
9. Religions-Medaillen.
10. Vermischte Medaillen.

Jede dieser Klassen hatte wieder ihre Unterordnungen. Die Verteilung der Klassen in die 12 großen Tische war folgende:

Im 1. Tische lagen alle Geburts-Medaillen, im 2. Tische die Vermählungs-Medaillen, im 3. Tische die Sterbe-Medaillen, im 4. Tische die Wahl- und Krönungs-Medaillen.

In den Unterordnungen waren hier wieder die Medaillen nach ihren Münzherren geordnet in nachstehender Reihenfolge: Kaiserliche, Königliche, Kurfürstliche, Altfürstliche, Neufürstliche, Reichsgräfliche und Päpstliche.

Im 5. Tische befanden sich die Medaillen auf alle Arten von Stiftungen, Bündnissen, Erbauungen, Orden usw., im 6. Tische die Jubelmedaillen auf alle möglichen Feste, im 7., 8., 9. und 10. Tische die Kriegsmedaillen, welche sehr zahlreich vorhanden waren. Es ist dies nicht zu verwundern, da alle an ein und demselben Kriege beteiligten Staaten, jeder auf seine Art, dieses durch verschiedene Medaillen der Welt kund gaben. Bei diesen befindet sich wohl auch die größte und schwerste aller bisher geprägten Medaillen im Gewichte von 1008 Gramm.

Im 11. Tische lagen die Friedens-Medaillen sämtlicher Friedensschlüsse aller bis dahin geführten Kriege, vom Westfälischen beginnend, im 12. Tische die Religions-Medaillen, auf Reformationsfeste, Religionsbegebenheiten und Kirchenerbauungen.

Die zahlreichste Klasse der ganzen Sammlung war diejenige der vermischten Medaillen. Es waren dieses alle solche, welche unter keine der angeführten 9 Klassen paßten oder zu allzu vielen Unterabteilungen geführt haben würden. Es sind meistens Stücke, welche zum Andenken dieses oder jenes merkwürdigen Vorfalles von den verschiedensten Höfen geschlagen sind. Diese alle waren in den oben schon erwähnten 10 Kästchen in folgender Anordnung untergebracht: Es lagen im 1., 2. und 3. Kästchen die Medaillen der Kaiserlichen und Königlichen Häuser Europas, im 4. die der Kurfürstlichen, im 5. der Päpstlichen und Geistlich-Fürstlichen, im 6. der Altfürstlichen, im 7. der Neufürstlichen und Reichsgräflichen Häuser, der Republiken und Reichsstädte, im 8. die auf berühmte Männer im Kriege und im Staate.

Außerdem war noch in einem besonderen Tische die ganze Sammlung aller russischen Medaillen in Bronze, wie sie auf Befehl des Hofes geprägt wurden, aufbewahrt. Dieselben sind aber auch in Silber schon in den vorher angeführten Klassen vertreten. Von Geldmünzen befand sich in dem Kabinett nur eine reiche Sammlung aller hessischen und hanauischen in Gold und Silber.

Von allen vorstehenden Medaillen soll eine genaue Beschreibung in so viel Bänden, als Hauptklassen da sind, vorhanden sein, aus 10 Bänden in Folio und einem Band Register bestehend. Gegenwärtig befindet sich diese im Archiv des Museums zu Kassel, ist aber mit der Zeit auf 13 Bände nebst einem Registerband angewachsen. Dieselbe ist handschriftlich hergestellt und ein kleines Meisterwerk der Schönschreibekunst; die Einbände sind sehr reich und auf den Deckeln mit dem Wappen und Namenszug in Gold des hohen Sammlers versehen.

Die oben erwähnte Sammlung hessischer und hanauischer Münzen war in den Auszügen unter den Tischen eingelegt. Diese schöne und sehr reiche Sammlung von Medaillen, welche in den späteren Regierungsjahren Wilhelms immer mehr vervollständigt wurde, ging später in den Besitz des Museums über; die reiche numismatische Bibliothek des fürstlichen Sammlers bekam die Landesbibliothek zu Kassel, deren Hauptbestandteil in dieser Literatur sie noch heute bildet. Bis vor einigen Jahren waren sämtliche Medaillen, deren es wohl einige tausend sein mögen, in denselben Tischen, wie solche im Schlosse zu Hanau ehemals gestanden hatten, und in derselben Anordnung im Unterstock der Gemäldegalerie zu Kassel öffentlich ausgestellt.

Was nun den künstlerischen Wert der Medaillen betrifft, so ist dieser ein sehr verschiedener. Es sind viele Stücke darunter, welche hohe Kunst und Schönheit, mit dem feinsten Geschmack gepaart, aufweisen. Die berühmtesten Meister der Medaillenkunst des 18. Jahrhunders sind dabei in ihren ersten Werken vertreten. Ich brauche wohl nur Namen wie Maugers[1]), Duviviers[2]) zu Paris, den berühmten Dassier[3]) zu London, Hamerani[4]) zu Rom, Arbien[5]) in Kopenhagen, die Schweden Carlsteen[6]) und Ljungberger[7]), und vor allem den in schwedischen Diensten befindlichen Schweizer Hedlinger[8]), vielleicht den größten, jedenfalls den berühmtesten Stempelschneider des 18. Jahrhunderts, zu nennen. Aber auch die deutschen Meister sind nicht geringer und in ihren ersten Werken vertreten. Es sind Namen darunter, die zu den Besten ihrer Zeit zählten, wie Kraft[9]), Donner[10]) in Wien, Wächter[11]) in Heidelberg, Schega[12]) in München, Schäfer[13]) in Darmstadt; sodann gehört auch hierher mit Recht der große Schweizer Hedlinger, da er für viele deutsche Fürstenhöfe und auch besonders für den Kasselschen Hof unter dem Landgrafen Wilhelm VIII. arbeitete, für letzteren wohl eines seiner Meisterstücke, zugleich die schönste und künstlerischste aller unserer hessischen Medaillen, welche Wilhelm VIII. mit der Umschrift: „Rectus et Immotus“ auf der Rückseite schlagen ließ. Noch viele andere Namen von gutem Klang wären anzuführen, welche ebenfalls im Kabinett vertreten sind. Natürlich befinden sich unter der großen Masse der Medaillen auch solche von mittelmäßigem, ja geringem Kunstwert, selbst schlechte Machwerke der steifen Zopf- und Perrückenzeit sind anzutreffen. Es sind auch viele Stücke dazwischen, welche, wie wir oben aus dem Bericht Wegeners ersehen haben, für den fürstlichen Sammler von den betreffenden Höfen mit den alten Stempeln neu geschlagen wurden. Diese sogenannten Neuschläge sind immerhin vom Standpunkte des strengen Numismatikers minderwertig, aber hinsichtlich ihres künstlerischen Wertes, da sie ja vom Urstempel genommen wurden und somit die Kunstfertigkeit des Stempelschneiders getreu wiedergeben, nicht geringer anzuschlagen. Nach allem Diesem kann man ermessen, was für ein hoher kunst- und kulturgeschichtlicher Wert in diesen Medaillen ruht.

Wie wäre es, wenn königliche Museumsdirektion eine Ausstellung etwa nur der Stücke der ersten Meister veranstalten würde? Es könnte ja in diesem Falle ganz von einer systematischen Anordnung, wie die frühere war, abgesehen werden und alle Medaillen eines Meisters, wenn auch auf die verschiedensten Begebenheiten und Höfe angefertigt, zusammen gelegt werden. Hierdurch würde man auch eine größere Übersichtlichkeit sämtlicher Arbeiten eines Verfertigers erhalten. Ich glaube, daß dies von allen Kunstfreunden sehr gut aufgenommen würde, besonders da sich in letzter Zeit ein zunehmendes Interesse für die leider im verflossenen Jahrhundert so sehr vernachlässigte Medaillen- und Stempelschneidekunst zeigt, welche im 18. Jahrhundert durch die Gunst der Fürstenhöfe auf einem hohen Grad der Meisterschaft stand.

---

[1]) Jean, unter Ludwig XIV.

[2]) Jean, Hofmedailleur Ludwigs XV. 1687—1761.

[3]) Johann, geboren zu Genf 1676, er schnitt die Serie sämtlicher englischer Könige, welche er 1732 vollendete.

[4]) Berühmte Künstlerfamilie zu Rom, wovon Johann, päpstlicher Hofmedailleur, der beste war.

[5]) Magnus Gustav, von 1732—1760.

[6]) Arvid, von 1647—1718.

[7]) Gustav, von 1765—1785, beide in Stockholm.

[8]) Johann Karl, geb. 1691 im Kanton Schwyz, von 1719—1746 kgl. schwedischer Hofmedailleur, gestorben 1771 bei Freiburg in der Schweiz.

[9]) Martin, geb. 1738 in Wien, gest. zu München 1781.

[10]) Mathias, Stempelschneider von 1735—1769 in Wien.

[11]) Johann Georg, geboren in Heidelberg 1724, von 1741—1791 in St. Petersburg.

[12]) Franz Andreas Schega (Schege), geboren zu Neustadt in Krain, Hofmedailleur in München 1739—1787.

[13]) Anton, geboren zu Mannheim, daselbst Hofstempelschneider 1744—1799, er hat die meisten und besten Medaillen für Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt gearbeitet.

Wie die Fürsten jener Zeit die Meister dieser Kunst für ihre Werke honorierten, davon nur einige Beispiele. Der hervorragende kurbayerische Hofmedailleur Schega erhielt für eine Medaille auf den Tod des Königs August von Polen vom Dresdener Hof im Jahre 1763 die Summe von 800 Reichstalern, gleich 3860 Mark jetziger Reichswährung. Er soll freilich auch an dieses Stück seine ganze Kunst und Kraft gesetzt haben; dasselbe ist im Kabinett vertreten. Der große Hedlinger erhielt 1744 für oben schon genannte Medaille: Rectus et Immotus von Wilhelm VIII. 100 Louisd'or, nach heutigem Geld ungefähr 1900 Mark, womit er jedoch so wenig zufrieden gewesen sein soll, daß er sich nicht einmal beim Landgrafen bedankte. Wie fällt gegen solche hohen Summen für damalige Zeitverhältnisse die Bezahlung eines späteren Meisters dieser Kunst, des kurfürstlichen Hofmünzgraveurs Johann Wilhelm Körner[14]), — des letzten hessischen überhaupt, — ab! Derselbe schnitt für die Marburger-Universitäts-Jubelmedaille im Jahre 1827 den wohlgetroffenen Porträtstempel Kurfürst Wilhelms II., ohne Zweifel eine seiner besten Arbeiten und ein wahres Meisterwerk moderner Stempelschneidekunst. Er erhielt hierfür nur 80 Taler gleich 240 Mark, trotzdem sein Werk damals in allen Kreisen des In- und Auslandes die höchste Anerkennung gefunden hatte. Nach dieser Zeit und in den Regierungsjahren des Kurfürsten Friedrich Wilhelm ist in der Medaillenkunst fast nichts Hervorragendes mehr geleistet worden. Aber nicht allein bei uns in Hessen, sondern auch an den anderen deutschen Fürstenhöfen sind in jener Zeit wenige Medaillen geschlagen worden, welche Anspruch auf Kunstwert erheben können. Erfreulicherweise nimmt in neuerer Zeit bei den deutschen Münzherren das Interesse für Medaillen und für als Kourantgeld geprägte Denkmünzen wieder zu. Möchten dieselben aber mit Anfertigung der Stempel stets die ersten Meister beauftragen, damit hierin auch etwas wirklich Schönes und Künstlerisches dem Volke und den Münzfreunden dargebracht werde!

[14]) Geboren zu Kassel 1800, gestorben daselbst 1864. Ein seltenes Beispiel liefert die Familie Körner dadurch, daß Angehörige von ihr vier Generationen hindurch dieselbe Kunst betrieben und dieselbe Stelle bei den hessischen Fürsten bekleideten.

Sirmione.

Von H. Keller-Jordan.

(Schluß.)

Am anderen Tag warf die Sonne wieder ihre goldenen Strahlen über den Gardasee. Frau von Manner war früh aufgestanden und ging, gegen ihre sonstige Gewohnheit, mit dem Hut am Arm durch den Olivenwald — und trank mit vollen Zügen die frische Morgenluft. Die feinen Regentropfen der letzten Nacht glitzerten wie Edelgestein an den Blättern der Bäume und der Himmel lag blau und wolkenlos über dem See. In der Ferne furchte der Dampfer, der von Desensano nach Gardone Riviera trieb, durch die leuchtenden Wellen und weiße Möven umkreisten ihn. Leonore setzte sich auf die knorrigen Wurzeln einer greisen Olive und blickte auf das traumstille Morgengestade.

Wie hatte sich, trotz allem, ihr Leben harmonisch gestaltet! Der Kummer war wie fortgeweht, und nun, da sie wieder klar zu denken vermochte, kam es ihr mehr und mehr zum Bewußtsein, wie diese angstgequälte Liebe der letzten Jahre zu ihrem Mann sich ihr doch selbst entfremdet hatte.

Sie hatte — jung und mutterlos wie sie gewesen — einsam in dem Hause eines pedantisch gelehrten Vaters aufgewachsen — phantastische Dinge erträumt, die Flügel ihrer Seele wohl zu hoch gespannt und das Bild des Mannes, der ihr zuerst von Liebe gesprochen, in ihrer Phantasie vergoldet, verschönt und gehoben. Das verwandte Schicksal Karstens und der Gedanke an ihn hatte das alles wieder heraufbeschworen. Ihr Bruno war aber wenigstens ehrlich gewesen — er hatte sie nicht betrogen, und daß er sie nicht mehr liebte, war seiner Auffassung nach sein Verhängnis — keine Schuld.

Sie senkte unwillkürlich das Gesicht und sann. — Nicht mehr lieben? Hatte er nicht einst zu ihren Füßen gelegen, den Kopf in ihrem Schoß und von der Glut gestammelt, die keine Ewigkeit verlöschen könne? Keine Ewigkeit! Wie war sie selig — wahnbetört selig gewesen!

Waren die heißen Ströme der Liebe, mit denen er sie überflutet, nur Regungen der Sinne gewesen, die keine Gemeinschaft mit der großen elementaren Leidenschaft hatten, die von Seele zu Seele geht?

Unten auf dem See glitt ein Boot träge über die Wellen — sie bemerkte Karsten in demselben, wie er mit finsterem Gesicht am Boden lag und ins Wasser starrte.

Hatte er nicht auch seiner Frau Liebe geschworen, und es war nur Täuschung gewesen?

Sie atmete tief, wie erlöst und befreit von alledem, und richtete sich in ihrem ganzen selbstbewußten Stolz in die Höhe.

„Gottlob, das ist nun alles vorüber! Was gibt es denn Ewiges, wenn die Leidenschaft, die uns bis ins innerste Mark erfaßt, nur Schaum ist? Schaum — Flitter! Fürchterlich! Und wie übermenschlich habe ich mit dieser Liebe gerungen, bis sie zertreten zu meinen Füßen lag." —

Langsam schritt sie, den spärlichen Schatten suchend, durch den heißen Sand. Über die zarten Olivblätter, die eine sanfte Brise auf ihren Weg warf, zog sich achtlos die Schleppe ihres Kleides. Verträumt wie sie war, bemerkte sie nicht einmal den Sonnenschirm der Frau Geh. Rat, der durch die Gebüsche leuchtete.

„Sie haben wohl heute dort oben gearbeitet, liebes Kind?" fragte diese sanft, als sie ihr näher kam.

„Gearbeitet? Nein — aber ich werde es jetzt tun."

„Jetzt? Die Tischglocke hat bereits geläutet. Es ist Mittag."

Mittag? Wo war die Zeit hingejagt — sie schämte sich fast vor sich selbst — aber sie legte ihren Arm in den der Freundin und sagte nichts.

Karsten fand sich gleichfalls zu Tisch ein. Er sah müde und versonnen aus. Die Frau Geh. Rat hätte ihn gern in eine tröstliche Unterhaltung gezogen, aber ein Zeichen Leonores ließ sie verstummen. Die junge Frau lebte noch in ihren eigenen Gedanken, und sie hätte um keine Welt an die Karstens rühren mögen, der wohl gleichfalls schwer in sich gearbeitet hatte. Sie konnte sich in das Gedankenleben des starren Juristen hineindenken, so glaubte sie wenigstens, des Juristen und Aristokraten, der streng seinen Pflichten gelebt, korrekte, von keiner Leidenschaft getrübte Familienbeziehungen gehabt hatte und gemeint, das Leben könne ihm nichts anhaben, als ihn höchstens zum Geheimen Rat befördern. Dieses Ereignis, der Skandal vor der Welt, das Duell mit einem ehemaligen Freunde — es hatte ihn wohl fürchterlich erschüttert! Sie durchdachte das alles und ihre Augen trafen sich. Ein paar Augenblicke ruhten sie ineinander. Trost und Mitleid lag in den feuchten, tiefen, ausdrucksvollen der jungen Frau, ein jähes Aufflammen unterdrückter Leidenschaft in denen des Regierungsrats. Er wurde blaß, erhob sich rasch und ohne den Damen, wie es seine Gewohnheit war, die Hand zu reichen, stand er vom Tische auf und verließ mit einer flüchtigen Verbeugung das Zimmer.

— — — — — — — — — — — — —

„Ist der Herr Regierungsrat verreist?" fragte Frau Binter, nachdem derselbe zwei Tage unsichtbar geblieben war, den Kellner.

„Verreist, nein, gnädige Frau, aber ich glaube, der Herr Regierungsrat möchten verreisen."

„Möchten? Wieso?"

„Er hatte gestern den Koffer gepackt und heute einen Teil der Sachen wieder herausgeworfen — vielleicht ist er krank."

Frau Binter hatte eine weitere Frage auf den Lippen, aber Frau von Manner trat ein, und sie verstummte.

Erst nachdem der Kellner das Zimmer verlassen hatte, sagte sie zu dieser:

„Es ist doch lächerlich, daß Karsten sich über diese Dinge nicht erheben kann — ein Mann in seiner Stellung — mit seinen Aussichten! Wenn er noch diese Frau geliebt hätte."

„Aber vielleicht gerade deshalb, weil er sie nicht geliebt hat."

„Wieso?"

„Bis dahin war er stolz auf sein Ich, seine gesellschaftliche Stellung, auf die Meinung der Welt — denn Stolz und Selbstbewußtsein ist doch der innerste Nerv seines Seins — und nun ist es ihm vielleicht doch zum Bewußtsein gekommen, daß es keine stolze Handlung war, eine Frau geheiratet zu haben, die er nicht geliebt hat."

„O Kind, in der Gesellschaft ist das durchaus comme il faut, da entscheiden ganz andere Dinge — ich glaube, Sie überschätzen Karsten."

„Vielleicht."

„Er ist Kavalier," fuhr Frau Binter fort, „aber großer Gefühle halte ich ihn nicht für fähig."

Frau von Manner schwieg. Sie dachte wie in Vielem so auch hier anders als Frau Binter. In ihrer ausgeprägten Künstlernatur spiegelten sich die Dinge in ihrer Art, sie war leidensfähiger, drang tiefer und verfeinerte sie mit ihrem Selbst.

— — — — — — — — — — — — —

Als man zu Abend gespeist hatte und die Sonne sich zu senken begann, schlich Leonore aus dem Hause, sie hatte das Bedürfnis allein zu sein und ging durch den Olivenwald den schmalen, krummen Pfad hinauf, der zu den Ruinen führt, in denen einst Catull seine ewigen Lieder gedichtet.

Dort war es allzeit einsam und still, ein Teil des Sees lag eingeklemmt zwischen den beiden Bergrücken, und nur seitlich konnte man die weite Fläche sehen, die sich bis Desensano erstreckt. Die Sonne brach sich hier beim Untergehen besonders malerisch und stimmungsvoll, und diese stille Abschiedsstunde des heißen Tages war für Leonore eine Erholung, die sich mit nichts vergleichen ließ. Seitdem jener jähe Sturm über sie ausgebrochen war und so manches in ihr verschüttet wurde, hatte sich ein feineres Verständnis für Dinge in ihr entwickelt, die ihr sonst ferner gelegen. Auch die Natur in ihrer elementaren Schönheit war ihr näher getreten, sie fühlte sich zu ihr hingezogen

wie das Kind zur Mutter. Da schwieg alles, was das Leben in sie hineingequält hatte, alle Widersprüche und Dissonanzen lösten sich zu gesunden Harmonien.

Warum hatte sie das damals nicht verstanden, als sie an der Seite ihres Mannes sich von ihm angebetet wähnte und nur mit sich und ihm beschäftigt durchs Leben ging?

War es, weil sie, ganz von der Liebe erfüllt, nichts, gar nichts brauchte als ihn?

Sie war unwillkürlich stehen geblieben, aber dann warf sie jäh den Kopf zurück und ging energisch weiter.

Noch stand die Sonne über den Bergen, und sie freute sich, als sie die Ruine vor sich sah, diese Abendstunde in voller Schönheit und Ruhe genießen zu können.

Sie erklomm die Höhe und blickte tief aufatmend auf den leuchtenden See.

Plötzlich gewahrte sie, daß dicht ihr zur Seite, nur von einem Haufen Steingeröll geschieden, Karsten saß und starr, als sei sie eine Erscheinung, zu ihr in die Höhe sah.

„Gnädige Frau — Sie hier", sagte er, sich erhebend, mit dem Hut in der Hand. „Sie, gerade in diesem Augenblick — das ist sonderbar."

„Sonderbar — warum?"

„Weil ich so lebhaft an Sie dachte, daß Ihre Erscheinung mir beinahe Vision schien."

Leonore wußte nichts zu sagen, sie fand Karsten so verändert, sein Gesicht so tief ernst und traurig, daß sie Mitleid mit ihm empfand. Wie merkwürdig hatte ihn das Schicksal verwandelt.

„Sehen Sie heute zum erstenmale die Sonne hier untergehn?" fragte sie dann verlegen, nur um ein Gespräch anzubahnen.

„Zum erstenmale, ja," gab er zurück. „Ich hatte gehofft, ich dürfte Sie einmal dahin begleiten und nun — nun — Sie sprachen damals so begeistert von diesem Platz, und nun hat es sich doch so gefügt — ohne mein Zutun. Ich danke Ihnen, gnädige Frau."

„Oder dem Zufall", wandte sie lächelnd ein. „Kommen Sie, wir setzen uns dort seitwärts auf den verwilderten Abhang und lassen das sanfte Farbenspiel auf uns wirken."

Leonore faßte ihr Kleid zusammen und kletterte über die Ruine zu der kleinen Bank, welche die Steine gebildet hatten. Sie ließ sich lachend, als könne sie mit ihrer Heiterkeit Karstens Ernst bannen, auf den Stein nieder. Der Regierungsrat folgte ihr, setzte sich aber nicht an ihre Seite, sondern blieb, an einen hervorstehenden Stein gelehnt, ihr gegenüber stehen.

Die Sonnenkugel versank hinter den Bergen und breitete ihre Purpurgewänder über den See. Langsam tanzten die Wellen, eine sanfte Brise bewegte sie und brach die Farben in leuchtendem Glanz. In der kleinen Kirche von Sirmione läutete das Ave Maria. Und dann erblaßte nach und nach der See, und nur über den Gipfeln der Berge, in dem Geäste der Zitronen, Pinien und Oliven huschte noch ihr Gold.

Beide sagten nichts, bis das aufflammende Rot sich in lichtes Violett gelöst und allmählich ein feuchtes Dämmern über das Wasser zog.

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau," sagte Karsten mit bewegter Stimme.

„Mir? Sie haben den Weg hierher ohne mich gefunden."

Eine jähe Bläße ging über sein Gesicht. Leonore sah, wie er nach Worten rang und sie nicht fand. Sie wußte, er hatte alle die Tage gelitten, wohl hauptsächlich durch die Erkenntnis, daß er eigentlich niemals bis zu dem Kern seines Wesens gedrungen war und Lebensjahre vergeudet hatte an Dinge, die kaum eine Gemeinschaft hatten mit dem Großen und Ewigen menschlichen Strebens. Sie fühlte Erbarmen mit ihm. Sie hatte selbst zu oft unter diesem haltlosen Flattern und Haschen nach glänzenden Seifenblasen gelitten, die das Auge blenden und nichts zurücklassen als schale Leere.

„Gnädige Frau, darf ich einmal ehrlich mit Ihnen sprechen — wie ein Mann, der in wenigen Tagen von Ihnen scheidet und doch ein Stück Ihres Selbst mit sich nimmt?"

Die Worte waren mit bebender, tiefer Stimme, wie sie unmittelbar aus dem Herzen kommt, in Leonorens Gedanken gefahren — sie hatten sie mächtig bewegt.

„Darf ich?"

Leonore antwortete nicht, aber ihre sprechenden Augen sanken einen Augenblick in die seinen.

„Ich bin in dem Kreise, in dem ich lebte, nie mit Menschen zusammengekommen wie Sie, gnädige Frau," fuhr er fort.

„Doch," unterbrach ihn Leonore ernst, „Sie haben sich nur nicht die Mühe gegeben, sie zu ergründen."

„Die gab ich mir auch nicht bei Ihnen, gnädige Frau, aber schon bei Beginn unserer Bekanntschaft fühlte ich Dinge in mir lebendig werden, die ich nie gekannt; ich sah neue Gesichtspunkte vor mir erstehn, neue Gedanken, die mich bewegten. Ich kam nach Sirmione mit dem verbitterten Hochmut eines Menschen, der sich hier erholen sollte von dem empörenden Schicksalsschlag, der ihn getroffen — und bin zu der demütigenden Überzeugung gekommen, daß —"

„Gehn Sie in Ihren Beschuldigungen nicht zu weit, Herr v. Karsten," unterbrach ihn Leonore. „Das eine ist ungesund wie das andere."

„Und bin zu der Überzeugung gekommen," wiederholte er, „daß es nur die unerbittliche Konsequenz meines Handelns gewesen, die sich an mir rächen mußte."

Leonore nickte still vor sich hin.

„Man hatte meine Fähigkeiten in der Familie überschätzt, gnädige Frau," fuhr er fort, „man sah in mir schon als Jüngling den bedeutenden Menschen und zukünftigen Staatsmann, alle Vorkommnisse bezogen sich auf diese Seite meines Lebens. Die Eigenschaften, die meinen Bruder, der unsere Güter übernehmen sollte, zu einem liebenswürdigen, tüchtigen Menschen gemacht haben, schlummerten wohl auch in mir, aber man erstickte sie. Wozu brauchte ich menschliche Eigenschaften — Karriere macht man am besten, wenn man sich ihrer entlastet."

„Und nun gar die Liebe," fuhr er nach einer Weile fort, während er seinen Hut auf das Gestein warf und sich erregt durch das Haar strich, „die Liebe — für solche Leute ein kleines Nichts, etwas Unwesentliches im Leben, was dazu gehört, aber keine weitere Bedeutung hat. Meiner Meinung nach war es kein Kunststück, ein kleines Mädchen glücklich zu machen — ich hatte bei Gott das Zeug dazu. Eine hohe Leidenschaft für eine Frau hatte mich niemals durchschüttelt — wäre auch eine Kunst gewesen in dem Kreise, in dem ich lebte, und als man mir von Lili v. Röhren sprach, hatte ich gar nichts gegen sie einzuwenden, ich liebte sie in meiner Weise, fand sie hübsch, anmutig, ganz dazu angetan, einen Salon zu schmücken."

„O Gott," stöhnte Leonore, „hätten Sie denn niemals daran gedacht, daß auch eine Frau höhere Bedürfnisse habe?"

„Nein. Lili hatte auch keine höheren Bedürfnisse, keine Ideale, davon bin ich heute überzeugt. Aber sie brauchte das Tändeln der Liebe, einen Mann, der ihre Schönheit bewunderte, ihr schmeichelte, mit ihr koste und klatschte, ihre Nichtigkeiten herrlich fand, ihr Kleider und Bonbons besorgte, ihre Freundinnen verlästerte, in Gesellschaften und Theater sie bediente und so weiter."

„Um Gottes Willen, Herr v. Karsten!"

„Nun ja, das sind auch Bedürfnisse, denen man Rechnung tragen muß, gnädige Frau, und die schließlich ihre Berechtigung haben. Mich traf nur die Schuld, daß ich nicht gerechter gegen sie war, daß ich immer gleichgiltiger wurde, und die arme kleine Seele, die nun einmal nicht anders sein konnte, — mir entflattern ließ.

O Gott, wie ich das jetzt alles klar sehe, gnädige Frau, meinen ganzen brutalen Männeregoismus, und wie mir die Strafe noch viel zu klein dünkt, die mir wurde."

Leonore seufzte tief auf.

„Daß wir Menschen solche Stürme brauchen, um zur Selbsterkenntnis aufgerüttelt zu werden!"

„Aber es geht doch etwas dabei verloren," erwiderte Karsten gedankenversunken, „was niemals wiederkehrt."

„Sie meinen die harmlose Freudigkeit am Leben? Aber das ist doch Truggold — wir tauschen Gediegeneres dafür ein."

„Das sagen Sie, gnädige Frau, Sie, die Sie so bitter vom Leben betrogen wurden?"

„Betrogen? Ich weiß es nicht. Die Liebe des Mannes ist doch oft nur eine Episode in seinem Leben — sie wechselt den Gegenstand und ist ohne Dauer. Ich bin wenigstens dankbar dafür, daß ich nicht zu spät zu dieser Erkenntnis kam."

Leonore war bei diesen Worten über die Steine geklettert und befand sich wieder unter den Oliven, die jetzt von leichtem Nebelgeflock umwoben in silbernem Glanze leuchteten.

„Da sehen Sie, Herr v. Karsten," sagte sie, nachdem dieser ihr gefolgt war, „wie herrlich ist es hier selbst im Dämmern des Abends, es bleiben uns doch, die wir ehrlich kämpfen, wunderbare Freuden aufbewahrt."

Er sah still vor sich nieder und antwortete nicht. Er war blaß und erregt, und jetzt in der Erregung, die ihn durchrüttelte, war er in der Tat bedeutend. Leonore empfand das mit elementarer Gewalt, sie konnte die Augen nicht von ihm wenden, so etwas hatte sie niemals erlebt — es strömte ein Etwas von ihm aus, das sie zu elektrisieren begann, eine Kraft und Wahrheit der Empfindung, die eng mit dem zusammenhängen mußte, was ihn auch geistig so bedeutend machte.

„Merkwürdig", hauchte sie kaum hörbar.

„Merkwürdig, was?"

„Daß ich von den ersten Tagen an alles wußte, was in Ihnen vorging."

„Alles? Wirklich alles, Leonore? Dann wissen Sie auch, daß es für mich keine einzige glückliche Stunde mehr im Leben geben würde, wenn ich Sie verlieren müßte. Daß —"

„Man verliert nicht, was man auch nur einen Augenblick wirklich besessen hat", hauchten ihre Lippen.

„Daß — daß", stürmte er weiter, „Sie mir die Binde von der Seele gerissen und ihr Atem und Leben eingehaucht, Leonore, Leonore, das muß ja wohl die große erschütternde Liebe sein, die uns besser, reicher, allmächtiger macht, die in all das Chaos vergiftender Leidenschaften Ruhe gibt, Leonore, Ruhe, die ich niemals besessen habe."

„Ruhe — wer fände sie auf dieser Erde?" und sie legte den Kopf müde gegen den Stamm der Olive, an der sie stand.

Karsten bemerkte den tiefen Schmerz, der über ihren Zügen lag.

„Habe ich Ihnen weh getan, gnädige Frau?"

„Weh? O nein, es war eine glückliche Stunde, Karsten, die man mit sich nimmt durch das Leben. Ich danke Ihnen."

„Leonore, werden Sie mein, ich will Sie wert halten, hoch und heilig — ich will jeden Ihrer Gedanken lesen und verstehn, ich will mich selbst läutern, um Ihrer wert zu sein, ich will Ihnen dienen, um Sie werben — warten — ich will.."

„Nicht weiter, Karsten, ich bitte Sie," unterbrach sie seinen Redestrom, „lassen Sie uns diese Stunde durch nichts entheiligen. Was das Höchste in uns beiden ist, hat sich berührt und erkannt; das sind göttliche Lebensmomente."

„Sehn Sie dort oben," fuhr sie nach einer Weile seligen Schweigens fort, „dort oben leuchten bereits die Sterne, der See schläft und der Nebel sinkt müde zur Erde. Wie herrlich!"

Er hatte ihre Hände ergriffen und zog sie wild an seine Brust.

„Leonore! O Gott, gib mir Kraft, daß ich nicht erliege — Leonore!"

Ein paar Augenblicke lag sie still, dann löste sie sich mit einem tiefen Atemzug aus seinen Armen und reichte ihm die Hand.

„Gute Nacht!"

Er fand kein Wort, es stürmte in ihm, als wolle sich die Seele von dem Körper befreien. Er sah, wie sie den schmalen Weg hinab, der zu dem Dorfe führte, ging, und rührte sich nicht. Zuweilen verschwand sie hinter dem Geäst der Bäume, und dann bemerkte er wieder ihre lichte Gestalt, wie sie zwischen dem Gesträuch auftauchte, bis sie das Dunkel der Nacht umhüllte.

Und dann ging er langsam, das Herz von beglückender Liebe geschwellt, ihr nach. —

In seinem Zimmer brannte die Lampe, er löschte sie aus — er wollte nichts mehr sehen, gar nichts, nur ihre Gestalt mit sich nehmen in seine Träume, sie halten, so wie er sie heute in den Armen hielt, für Zeit und Ewigkeit. — — —

Er hatte lange geschlafen. Nach langer Unruhe und Qual der erste erquickende Schlaf. Die Sonne brannte bereits in sein Zimmer hinein — seine Gedanken waren bei Leonore. Hatte sie ihn schon erwartet?

Als der Kellner das Frühstück brachte, zitterte eine Frage auf seinen Lippen, aber er verschluckte sie und griff nach den Briefen, die neben der Tasse lagen. Der obere trug keinen Stempel.

„Von der gnädigen Frau drüben", erklärte der Kellner und verließ das Zimmer.

Karsten hielt ihn in der Hand, seine Finger zitterten, und dann öffnete er hastig das Kuvert und las:

„Wenn Sie diese Zeilen lesen, lieber Karsten, bin ich fort. Fragen Sie nicht, wohin — ich brauche ein Leben selbständiger Arbeit und geistiger Freiheit. Ich würde an Ihrer Seite immer den Tag fürchten, wo Zeit und Alltagsleben das zerpflücken könnten, was Sie mir heute gegeben haben und was ich mit mir nehmen möchte zu unvergänglichem Besitz. Das Leiden hat mich sensibel gemacht und glaubenslos — ich habe keine Fähigkeit mehr, dauernd zu beglücken. Lassen Sie uns diese gesegnete Stunde in Sirmione festhalten und daran zurückdenken wie an einen schönen Traum.

Leonore."

Karsten schlug an die Glocke.

„Ich reise in einer Stunde", schrie er dem Diener entgegen. „Ihr nach, ihr nach," tobte es in ihm, „und sollte ich Meere durchkreuzen. Sie soll an meinem Herzen gesunden und in dem Glück, das sie mir bereitet, wieder glauben lernen." — —

Als das Boot, welches ihn trug, über den See jagte, um den Dampfer zu erreichen, sah die Frau Geh. Rat ihm schweren Herzens nach. Leonore hatte sich unter Tränen von ihr verabschiedet, sie wollte die Brücken abreißen, die zu neuen Kämpfen führten. Aber die alte Dame schüttelte den Kopf und meinte für sich, Karsten habe doch wohl das Zeug dazu, sie zu erjagen — trotz allem!

Märchen.

O dreimal kam ihr Geist herein
In tiefer Nacht, zur zwölften Stund',
Und sprach: „Du Heißgeliebter mein!
Erwache! Küß mich auf den Mund.

Ach, wenn Du nicht im Schlaf vernimmst,
Wie meine Seele bang' Dich sucht,
Wie ich an Deinem Lager fleh',
Bin ich in Ewigkeit verflucht.

Nur Deine Liebe rettet mich!"
Sie stand und harrte geisterbleich
Drei Nächte lang auf seinen Kuß
Und sank zurück ins Totenreich.

Regensburg. M. Herbert.

Vom Kasseler Hoftheater.

IX.

Ein frischerer Zug geht seit dem Beginn der neuen Spielzeit, der allerdings schon beinahe ein halbes Jahr zurückliegt, durch unser Theaterleben.

Schon am fünften Abend erlebten wir die Uraufführung eines dreiaktigen Schauspieles „Der Rechtsanwalt“ von R. v. d. Gruben, einem unbekannten Autor. Das Stück ist offenbar inspiriert durch den Treberkrach oder ein ähnliches Ereignis und bietet viele interessante Momente für den aufmerksamen Zuschauer, hat aber manche Längen und verrät mehrfach die Hand des Anfängers. Leider fand es trotz trefflicher Aufführung, bei der namentlich Frl. Ellmenreich, sowie die Herren Jürgensen, Wolfram und Jakobi in den Vordergrund traten, keine sehr warme Aufnahme von seiten des Publikums und ist scheinbar vom Spielplan wieder abgesetzt. Ein gleiches Schicksal erlebte „Die Diplomatin“, ein ebenfalls dreiaktiges Lustspiel von Arthur Pserhofer, einem Autor, der durch seine Beziehungen zu den Elf Scharfrichtern bekannt geworden ist. Diesem widerfuhr es allerdings mit mehr Recht, denn es gibt wohl kaum ein Stück, in dem um weniger Gehalt mehr Worte gemacht werden, als in diesem Lustspiel, und dies geschieht noch dazu in solch aufdringlich geistreichelnder Weise, daß man von all dem Aufpassen auf die sich jagenden Pointen ganz abgespannt wird. Sei ihm eine lange Ruhe im Archiv beschieden.

Einen unbestrittenen Erfolg erzielte natürlich der neue Blumenthal-Kadelburg: „Der blinde Passagier“, den seine Autoren, oder auf deutsch „Mächer“ mit kaum glaublicher Anmaßung „Lustspiel“ nennen. Der „blinde Passagier“ ist ebenso gehaltlos und lustig wie seine vielen Vorgänger, und da er auch einen jener seit dem wirklichen Regen des „weißen Rößls“ unentbehrlichen Tricks in dem wirklichen Schaukeln eines Schiffes enthält, jubelt ihm das im Theater nichts als Unterhaltung suchende Publikum bei jeder Aufführung von neuem zu.

Als verfehlt möchte ich die Aufnahme von Sudermanns „Es lebe das Leben“ in den Spielplan bezeichnen. Dies Stück ist von Sudermanns Dramen unbestritten eins der schwächsten, und wenn einmal wieder eine Konzession an die moderne dramatische Richtung gemacht werden sollte, was ich als durchaus dankenswert anerkenne, hätte manches andere Stück weit mehr Anspruch darauf gehabt, diesem Zwecke zu dienen. Die Ausstattung und Aufführung war ja durchaus einwandfrei und lobenswert, und unsere ersten Kräfte wie Frau Kothe und die Herren Jakobi, Bohnée, Wolfram, Jürgensen ꝛc. ganz auf ihrer Höhe, doch auch die beste Darstellung kann die in der Anlage verunglückten Charaktere nicht schmackhaft machen.

Einen guten Erfolg, der zum großen Teil auf der brillanten Durchführung ihrer Hosenrolle als Kadett durch Frl. Hannewald beruht, erzielte das Theater mit der Aufführung des „Liebes-Manöver“ von Kraatz und Freiherrn v. Schlicht. Auch dieser Schwank segelt unter der Flagge „Lustspiel“, worunter ja seit der erfolgreichen Tätigkeit der vorhin erwähnten beiden Schriftsteller neuerdings alles gehört, was lustig ist oder sein könnte. In dem „Liebes-Manöver“ hat Schlicht die Klaue des Löwen, die er in seinen Romanen und namentlich satirischen Skizzen zuweilen zeigt, gänzlich zurückgezogen und spekuliert mit einer harmlosen Garnisongeschichte, die durch allerhand Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten aufgeputzt ist, lediglich auf das flachste Unterhaltungsbedürfnis der Menge, die sich natürlich immer freut, wenn sie unsere lieben Leutnants auf der Bühne von Edelmut triefen sieht.

Als ernstes und ernst zu nehmendes Kunstwerk ging am 6. Januar Max Halbes neuestes Drama „Der Strom“ in Szene, ein Stück, das an knappem Aufbau und kurzer und treffender Charakterisierung musterhaft ist. Dem anderswo erhobenen Vorwurf der allzu aufdringlichen Benutzung theatralischer Effekte war bei der Aufführung an unserem Theater durch eine vornehme und zartfühlende Regie von vornherein die Berechtigung genommen, und bei der allseitig trefflichen Darstellung, die es nicht erlaubt, eine Rolle besonders hervorzuheben, macht das Stück bei jeder Aufführung auf die Zuschauer einen tiefen Eindruck und findet starken Beifall.

Als liebliches Weihnachtsmärchen für die Kleinen gab es in diesem Jahre „Frau Holle“ von A. Wendel-Marburg, Musik von Heinrich Spangenberg, das in mehreren Nachmittagsvorstellungen das Herz manches Kindes und auch Erwachsenen erfreute.

Wenn ich noch den harmlosen und niedlichen Scherz „Vor dem Gesindeball“ von Pollaczek erwähne, in dem einem jugendlichen gräflichen Ehepaare aus dem berufenen Munde des Kammerdieners einer anderen Herrschaft unbewußt einmal gründlich die Wahrheit gesagt wird, so ist damit die anerkennenswert lange Reihe der Neuheiten auf dem Gebiete des Schauspiels erledigt, und es bliebe nur noch zu erwähnen, daß bei Gelegenheit des 80. Geburtstages Rudolf von Gottschalls dessen einst viel gegebenes Lustspiel „Pitt und Fox“ neu einstudiert wurde, aber nicht mehr recht erwärmen konnte, da es doch recht weit hinter seinen Scribeschen Vorbildern zurückbleibt und durch die pedantische und philiströse Art und Weise des Aufbaus und der Sprache unseren neueren Ansprüchen nicht mehr genügt.

Im Anfang der Spielzeit wurde der Spielplan im Schauspiel mehrfach beeinflußt durch Gastspiele von Bewerbern um das leider immer noch nicht wieder besetzte Fach des ersten Charakterspielers und Intriganten. Wir mußten da mehrere König Philipps und Zangas, einen Franz Moor, Marinelli und Narziß, von denen man lieber gar nicht spricht, erleben, und auch jetzt noch ist das Fach verwaist und wird wohl auch erst bei Beginn der nächsten Spielzeit würdige Vertretung finden können. Daher kommt es wohl auch, daß größere klassische Werke, die eine erste Charakterrolle enthalten, augenblicklich nicht erscheinen. Um nach dem Ausscheiden der früheren Balletmeisterin Gelegenheit zu geben, daß Fräulein Cordialy, ihre Nachfolgerin, den Nachweis ihrer Befähigung für diesen Platz liefere, wurde das Schneidersche Genrebild „Der Kurmärker und die Picarde“ neu einstudiert, in dem die Dame weit besser tanzte als französisch sprach, und ebenso ein Tanzmärchen von Gust. v. Rößler „Mesalliance“ neu aufgenommen, über dessen Kümmerlichkeit allerdings auch das geschickteste Arrangement nicht hinwegzutäuschen vermochte.

Auf musikalischem Gebiete ist es naturgemäß ausgeschlossen, in solch kurzer Zeit mit einer auch nur annähernden Zahl von Neuheiten aufzuwarten. Immerhin ist auch hier tüchtig gearbeitet worden, und sogar zwei Uraufführungen waren es, die wir dank dem Eifer unseres ersten Kapellmeisters Herrn Dr. Beier erleben konnten, der in durchaus richtiger Erkenntnis seiner Stellung als musikalischer Leiter eines Hoftheaters immer danach strebt, jungen Talenten die Arena zu öffnen und ihnen die Wege zu ebnen. Die erste dieser Premieren war die Märchenoper „Dornröschen“, deren Text der rheinische Dichter Hans Eschelbach geschickt nach dem Volksmärchen be-

arbeitet hat, und deren Musik von einem jugendlichen Künstler, Aug. Weweler, stammt. Es wird ihr eigenes Empfinden, zarte Instrumentation und feine Melodik nachgerühmt, und die Oper erzielte bei einer glänzenden Aufführung einen starken Erfolg. Das Dornröschen ist für die Bühne ein spröder Stoff, an dem schon viele und auch bedeutende Künstler vergebens ihre Kräfte versucht haben. Ob es diesen beiden gelungen ist, die schlafende Schöne für die Dauer zu erwecken, bleibt abzuwarten.

Wenn die eben erwähnte Oper ihren Stoff aus dem zarten Reiche des Märchens nahm, so sehen wir in der zweiten, „Swatowits Ende", zwei Weltanschauungen aufeinander treffen, wir werden versetzt in den Kampf des Christentums und des Heidentums und sehen den alten rugischen Gott Swatowit mit seinem Oberpriester untergehen. Text und Musik zu dieser Oper stammen von Alfred Stelzner. Es sind darin eine Menge hochdramatischer Momente auf einen kleinen Raum zusammengepreßt, und die Musik zeigt eine düstere Grundstimmung. Interessant ist die Verwendung von zwei neuen Instrumenten für das Orchester, nämlich von Violetta und Cellone, die den Autor zum Erfinder haben. Auch diese Oper fand eine treffliche Aufführung.

Außer dem eisernen Bestand der Oper, der sich aus den Werken Wagners, Mozarts und anderer Größen zusammensetzt, war es in der neuen Spielzeit möglich, wohl vor allem durch die Gewinnung einer tüchtigen Kraft für das Koloraturfach in Frau Kallensee, eine Reihe von beliebten Opern wieder aufzunehmen, wie „Marie, oder die Regimentstochter", „Das goldene Kreuz", „Mignon" ꝛc., und das musikliebende Publikum freut sich wieder an seinen alten Lieblingen.

Die vor einigen Jahren eingeführten Volksvorstellungen an Sonntagnachmittagen wurden wieder veranstaltet, ebenso fanden schon drei Abonnementskonzerte der Mitglieder des Königlichen Orchesters statt, in denen bedeutende musikalische Werke zum Vortrag kamen und auswärtige Gesangs- und Instrumentalkünstler auftraten. B. F. C.

Die drei Küsse der Mutter.

Die Mutter lag zum Tode,
Da sprach sie zu dem Sohn:
„Bald führt der Himmelsbote
Mich auf zu Gottes Thron!

Doch eh' wir scheiden müssen
In allerletzter Stund',
Laß mich Dich nochmals küssen
So recht aus Herzensgrund." —

Weitauf die Augenlider,
Als hab' sie Gott geschaut,
Sagt sie: „Den Kuß gib wieder
Dereinstmal Deiner Braut!

Und wenn ihr unter Beben
Die Wange glüht dabei,
Sag', daß er ihr gegeben
Von Deiner Mutter sei.

Den zweiten Kuß den drücke
Aufs Mündchen Deinem Kind,
Daß es nur Blumen pflücke,
Die hold gesegnet sind!

Auf Deines Schwertes Scheide,
Da preß den letzten Kuß:
Daß jäh ihr's nie entgleite —
Dir ewig zum Verdruß.

Denn niemals sich zur Wonne
Hier Lieb' und Glück vereint,
Wenn nicht die Friedenssonne
Dein künftig' Haus bescheint!" —

Und nach dem letzten Worte
Das Auge fiel ihr zu,
Und durch die Todespforte
Ging sie zur ew'gen Ruh'.

Wahlershausen.

Die drei Küsse des Vaters.

„Siehst Du den alten Apfelbaum
Dort kahl und einsam stehen,
Er träumt wohl seinen letzten Traum
Und ich — werd' mit ihm gehen! —

Er stand im Leben grad wie ich,
Hat Blüt und Frucht getragen,
Den Zweck erfüllt und kann wie ich
„Leb wohl" der Welt nun sagen. —

Was mir die Erde Schönes bot,
Der Freuden und Genüsse,
Das mögen noch vor meinem Tod
Dir sagen jetzt „Drei Küsse": —

Den Ersten, weih' in heil'ger Stund',
Die schöner nie wird tagen,
Dem Sohn, wenn einst sein kleiner Mund
Zuerst — wird „Vater" sagen. —

Den zweiten Kuß gib dem sodann,
Der Dir als Nächster zählet,
Dem treusten, allerbesten Mann,
Den Du zum Freund erwählet! —

Den dritten Kuß drück' auf Dein Schwert!
Wollst stets es recht benützen,
Es soll Dir nicht bloß Haus und Herd,
Auch Deine Ehre schützen! —

Braucht Deinen Arm das Vaterland
Zum Schutz vor Feindes Schaden,
So nimm das Schwert nur fest zur Hand,
Wie's Deine Väter taten. —

Der Frieden Glück und Gold verleiht,
Doch um ihn sich zu schaffen,
Gehört nun einmal edler Streit; —
Drum Segen Deinen Waffen!" —

Konrad Lampmann.

Aus Heimat und Fremde.

Kurfürstliche Grabstätten. Die auf dem alten Friedhof zu Kassel befindlichen Grabstätten der Kurfürstin Auguste, der Prinzessin Karoline und des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen sind von dem Fürsten Karl von Hanau, dem Prinzen Philipp von Hanau, den Grafen Friedrich und Ludwig von Schaumburg, Söhnen des verstorbenen Prinzen Friedrich von Hanau, und dem Fürsten zu Ysenburg-Wächtersbach käuflich erworben worden, um bei den baulichen

Veränderungen, welche in deren Umgebung bevorstehen, eine würdige Ausgestaltung und Erhaltung dieses denkwürdigen Erdenflecks zu sichern.

Hessischer Geschichtsverein. Am 25. Januar fand die Monatsversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde zu Kassel statt. Nach einigen geschäftlichen Mitteilungen verlas der Vorsitzende Herr General Eisentraut ein Schreiben Seiner Exzellenz des früheren Oberpräsidenten der Provinz Hessen-Nassau Grafen von Zedlitz und Trützschler, in welchem dieser dem Vorstand des Hessischen Geschichtsvereins seinen Dank für das übersandte Diplom, in dem er zum Ehrenmitglied des Vereins ernannt worden ist, ausspricht. Sodann hielt Herr Landesgerichtsrat Büff einen Vortrag über Reinhard Scheffer den Jüngsten, dessen Vorfahren Redner im vorigen Winter behandelt hat. Am 20. August 1590 zu Marburg geboren, studierte Scheffer zu Herborn, Marburg und Heidelberg, und wurde von dem Landgrafen Moritz bereits 1617 zum Rat in der Regierungskanzlei zu Kassel ernannt. Er unternahm Reisen durch Frankreich, England, Holland und Deutschland und wurde 1627 nach dem Regierungsantritt Wilhelms V. zum Amtmann in Wolfhagen und Zierenberg eingesetzt. Später stieg er zum Geheimen Kriegsrat und General-Kriegskommissarius und wurde mit Gesandtschaften nach Darmstadt, Köln und an mehrere andere Höfe betraut, auch unterhandelte er nach dem Tode des Landgrafen mit dem General Götz wegen des zu schließenden Waffenstillstandes. Als Bevollmächtigter der Landgräfin Amelie Elisabeth unterschrieb er 1648 zu Osnabrück den Friedenstraktat. Bei Erneuerung der Universität Marburg 1653 war er mit der Geschäftsführung beauftragt. Er starb am 11. Februar 1656 zu Marburg ledigen Standes. Der Herr Redner entwarf in diesem Vortrag ein umfassendes Bild von den Bedrängnissen, die das hessische Land während des 30jährigen Krieges zu erdulden hatte und während welcher Reinhard Scheffer, so viel als es in seinen Kräften stand, zum Wohle seines Vaterlandes gewirkt hat, auch glaubte er eine Anzahl trefflicher Landesordnungen auf die Veranlassung Scheffers zurückführen zu können.

Vorträge. Unsere sehr geschätzte Mitarbeiterin Frau Jeannette Bramer hält in Kassel eine Reihe von Vorträgen, in denen sie die Gestalten der hessischen Regenten von Heinrich dem Kind an bis zu dem letzten Kurfürsten vorführt. Es ist dies als ein sehr dankenswertes Unternehmen zu betrachten, da es geeignet erscheint, die bedeutsame Wirksamkeit der hessischen Fürsten in weiteren Kreisen bekannt zu machen.

Jubiläum. Am 20. Januar waren fünfzig Jahre verflossen, seit Generalleutnant z. D. Kleinhans in die kurhessische Armee eintrat. 1866 war er Sekondleutnant im 3. Infanterie-Regiment. Als Premierleutnant im 75. Preußischen Infanterie-Regiment und Adjutant der 6. Infanterie-Brigade in Stettin nahm er am Krieg 1870/71 teil, noch während desselben wurde er zum Hauptmann und Kompagniechef im Infanterie-Regiment Nr. 66 ernannt. 1876 erfolgte seine Beförderung zum Major, 1883 zum Oberstleutnant. 1887 wurde er Oberst und Kommandeur des Infanterie-Regiments Nr. 114. Drei Jahre später erhielt er als Generalmajor das Kommando der 7. Infanterie-Brigade in Bromberg. Unter Verleihung des Charakters als Generalleutnant zur Disposition gestellt, nahm der verdiente Offizier seinen Wohsitz in Marburg.

Erinnerungen an Dr. Karl Lang. (Vgl. vor. Heft, S. 28.) So ist er also auch dahin gegangen, der sangesfröhliche „Vetter Lang“, wie er von so vielen Freunden genannt wurde. Gern erinnere ich mich der gelungenen musikalischen Scherze, die er in stets guter Laune als Marburger Student zum besten gab, zuweilen in Kostüm, z. B. die Rolle der Frau Direktern in einem Kaffeeduett („Noch ein Täßchen, Frau Inspektern, bitte, bitte, trinken Sie“). Auch in Leipzig habe ich, als er zum zweiten Male dort weilte, oft mit ihm verkehrt. Dann hörte ich lange nichts von ihm, bis auf einmal ein mir von ihm aus Konstantinopel gesandter Jahresbericht seiner Schule mich an ihn erinnerte. Und bald darauf fand ich ihn von Julius Stinde verewigt in dessen 1888 erschienenen Buch: Frau Buchholz im Orient. Dort steht in der Beschreibung eines Konzertes in der Teutonia auf S. 224: „Der Tenor, Herr Rektor Lang, sang gerade schmelzend: Ach, daß sie immer grünen bliebe, die schöne Zeit der ersten Liebe, . . .“ Die verdiente Anerkennung hat mich damals herzlich gefreut. P. W. in L.

Todesfälle. Am 20. Januar starb zu Kassel der Kreisbauinspektor a. D. Geheime Baurat August Schuchardt, geboren zu Heckershausen am 10. Juni 1828. Seine Laufbahn trat er als Baueleve bei der Kurfürstlich Hessischen Oberbaudirektion im Jahre 1847 an. Nachdem er in Kirchhain, Marburg und Frankenberg tätig gewesen war, sowie von 1864—1871 bei dem Bau der Bebra-Hanauer-Eisenbahn mitgewirkt hatte, wurde er 1874 zum Königlichen Kreisbaumeister in Hanau ernannt und von da zwei Jahre später als Kreisbauinspektor nach Kassel versetzt, wo er 1898 in den Ruhestand

trat. Der Dahingeschiedene, der auf eine reiche und erfolgreiche Tätigkeit blicken konnte, hatte u. a. auch gegen Ende der 1850er Jahre die Erneuerungsarbeiten an der Elisabethkirche zu Marburg ausgeführt und von 1871—1874 den Bau der Königlichen Gemäldegalerie in Kassel geleitet. Seine trefflichen Charaktereigenschaften sichern ihm in dem großen Kreis derer, welche mit ihm amtlich oder privat in Beziehung getreten sind, ein ehrendes Andenken.

Am 24. Januar d. J. starb zu Marburg an den Folgen einer Blutvergiftung der Professor an der Oberrealschule daselbst Otto Böhmel. Obwohl der Entschlafene kein geborener Hesse war, so gebührt ihm doch an dieser Stelle ein kurzer Nachruf, da er in Marburg studiert und nachher fast 25 Jahre an der dortigen Oberrealschule segensreich gewirkt hat. Otto Böhmel wurde am 2. Juni 1854 zu Niederzimmern im Großherzogtum Sachsen-Weimar als Sohn eines Lehrers geboren. Er besuchte die Realschule I. Ordnung (das jetzige Realgymnasium) zu Weimar und studierte dann in Jena und Marburg Mathematik, Naturwissenschaften und Philosophie. Nachdem er bereits als Student an der Fröbelschen jetzt Baropschen Erziehungsanstalt zu Keilhau bei Blankenburg i. Th. gewirkt hatte, trat er nach rühmlichst bestandenem Staatsexamen im Jahre 1879 an der vollberechtigten höheren Bürgerschule zu Marburg als Probekandidat und beauftragter Lehrer ein; 1881 wurde er fest angestellt. Nach und nach rückte er dann an der zum Realprogymnasium, zur Realschule und zuletzt zur Oberrealschule erweiterten Anstalt auf und wurde am 24. Juni 1899 zum Professor ernannt. In seiner langjährigen Lehrtätigkeit hatte Böhmel große Erfolge aufzuweisen. Er besaß einen scharfen Verstand und ein reiches wohlbegründetes Wissen, dazu war ihm eine seltene Lehrgabe eigen. Seinen Fachwissenschaften ist er stets treu geblieben; seit einer Reihe von Jahren hatte er sich besonders eingehend mit Philosophie beschäftigt, namentlich soweit diese in Beziehung zur Pädagogik steht. Zahlreiche in Programmen und als selbständige Abhandlungen erschienene Aufsätze legen davon Zeugnis ab. Eine seiner letzten Arbeiten ist betitelt: Idealismus und Realismus in der Pädagogik, Marburg, Elwert, 1902. Böhmel war überzeugter Realschulmann, dabei aber stets auch gegen Andersdenkende duldsam, wie er überhaupt eine vornehme, stille Gelehrtennatur gewesen ist. In den Straßen Marburgs war der große breitschulterige Mann, der in früheren Jahren stets von einem mächtigen Neufundländer begleitet wurde, eine wohlbekannte Erscheinung. Böhmel war unverheiratet; sein Tod läßt also in dieser Hinsicht keine Lücke, wohl aber betrauert ihn eine große Anzahl von Freunden und Bekannten, die dem liebenswürdigen Kollegen und Berater ein treues Andenken bewahren werden. E. B.

In Kassel verschied am 25. Januar hochbetagt der städtische Obersekretär a. D. Johannes Wissenbach. Er war am 17. April 1827 in Kassel geboren und hatte sich schon frühzeitig dem städtischen Verwaltungsdienst gewidmet, in dem er 47 Jahre, bis 1895, unermüdlich auf das verdienstlichste gewirkt hat.

Hessische Bücherschau.

Herzog, August. Empfundenes und Nachempfundenes. Dortmund (Fr. Wilh. Ruhfus).

August Herzog ist Hesse von Geburt. Als er das Kasseler Gymnasium besuchte, wohnte er in Wolfsanger. Er dichtete bereits damals. So verfaßte er beim Abgang aus Oberprima seinen „Lebenslauf" in Reimen und übersetzte Dichtungen von Anakreon und anderen alten Klassikern. Diese Übersetzungen sind später im Druck erschienen. Die eben herausgekommene Sammlung bietet „Stimmungen" „Liebesglück", „An Personen", „Geschichten und Sagen", „Sprüche" und „Von alten Göttern". Besonders die unter der Überschrift „Liebesglück" stehenden Gedichte sind voll Weichheit und Klangschönheit. Eins davon lautet:

Über den Wassern
Glänziger Duft!
Schwellendes Sausen!
Vögelein ruft.

Bis in des Herzens
Innersten Schrein
Dringen des Frühlings
Schauer hinein.

Oft auch ist's mir
In deiner Näh',
Als ob ich den Frühling
Fühlte und säh'.

Den Frühling, Liebste,
Umglänzt, beschwingt,
Der den grämlichen, schweren
Winter bezwingt.

Und wär's denn ein Wunder,
Daß es so ist,
Da du ja selber
Ein Lenzkind bist?

Und doch will mir's scheinen, als ob August Herzogs Hauptkraft im „Nachempfundenen" läge. Seine Übersetzungen von Dichtungen eines Aeschylos, Sophokles, Euripides, Aristophanes, Theokrit, Catull, Horaz usw. sind wohl durchweg als gelungen, ja oft als ganz vortrefflich zu bezeichnen. Herzogs Übersetzungskunst wird am besten dadurch erkannt werden, wenn eine andere bekannte Übersetzung neben der seinigen abgedruckt wird. Es folgen deshalb einige Zeilen aus der Donnerschen Übersetzung des Sophoklesschen „Oedipus auf Kolonos"

(4. Aufl., 1. Bd., S. 122, Leipzig u. Heidelberg [C. F. Wintersche Verlagsanstalt] 1856) und sodann dieselben von Herzog übersetzten Verse. Es wird leicht zu beurteilen sein, welcher von beiden Übersetzungen der Preis gebührt.

Chor. (Donners Übersetzung.)

Zur roßprangenden Flur, o Freund,
Kamst du, hier zu des Landes bestem Wohnsitz,
Des glanzvollen Kolonos Hain,
Wo hinflatternd die Nachtigall
In helltönenden Lauten klagt
Aus den grünenden Schluchten,
Wo weinfarbiger Efeu rankt,
Tief im heiligen Laube des
Gottes, dem schattigen, früchtebeladenen,
Dem stillen, das kein Sturmwind
Bewegt, wo der begeisterte
Freudengott Dionysos stets hereinzieht,
Im Chor göttlicher Ammen schwärmend.

Chor. (Herzogs Übersetzung.)

Fremdling, schau, dort grüßt dich Kolonos,
Unserer rossegesegneten Flur
Schimmernder Schmuck.
In grünender Schlucht
Birgt er der flötenden Nachtigall Brust
Unter des Efeus dunkelem Laub
Oder tief im Dickicht des Hains,
Wo brausendem Sturm und der Sonnglut fern
Üppig Blätter und Früchte gedeih'n.
Hier liebt es zu schwärmen Dionysos
Mit der nährenden Nymphen Gefolge.

J. L.

Personalien.

Verliehen: der Frau Oberlandesgerichtspräsident Eccius zu Kassel, dem Universitätsprofessor Geh. Medizinalrat Dr. Mannkopf zu Marburg, dem Heilgehilfen Heupel zu Fulda und dem Schneidermeister Schoppert zu Kassel die Rote-Kreuzmedaille 3. Klasse; dem Generalkommissionssekretär Rechnungsrat Koch zu Kassel bei seinem 50jährigen Dienstjubiläum der Kronenorden 3. Klasse; dem Oberregisseur am Königlichen Theater Steude zu Kassel der Kronenorden 4. Klasse; den Regierungssekretären Bunge und Hofmeister zu Kassel der Charakter als Rechnungsrat.
Ernannt: Pfarrer Stockhaus zu Schmalkalden zum Pfarrer in Dalherda (Rhön).
Wieder aufgenommen: Regierungsassessor Dr. Eisenmann als Gerichtsassessor in den Justizdienst.
Überwiesen: Dr. Müller vom Friedrichs-Gymnasium zu Kassel der Oberrealschule in Fulda als Hilfslehrer.
Versetzt: Pfarrer Heppe von Bebra nach Ulfen.
Geboren: ein Sohn: Dr. med. Gustav Zuschlag und Frau Milly, geb. Gustine (Hanau, 21. Januar).
Gestorben: Frau Kommerzienrat Minna Döring, geb. Brandt, 73 Jahre alt (Hanau, Januar); Kaufmann Ernst Peilert, 66 Jahre alt (Kassel, 14. Januar); Justizrat Karl Uckermann, 79 Jahre alt (Marburg, 14. Januar); Frau Emilie Lindemann, geb. Stöber (Obernkirchen, 14. Januar); Freifrau Mathilde von Stein-Liebenstein-Barchfeld, geb. Freiin von Hanstein, 85 Jahre alt (Barchfeld, 14. Januar); Privatmann Georg Stock, 73 Jahre alt (Kassel-Wehlheiden, 15. Januar); Privatmann Robert Hupfeld, 49 Jahre alt (Kassel, 16. Januar); verwitwete Frau Forstmeister Luise Wachs, geb. Cöster, 66 Jahre alt (Kassel, 18. Januar); Geh. Baurat a. D. August Schuchardt, 75 Jahre alt (Kassel, 20. Januar); verwitwete Frau Oberförster Katharina Gehrung, geb. Mausehund, 79 Jahre alt (Rotenburg, 20. Januar); verwitwete Frau Justizamtmann Kathinka Duysing, geb. Hoffmeister, 73 Jahre alt (Kassel, 22. Januar), Königl. Schloßkastellan a. D. Heinrich Heisterhagen, 85 Jahre alt (Kassel, 22. Januar); Bauunternehmer Johannes Metzler, 46 Jahre alt (Gelnhausen, 23. Januar); Oberrealschullehrer Professor Otto Böhmel, 49 Jahre alt (Marburg, 24. Januar); Obersekretär a. D. Johann Wissenbach, 76 Jahre alt (Kassel, 25. Januar); Adolf Freiherr von Hake, 40 Jahre alt (Buchhagen, 25. Januar); Geh. Justizrat Professor Dr. Lehmann, 51 Jahre alt (Marburg, 27. Januar); Regierungssekretär Christoph Koch, 59 Jahre alt (Kassel, 30. Januar); Fräulein Florentine Vogel, 81 Jahre alt (Kassel, 31. Januar).

Briefkasten.

S. E. in Ravolzhausen. E. B. in Marburg. Th. M. in Kassel. P. W. in Leipzig. Besten Dank für die sehr erwünschten Zusendungen.

H. B. in Kassel. Nach geschehener Durchsicht wird briefliche Mitteilung erfolgeu. Freundlichen Gruß.

An alle Freunde der hessischen Landes- und Volkskunde.

Im Herbst 1904 soll in gleicher Ausstattung und ungefähr gleichem Umfang wie die bereits erschienene „Hessische Volkskunde" der erste Band des Gesamtwerkes „Das ehemalige Kurhessen und das Hinterland am Ausgange des 19. Jahrhunderts":

Hessische Landeskunde

erscheinen.

Wir beabsichtigen, diesen Band wieder reich mit Abbildungen zu schmücken, wozu bereits Material vorliegt. Da es aber oft sehr schwierig ist, geeignete Abbildungen zu erhalten, so bitten wir hierdurch, uns für das Werk Photographien oder Zeichnungen, die sich auf die Landeskunde beziehen, zur Verfügung stellen zu wollen. Es handelt sich vor allem um

Ansichten von Städten, Burgen, Ruinen, Kirchen, hervorragenden Gebäuden, alten hessischen Holzbauten, Denkmälern und Orten, an die sich besondere Sagen knüpfen, usw. usw.

Falls keine Photographien zu erreichen sind, bitten wir, uns von besonders Beachtenswertem nur Mitteilung zu machen, damit wir selbst eine Aufnahme besorgen können. Besondere Auslagen vergüten wir bereitwillig.

Sendungen erbitten wir an einen der beiden Unterzeichneten. Wir hoffen auf die freiwillige Mitarbeit recht vieler, besonders der Amateurphotographen, rechnen zu dürfen.

Im Januar 1904.

Carl Heßler, Rektor in Wahlershausen bei Kassel.

N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, Marburg.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 4. XVIII. Jahrgang. Kassel, 16. Februar 1904.

Wende.

Nun dämmert aus die Winternacht,
Schon ist ein Neues auferwacht:
In den Lüften ein eigener Flimmer.
Mit durstigen Augen sauge ich ein
Den tastenden wachsenden Werdeschein
Und all den lichtgrünen Schimmer,
Der schon webt und schwebt um die Weidenbäume.
Nun blüht mir, lockende Frühlingsträume!
Ich wehre euch nimmer.

Darmstadt. **Philipp Daab.**

Ein halbes Leben.

Hast du noch nie gestanden
Am traurigen Krankenbett,
Zum Sterbenden nie gesprochen,
Wie alles besser steht?
Hast Kinder noch nie getröstet:
„Der Vater schläft ja nur";
Wenn er längst von seinen Engeln
Zu den Engeln dort drüben fuhr?
Und hast du bei Sang und Klange
Nie schluchzend den Becher geleert
Und nie im schwellenden Busen
Die täuschende Hoffnung genährt?
Und hast du mit brennender Wunde
Niemals gescherzt und gelacht? — — — —
Dann hast du vom Menschenleben
Die Hälfte nur mitgemacht.

Kassel. **Heinrich August Tritschler.**

Werd' je ich landen?

(Nachdruck verboten.

Mit großen Augen schau ich übers Meer!
Da kommen die mächtigen Wogen
Gleich wilden Kolossen
Und schäumenden Rossen
Im Donnergrollen gezogen!
Wie gewaltige Hünen
Peitschen sie zischend den Sand der Dünen!
Weit liegt die Einsamkeit rings um mich her;
Der Himmel fahl, die Lüfte leer,
Hoch über mir die Wolken schwer . . .
Jetzt gellt ein Schrei! Krachen und Splittern
Lassen das Herz vor Grauen erzittern;
Klagend Gestöhn
Seufzt durch den Föhn.
Fern, einsam, an kantigem Riff
Schwankt mit zerfetztem Segel ein Schiff!
Es zerschellt in der Brandung — —
Ihm gilt keine Landung! — — — —

Auch in meiner Seele wildes Branden,
Sturmessausen,
Wogenbrausen,
Donnerrollen,
Wettergrollen,
Klippen und Riff, Schreien und Splittern,
Vor dem Zerschellen ein Grauen und Zittern!
Werd' je ich landen?
Trägt mich ein kundiger Lotse fort
Zum sichern Port? — — — —
Mit großen Augen schau ich übers Meer.
Weit liegt die Einsamkeit rings um mich her . . .
Vom Himmelsgezelt
Ein leuchtend, flimmernd Sternlein fällt!

München. **M. von Ekensteen.**



Zur Geschichte des Bauernstandes.

Von Heinrich Keßler.

(Fortsetzung.)

Die zweite und später immer häufiger werdende Art der Ortsgründung ging vom Adel aus. Die einheimischen Herren legten zahlreiche Bifänge an, die sie der gemeinen Mark entzogen, in denen sie neue Orte gründeten und nach ihrem Namen benannten. Die eigentliche Urbarmachung des Hessenlandes ist jedoch erst der fortgesetzten Klostergründung vom 8. bis 13. Jahrhundert zu verdanken.

Dronke in seinen Traditiones et antiquitates fuldenses S. XIV sagt:

„Der Ruf des heiligen Bonifatius brachte dem Kloster, welches er gegründet hatte und wo sein Leichnam ruht, Schenkungen aus allen Gauen Deutschlands von Graubünden bis an die Ufer der Nordsee, von der Elbe bis an die Maas und an den Fuß der Vogesen, einen Reichtum, wie ihn kein anderes Kloster aufzuweisen hatte."

Auch Hersfeld wurde mit vielen Hufen und Gütern (Mansen) beschenkt, die nach Piderit, „Geschichte von Hersfeld" in Thüringen, Hessen, der Wetterau und am Rhein lagen. Bis zu der Zeit, da Lullus das Kloster Hersfeld unter den Schutz des Kaisers stellte, hatte dieses Kloster nach dem sog. Breviarium Lulli 2000 Hufen stellbares Land geschenkt erhalten. Nehmen wir die Hufe zu 30 Morgen an, so kommt zusammen ein Betrag von 60000 Acker Land heraus, eine Fläche, die, wenn wir sie uns aneinanderliegend denken, fast so groß ist wie der ganze Reinhardswald mit allen darin liegenden Ortschaften. Die Besitzungen in Thüringen, wo das Kloster auch verschiedene Zehnten besaß, waren meist vom König geschenkt worden.

Karl der Große schenkte 778 dem Kloster Hersfeld einen herrschaftlichen Mansus zu Niederaula und auf eine Stunde im Umkreis den Wald umher. Von hessischen Ortschaften, in denen das Kloster schon damals begütert war, werden namentlich Mardorf, Holzhausen (bei Homberg), Verna, Borken, Singlis, Englis, Balhorn, Ritte, Maden, Hebel, Velmar, Elsungen, Beisheim, Velmeden, Bebra, Heinebach, Kirchheim, Ottrau und Treis genannt. Auch im Waldeckschen, in Wellen, Giflitz und Wildungen, hatte das Kloster Güter erworben. Ohne Zweifel waren die Besitzungen von Fulda damals größer und ansehnlicher, wenn auch später nicht viel mehr als bei Hersfeld übrig geblieben ist.

Die Kirche war schon in ihrem vielfachen Grundbesitz Rechtsnachfolgerin von nur mittelbegüterten Freien, welche durch Schenkung ihr Seelenheil gefördert wissen wollten; ihre Besitzungen lagen weit zerstreut und gemengt mit den Hufen der Freien, wie sie der Zufall des Erwerbs ihr in den Schoß geworfen hatte. In der Karolingerzeit und den darauffolgenden Jahrhunderten waren die Freien in Massen namentlich infolge der hohen Bußen des Volksrechts, des unbeschränkten Erbrechts an den Hufen mit Naturalteilung und besonders durch die allmählich, namentlich mit der Änderung der Kriegstechnik (Reiterheer statt Fußvolk) immer unerträglicher werdenden Lasten des Kriegsdiensts verarmt. Sie trugen nun mächtigen geistlichen und wohl auch weltlichen Großen ihr Gut zur Leihe auf und empfingen es als Zinsgut wieder. Diese sog. Traditionen waren verbunden mit der Kommendation ihrer Person, durch die sich die Freien in den Schutz ihres Herrn begaben, der sie nun vor dem öffentlichen Gericht vertritt, ihren Heerdienst erleichtert und später ganz übernimmt.

Die Karolingerzeit sah das gewaltige Schauspiel, wie die christlichen Staaten des kontinentalen Europas in der Hand eines einzigen Herrschers zusammengefaßt wurden zu einer Einheit, die nach Karls des Großen Wunsch eine unzertrennliche Kulturgemeinschaft des römisch-germanischen Abendlandes herbeiführen sollte. Dauernder Bestand war ihr versagt. Nicht der nationale Drang der vereinigten Völker hat die Form des Reiches zerstört, sondern der örtliche und landschaftliche Sondergeist. Ihm gebrach es an staatlicher Gesinnung.

Mit der eigentlich deutschen Kaiserzeit ging der fiskalische Grundbesitz stark zurück, so daß die Behauptung, daß im 11. und 12. Jahrhundert weit über die Hälfte des deutschen Landes grundherrlich gewesen sei, nicht weit hinter der Wahrheit zurückbleibt.

Betrachten wir nun das Verhältnis der geistlichen zur weltlichen Grundherrschaft, so war wohl vielleicht im Anfang der geistliche Grundbesitz

größer als der weltliche, während im Laufe der Zeiten sich das zum Nachteil der geistlichen Grundherrschaft änderte. Karl Wilhelm Nitzsch betont in seiner Geschichte des deutschen Volkes, daß trotz der Fülle von Bildung und Mitteln, über welche die westfränkische Kirche verfügte, sie sich doch in keiner Weise der rücksichtslosen Politik des Laienadels gewachsen zeigte. Als die Geistlichkeit die Restitution ihrer entrissenen Güter forderte, wußte es auf dem Reichstag zu Epernay (846) der Laienadel durchzusetzen, daß die Bischöfe einfach abgewiesen und von der Beratung ausgeschlossen wurden. Die weltlichen Grundherren charakterisieren sich immer durch ein auffallendes Übergewicht persönlicher unfreier Hausdiener. Der Adel liebte es, sich mit unfreien Knechten zu umgeben, welche Waffen trugen und als eine Art Leibgarde den Machtzwecken ihres Herrn ohne Wahl zur Verfügung waren.

Piderit sagt in seiner Geschichte von Hersfeld (S. 34): Unter dem frommen Kaiser Heinrich II. schien es, als sollten alle weltlichen Besitzungen in die Hände der Geistlichkeit kommen.

In den folgenden Jahrhunderten kehrte schon der größte Teil der Besitzungen durch Lehnerteilung, sodann auch durch listige gewalttätige Handlungen der Schutzvögte in die weltliche Hand zurück. Von Fulda hatten zur Zeit Friedrich Barbarossas 37 Fürsten, Grafen und Herren Lehen, darunter die Kaiser selbst 2, ein Sohn König Konrads 7, ein Markgraf mehrere Fürstenlehen.

Bei einem Zuge Ottos II. nach Italien waren die Streitkräfte, welche die Bischöfe dem deutschen Heere zu stellen hatten, so veranschlagt, daß Fulda 60 und Hersfeld 40 Panzerreiter zu stellen hatte. Mainz, Köln und Straßburg hatten je 100 Panzerreiter, die höchste Zahl, die von den einzelnen Kirchenfürsten begehrt wurde, hinzugeben. Eine allzu große Ausdehnung des Grundbesitzes der toten Hand wurde verhindert und insofern dem Volkswohlstand genützt, wenn auch die Art und Weise, wie hier verfahren wurde, gewiß nicht zu billigen ist. Auf der anderen Seite läßt sich auch nicht leugnen, daß die Klöster dem Lande viel genützt haben. Nach Arnold würde der Bauernstand sich bei uns in Hessen niemals so zahlreich haben behaupten können, wenn ihm nicht durch die Vermittelung der Klöster fort und fort neuer Besitz geschaffen wäre. Carl Preser in seinem Werk „Die Erhaltung des Bauernstandes“ S. 49 und 50 sagt: Im 14. Jahrhundert betrug das Grundeigentum in den Händen der Kirche drei Vierteile alles Grund und Bodens. Das Grundeigentum der geistlichen Grundherrschaften hatte sich wohl infolge der Kreuzzüge vermehrt.

Die Grundlage des Großgrundbesitzes in den ehemals römischen Provinzen waren geschlossene große Landbezirke mit einem gelegentlich ins Große gehenden Planbetrieb oder aber mit einer Zerstückelung in einzelne Kolonate, die doch streng als ein Ganzes im Sinne einer einzigen Wirtschaftseinheit organisiert waren. Konnten die Germanen einen solchen Betrieb fortsetzen? Ihre wirtschaftliche Bildung befähigte sie nirgends dazu. In Spanien und Italien, wohl auch im zentralen südlichen Gallien haben sie diese Latifundien des Besitzes und Betriebes zugleich zunächst durch Verpachtung an routinierte Provinzialen genutzt.

In Deutschland hielten sich relativ nur wenige Latifundien in der Hand des Königs und vielleicht der Bischöfe, die meisten wurden bald zerschlagen und dem germanischen Wirtschaftssystem eingeordnet.

Berühmt ist die von dem Grafschaftsverband völlig gelöste Organisation der Domänenverwaltung durch Karl den Großen, das capitulare de villis, welches nach Edward Schroeder auf französischem Boden entstanden ist und sich nur auf französische Krongüter beziehen kann. Diese Villenverfassung des großen Kaisers ist im Laufe des 9. Jahrhunderts unverkennbar immer mehr allgemeines Muster und Vorbild für die Organisation großer Grundherrschaften geworden.

(Schluß folgt.)

Die kurhessischen Husaren im Gefechte bei Aschaffenburg am 14. Juli 1866.

Infolge der in Nr. 23 des vorigen Jahrgangs Seite 320 in der „Hessischen Bücherschau“ gebrachten Besprechung der 1902 erschienenen lesenswerten Schrift: „Das Gefecht bei Aschaffenburg am 14. Juli 1866“, bearbeitet vom Königl. Eisenbahn=Oberexpeditor Adolf Günther (Verlag der Krebsschen Buchhandlung in Aschaffenburg), hat der Verfasser dieses Werkchens sich um nochmalige Schilderung der fraglichen Vorgänge an den k. k. Oberstleutnant a. D. Herrn Josef Nemansky von Nemanow zu Melnik in Böhmen gewandt und unserer Zeitschrift den Bericht desselben zur Veröffentlichung freundlichst zur Verfügung gestellt.

Der Bericht lautet:

„Um über die Tätigkeit der kurhessischen Husaren in dem Gefechte bei Aschaffenburg 1866 eine klare Übersicht zu erlangen, muß man sie als einen Teil der Streitkräfte des Kommandanten der 4. Division des VIII. deutschen Bundesarmeekorps in das Wirken derselben einteilen und so im Rahmen des Ganzen ihr braves Mitwirken schildern.

Die bei der 4. Truppendivision eingeteilten zwei kurhessischen Husaren-Eskadronen standen am 13. Juli 1866 bei Frankfurt a. M. und erhielten dort vom Feldmarschalleutnant Grafen v. Neipperg den Befehl, als Geschützbedeckung die österreichischen Batterien von Frankfurt a. M. über Seligenstadt nach Aschaffenburg zu begleiten und für ihre Sicherheit gegen den Feind zu sorgen. Die kurhessischen Husaren erreichten mit den Batterien in der Nacht vom 13. auf den 14. Juli Seligenstadt und blieben bis zum Tagesanbruche dort rasten. Früh wurde der Marsch fortgesetzt, gegen 7 Uhr früh erreichten die Husaren mit den Batterien anstandslos die Mainbrücke in Aschaffenburg und blieben da, ihr Eintreffen meldend, stehen.

In dieser Zeit stand jenseits des Mains, östlich vor der Stadt Aschaffenburg, die großherzoglich hessische Truppendivision Generalleutnant Perglas, die tags vorher im Gefechte bei Laufach und Frohnhofen gegen die Preußen starke Verluste erlitten hatte, und dann die österreichische Brigade Hahn, welche zur Sicherung der bei Aschaffenburg lagernden Bundestruppen die Vorposten gegen die Preußen aufgestellt hatte.

Kurz nach dem Eintreffen der kurhessischen Husaren an der Mainbrücke begann schon das Geplänkel zwischen den österreichischen und preußischen Patrouillen und Vorposten, gegen 8 Uhr früh rückten schon die preußischen Kolonnen zum Angriffe der Bundestruppen vor. Generalleutnant v. Goeben wählte die doppelte Umfassung der Bundestruppen. Zu dieser Wahl bestimmte ihn außer seiner Übermacht auch das Terrain. Goeben standen hinlängliche, im Kampfe schon erprobte Kräfte zur Hand, so daß, wenn auch die Hessen an der Seite der Österreicher in der Art, als es Perglas mit Neipperg untereinander vereinbart hatten, verblieben wären, wahrscheinlich der Erfolg der Preußen noch eher größer als kleiner geworden wäre.

Die Angriffsdisposition war so getroffen, um mit einem Schlage die österreichische Brigade samt den Hessen zu vernichten. Goeben ließ schlauer Weise die auf der Straße nach Goldbach stehende österreichische Mitte nicht drücken, dagegen die österreichischen Flügel rasch umfassen, um sie gegen die Mitte zu drängen, inzwischen sollte Oberst v. d. Goltz ungesehen über Damm und das preußische Regiment Nr. 53 um die Fasanerie herum Zeit gewinnen, um die Brücke in Aschaffenburg im Rücken der Österreicher und Hessen zu erreichen und so den Bundestruppen den Rückzug zu verlegen. Doch so klug als Goeben war Neipperg auch, er erkannte rechtzeitig die feindliche Absicht und wich der Umklammerung aus. Als nun die Hessen den Kampfplatz verlassen, blieb Neipperg mit der Brigade General Hahn, den kurhessischen Husaren und den zwei Batterien allein stehen. Die österreichischen 16 Geschütze ließ er in die Feuerlinie auffahren, die kurhessischen Husaren zwischen der Straße nach Goldbach und der Fasanerie schon im feindlichen Feuerbereiche im dritten Treffen aufstellen.

In dieser Zeit, als die kurhessischen Husaren ihre neue Aufstellung erreichten, tobte schon der Kampf auf der ganzen Linie, die Brigade Kummer erstürmte am österreichischen rechten Flügel die Fasanerie, die Truppen der zweiten Brigade Wrangel nahmen am linken österreichischen Flügel die Aumühle den Österreichern weg; das war so zwischen ½10 und 10 Uhr früh. Neipperg sah es und befahl: „Rückzug Babenhausen!"

Die österreichischen Bataillone zählten damals je 6 Kompagnien; die Bataillone in der Fasanerie Wernhardt 1. und 2. Bataillon, dann Reischach und das Bataillon Nobili in der Mitte auf der Straße nach Goldbach ließen je 2 Kompagnien in der Feuerlinie dem Feinde gegenüber und traten mit je 4 Kompagnien den Rückzug an. Sie passierten mit ihren Fuhrwerken, darunter eingefahrenen Sanitätswagen und Geschützen die Stadt und die Brücke über den Main, und ehe das Bataillon von Nobili aus der Mitte zur Brücke kommt, gelangt in dieser Zeit um den Bahnhof in Aschaffenburg herum eine preußische Abteilung der Brigade Wrangel an das königliche Schloß und drängt von da zur Brücke vor. Das war die erste feindliche Abteilung, die bis an den Main vordrang und die wir von der Brücke gesehen haben.

Die österreichische Brückenwache, welche die Zugänge zur Brücke und die Brücke unter Kommando des Oberleutnants v. Nemansky besetzt hielt, hemmte durch ein starkes konzentriertes Feuer das weitere Vordringen der preußischen Abteilung; diese besetzte jetzt die der Brücke zugekehrte Seite des Schlosses und den vorliegenden Platz und beschoß von hier aus die über die Brücke sich zurückziehenden Bundestruppen. Noch ehe das Bataillon von Nobili aus der Stadt die Brücke passiert, drangen aber auch schon oberhalb der

Brücke in der Fischer-Vorstadt preußische Abteilungen der Brigade Kummer in die Häuser und Gärten dort ein, und ohne eine Ahnung von der preußischen Abteilung am Schlosse zu haben, richteten sie desgleichen ihr Feuer gegen die Brücke, so daß schon das Bataillon von Nobili im Kreuzfeuer die Brücke passieren mußte.

So war die Situation im Rücken der kurhessischen Husaren in der Zeit, als sie noch östlich von Aschaffenburg im Gefechte mitwirkten, nicht ahnend, daß sie noch ins Kreuzfeuer kommen würden, wenn sie die Brücke passierten.

Die österreichische Mitte, 17. Kompagnie Hauptmann Cisotti und 18. Kompagnie Hauptmann Fiedler, beide vom Bataillon von Nobili, dann Teile von Heß und Reischach, nicht gedrängt, blieben länger im Kampfe stehen als es geraten war, und das war ihr Unglück. Die von der Brigade Kummer in die Fasanerie eingedrungenen preußischen Truppen gelangten mit einem Teil unbemerkt an den der Straße nach Goldbach zugekehrten Rand der Fasanerie, und als die österreichische Mitte vom Holzhofe her durch Truppen der Brigade Wrangel angegriffen wird, ihre Stellung räumt und zurückgeht, gelangt sie in das Kreuzfeuer der am Rande der Fasanerie stehenden Truppen der Brigade Kummer. Feldmarschalleutnant Neipperg sieht seine Truppen in höchster Not, er ruft die kurhessischen Husaren zur Attacke vor, sie gelangen mit in das verheerende Zündnadelfeuer und müssen mit Verlust zurück. Die österreichische Mitte, Nobili, Heß, Reischach, wurde vernichtet, was nicht im Kreuzfeuer gefallen, fiel dann bei der Verteidigung der Stadt oder wurde gefangen, von den zwei Kompagnien 17. und 18. von Nobili hatten sich nur ein paar Mann durchgeschlagen.

Die kurhessischen Husaren erreichten nach der Attacke die Stadt in dem Momente, als von allen Seiten die sich zurückziehenden k. u. k. Truppen, Fuhrwerke und Geschütze der zur Brücke führenden Hauptstraße zuströmten, die Generale Neipperg und Hahn mit vielen Reitern in dem wirren Drängen mitten drin. General Kummer stürmt inzwischen die Stadt, die Preußen dringen in die Seitengassen ein und beschießen die durch die Hauptstraße sich zurückziehenden Bundestruppen. In dieser höchsten Gefahr hemmen unerschrocken Neipperg und Hahn im Kampfe in der Hauptstraße das Nachdrängen der Preußen. Versprengte Offiziere und Soldaten, Deutsche, Böhmen, Polen und Italiener, alles in pêle-mêle, fügen sich willig dem Kommando des zufälligen Offiziers und verteidigen einer für andere und alle für Kaiser und Vaterland mit Löwenmut das Vordringen des Feindes in die Hauptstraße.

Offiziere der kurhessischen Husaren-Division, jedenfalls in Aschaffenburg gut bekannt, wichen dem Drängen in der Hauptstraße durch andere Gassen aus, im Schritt reitend stießen sie erst zirka 300 Schritte von der Brücke entfernt auf die vom preußischen Leutnant von Benkendorf geführte 7. Kompagnie des westfälischen Infanterieregiments Nr. 53; dieser hält sie wegen der Ähnlichkeit der Uniform im ersten Moment für preußische Husaren, läßt sie unbehelligt, schließlich an der Queue erkennt er an den schwarz-rot-goldenen Armbinden den Irrtum und nimmt sie unter Feuer, doch die kurhessischen Husaren sprengen im Galopp davon und erreichen noch vor den Generalen Neipperg und Hahn die Mainbrücke und retten dadurch die beiden Husareneskadronen vor der Gefangenschaft. Beim Ritte in dem Gedränge wären sie infolge der Hindernisse nicht mehr über die Brücke entkommen.

Der Zug des Leutnants v. Stamford der kurhessischen Husaren, der als Geschützbedeckung während des Gefechts an der Aumühle bei den österreichischen Batterien stand, traf jetzt an der Brücke mit seiner Eskadron zusammen. Die Brücke war im feindlichen Feuer; der Chef der Eskadron, um die Brücke rasch zu passieren, rief von der Queue Trab. General Neipperg, der noch in der Stadt unweit der Mainbrücke die Verteidigung des Rückzuges leitete, rief dem Leutnant v. Stamford zu, warum er Trab befohlen, und erfuhr da erst, daß die Preußen bereits das Mainufer erreicht hatten.

Die Husaren passierten am Kommandanten der Brückenwache vorbei als die letzte geschlossene Abteilung im heftigen feindlichen Feuer die Mainbrücke, Rittmeister von Baumbach wird tödlich verwundet. Nach Passierung der Brücke nahmen sie neuerdings ihre Aufstellung, Front gegen den Feind, etwa 200 Schritte vom linken Ufer entfernt, parallel hinter einer im Feuergefechte stehenden österreichischen Abteilung des Regiments Wernhardt, die den Kampf mit den jenseits in die Fischer-Vorstadt eingedrungenen Preußen führte. Kaum daß die kurhessischen Husaren sich aufgestellt hatten, wurden sie durch die über die Köpfe der vor ihnen im Kampfe stehenden österreichischen Abteilungen fliegenden preußischen Geschosse getroffen und zur Umkehr gezwungen. Der Kommandant der Brückenwache sah, wie die kurhessischen Husaren in Unordnung gerieten und in Karriere zurückrannten, ohne die Ursache zu wissen. Der Generalstabschef des Generals Neipperg, Hauptmann v. Ratschiller, kam ihnen in den Weg,

wurde samt seinem schwerfälligen Rappen niedergeritten und schwer verwundet.

In dieser Zeit drangen die Preußen mit Sturm bis zur Brücke, und alles, was noch von den k. u. k. Truppen in der Stadt kämpfte, wurde abgeschnitten und gefangen; mit Not erreichten noch die Generale Neipperg und Hahn die vom Oberleutnant v. Nemansky verteidigte Mainbrücke. Nemansky, zurückbefohlen, verließ die Brücke und sah, wie südlich der Straße nach Babenhausen, dort, wo kurz vorher die Husaren gestanden, etwa 4—5 oder auch mehr herrenlose vollkommen mit Schabracken adjustierte Husarenpferde der Kurhessen herumjagten, sprengte einem Pferde nach, gewahrte aber sogleich, als ihm die preußischen Geschosse an den Ohren vorbeisausten, die Gefahr seines Vorhabens, ließ ab und gelangte in Karriere aus dem feindlichen Feuer.

Nachdem dann Nemansky auf der Straße nach Babenhausen den Schönbuscher Park passiert und die Kreuzung der Straßen Seligenstadt-Miltenberg mit jener von Aschaffenburg-Babenhausen erreicht hatte, standen daselbst bereits die beiden Eskadronen der kurhessischen Husaren en cheval der Straße nach Babenhausen mit der Front gegen Aschaffenburg, einige Offiziere vor der Front. Nemansky ritt nach Seligenstadt an den Husaren vorbei, salutierte, die Offiziere dankten."

Herr Oberexpeditor Günther fügt dem noch hinzu: An dem Gefechte am 14. Juli 1866 nahmen zwei Eskadrons des kurhessischen Husarenregiments Nr. 2 (Herzog von Sachsen-Meiningen) Teil. Wegen geringer Stärke an Pferden wurde das Regiment 1866 in eine „Division" zu zwei Feldeskadrons à 140 Pferde formiert. Divisionsstab: Major Heusinger v. Waldegge; Adjutant Leutnant von und zu Schachten (am Kopfe verwundet).

I. Eskadron: Rittmeister v. Amelunxen (Prellschuß), Premierlieutenants Nebelthau, v. d. Malsburg, Sekondlieutenants Heym, v. Meyerfeld, Dörr.

II. Eskadron: Rittmeister v. Baumbach (Schuß durch den Leib, starb am 17. Juli 1866 in Babenhausen), Premierlieutenant v. Stamford, Sekondlieutenants Beinhauer, Ruhl, v. Ochs.

Von der Mannschaft blieben tot: Quartiermeister Stamm und die Korporale Stuckhart und Krauskopf, die sämtlich in Aschaffenburg begraben sind. Verwundet wurden 9 Mann.

Die deutschen Meister in der großherzoglichen Galerie zu Darmstadt.

Von M. Escherich.

Das hessische Land hat seine verborgenen Werte. Dazu gehört entschieden der reiche öffentliche und private Galeriebesitz. Unsere heutige Betrachtung gilt den deutschen Meistern der Darmstädter Galerie, einer Galerie, welcher das Verdienst gebührt, neben den großen Italienern, Vlamen und Holländern den wenig bekannten mittelrheinischen Meistern der Gotik und Renaissance einen ehrenvollen Platz einzuräumen.

Diese mittelrheinischen Werke umfassen einschließlich des im Depot befindlichen Friedberger Altars den Zeitraum von etwa 120 Jahren — 1390—1510. Genannter Altar (aus der Friedberger Stadtkirche stammend) fällt in die kunstgeschichtlich interessante Wendezeit, wo durch den zur höchsten Blüte gereiften gotischen Stil und die damit verbundene Verringerung der Wandflächen in der Architektur die Freskentechnik vernachlässigt wurde und die Tafelmalerei in Aufschwung kam, wodurch die Kunst im ganzen einer mehr malerischen und bildmäßigen Tendenz zuneigte. Der Altar besteht aus einem Hauptstück und zwei Flügeln mit giebelartigen Aufsätzen. Die Gemälde, welche die Kreuzigung, die Apostel und Szenen aus der Marienlegende darstellen, sind nicht von einer Hand gemalt; die Giebelfelder Gehilfenarbeit. Soviel trotz dem traurigen Zustande, in dem sich das Werk befindet, noch zu ersehen ist, scheint der Meister kein unbedeutender gewesen zu sein. Der Gegend nach möchte man ihn am ehesten dem Maingebiet zuweisen. Der Stil hat noch etwas Freskenhaftes.

Mit dem Eintritt in das 15. Jahrhundert nun beginnt die Tafelmalerei mit größerer Selbständigkeit aufzutreten. War die Freskentechnik noch mehr oder minder von der Architektur abhängig, so ist die Tafelmalerei eine Kunst für sich, die innerhalb ihrer eigenen Grenzen nun mit größerer Freiheit die malerischen Prinzipien zu lösen vermag. Neben der gedrängteren Zusammenstellung der Farben ergibt sich die Notwendigkeit einer sorgfältigeren Modellierung und Gruppierung der Figuren, und aus diesem wieder entwickelt sich das Problem der Perspektive, ein Problem, das zu lösen die ganze künstlerische Kraft des Jahrhunderts erforderte.

Als wichtige Arbeiten aus dieser Frühzeit besitzt die Galerie den Ortenberger Altar (Nr. 167) und die Seligenstädter Flügel. Das erstere

Werk, ein Tryptik, die Anbetung des Jesuskindes durch Heilige, Engel und die heiligen drei Könige darstellend, ist besonders beachtenswert, nicht allein wegen dem Interesse, das es bietet, sondern auch wegen seiner wirklich hervorragenden Schönheit. Der völlig unbekannte Meister, von dem bis jetzt noch kein weiteres Werk gefunden wurde, verfügte zweifellos auch über ein ziemliches technisches Können. Für die frühe Zeit (1400—30) verblüfft die feine, auf einen Ton gestimmte Farbengebung. Aber mehr noch fesselt die Anmut der Gruppierung, in welcher sich ein außerordentliches Schönheitsgefühl bekundet. Es lebt etwas von der naiv religiösen Lyrik des Fra Giovanni da Fiesole in der Kunst dieses gleichzeitigen deutschen Meisters, nur daß der Typus dieser knieenden und sich neigenden Gestalten ein echt germanischer und die ganze Komposition aus urdeutscher Märchenpoesie herausgestaltet zu sein scheint. Das Werk stammt aus der Kirche von Ortenberg (Oberhessen), und dürfte der Meister aus hessischer, jedenfalls dem mittleren Rheinkreis angehörender Gegend sein.[1])

Die Seligenstädter Flügel, ebenfalls dem ersten Drittel des Jahrhunderts zuzuweisen, sind, obwohl künstlerisch nicht so hoch stehend, immerhin interessante Gemälde. Ihre Herkunft ist, wie angenommen wird, das Kloster Seligenstadt. Die beiden Flügel, die über den beiden Türen des Saales hängen, sind Teile eines großen Altars, der leider nicht erhalten geblieben ist. Je vier weibliche Heilige stehen, etwas statuenhaft aufgereiht, nebeneinander. Es sind vornehme Damen in königlicher Haltung und langen feierlichen Gewändern. Die Köpfe sind auffallend rund. Noch verstärkt wird diese Form durch das in einer Welle über die Ohren gelegte Haar, eine Frisur, die in ihrer Silhouette an die ausgehende Biedermeiermode des 19. Jahrhunders erinnert. Der Fleischton ist grau, die Farben der Gewänder gut gegeneinander abgestimmt.

Sind in diesen Werken die Bedingungen einer nahenden Hochblüte der Malerei bereits gegeben, so tritt in den folgenden Jahrzehnten die künstlerische Entwickelung in ein, man möchte fast sagen, leidenschaftlicheres Stadium. Ging das erste Streben der Tafelmalerei nach anmutiger Bildmäßigkeit, so suchten die Künstler, jetzt nicht mehr damit zufrieden, nach einer anderen, tieferen Harmonie, mit einem Wort nach dem Ausdruck des Seelischen. Und um dessentwillen verließen sie oft die äußerliche schöne Form; sie wurden realistisch, brutal, ja selbst burlesk naturalistisch, aber sie blieben immer wahr. Und diese Wahrheit und Ehrlichkeit der Empfindung ist das, was sie den gleichzeitigen italienischen Meistern, die ihnen an Technik und Formgefühl weit überlegen sind, dennoch gleichstellt. Diese Wahrheit und Ehrlichkeit ist es, die sie zu Vorläufern der großen Dürerschen Epoche macht, die uns das Recht gibt, von einem deutschen Quattrocento, einem deutschen Kunstfrühling zu reden.

Mit dem Sehnsuchtsschrei des schwäbischen Meisters Lukas Moser[1]) trat diese Kunst auch zu der übrigen Welt in nähere Beziehung. Indem sich dieser Moser beklagt, daß man der Kunst zu wenig begehre, dokumentiert er sie als das himmlische Manna, dessen man begehren soll. Und die Tage der Erfüllung nahen. Mit dem Augenblick, da die letzte Spur romanisch-byzantinischer Steifheit verschwindet, da die Kunst eine persönlichere wird, vermag sie sich auch nicht mehr in der alten zurückhaltenden Grazie der Gotik zu behaupten, sie sucht technisch wie seelisch nach neuen Problemen. In diese Zeit fallen Meister wie Stephan Lochner, der oben genannte Lukas Moser und der erst kürzlich entdeckte sehr bedeutende Konrad Witz. Steht Lochner noch mehr auf dem lyrisch-poetischen Standpunkt der älteren Richtung, so kündigt sich in Moser und Witz die neue Zeit an — die Frührenaissance.

Hierher gehört der (nach Thode benannte) Meister der Darmstädter Passionsszenen[2]), eine ganz eigenartige Künstlernatur, welche dem aufmerksamen Beobachter zu denken gibt. Viele werden wohl an den ungünstig aufgehängten Bildern achtlos vorübergehen. Sie hängen hoch oben in einer Ecke den Fenstern gegenüber, so daß das volle Tageslicht mehr blendet als nützt. Nur an klaren sonnenlosen Tagen kommen sie zur Wirkung. Es sind ebenfalls zwei Flügel eines verlorenen Altarwerkes; sie stellen die „Kreuztragung“ und „Kreuzigung“ (wonach der Meister seinen Namen erhalten) und auf den Rückseiten, fast zerstört, die „Verkündigung“ und „Geburt“ dar. Die Auffassung weicht von der herkömmlichen völlig ab.

Zwei zum Tode Verurteilte schreiten, von Henkersknechten getrieben und einer wild lärmenden Menge begleitet, zum Richtplatz; hinter ihnen, umgeben von johlendem Volk, erscheint noch eine dritte unter einem Kreuz mühsam wankende Gestalt

[1]) Von Dr. Back, dem derzeitigen Direktor der Galerie, wird demnächst eine Studie über den Ortenberger Altar erscheinen, der man mit Interesse entgegensehen darf.

[1]) „Schrie, Kunst, schrie und klag dich ser,
Din begert jecz nieman mer.“

Diesen Vers schrieb Lukas Moser auf den 1431 von ihm gemalten Altar zu Tiefenbronn.

[2]) Thode, „Die Malerei am Mittelrhein im XV. Jahrh.“ Jahrbuch der preußischen Kunstsamml. Bd. XXI.

— Jesus von Nazareth. Aber obwohl diese Hauptfigur in die Mitte des Bildes gerückt ist, bemerkt man sie kaum; das Interesse wird gewaltsam nach der äußersten Bildecke auf die beiden nackten Schächer gezogen, deren einer mit einem eigentümlich durchdringenden Blick den Beschauer ansieht. Es ist nicht die Leidensgeschichte Christi, sondern jene des Schächers, die hier erzählt wird. Christus erscheint nur wie eine symbolische Personifikation des Leidens. Dieser vorn, dessen nackter Körper sich leuchtend von der farbig gekleideten Menge abhebt, ist es, den uns der Maler vornehmlich schildern wollte, ein unschuldig Verurteilter, verfolgt, gehetzt von jenen, die nicht wissen, was sie tun, ein Märtyrer. Ist er's um des Glaubens, der Freiheit, der Kunst willen? Wer weiß es? „Weg nach Golgatha" würden wir Modernen darunter schreiben.

In den Uffizien in Florenz hängt ein Bild, in welchem in ähnlichen, wenngleich nicht so mächtigen Gegensatz eine Gestalt zur Umgebung gesetzt wird — die „Wahrheit" („Verleumdung nach Apelles") von Botticelli. Wahrheit . . . . . Wer ist jener Schächer? Ein Zeitgenosse? Eine Persönlichkeit, der der Maler ostentativ seine Teilnahme, seine Huldigung bezeigen wollte? Man kann kaum zweifeln, daß es sich um ein Porträt handelt. Vielleicht sogar ein Selbstporträt. Wenigstens bemerkt man bei näherer Betrachtung, daß dieser Kopf der Idealtypus des Meisters ist, von dem die übrigen Köpfe nur schwächere Wiederholungen sind. Dann wäre dieses Bild am Ende ein künstlerisches Bekenntnis und vielleicht eine bittere Anklage, leidenschaftlicher noch, als jene wehmütigere Lukas Mosers.

Wie ein in ruhigerer Stimmung gesprochenes versöhnendes Wort wirkt daneben die „Kreuzigung". Über warm bewegten Gruppen, der in die Arme der beiden Frauen zusammensinkenden Mutter, des ergriffen aufblickenden Longinus, des umherstehenden Volks und der Soldaten ragen die drei Kreuze auf — Jesus und die Schächer. Fern am Horizont noch ein schwaches Leuchten des erbleichenden Tageslichtes. Eine weiche Todesstimmung ohne Groll und Zorn. Sanft wie der ergebungsvolle Ausdruck im Antlitz der Maria ist auch der des rechten Schächers, in dem wir dieselbe Persönlichkeit wie auf der „Kreuztragung" wiedererkennen. Aber der Blick ist nicht mehr anklagend aus dem Bild heraus, sondern fromm bewegt auf den Erlöser gerichtet. Haben wir es hier wiederum mit einem Bekenntnis zu tun? Hat der Meister im Hinblick auf einen größeren Dulder sein irdisch Leid überwunden?

Was wissen wir? Wir sehen nur ein aus tiefster, leidenschaftlichster Empfindung heraus geschaffenes Kunstwerk. Der Anlaß, aus dem es entstanden, ist vergessen: Es wäre auch nutzlos danach zu fragen. Vielleicht behandelt das Motiv einen Konflikt, einen Streit, der uns heute ferne steht, uns gleichgültig läßt. Wir wollen nicht sezieren, nicht profanieren, wir wollen keine Details, keine Tatsachen, nur den Geist des Werkes und den Geist der Zeit, und in beiden liegt eben hier eine wunderbare Übereinstimmung, in beiden drückt sich das heiße Ringen um Wahrheit aus.

Mit der Seele dieser Kunst stimmt auch ihre Technik überein. Schlanke, etwas herbe Formen, doch ohne sonderliche Betonung des Formalen, auch ohne Beachtung äußerlicher Schönheit, ein rücksichtsloser schlichter Vortrag, der fast zu anspruchslos wirken möchte, wenn er nicht durch ein in jener Zeit sonst nie angewandtes Mittel belebt werden würde — die Behandlung des Lichtes. Die beiden Passionsszenen sind in so meisterhaftes Helldunkel getaucht, daß man kaum begreifen kann Gemälde von etwa 1450 vor sich zu haben. Thode nennt die Kreuzigung „das erste Gemälde Rembrandtscher Kunst". Wenn wir von diesem Meister den Weg weiter verfolgen wollten, würde uns die Spur direkt zu einem größern, zu Mathias Grünewald führen, der das Prinzip des Helldunkels bebereits in einer leichtern, geistreichern Weise entwickelt. Doch ist dies hier nicht unsere Aufgabe, da der Aschaffenburger Meister in der Galerie nicht vertreten ist. Wir müssen uns jetzt vielmehr einer anderen eigenartigen Erscheinung zuwenden, dem sogenannten Meister des Hausbuches, oder Meister des Amsterdamer Kabinetts oder Meister von 1480 oder — doch, ich will das Hirn meiner Leser mit all den Namen verschonen, die die Kunstgeschichte einer namenlosen Künstlerindividualität verliehen hat. Der Name tut nichts zur Sache, umsomehr, da man ihn ja doch nicht weiß.

Dieser Hausbuchmeister ist eine jener scharfumrissenen, eigentümlich akzentuierten Persönlichkeiten, wie sie häufig in Übergangszeiten auftauchen und eine Weile ihre Rolle spielen. Man könnte ihn neben Schongauer den letzten Gotiker nennen; aber klingt in diesem die minnige Lyrik des Mittelalters aus, so erscheint der Hausbuchmeister wie die Karrikatur seiner sterbenden Epoche. Die Art, wie er seine Menschen schildert, hat etwas Possenhaftes. Er übertreibt in Gang, Miene, Kleidung; die Silhouetten seiner Ritter und Rittersfräulein sind Witzblatttypen; seine Art zu zeichnen ist mehr elegant als bedeutend, mehr witzig als gedankenvoll. Er ist das Rufzeichen am letzten Satz des Jahrhunderts, ein Fin-de-siècle-Charlatan.

Diese wunderliche genial-bizarre Natur, gleichsam geschaffen die Greisin Spätgotik mit einem Kratzfuß

aus der Türe zu geleiten, besitzt nicht mehr die plumpe Ehrlichkeit von Anno 1450, nicht mehr die süße Naivität wie jener Meister des Ortenberger Tryptiks, sie ist gewandt, weltmännisch, berechnend — aber immer originell.

Das Darmstädter Bild (Nr. 175) stellt einen Kruzifixus zwischen Maria und Johannes dar. Aber dem Meister war es bei seinem ernsten Motiv nicht ernst zu Mut. Maria gefällt sich in kokettem Schmerz und der stutzerhafte Johannes mit den modisch gebrannten Locken nimmt eine so grenzenlos affektierte Pose ein, daß man in dem Gemälde am liebsten eine Persiflage übertriebener Frömmigkeit vermuten möchte. Eine Fülle kleiner, schwalbenflügeliger Engel umflattert das Kreuz und verleiht dem Bild einen originellen Reiz, obwohl gerade diese Engel nicht Originale sind, der Meister hat sie aus der kölnischen Schule entlehnt.

(Schluß folgt.)

Im Lande des Glückes.

Skizze von Valentin Traudt.

Heini und Martha waren zwei Nachbarskinder, und die alte Dore, die für mancherlei konnte, hatte ihnen großes Glück prophezeit. Die alte Dore, ihre Tante, bewahrte nämlich die Glückshauben der Kleinen, welche die mit auf die Welt gebracht hatten; denn so arme Maurerskinder haben wahrhaftig das Glück nötig. Die Leute im Dorf beantworteten der Alten Fragen nur mit einem kurzen „Ja“ oder „Nein“, und alle behaupteten, sie könne jede Kuh in ihrer Kammer melken, sie brauche nur an den vier Zipfeln ihres Grastuches zu ziehen. Dem Heini und der Martha konnte es also nicht fehlen, — später wenigstens.

Die Häuser ihrer Eltern waren klein, verfallen und windschief und das Gärtchen am Rain dahinter war auch nicht wertvoll, trotz des goldenen Glanzes, der im Sommer von all dem Löwenzahn, Johannis- und Labkraut darüber lag.

Die Väter der beiden Glückskinder arbeiteten, schliefen und tranken in der Stadt zusammen und dachten nur wenig an die Zukunft, und der Dore ihr Geschwätz hatten sie schon längst vergessen.

Glück? Ja, hat sich mit dem Glück! —

Aber die Mütter glaubten daran und schwatzten oft davon, wenn sie im Sonnenschein auf der Steintreppe saßen und Kartoffeln schälten oder Strümpfe stopften. Was aus ihren Kindern würde, hörte man aber erst recht, wenn sie uneinig waren und die Schimpfworte von Haustür zu Haustür flogen und sie sich gegenseitig die drei Kreuze am Ziegenstall auswischten, oder gar die Kräuterbüschel aus den Stallecken rissen.

Unterdessen aber lagen wohl die Kinder oben am Wald an den Lehmgruben und patschten darin umher und fingen Salamander und Frösche und setzten sie in ihre kunstvoll gebauten Behälter oder lagen im Gras und sahen in die Ferne über das Dorf weg oder in den Wald, wo „ihre“ Beeren wuchsen.

In der Schule gefiel es ihnen gut; sie waren helle Köpfe, Kinder des Glückes. Wie die alte Dore heimlich lachte, wenn der Lehrer bei ihr stand und von dem Heini und der Martha anfing!

„Dene verschlägt nix!“ behauptete sie stets.

Vor allen Dingen waren die zwei stets einig und kein Mensch hat je gesehen, daß sie sich in den Haaren gelegen hätten. Tag für Tag wanderten sie nach der Schule hinauf nach dem Wald. Einmal nun wollten sie bleiben, bis die Bäume hinten goldig würden. Die Mutter von der Martha hatte gesagt, das wäre das Land, wo das Glück wohnt. ... So lagen sie auf der Erde, den Kopf in die Hände gestützt, und starrten in den Wald. Die Heiderispen bogen sich hin und her, die Kronen des Waldes rauschten, Vögel sangen, Bienen surrten ... Sie hatten erst in den Lehmkuhlen gespielt, dann Beeren gesucht und warteten nun auf das Abendgold, das durch die Bäume kam, wenn der Tag zur Rüste ging. Immer tiefer sank die Sonne. Schon flimmerte es nur noch auf den Baumkronen wie feines, weißes Licht ... Nun kam es leuchtend durch das Dunkel: hellgolden, dunkler, rotgolden, — eine wunderbare Pracht. Die Kinder hatten das schon oft gesehen, aber nicht mit den Augen wie heute, und es lag etwas Lockendes in dem Glanz.

„Heini, das ist's“, murmelte Martha.

„Was? Du?“

„Das Land vom Glück!“

„Ha, der Himmel ist's.“

„Is im Himmel alles von Gold, Heini?“

Der kraute sich hinter den Ohren, ehe er sagte: „Gewiß!“

„Was mag aber da alles so teuer sein!“

„Teuer?“

„Heini, es ist doch net der Himmel. Der Himmel ist doch immer da, das aber net!“

„Dann wolle' mir hin, Martha!“

Und sie standen auf und wanderten Hand in Hand nach dem Lande des Glückes. . . . Als sie aber an den jenseitigen Waldrand kamen, da war das Tor, durch das die Strahlen drangen, verschwunden, und eng aneinandergeschmiegt trippelten sie heim.

Die alte Dore lachte, als die Kinder von dem Land des Glückes erzählten.

„Heini, das Glück sucht mer net! — Martha, das Glück kommt zu Euch!“

Mit dem Himmelsgold das war nun also nichts und die Dore und die jungen Frauen warteten auf etwas ganz Anderes, endlich auch die Kinder. Solange hatte man davon geschwätzt. Doch wenn sie draußen spielten, da vergaßen sie die krause Klugheit und genossen das herrlichste Glück, das Glück der Jugend . . .

Eines Tages kamen sie natürlich aus der Schule und die Väter saßen in schwarzen Röcken höchst feierlich beim Konfirmationskaffee und überlegten, was die Kinder nun werden sollten, und fanden nicht gleich was, weil sie sich nie darum gekümmert hatten. Die alte Dore aber meinte wieder: „'s Glück macht alles!“

„Hast recht,“ lachten die Männer, „aber mer muß 's habe'.“

Mittlerweile gingen die Kinder am Waldrand auf und ab, das ernste Gespräch war ihnen zuwider.

„Immer das mit dem Glück, Martha!“

„Net, Heini? Ja, wie dumm.“ Und sie fiel ihm um den Hals.

„Jetzt sind mer groß und dürfe' net mehr an den Lehmkuhle' liege', aber lieb dürfe' mer uns noch habe'.“

„Aber das Küsse' mag ich net, Martha.“

Und das Glück ging hinter ihnen und schüttelte von den Bäumen die kleinen Tannzapfen, und sie glaubten dann stets, das eine habe das andere geworfen, und es war ein fröhliches Necken und Spielen und sie ahnten nicht, wie kleine Mittel das Glück doch manchmal braucht. Daheim aber redeten die immer noch klug von der Zukunft ihrer Kinder und die alte Dore mußte die Schachtel mit den Glückshauben holen, welche die Kinder mit zur Welt gebracht hatten, und erzählen, wie die Haut über Kopf und Gesicht gespannt war und immer, immer Glück bringe. Warum hätten sie dann nicht alle so Hauben? „Ja, darum, und wer sie net aufhebt, nimmt dem Kind sein' Schutzgeist.“

Was half es, daß die Maurer erst lachten; endlich glaubten sie doch daran und tranken nun auf das Glück ihrer Kinder Schoppen um Schoppen. Das war aber den Weibern wieder nicht recht und sie fingen an, auf die Männer zu schimpfen. Dann wurden auch sie sanfter.

„Das Glück vom Heini! Prost!“

„Das Glück Deiner Martha! Prost, prost!“

Schließlich trank alles und alle waren selig, als die Kinder heimkamen, die das Abendgoldvergehen hinter dem Wald abgewartet hatten und auch selig waren.

Das war das letztemal gewesen. . . .

Heini ging in die Stadt zu einem Schlosser in die Lehre, Martha brachte man auf ein großes Gut. Im Anfang schrieben sich die Kinder noch und waren immer gespannt auf den Brief, der kommen mußte.

„Ob was vom Glück drinne' steht?“

An den Lehmkuhlen war es trotzdem nicht still geworden und andere Nacktbeine wateten dort und andere Augen schauten in das Abendgold. . . .

Später trafen sich die beiden Nachbarskinder wieder einmal auf dem Pfingsttanz.

„Wie schön Du bist, Heini!“

„Martha!“

„Aber das wär kei' Glück, wenn sich die Zwei freite'; so ist das net“, erklärte die weise Dore.

Und zwischen den Weibern gab es schon am ersten Tage Streit, wogegen die Männer ganz ruhig blieben und nur sagten: „Hier im Dorf ist 's freilich nix für sie; aber in der Stadt?“

Wie gerne wäre Heini wieder mit seiner Martha zum Wald hinaufgegangen, jetzt, wo die weißen Birken so lieblich am Heideweg dufteten und ihr weiches Haar im Abendwind schüttelten! Wenn nur nicht die Mütter gewesen wären, die es im Laufe der kommenden Jahre auch fertig brachten, daß Heini, der tüchtige Schlossergeselle, die Witwe des früheren Meisters, und Martha den ersten Verwalter von der königlichen Staatsdomäne heiraten mußten. Damit waren die Weiber endlich wieder einig geworden.

„Hat aber der Heini e' Glück gehabt!“

„Und Dei Martha!“

Das ganze Dorf schwätzte davon. Auch die Dore hatte es noch miterlebt, starb aber bald.

Ob nun die Mütter die Glückshauben verwechselt haben, als sie dieselben ihren Kindern mit geheimnisvollen Worten übersandten —, die Kinder verstanden ihr großes Glück nicht und warfen den Kram, den man gar nicht erkennen konnte, samt dem Brief ins Feuer. . . .

Sie trafen sich noch dann und wann und fragten sich mit verstecktem Tone, wie es ihnen ginge und ob sie noch manchmal am Abend das Glücksland gesehen hätten?

„Ganz ausgezeichnet, Martha!“

„Wir haben jetzt ein eigenes Gut, Heini!“

Jahr auf Jahr ging hin; aber oben in der Heide vor dem Wald fingen immer und immer Kinder noch Salamander und Frösche und bauten

Kanäle und Backöfen und starrten in den Wald und lauschten auf die Lieder der Heidelerche, welche am Abend so lieblich sang. Und hinter dem Wald leuchtet das Gold aus fernen Reichen, gerade wie früher.

— — — — — — — — — — — — —

„Heini, bist Du's?"

„Ach, die Martha!"

Zwei alte, gebeugte Leute trafen sich mit diesen Worten vor dem Friedhof des Dorfes, wo die roten Rosen unter den Tannen standen.

„Vorm Sterbe noch die Heimat seh'!"

„Ich auch."

Und sie erzählten sich auf der Bank unter den zwei Friedhofstannen ihr Leben. Es war ein zitterndes Fragen, Forschen und Sagen.

„Und Du sagt'st doch, Du wärst so glücklich Heini?"

„Und Du doch auch?"

„Weil **keins** glücklich war, habe' mer uns beloge', Heini."

„Doch war ich glücklich!"

„Wann?" fragte sie mit Erstaunen.

„Wann ich Dich sah, Martha."

„Und wie wir Kinder ware', net, Heini?"

Und sie erzählten, bis die Heidelerche anhub und das Gold hinterm Walde stand und durch die Bäume kam.

„Das Land des Glücks, Heini!"

Und er nahm sie bei der Hand und öffnete die Friedhofstür. . . .

Das Jöstchen.

(Oldendorfer Sage.*)

1.

Nah' dem Tore rauscht das Wasser mit den spiegelklaren Fluten,
In dem sanften Wellenspiele baden sich der Sonne Gluten.
Nächtlich gießt des Himmels Leuchten und der Sterne klares Blitzen
Um der Nixen kalte Stirnen Kronen mit demantnen Spitzen.
Unten aus der kühlen Tiefe, aus dem Feenreich, dem feuchten,
Steigen wundersame Stimmen, funkelt zauberprächt'ges Leuchten.
O der armen Menschenseele, die vom Zauber halb gezogen,
Von dem süßen Klang betöret, träumerisch sich neigt den Wogen!

2.

Hüpft der Knabe aus dem Tore, holder Jugend wild' Frohlocken,
Schüttelt um die Rosenwangen ihm die weichen braunen Locken.
Einz'ger Sproß aus reichem Hause, einz'ges Reis auf mächt'gem Stamme,
Wartet Deiner nicht mit Schmerzen Mutterliebe heil'ge Flamme?
Wie die Wellen spielend schaukeln, wie sich's unten prächtig schliefe,
Wie der Nixen weiche Arme winken aus der kühlen Tiefe!
Und — ein Schrei vom nahen Ufer, den Entsetzen jäh geboren,
Jammernd ruft der arme Vater nach dem Knaben, der verloren.
Der Verzweiflung wilde Hyder rast dem Vater durchs Gehirne,
Und den Wassergeistern flucht er, taumelnd hin mit wunder Stirne.
„Nimmer soll mir Ruhe werden, nicht im Leben, nicht im Grabe,
Bis ich das verfluchte Wasser von der Welt vertilget habe.
Satan, Dir verschreib ich lachend meine gramerfüllte Seele,
Hilfst Du mir mit Erde füllen die verwünschte Wasserhöhle."

3.

Plötzlich peitscht der Sturm die Weser, daß die Wellen hoch sich bäumen,
Rossen gleich, die heiß gespornet, in die Zügel wütend schäumen.
In den Lüften heult Entsetzen und des Himmels Donner krachen,
Lodernd Feuer speit die Erde wie aus offnem Höllenrachen.
Und gespenstig um die Mauern flattert der Vernichtung Brausen,
Bannt den Städter fest im Schlafe, bannt ihn fest mit dumpfem Grausen.
Und am Morgen reibt er schläfrig lange sich die Augenlider,
Schaut vergebens nach dem Wasser, schaut vergebens immer wieder,
Nur der Brücke nackte Pfeiler, arg zerklüftet und geschunden,
Ragen noch als stumme Zeugen, doch die Weser ist — verschwunden.

4.

Weh dem Jöstchen! Niemals wieder fand er Ruhe hier im Leben,
Wehe! Auch des Grabes Ruhe fügt er sich mit Widerstreben.
Von dem festverschloss'nen Sarge ist der Deckel aufgesprungen
Und die ruhlosen Gebeine haben sich herausgeschwungen.
Wird der Sarg auch zugenagelt, siehe, bis zum heut'gen Tage
Hebet Geisterhand den Deckel wieder von dem Sarkophage.
Nächtlich, wenn des Mondes Strahlen ob der alten Weser scheinen,
Sucht der Vater nach dem Söhnchen und man hört ein schluchzend Weinen.
Übern Steinbrink huscht ein Schatten und den Wand'rer packt ein Beben,
Sieht er in dem weißen Nebel Jöstchen dort vorüberschweben.

Ludwig Fuchs † (Obernkirchen).

*) G. Landau in seiner Beschreibung des Kurfürstentums Hessen (1842) Seite 357 berichtet über den ausgetrockneten rechten Arm der Weser bei Oldendorf (Kreis Rinteln): „Die Abdämmung jenes Armes soll erst im vorigen Jahrhundert durch einen wohlhabenden Oldendorfer, namens Jost, bewirkt worden sein, dessen sehr alte Leute sich noch erinnern wollen. Die Sage erzählt, das Jöstchen (so nennt man ihn dort) habe im Tode keine Ruhe gefunden und spuke nicht nur in der alten Weser und im Steinbrink (einem Teil derselben), sondern sein einbalsamierter und deshalb unverwester Körper, der in der Gruft der Fischbecker Kirche liege, strecke stets ein Bein aus dem Sarge. Vergeblich habe man den Sarg verschlossen und sogar zugenagelt; der Deckel sei immer wieder aufgesprungen und der verhängnisvolle Fuß von neuem herausgekommen." — Der Verfasser des hier abgedruckten Gedichts war Rektor zu Obernkirchen, Kreis Rinteln, und nahm sowohl als Schulmann wie als Dichter und Schriftsteller eine sehr geachtete Stellung unter der hessischen Lehrerschaft ein. Er starb am 16. März 1878 im 47. Lebensjahre.

Aus alter und neuer Zeit.

David von Apell. Als Sohn des Garnisonauditeurs Christoph Friedrich Apell wurde am 23. Februar 1754 in Kassel David Apell geboren. Zur demnächstigen Wiederkehr des Tages, an dem dieser eigenartige Mann vor 150 Jahren das Licht der Welt erblickte, sei seiner mit einigen Worten gedacht. Über die Vornamen Apells herrschte bisher Unsicherheit. Wilhelm Lyncker in der „Geschichte des Kasseler Theaters" S. 322 nennt ihn Konrad, Jakob Hoffmeister in seiner Liste der „Kasseler Kinder" David Philipp, Apell aber in der von ihm anonym veröffentlichten „Galerie der vorzüglichsten Tonkünstler und merkwürdigen Musik-Dilettanten in Kassel vom Anfang des 16. Jahrhunderts bis auf gegenwärtige Zeiten" Kassel 1806 bezeichnet sich selbst als D. A. v. Apell. Nach der von seinem Sohn veröffentlichten Todesanzeige hieß er David August. In seiner Autobiographie, die auch Ernst Ludwig Gerber dem Artikel über Apell in dem von ihm herausgegebenen „Tonkünstler-Lexikon" (Leipzig 1812) zugrunde gelegt hat, steht zu lesen: „Von seiner ersten Jugend an hat er sich der Tonkunst mit Leidenschaft gewidmet und hatte es auch ohne Lehrmeister so weit gebracht, daß er Konzerte und Sonaten auf dem Klaviere spielen konnte. In seinem 18. Jahre erhielt er erst ordentlichen Unterricht von dem damaligen Hofmusikus Wiefel, und auf der Universität zu Rinteln fing er an, bei dem dasigen Organisten Möller Generalbaß zu lernen. Da seine musikalischen Begriffe hierdurch immer mehr erweitert wurden, bekam er Neigung, selbst Komposition zu studieren." Nach Kassel zurückgekehrt, bildete er sich bei den Hofmusikern Rodewald und Braun d. J. theoretisch und praktisch weiter aus und nahm auch bei dem Hoforganisten Kellner Unterricht im Kirchenstil, wobei ihm sehr von Nutzen war, daß er von Jugend auf Gelegenheit gehabt hatte, in Kassel den trefflichen Aufführungen musikalischer Werke in der katholischen Hofkapelle, bei den Hofkonzerten, sowie in der französischen und italienischen Oper beiwohnen zu können. Seinen ersten selbständigen Versuch als Tonsetzer machte er 1780 mit der Komposition der „Canzonetten" des Metastasio. Nun folgten rasch aufeinander eine Reihe von Werken, von denen nur die nachfolgenden genannt seien: „Euthyme et Lyris", „Renaud dans la fôret enchantée", zwei große heroische Balletts, die von der italienischen Oper während der Herbstmesse zu Kassel 1782 mit Beifall aufgeführt wurden, die Opern „La clemenza di Tito", „Tancrede", „L'amour peintre", „Anakreon", ein Liederspiel von eigener Dichtung, das musikalische Drama „Askanius und Irene", 24 italienische Szenen und Arien für verschiedene Stimmen mit Begleitung, eine vollständige Messe für die Hofkapelle zu Kassel, eine deutsche Kirchenkantate, eine der Königin von Preußen zugeeignete Kantate: „Ah nò! l'augusto sguardo", 3 Symphonien für großes Orchester, 12 Notturni für Blasinstrumente, 6 Polonaisen für großes Orchester, 6 Märsche für die hessische Garde. Gerber in seinem Tonkünstler-Lexikon führt im ganzen 34 Musikwerke Apells an. Das Libretto zu Winters Oper „Das unterbrochene Opferfest" übersetzte er in das Französische und den Text von Mozarts „Idomeneus" in das Deutsche. Ferner verfaßte er noch eine Anzahl von Libretti und Balletts, u. a. zur Geburtstagsfeier der Prinzessin Marie Friederike von Hessen-Kassel, 1792, ein mythologisches Ballett: „Das Urteil des Paris", dessen Schlußszene im Olymp spielte. „In der Mitte der Bühne," schreibt er vor, „steht die Büste der Prinzessin, Venus erklärt sich des Preises unwürdig, weil die Prinzessin den Vorzug verdiene, und legt den goldenen Apfel vor der Büste nieder. Nun entsagen die andern beiden Göttinnen ihrem Zorn und vereinigen sich mit der Venus, um der Prinzessin zu huldigen. Amor, Hymen und die Grazien zieren die Büste mit Blumenkränzen, Apoll und die Musen legen ihre Attribute vor derselben nieder, und alle Götter des Olymps feiern dieses Fest mit Tänzen."

Seine Kantate „La tempesta", die er 1786 an die Akademie der Philharmoniker zu Bologna gesandt hatte, machte ihn zum Mitgliede derselben, auch wurde er 1791 Ehrenmitglied der königl. schwedischen Akademie der Musik zu Stockholm und Mitglied der Arkadier zu Rom, unter dem Namen Filleno Tindaride. Seine oben erwähnte „Missa" schickte er 1800 an den Papst, der ihn zum Ritter vom goldenen Sporn ernannte, weil er aber nicht katholisch war, erhielt er später das wirkliche Diplom nicht. Mehrere der von ihm zuerst erschienenen Kompositionen gab er unter dem Namen Capelli heraus.

Im Jahre 1781 wurde die Familie Apell in den Adelstand erhoben. Christoph Friedrich von Apell, der Vater, findet sich in dem Staatsadreßkalender als Geheimer Kriegs- und Domänenrat, David von Apell, der 1776 als Assessor bei der Kriegs- und Domänenkammer eintrat, erscheint 1782 ebenfalls als Kriegs- und Domänenrat, 1790 ist er Oberkammerrat bei der Oberrentkammer.

Seine Vaterstadt fand an Apell einen Beschreiber, dem sie zu Dank verpflichtet ist. Sein erstes Buch über sie erschien 1792 unter dem Titel „Kassel und die umliegende Gegend", Skizze für Reisende, mit 6 Vignetten (von W. Unger), die 3. Auflage

mit 4 Kupfern erschien 1801, Druck und Verlag von Martin Aubel in Kassel. Spätere Ausgaben sind 1823, 1825 und 1831, diese mit Stahlstichen von Glinzer und Frommel, erschienen. Ferner gab er heraus „Essai sur Cassel et ses environs“ (1803) und „Coup d'œil sur Cassel et ses environs“ (1826). Er veröffentlichte ferner „Essais poëtiques“, Kassel 1803, von denen das zweite Heft im Jahre 1825 herauskam.

David von Apell gehörte zu den großmütigen Kunstfreunden der vergangenen Zeiten. Als Präsident der „Société philharmonique“ in Kassel opferte er diesem Unternehmen so bedeutende Summen, daß seine Verwandten gerichtlich gegen diese Verschwendung seines Vermögens einschritten. Infolgedessen trennte er sich von seiner Gattin Amélie, geb. Tischbein, mit welcher er sich im Mai 1778 vermählt hatte, und zog sich auch von seinen Kindern zurück.

Von dem Kurfürsten Wilhelm I. wurde Apell, der inzwischen den Titel Geheimer Kammerrat erhalten hatte, 1804 zum Reorganisator des Kasseler Hoftheaters berufen, und trat sofort eine Reise durch Deutschland an, um eine Anzahl bedeutender Künstler zu engagieren, brachte aber, wie Lyncker berichtet, nur ein glänzendes Ballett zustande, so daß schon nach einigen Monaten die Bühne wieder an Privatunternehmer überging, v. Apell behielt jedoch als Intendant die Oberleitung. Aber auch nach der französischen Zwischenherrschaft trat er wieder in Tätigkeit. Wilhelm I. ernannte ihn neuerdings wieder zum Intendanten des Hoftheaters, das er zuerst selbständig, später im Verein mit dem Polizeidirektor Manger, dem der ökonomische Teil oblag, leitete. Neben seiner Wirksamkeit als Generalintendant des Hoftheaters bekleidete er aber auch die Stellung eines Direktors der General-Depositen- und Land-Assistenzkasse und leitete die Direktion des Baudepartements. Mit dem Ableben Wilhelms I. hörte Apells Tätigkeit auf. Ein großes Gewächs im Nacken ließ ihn in seinen letzten Lebensjahren nur in gebückter Stellung gehen. Er starb am 30. Januar 1832. B.

Aus Heimat und Fremde.

Hessische Geschichtsvereine. Am 28. Januar hielt der hessische Geschichtsverein zu Marburg eine Sitzung ab, in der Herr Professor Dr. Wiegand einen Vortrag über den „Fall Winz und die theologische Fakultät zu Marburg (1787/88)“ hielt. Der Fürst von Neuwied hatte an einer Predigt des dortigen reformierten Pfarrers Winz Anstoß genommen und sandte sie an die theologische Fakultät in Marburg, die aus den Ordinarien Coing, Endemann und Pfeiffer bestand, zur Begutachtung. Diese waren der orthodoxen Richtung zugetan, sie sprachen sich daher gegen die von Winz vertretene aufklärende Anschauung aus und ließen ihm durch das Neuwieder Konsistorium sechs Glaubensfragen vorlegen. Sowohl durch diesen letzteren Schritt, der über die Befugnis der Fakultät ging, wie durch ein weiteres noch schärfer als das erste abgefaßte Gutachten überschritten sie aber die Grenzen der Objektivität. Die Folge davon war, daß der freigeistige Karl Friedrich Bahrdt, ehemaliger Professor der Theologie in Leipzig, Erfurt und Gießen, sich der Sache annahm und ein Pamphlet: „Zwei merkwürdige Geschichten von protestantisch-inquisitorischer Intoleranz“ veröffentlichte, das in Marburg ein sehr dankbares Publikum fand. Hauptsächlich wirkte hier zugunsten Winz' der Geheime Rat Baldinger, der frühere Leibarzt des Landgrafen Friedrich II., der, nach Auflösung des Collegium Carolinum in Kassel, vom Landgrafen Wilhelm IX. als Lehrer an die Marburger Hochschule versetzt worden war, und dort dem medizinischen Unterricht einen neuen Aufschwung gegeben hatte. Baldinger, der die neue Kantsche Philosophie in Marburg eingeführt haben wollte, lag in ständiger Fehde mit der theologischen Fakultät und nutzte nun den Fall Winz nach Möglichkeit für sich aus. Schließlich trug er denn auch den Sieg davon. Im Verlaufe des hochinteressanten Vortrags berührte der Herr Redner auch die geheime „Union der Zweiundzwanziger“ oder „die deutsche Union“, die, von Bahrdt und Baldinger gestiftet, gegen die Maßnahmen des durch sein Religionsedikt bekannten preußischen Ministers Wöllner und des hessischen Ministers von Fleckenbühl, gen. Bürgel, Front machen sollte. Das im Besitz des Herrn Professors Dr. Wiegand befindliche Exemplar des selten gewordenen Bahrdtschen Pamphlets stammt, wie Herr Bibliothekar Dr. Maurmann feststellte, aus dem Nachlaß von Karl Damian Achatz von Knoblauch zu Hatzbach.

In Kassel wird das an der Fuldabrücke gelegene Militärgefängnis, das sog. Kastell, demnächst den Verkehrsverhältnissen zum Opfer fallen. Dieser Umstand gab Herrn Kanzleirat Neuber Veranlassung, an dem wissenschaftlichen Unterhaltungsabend des hessischen Geschichtsvereins zu Kassel am 1. Februar einen Vortrag über dies bemerkenswerte Gebäude zu halten, der durch eine Anzahl älterer Stiche unterstützt wurde. Das Kastell ist von dem Landgrafen Wilhelm IX. erbaut

worden, an Stelle eines von Philipp dem Großmütigen errichteten „Jägerhauses“, das verschiedenen Zwecken gedient hatte. Geschichtlich interessant ist dieses Staatsgefängnis hauptsächlich durch seine Insassen während der französischen Fremdherrschaft, während der Untersuchung über die „Drohbriefe“ unter der Regierung des Kurfürsten Wilhelm II. und während der Reaktionsperiode 1850 und der folgenden Jahre. Eingehend schilderte der Herr Redner die Flucht des Chefs der damaligen demokratischen Partei Dr. Kellner, welche dieser mit Hilfe des Leibgardisten Zinn im Februar 1852 glücklich bewerkstelligte. (Vgl. A. Trabert, „Dr. Gottlieb Kellner und Heinrich Heise“, „Hessenland“ 1887, S. 189 ff.) Anknüpfend hieran legte Herr Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf die Bilder Kellners und Zinns vor. Ferner gedachte er des letzten kurhessischen Kommandanten des Kastells, Hauptmanns von Griesheim vom 1. Infanterie-Regiment, der unter Beachtung aller militärischen Formalitäten das Kastell 1866 den in Kassel eingerückten preußischen Truppen übergeben hatte. Herr Geheimrat Dr. Knorz gab ferner einen kurzen Lebensabriß des aus Salmünster gebürtigen Friedrich Hornfeck, des Dichters des „Schenkenbuchs“, der ebenfalls mit dem Kastell Bekanntschaft gemacht hatte. Herr Landesbauinspektor Röse kam sodann auf die kürzlich von einem Mitgliede des Vereins ausgesprochene Meinung, daß das Oktogon auf Wilhelmshöhe eine Nachahmung des Mausoleums von Halikarnaß sei, zurück und wies durch Vorlage einiger Abbildungen des letzteren die Verschiedenheit der beiden Bauwerke nach. Interessante Mitteilungen über die Gewährung von Heiratskonsensen bei Offizieren in der ersten Regierungszeit des Landgrafen Friedrich II. machte der Vorsitzende Herr General Eisentraut. Zum Schluß wies Herr Grebe auf das kürzlich erschienene 3. Heft des Trachtenbuchs von Professor Ferdinand Justi hin.

Museumsverein. In Kassel ist ein Museumsverein für Hessen-Kassel gebildet worden, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Sammeltätigkeit der staatlichen und städtischen Institute des Bezirks zu unterstützen und die Erschließung und Nutzbarmachung der Kunstsammlungen durch Veranstaltung von Vorträgen und Führungen in den Sammlungen zu fördern. Ferner will der Verein künstlerisch wertvolle Altertümer, namentlich hessischer Herkunft, erwerben, die bis zur Gründung eines hessischen Landesmuseums oder eines Kasseler Kunstgewerbemuseums im Erdgeschoß der Gemäldergalerie zur Ausstellung gelangen sollen. Hierdurch soll dem hessischen Lande Gelegenheit geboten werden, an dem weiteren Ausbau der Sammlungen, die seine alten Herrscher in so großartiger Weise angelegt, mitzuwirken. Den Vorstand des Vereins bilden die Herrn Geh. Regierungsrat Dr. Knorz, Vorsitzender, Museumsdirektor Dr. Boehlau, Schriftführer, und Kommerzienrat Plaut, Schatzmeister.

Hessischer Dichterabend. Die Leiter der v. Bodenhausenschen Schauspielschule beabsichtigen Ende Februar im Hanuschsaal zu Kassel einen „Hessischen Dichterabend“ zu veranstalten, in welchem ausschließlich Dichtungen einheimischer Verfasser zum Vortrag bzw. zur Aufführung gelangen. Gleichzeitig werden in jeder der beiden Abteilungen Lieder hessischer Dichter und Komponisten von bewährten Kasseler Gesangskräften gesungen. Es kommen Dichtungen zum Vortrag u. a. von S. Mosenthal, Julius Rodenberg, M. v. Eschen, Louis Wolff, Gräfin Leiningen, Anna Ritter, Carl Preser, Jeannette Bramer, Paul Heidelbach, Gust. Ad. Müller, Konrad Lampmann, Auguste Wiederhold, Hermann Kette, W. Bennecke, Mathilde Paar, Georg Schwiening, Paul Dietz, Alfr. Oeser, Hoßfeld und B. v. Bodenhausen. Den Schluß der ebenso interessanten wie dankenswerten Veranstaltung bildet das Charakterbild in einem Akt von Elisabeth Mentzel: „Alte Hausmittel.“ (Vgl. „Hessenland“ 1903, S. 165.)

Kasseler Kunstverein. Der Kunstverein zu Kassel hielt unter Vorsitz des Herrn Landesrat Dr. Osius am 10. Februar seine ordentliche Generalversammlung ab. Aus dem erstatteten Rechenschaftsbericht über die Jahre 1902/3 sei hervorgehoben, daß in denselben 180 Kunstwerke zum Katalogpreise von 32471 Mark an Private verkauft wurden. Für Ankäufe zur Verlosung wurden aus Vereinsmitteln 8580 Mark verausgabt. Von Sonderausstellungen sind zu erwähnen eine Sammlung von Gemälden von Hermione von Preuschen (geboren in Darmstadt) und die Bilder aus dem Nachlaß des Professors Emil Neumann und unseres Landsmannes Hans Fehrenberg. Die Einnahmen in den beiden Jahren betrugen 17770 Mark, die Ausgaben 17558 Mark. Nachdem im vorigen Jahre die 50. große Kunstausstellung des Vereins stattgefunden hat, erscheint die Fortführung dieser Ausstellungen fraglich, da vorläufig kein geeigneter Raum zur Verfügung steht.

Todesfälle. Am 2. Februar starb zu Sooden a. W. der Präzeptor und Kantor Heinrich Jakob, geboren am 22. August 1840 zu Burghofen, Kreis Eschwege, als Sohn des dortigen Mühlenbesitzers. Nachdem er das Seminar zu Homberg besucht hatte, war er zuerst in seinem Heimat-

orte und sodann in mehreren andern hessischen Ortschaften als Lehrer tätig, bis er 1877 nach Sooden versetzt wurde, wo er über 26 Jahre segensreich gewirkt hat. Um das in den letzten 20 Jahren zu so schöner Blüte gelangte Bad Sooden und besonders um die Kinderheilanstalt hat der Dahingeschiedene sich sehr verdient gemacht. Großer Beliebtheit erfreute er sich auch bei den Badegästen, denen er bei seiner Freude an der Natur und bei seinen umfassenden botanischen Kenntnissen oft ein willkommener Führer war.

Zu Kassel starb am 3. Februar der Direktor der dortigen städtischen Gas- und Wasserwerke Emil Merz, 47 Jahre alt. Er war in Rheinbischofsheim in Baden geboren und hatte sich auf der technischen Hochschule in Karlsruhe dem Ingenieurfache gewidmet. Unter Oberbürgermeister Westerburg bereits Direktor der städtischen Gasanstalt zu Hanau, wurde ihm, nachdem dieser zum Oberbürgermeister von Kassel ernannt war, die Leitung der dortigen Gas- und Wasserwerke übertragen, die er über zehn Jahre in höchst verdienstlicher Weise geführt hat. Auf dem Gebiet der Leuchtgasfabrikation war er eine in den weitesten Kreisen anerkannte Autorität.

Hessische Bücherschau.

Zeitlosa. Eine Familiengeschichte aus dem siebenjährigen Kriege. Von Carl Freiherrn Schenck zu Schweinsberg. Frankfurt a. M. (Carl Jügels Verlag, M. Abendroth) 1903. Preis brosch. M. 4,50, geb. M. 5,50.

Der siebenjährige Krieg kann als ein sehr dankbarer Hintergrund für einen Roman betrachtet werden und ist auch schon verschiedentlich dazu benutzt worden, wobei aber fast stets der große Preußenkönig und seine volkstümlich gewordenen Truppenführer entweder im Mittelpunkt der Ereignisse stehen oder handelnd mit eingreifen. Die vorliegende Erzählung jedoch beschränkt sich auf die Kriegsläufte im hessischen und waldeckschen Gebiet, wo die alliierten Armeen unter dem Oberbefehl des Herzogs Ferdinand von Braunschweig gegen die Franzosen fochten, und fesselt das Interesse durch Schilderungen von Vorkommnissen in einer weitverzweigten Familie, die eine Menge von Personen an dem Leser vorüberführen. Viele derselben sind, wie dies nicht anders möglich ist, nur flüchtig gezeichnet, die Hauptpersonen aber mit guter Charakteristik wiedergegeben. Vor allem ist es der aus adligem Geschlecht stammende Wilddieb und Spion Keßler, welcher dem Verfasser wohlgelungen ist, ebenso der Kürassierleutnant von Wildenheim. Sehr realistisch ist die Haushaltung auf dem Gute des Jägermeisters von Veliha zu Burgscheid vor Augen geführt und der Krieg der dort waltenden sechs unvermählten Schwestern, unter denen Zeitlosa die vermittelnde Stelle einnimmt, beschrieben. Daß ein sympathisches Liebespaar nicht fehlt, das durch die Kriegswirren zusammengeführt und wieder getrennt wird, um schließlich doch vereinigt zu werden, versteht sich wohl von selbst. Mit lebhaften Farben sind u. a. die Tage nach der Schlacht auf dem Sandershäuser Berg in Kassel geschildert, wo der berüchtigte Oberst Fischer eine nicht unwesentliche Rolle spielt. Zwischen all den lärmenden Kriegsszenen aber versetzt uns die Schafschur auf dem von Meysenbugschen Gute zu Riede in ein Idyll, das trotz des Gegensatzes völlig zeitentsprechend ist. Die 415 Seiten umfassende Erzählung enthält eine Fülle von Stoff, bei deren Verwendung der Verfasser sich keine Schranke auferlegt hat, obwohl stellenweise eine straffere Zusammenziehung von Vorteil gewesen wäre. W. B.

Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von Karl Kehrbach. Jahrgang XIII. Heft 3. Hessen-Nassau-Heft. Veröffentlicht von der Gruppe Hessen-Nassau-Waldeck. Berlin (A. Hofmann & Co.) 1903.

Von den sechs kleinen Abhandlungen, die vorliegendes Heft der Mitteilungen für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte enthält, fallen vier auf das ehemalige Kurfürstentum Hessen und interessieren so auch die Leser dieser Zeitschrift.

Über die Schule der Kugelherrn in Marburg um 1520 berichtet zunächst Oberlehrer Dr. E. Wintzer. Die Anstalt war eine Privatschule der Fraterherren und wurde von Söhnen angesehener Bürger und Adeliger besucht. Der Unterricht begann mit der Elementarklasse, erstreckte sich auf wissenschaftliche Fächer und Kunst und sollte besonders zu Ehre und Tugend erziehen. Mit der Einführung der Reformation in Marburg wurde zugleich mit der Gemeinschaft der Brüder des Kugelhauses auch deren Schule aufgehoben.

Weiter teilt uns Oberrealschuldirektor Dr. Knabe den Plan einer in Kassel oder in Karlshafen einzurichtenden mathematischen Tugend-, Kunst-, Werk- und Weisheitsschule aus dem Jahre 1720 mit. Landgraf Karl ließ im Jahre 1716 den aus der Gegend von Zittau stammenden Naturforscher Johann Ernst Elias Orffyreus (eigentlich Beßler) nach Kassel kommen und machte ihn zum Kommerzienrat. O. schlug nun dem Landgrafen die Errichtung einer mathematischen Schule in Kassel oder Karlshafen vor. O. selbst verlegte 1722 seinen Wohnsitz nach Karlshafen und ist auch daselbst begraben, nachdem er 1745 im benachbarten Fürstenberg a. Weser gestorben war. Direktor Knabe berichtet uns nun über den Plan der Schulstiftung auf Grund eines in der Kasseler Landesbibliothek gefundenen Folianten.

Nach einem schwülstigen Vorbericht folgt in 150 Nummern ein „Außzug des gantzen Buchs, und aller puncten“. Die Nummern 1—52 handeln vom Zweck und dem Nutzen der Anstalt, von den Kosten, der Art des Bauens, dem Zubehör, wie Apotheke, Buchbinderei, Laboratorium usw. Außerhalb des Gebäudes könne später noch eine Mädchenschule gegründet werden. Die Nummern 53 bis 95 bringen

dann auf 15 Seiten die Beschreibung der eigentlichen Schuleinrichtung. Es sollen 6 Klassen sein, deren Schüler sich nach dem Rang der Eltern abstufen. So sind für die erste Klasse nur die vornehmsten Knaben aus fürstlichen, gräflichen und vornehmen adeligen Familien vorgesehen. Die sechste Klasse besteht „auß Soldaten- und Bettel-Kindern und andern dergleichen liederlichen und verlauffenen Gesindel". Die Kinder lernen zuerst das ABC, dann Orthographie, Lateinisch, Französisch, Physik, Mechanik, Hydraulik, Hydrostatik, Metallurgie, Optik, Astronomie, Astrologie, Geographie, Horologie, Musik, Medizin, Botanik, Chemie usw. Die Knaben sollen daneben auch Zeitungen lesen, damit sie wissen, was in der Welt vorgeht. In allem soll der Eifer der Knaben erweckt, jeder soll nach seinen Fähigkeiten behandelt werden, dann würden aus dieser Tugend-, Weisheits- und Gottesschule wohlerzogene und vortreffliche Knaben und ebenso redliche und weise Männer hervorgehen. — Endlich folgen noch von Nr. 96 bis 113 die Einteilung der Zeit oder Tag-Übung und von Nr. 114 bis 145 andere allgemeine Bestimmungen; das Schriftstück schließt, indem es sich in den Nummern 146 bis 150 noch einmal an den Landesherrn wendet und auf die beigegebenen drei großen Modelltafeln hinweist. Freilich ob dem phantasievollen Verfasser des Plans auch ein Lohn und eine Anerkennung für seine Mühe zuteil geworden ist, weiß man nicht, denn von irgend einer Antwort des Landgrafen Karl ist nichts bekannt geworden.

Wieder nach Marburg führt uns alsdann ein weiterer kleiner Beitrag des Oberlehrers Dr. E. Wintzer, der den Besoldungsetat der Marburger Schulen um das Jahr 1776 zum Gegenstand hat. Es bestanden im Jahre 1776 in Marburg neben dem Pädagogium, das als Vorstufe zur Universität galt, eine reformierte Kleine Schule, eine evangelisch-lutherische Schule und drei lutherische Privatschulen. Im einzelnen werden hier nun nach dem 1. Band des Original-Lager-Stücks und Steuerbuchs der Stadt Marburg die Gehaltssätze der Magister, Präzeptoren und Lehrer angeführt. Wer näheres zu erfahren wünscht, muß auf die Abhandlung selbst verwiesen werden.

Zuletzt stellt abermals Oberrealschuldirektor Dr. Knabe ein Verzeichnis der im Jahre 1810 in der Residenzstadt Kassel vorhandenen Schulen zusammen. Danach finden wir in der westfälischen Zeit in Kassel 6 öffentliche Schulen und 28 Privatschulen; von letzteren sind 18 für Knaben und 10 für Mädchen bestimmt. 1812 wurde das Lyceum Fridericianum in ein Gymnasium umgewandelt und eine höhere Bürgerschule, die Vorläuferin der späteren Realschule, geschaffen. Die erste öffentliche Mädchenschule ist in Kassel erst im Jahre 1855 ins Leben getreten.

Soweit der Inhalt der vier kleinen Abhandlungen. Alle Freunde hessischer Geschichte und damit besonders die Leser des „Hessenlandes" sind den beiden Marburger Pädagogen für ihre Beiträge zu großem Danke verpflichtet. Es ist zu hoffen, daß die „Mitteilungen" noch recht oft solche Nachrichten bringen, damit das Dunkel, das noch über vielen Perioden unseres hessischen Schulwesens liegt, sich allmählich aufhellt und somit wieder ein gutes Stück hessischer Kulturgeschichte ans Licht gezogen wird. E. B.

Zur Besprechung eingegangen:

August Fr. Chr. Vilmar als Oberhirte der Diözese Kassel. Von Ed. Rud. Grebe. Marburg (N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung) 1904.

Spätherbst-Blätter. Neue Gedichte von Hermann Haase. Gelnhausen 1903.

Aus dem Tagebuche eines Marburgers 1870/71. Von Ludwig Müller. Marburg (N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung) 1904.



Personalien.

Verliehen: dem Lehrer Manz zu Rauschenberg der Adler der Inhaber des Königlichen Hausordens von Hohenzollern.

Ernannt: Landgerichtsrat Dr. Sommer zu Frankfurt a. M. zum Oberlandesgerichtsrat in Kassel; Regierungsbauführer Schäfer aus Bracht (Kreis Marburg) zum Regierungsbaumeister; die Referendare Dr. Dörinkel und Hölzerkopf zu Gerichtsassessoren; Regierungssekretär Lamprecht zu Minden zum Rentmeister der königlichen Kreiskasse in Frankenberg; Pfarrverweser Rausch zu Michelsrombach zum Pfarrer daselbst.

Geboren: ein Sohn: Gasthofbesitzer Fritz Belz und Frau Anna, geb. Spohr (Wahlershausen, 30. Januar); Landmesser Ungemach und Frau (Marburg, 6. Februar); Dr. Karl Knetsch und Frau Edith, geb. Müller (Wiesbaden, 9. Februar); — eine Tochter: Kaufmann Georg Berg und Frau Martha, geb. Meyer (Kassel, 2. Februar); Privatdozent Dr. F. A. Schulze und Frau Ilse, geb. Schmidt (Marburg, 5. Februar); Landmesser Krafft und Frau (Marburg, 6. Februar); Schauspieler Edward Mathes und Frau, geb. Armann (Kassel, 6. Februar); Postpraktikant Kleinsteuber und Frau, geb. Peter (Frankfurt a. M., 8. Februar); Regierungsbaumeister Weigelt und Frau Johanna, geb. Schelenz (Niederaula, 9. Februar).

Gestorben: Postsekretär a. D. Julius Martiny, 61 Jahre alt (Fulda, 28. Januar); Kaufmann Hugo Stautz, 43 Jahre alt (Kassel, 29. Januar); Stiftsdame des freiadeligen Stiftes Wallenstein Gräfin Kunigunde von der Recke-Volmerstein, 71 Jahre alt (Fulda, 30. Januar); Präzeptor und Kantor Heinrich Jacob, 63 Jahre alt (Sooden a. W., 2. Februar); verw. Frau Amélie Petersen, geb. Beste, 72 Jahre alt (Kassel, 2. Februar); Direktor der städtischen Gas- und Wasserwerke Emil Merz, 47 Jahre alt (Kassel, 3. Februar); Frau Bürgermeister Anna Elisabeth Wimmer, geb. Stein, 54 Jahre alt (Wahlershausen, 7. Februar); Rentner Wilhelm Lampmann, 74 Jahre alt (Wahlershausen, 9. Februar); Lehrer Friedrich Salzmann, 48 Jahre alt (Eschwege, Februar); Verlagsbuchhändler Georg Weiß, 70 Jahre alt (Kassel, Februar); Bürgermeister Bontoux, 82 Jahre alt (Louisendorf, Februar).

Briefkasten.

M. A. in Kassel, E. B. in Niedermöllrich, Ph. D. in Darmstadt, K. E. K. in Oberklingen. Besten Dank für die freundlichst übersandten poetischen Beiträge.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 5. XVIII. Jahrgang. Kassel, 1. März 1904.

Die Trauerweide.

Ihr kennt die Weide, die zur Erde
Hernieder neigt ihr schlank Geäst,
Wie wenn vom Schmerz gebeugt sie werde,
Den keine Zeit vergessen läßt.

Nie sucht sie sonnenfrohe Matten,
Nie den gesellig heitern Wald
Mit seinen lichtdurchstickten Schatten,
Das Bächlein nie zum Aufenthalt.

Doch wenn wir in den Garten treten,
Dess' stillen Grund manch Kreuzlein schmückt,
Da sehn den Baum wir wie im Beten
Auf Grüfte tief herabgebückt.

Es heißt: in fernen grauen Zeiten,
Wie Gott als Mensch zur Erde kam,
Der armen Menschheit Last und Leiden
Auf seine heil'ge Schulter nahm,

Da hat in seinen Schmerzenstagen
Mit höhnend frevelhaftem Streich
Ihn rauhe Kriegsknechtsfaust geschlagen,
Mit Ruten aus des Baums Gezweig.

Da senkte tief die arme Weide
Die Äste, trauernd ob der Schmach;
Und niemals mehr erhob in Freude
Ihr Haupt sie bis auf diesen Tag,

Und wählte sich den Ort der Trauer,
Wo fromm sie Totenwache hält.
So trennt die dunkle Friedhofsmauer
Sie wie ein Kloster von der Welt.

Remscheid. **Auguste Wiederhold.**

Heim.

In fernem Lande dacht' ich sehnsuchtsvoll
Oft an die Stätte, wo die Meinen schlafen,
An jenes Kirchlein, still und weihevoll,
Des müden Pilgers lang ersehnten Hafen!

Dann endlich stand ich wieder trauervoll
Am Sarg des Vaters und der andern Lieben,
Und heiß die Träne aus dem Auge quoll,
Gedachte ich, was mir von ihm geblieben, —

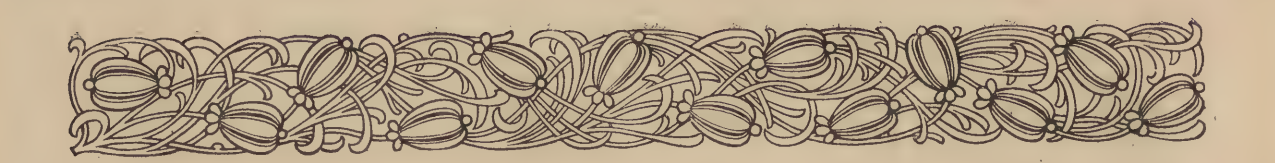
Vom treuen Vater, der so früh entschwand,
Von seinem Antlitz, das so oft ich küßte.
Was blieb von ihm und von der Vaterhand,
Die — ach, so oft im Leben ich vermißte!

Ein Häuflein Staub dort vor mir in dem Schrein;
Doch nie verblaßt sein Bild in meinem Herzen,
Und ewig bleibe auch fortan ich sein —
Sein Sohn, des manchmal er gedacht in Schmerzen.

So nahm ich wieder auf die Pilgerfahrt
Und kämpft' im fremden Land mit schweren Sorgen,
Doch niemals schien mir das Geschick so hart,
Wähnt' ich mich in der Ahnengruft geborgen!

Und eines fleh' ich heiß stets vom Geschick:
Laß fern mich von den Meinen nicht verderben,
Das bitte ich für mich als höchstes Glück:
Laß mich, o Gott, in meiner Heimat sterben!

Kassel. **Bodo v. Bodenhausen.**



Zur Geschichte des Bauernstandes.

Von Heinrich Keßler.

(Schluß.)

Das karolingische Königtum hatte den Schwerpunkt seiner wirtschaftlichen Existenz in den Eigenbetrieb großer geschlossener Domänenkomplexe gelegt, welcher ihm in den verschiedensten Teilen des Reiches eine feste Position gab und wodurch eine planmäßig organisierte Zentralgewalt auch zu großem wirtschaftlichen Gesamteffekt gebracht werden konnte. Diese karolingische Wirtschaftsorganisation hat der volkswirtschaftlichen Produktion jener Zeit das charakteristische Gepräge gegeben, sie gab allen Klassen der Bevölkerung Gelegenheit, sich an der wirtschaftlichen Produktion nutzbringend zu beteiligen, wodurch der Wohlstand der Nation gehoben und diese ihren ersten kulturellen Zielen näher gebracht wurde. Durch diese Organisation kam Ordnung und Gliederung in die weitläufigen Besitzungen des fiskalischen und grundherrlichen Großgrundbesitzes sowie in das soziale Gefüge der ganzen Bevölkerung.

Der alte Geschlechtsadel vermochte dem fränkischen Königtum gegenüber seine Eigenart nicht zu behaupten, er verschmolz mit dem neuen Dienstadel, den nicht die Geburt, sondern die Ehre des Königsdienstes über die anderen Klassen erhob. Diesem Dienstadel schlossen die Grundherren sich an, sie bildeten die Beamtenaristokratie, zu der auch die Bischöfe gehörten. Diese Großgrundbesitzer unterschieden sich von den einfachen Hufenbesitzern (minoflidi) der Dörfer auch darin, daß sie nicht wie diese ihr ganzes Besitztum selbst bewirtschafteten, sondern neben dem Herren- oder Fronhof (mansus indominicatus) mehr oder weniger zahlreiche Höfe besaßen, die unfreien oder hörigen Bauern gegen Abgaben und Frondienste zu eigener Wirtschaft (mansi serviles, mansi litiles) verliehen wurden. Es bildeten sich eigene Hofgemeinden der Bauern, denen nicht selten seitens der Herren auch Wälder und Weiden zu markgenossenschaftlicher Nutzung überwiesen wurden. Durch die zuerst nur von den geistlichen Grundherrschaften geübte Praxis, Teile ihres Grundbesitzes auch an Freie zu Prekarien und Benefizialrecht zu verleihen, wurden jene Hofgemeinden mehr und mehr auch auf freie „Landsiedel“ oder „Landsassen“, deren Hufen man als mansi ingenuiles zu bezeichnen pflegte, ausgedehnt. So setzten sich nach dem Vorbild der karolingischen Wirtschaftsorganisation die herrschaftlichen Güter aus dem Herrenhof und den in der Gewere von freien, hörigen oder unfreien Hintersassen befindlichen Höfen mansi vestiti zusammen. Hufen, die nicht zum Herrenhof gehörten, aber aus irgend einem Grunde mit keinem Kolonen besetzt waren und darum vom Herrenhof aus bewirtschaftet werden mußten, hießen mansi absi. Nur auf den königlichen Gütern wurde eine ausgedehnte Herrenwirtschaft mit arbeitenden Knechten geübt. Die unangesiedelten Hofknechte (mancipia, juniores), die auf dem Herrenhof und den mansi absi arbeiteten, galten als bewegliche Sachen und konnten als solche frei, nur nicht außerhalb der Provinz oder außer Landes veräußert werden. Die Germanen hatten schon in taciteischer Zeit einen Anbau größeren Landbesitzes durch Unfreie gekannt. Das Land war in Hufen geteilt oder ward in sie zerschlagen.

Auf Hofgut, meist wohl in der halben Größe des freien Hofguts, saß der Unfreie, baute es wie ein Freier und war seinem Herrn nur zu geringen Abgaben und Diensten verpflichtet. Er lebte wirtschaftlich wie ein Pächter, sein Pachtzins bestand in Naturalien seines Anbaus und in Diensten, die von ihm und seiner Familie verrichtet wurden. Auch im Großgrundbesitz, dessen einzelne Hufen und Anbauflächen oft über Quadratmeilen und Hunderte von Dörfern zerstreut waren, ließ sich eine Nutzung im wesentlichen nur in Pachtform denken. Nur war es nicht mehr wie im urzeitlichen Betriebe möglich, daß der Grundherr alle Leistungen und Naturalpächte persönlich in Empfang nahm; das verboten Zahl und Entfernung der beliehenen Hüfner. So stellte der Grundherr für jede Gruppe benachbarter Leibbauern eine Empfangstelle her, eine Hufe wird einem seiner Diener, einem Meier, einem villicus, übergeben, der nahm die Naturalabgaben ein und verrechnete sie dem Herrn, er beaufsichtigte die Leistung der Pflug- und Erntefronden auf den herrschaftlichen Rottfeldern seiner oder benachbarter Marken. So breitete sich unter der grundherrlichen Zentralstelle ein Netz von Meiereien aus.

Nach Schmoller (Volkswirtschaftslehre S. 292) waren die Grundherrschaften in ihrer ersten auf-

wärts gehenden Entwickelung einstens die Träger des wirtschaftlichen Fortschritts, die normalen Gefäße der lokalen Administration wie teilweise auch der Staatsverwaltung, die Keime und Gefäße für alle möglichen höheren Bildungen für Städte, Landesherrschaften, Großgutwirtschaften, Bistümer, Klöster, Schulen 2c. gewesen. Die Voraussetzungen für diese ältere normale Wirksamkeit waren klare und einfache: stabile naturalwirtschaftliche Verhältnisse ohne erheblichen Geld- und sonstigen Verkehr, einfache agrarische Technik, Menschen ohne ausgebildeten Individualismus, ohne starken Erwerbstrieb, mit regen Gemeingefühlen, in der Zucht der Familie und der Genossenschaft aufgehend, daneben aber schon eine bedeutende Klassendifferenzierung, eine zum Herrschen und Lenken fähige Aristokratie, patriarchalische Beziehungen zwischen ihr und den Hintersassen, wie sie in einfachen Verhältnissen unter täglicher Berührung der Beteiligten entstehen; Treue, Gehorsam, Hingebung auf der einen Seite, wie sie aus dem Gefühle der berechtigten Lenkung, des gewährten Schutzes, der unzweifelhaften Überlegenheit folgen, auf der andern Seite kräftiges Selbstgefühl, Glauben an den eigenen Herrscherberuf, aber auch menschliche Rücksicht, Anerkennung der ärmsten Grundholden als Glied der sogenannten „familia“, Schutz in Not, Beistand im Unglück, auch der gedrückte Hintersasse hat sein Ackerland, sein Familienleben, seine rechtlich fixierte Stellung in dem grund- und gutsherrlichen Verbande.

In sämtlichen germanischen Staaten finden wir, daß mit der Seßhaftigkeit, dem Siege des Ackerbaues, ganz überwiegend Landbesitzungen und Höfe entstehen, welche den Zweck haben, eine Familie von 5—18 Personen zu beschäftigen und zu ernähren, auch für die gemeinsam zu tragenden Lasten kräftig genug zu machen; stets ist in demselben Dorfe eine Besitzung so groß wie die andere, in den verschiedenen Gegenden sind sie je nach Bodengüte und Wirtschaftsart verschieden groß, alle sind spannfähig, ermöglichen die Haltung von 2, 4 oder 8 Pferden. Diese Einrichtung lag im Interesse des öffentlichen Kriegsdienstes (die karolingische Heeresverfassung baute sich auf ihr aus) wie später im Interesse der Grundherren. Die Familie erwuchs mit der Hufe, gewisse Schranken hinderten die Teilung und Veräußerung; es bildete sich nach und nach das besondere bäuerliche Individualrecht mit Bevorzugung eines Erben aus. Die ganze Institution ruhte auf dem Gedanken des Familieneigentums, der Hufe als normaler Wirtschaftseinheit, die durch den Lauf der Generationen erhalten werden sollte. Und die Wirkung war im ganzen eine so starke, daß trotz der mannigfachsten Wandlungen, Bevölkerungszu- und -abnahmen, Bauernbedrückungen und -beraubungen sich in einem großen Teile Europas im Anschluß an diese 12—15 Jahrhunderte alte Hufenverfassung ein Eigentum von 7,5—50 Hektare als vorherrschend bis heute erhalten hat.

Die freien Bauern und die unfreien Hintersassen verschmolzen seit Schluß des 9. Jahrhunderts immer mehr zu der einen Klasse der grundholden Bauern, einer Klasse, in welcher die ursprüngliche Rechtslosigkeit der Unfreien und die absolute Rechtsfülle der Freien zu einem neuen halbfreien Recht durchdrangen. Durch die fortgesetzte gleichartige Tätigkeit in Bewirtschaftung des Grund und Bodens wurden wohl hauptsächlich Freie und Unfreie zu dem Stande der grundholden Bauern geeinigt.

Das Recht ist das eigentlich Bezeichnende für das Dasein der großen Mehrzahl der deutschen Bauern vom 10. bis 12. Jahrhundert. Es setzt den Abschluß der Grundholden zu eigenen Gerichtsgemeinden voraus, begründet strafrechtlich eine gewisse Selbständigkeit dieser Gemeinden gegenüber der Disziplinargewalt des Herren und seiner Vertreter, ordnet das Erbrecht der grundholden Familien nach Analogie des Rechts der gemeinfreien Bauern unter Ausschluß allzugroßer Zersplitterung der Güter und setzt die Höhe der grundherrlichen Gerechtsame, der grundhörigen Lasten im Sinne materiellen Rechtes fest.

Noch in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts waren die grundherrschaftlichen Hintersassen keineswegs sicher gewesen vor Veräußerungen ihrer Person ohne das von ihnen bewirtschaftete Gut. König Heinrich I. verfügte frei über Dienst und Aufenthalt sogar seiner hörigen bäuerlichen Krieger. Jetzt wurde die Bindung an den Boden durchgesetzt, nur mit seinem Gute zusammen durfte der Hörige dem Verband der Meierei entzogen und veräußert werden. So wurde mit dem Beginn des 11. Jahrhunderts erst das Grundholdentum im vollsten Sinne begründet. Es bildete sich ein bäuerliches Standesbewußtsein aus, dessen Äußerungen im allgemeinen als wesentlicher Fortschritt gegenüber der Vergangenheit begrüßt werden müssen, und welches den Eintritt unfreier Klassen in die nationale Entwickelung ermöglichte.

Die deutschen Meister in der großherzoglichen Galerie zu Darmstadt.

Von M. Escherich.

(Fortsetzung.)

Unter die Gotiker gehört auch noch der Meister des Seligenstädter Altars. Man hat ihn vielfach der Gruppe des Hausbuchmeisters einzureihen gesucht, dem er aber wenigstens geistig nicht entfernt nahe steht. Wenn wir diese Gruppe, zu der vorzüglich die Meister der Mainzer Marienlegende und des Gelnhauser Altarwerks gerechnet werden, näher betrachten, so ergibt sich allerdings mit diesen Meistern unter sich ein Zusammenhang, aber zugleich die Erkenntnis, daß eben diese ganze Gruppe nicht in so naher Verbindung mit dem Hausbuchmeister steht, als man anzunehmen geneigt war. Dieser Künstler will als eine kulturell und künstlerisch gleich interessante, aber völlig für sich stehende Einzelerscheinung betrachtet werden. Ich glaube nicht, daß man ihm auf anderem Wege näher kommt.

Was diese anderen eben genannten Meister betrifft, hängen sie zeitlich wie ideell zusammen, doch läßt sich heute noch kein direktes Schulverhältnis klar erkennen. Der Meister des Seligenstädter Altars scheint hessischer Abkunft zu sein. Seine Gestalten tragen ausgesprochen hessischen Typus, wie man ihn heute noch im Volk beobachten kann. Dabei zeigen sich auf den Gemälden niederländische und fränkische Einflüsse. Von genialer Kraft ist nichts in diesen Darstellungen zu finden; an ihre Stelle tritt eine kleinliche Charakterisierung, welche den Beschauer gleichgiltig läßt. Es sind wunderliche kleinlaute Menschen, die uns der Meister vorführt, Menschen, die sich mit einer gewissen scheuen Geschäftigkeit bewegen, die auch keine höheren Interessen haben als ihre kleine Alltäglichkeit. Dabei fehlt jene liebenswürdige Intimität, die unsere Teilnahme erzwingt. Immerhin leistet der Künstler, der so gar nichts von der schneidigen Eleganz des Hausbuchmeisters hat, in einzelnen Details, wie zum Beispiel der Behandlung des goldblonden Haares der Jungfrau, Gutes.

Ein weiteres beachtenswertes Werk von der Wende des Jahrhunderts ist der große Wolfskehlener Altar. Ob er noch einem mittelrheinischen Meister zugehört, ist zweifelhaft. Der Typus ist mehr schwäbisch, mit speziell Schongauerischen und Zeitblomschen Einflüssen.

Der direkten Schongauer-Richtung gehört auch noch der Dominikaner-Altar (Nr. 217—21) an, welcher aus der Dominikanerkirche in Wimpfen stammen soll. Er enthält Passionsszenen, welche in jener zarten, leidenschaftslosen Art, wie sie dem Geist des Colmarer Meisters entspricht, dargestellt sind.

Nachdem wir nun die mittelrheinischen Meister (wenigstens jene, welche nicht blos den Fachmann, sondern auch weitere Kreise interessieren dürften) betrachtet haben, wollen wir uns auch noch nach den übrigen deutschen Meistern der Galerie ein wenig umsehen. Da ist zunächst ein von den Brüdern Heinrich und Konrad Rost aus Kassel gestiftetes Votivgemälde, welches für die Art des Meisters Wilhelm aus Köln (14. Jahrhundert) bezeichnend ist.[1] Es stellt in fünf Abteilungen in der Mitte den Kruzifixus mit Maria, Johannes und vier knieenden Donatoren dar, links und rechts davon in zwei übereinandergesetzten Gemälden verschiedene Heilige.

Neben diesem kunstgeschichtlich wichtigen Werk verdient von der Kölner Schule namentlich der wundervolle Stephan Lochner besondere Beachtung. Es ist eine „Darbringung im Tempel" (Nr. 168), das Mittelstück eines Altarwerkes aus der Katharinenkirche in Köln, die dazugehörigen Flügel befinden sich im Wallraf-Richartz-Museum in Köln. Sie stellen die Heiligen Ambrosius, Cäcilie, Augustinus und Markus, Barbara, Lukas dar.[2] Das Darmstädter Bild ist von 1447 datiert, also aus der reifsten Zeit des Meisters. (Lochner gest. 1451.) Es ist aus einer festlich feierlichen Stimmung heraus gemalt. Rechts vor dem die Mitte einnehmenden Altar steht der Hohepriester, das Jesuskind auf den Armen, links die Madonna, Tauben opfernd, und der hl. Joseph, die Opfermünze in seiner Tasche suchend; hinter diesen schließen sich je die Gruppen der Männer und Frauen an. Ganz vorn schreiten aus der rechten Bildecke gegen die Mitte zu paarweise in feierlichem Zuge Kinder mit Lichtern in den Händen. Gesang glaubt man zu vernehmen, Weihrauch zu atmen. Die hellen, zarten Farben blühen in einem wolkigen Duft. Eine wunderbare märchenhaft andachtsvolle Atmosphäre. Man fühlt sich hineingezogen in die mystische Tempelstimmung, in den Moment der Darbringung, aber dieser Tempel ist noch morgendlich hell, keine Dämmerung, wie sie die exaltierte Gotik zuweilen liebt. Man könnte ihn sich denken mit offenen Türen und Fenstern und von einem Luftzug, der über Blumenbeete hereinströmt, erfüllt.

---

[1]) G. Eba, Der deutsche Cicerone Bd. III, S. 50.

[2]) Ebendaselbst S. 66 und 97.

1447! Welch ein Gegensatz zu dem düster ernsten leidenschaftlichen Meister der Darmstädter Passionsszenen!

Etwas Blumenhaftes ist der ganzen kölnischen Schule eigen. Nur daß der leise blühende Atem sich bald in eine schwere duftschwangere Schwüle, die keusche Mystik sich in sinnliche Glut wandelt.

Wie eine Fortsetzung, ein gesteigerter Akkord zu der Tempelszene Lochners erscheint die „Verkündigung“ (Nr. 255) eines noch unbekannten Meisters, die, wie mir Direktor Dr. Back, welchem ich verschiedene Notizen über die einzelnen Werke verdanke, freundlichst mitteilte, vielleicht als ein Jugendwerk Barthel Bruyns gelten dürfte. Die Jungfrau kniet vor einem rot bezogenen Bett. Von links tritt der Engel herein, in ein priesterliches Gewand gekleidet, und reicht ihr das Szepter. Seine Flügel tragen prächtiges licht blau und rosa schimmerndes Gefieder. Durch das Fenster kommt, den mystischen Vorgang symbolisierend, auf einem goldenen Strahle der Erlöser (in kleiner Figur) herein, über dem Haupt der Maria schwebt in einer Strahlenglorie die Taube. Die ganze Szene ist in faszinierende Glut getaucht. Von dem zarten Rosa der Flügel des Erzengels bis zu der brennenden Farbe des Lagers ist das Rot mit einer Steigerung durchgeführt, die eine berauschende Stimmung erzielt.[1])

Die kölnische Schule gelangte im Gegensatz zur nürnbergischen zu keiner Entwicklung, keinem Ausleben. Sie entblätterte wie eine Blüte im Frühlingsgewitter. Keusch und schlank wie die gotischen Fialen stieg sie empor, brach auf in heißer, rascher Entfaltung — und verlor sich unter fremden, die ruhiger und länger blühten wie sie.

Im Hinblick auf das eigenartige Wesen dieser Kunst könnte man sich Barthel Bruyn, welcher als der letzte Meister der Kölner Malerschule gilt, sehr wohl als den Autor dieser „Verkündigung“ denken. Ein leidenschaftliches, stürmisches Temperament, gibt er sich der herrschenden Richtung hin, um in ihr zu gefallen. Aber die Wandlung kommt. Italienische und niederländische Kunst wirkt mächtig auf ihn. Er sieht den Sturm herannahen, der die Blüten knickt, der nicht nur die kölnische Kunst, der die ganze greise Gotik mit ihren dünnen Fialen, ihrem dürren Geästel, ihrem zappeligen Naturalismus, zittrig verzogenem und verbogenem Maßwerk schonungslos niederwirft — und der Künstler, der sich seiner werdenden Kraft bewußt ist, rettet sich hinüber in die neue Zeit — in die Renaissance.

[1]) Ein ähnliches Werk ist in der oberen Pfarrkirche in Oberwesel. Auf den Flügeln eines Reliquienschreines befindet sich das gleiche Motiv in ähnlicher Ausführung, wenn auch minder lebendigem Kolorit. Das Bild könnte wohl demselben Meister angehören.

Die Kunstgeschichte hat diese Fahnenflucht nicht zu beklagen. Das dankbare Gebiet der Mystik hat der spätere Bruyn zwar verlassen; aber wenn wir seine Porträts betrachten, die durchgeistigten Köpfe und Hände, lernen wir erkennen, daß er dennoch Mystiker geblieben ist, nicht in dogmatischem, sondern in psychologischem Sinne, indem er das ewige Rätsel der Seele zu lösen suchte.

Die Galerie besitzt aus seiner späteren Zeit zwei Bildnisse (eines von 1539), welche ihn aber nicht genügend charakterisieren.

Noch ein anderer Kölner erregt unsere Aufmerksamkeit, der Meister des Bartholomäusaltares, jener phantastische Romantiker, welcher mit einem den flandrischen Schulen ebenbürtigen, flotten Stil deutsche Lyrik verbindet. Seine Gemälde wirken wie schwungvolle, in reicher blühender Sprache geschriebene Verse. Nr. 196 stellt eine Madonna mit dem Kind und zwei Heiligen, einem Bischof und dem hl. Adrianus in Ritterrüstung dar. Über der Maria schwebt ein Engel, eine Krone haltend. Das schöne Bild ist für den Stil des Meisters charakteristisch.

Eine „Madonna, das Kind stillend“ gehört bereits der Renaissance an; sie ist in die Nähe Memlincks zu setzen.

Mit dem Eintritt der Renaissance zeigt die deutsche Kunst ein verändertes Bild. Bestimmte Namen tauchen auf, die Ziel und Richtung geben. Es wird heller in der Kunstgeschichte. Wir kommen in die Gegend, wo auch der dem „Fach“ ferner stehende gemeine Sterbliche sich mit seinen Kenntnissen wohler zu fühlen beginnt.

In der Galerie sind Holbein d. J., Baldung, Kranach und Pencz vertreten. Gott sei Dank, wird der verehrliche Leser denken, doch endlich einmal Leute, von denen man auch sonst schon gehört hat!

Das Porträt eines jungen Mannes (Nr. 226) mit Monogramm und Jahreszahl 1515, angeblich aus einer Familie Schinz in Basel stammend, ist erst in jüngster Zeit mit Bestimmtheit Holbein d. J. (geb. 1497) zugeschrieben worden. Wir haben es somit mit einem interessanten Jugendwerk aus der ersten Zeit des Baseler Aufenthalts des damals 18jährigen Meisters zu tun.[1])

Zweifellos echt, aber leider durch spätere Übermalung verdorben, ist Nr. 225: „Noli me tangere“ von Hans Baldung, von 1539 datiert. Die Gestalten zeigen einen für Baldung auffallend schmalen Typus. Im Vordergrunde kniet Magda-

[1]) Die berühmte „Madonna des Bürgermeisters Meyer“, das bekannteste Holbeingemälde, befindet sich im Privatbesitz des Großherzogs und konnte daher in dieser Besprechung, die lediglich die Werke der Galerie behandelt, keine Aufnahme finden.

lena vor dem Auferstandenen, links hinten ist mit echt Baldungischer Phantasie die Szene am Grabe dargestellt. In dem offenen Sarge haben sich zwei Putten niedergelassen und gefallen sich darin in turnerischen Künsten. Bei dem Herannahen Magdalenens hält der eine im Spiel inne und gibt auf die zitternde Frage des Weibes: „Wo haben sie meinen Herrn hingelegt?“ nach Kinderart wichtig Auskunft. Auf dem Sarge ist auch das Datum und die Bezeichnung Jo. Bald. Fac. angebracht. Das Gemälde fesselt trotz dem verdorbenen Zustande durch die geniale Kraft seines Meisters, der damals schon ein Sechziger war.

Als der dritte große Renaissancemeister tritt uns Lukas Kranach d. Ä. entgegen. Von ihm besitzt die Galerie eine ziemliche Anzahl Gemälde, die allerdings zum großen Teile mehr seiner Werkstatt zugehören; obwohl seine Hand in vielen zu erkennen ist. Bei dem großen Werkstattbetrieb, den Kranach in Wittenberg unterhielt, ist es selbstverständlich, daß der Meister sich mehr und mehr nur auf allgemeine Entwürfe beschränkte und die Ausführung begabten Schülern überließ.

Als ganz eigenhändige Werke sind zunächst die beiden Madonnen (Nr. 221 und 243), beide dem frühen Stile Kranachs angehörig, zu nennen. Die erstere, undatiert (das Datum ist später aufgesetzt worden), weist Woermann ins Jahr 1518. Sie weist Analogien mit der aus diesem Jahr datierten Glogauer Madonna auf. Die andere, welche besser erhalten ist, mag etwas später, etwa in den zwanziger Jahren, entstanden sein. Das bedeutendste Werk ist „Der hl. Hieronymus in der Zelle“, welches als eines der besten Porträts des Kardinals Albrecht II. von Brandenburg gilt. Albrecht ließ sich von Kranach öfters als hl. Hieronymus malen. Auf dem darmstädter Bild sitzt er in voller Kardinalstracht in einer geräumigen, von gleichmäßig hellem Tageslicht erfüllten Schreibstube am Tisch, umgeben von einer Anzahl ihn umlagernder Tiere, in deren Wiedergabe der Meister Gelegenheit fand, seine hervorragende Kunst in der Tiermalerei zu entfalten. Das ausgezeichnete Gemälde ist mit dem Monogramm und der Jahreszahl 1525 versehen.

Von den weniger bedeutenden, zum Teil werkstattmäßigen, zum Teil übermalten oder im Firniß verblichenen Werken sind noch zu nennen „Diana und Aktäon“ (Nr. 250), gut kranachisch in der Zeichnung und der Modellierung der nackten Frauengestalten. Eine „Nymphe am Quell“ (bei Schuchardt nicht aufgeführt), die wohl kaum mehr dem Meister zugeschrieben werden kann. „Kurfürst Johann I. der Beständige“ mit Monogramm und Datum 1532, „Kurfürst Friedrich III. der Weise“ mit Monogramm und Datum 1547, „Luther und seine Frau“ mit Monogramm und Datum 1527, sowie ein „weibliches Porträt“ (Nr. 248) mit Monogramm und Datum 1534, angeblich eine Prinzessin von Sachsen (nach Schuchardt). Letzteres eine gute Arbeit.

Als letzter Renaissancemeister der Galerie bleibt schließlich noch der Dürerschüler Georg Pencz zu nennen, welcher mit zwei vortrefflichen männlichen Porträts vertreten ist. Das eine ist von 1544 datiert und weist in seinem prächtigen Kolorit bereits auf den starken Einfluß hin, den die deutsche Kunst von Italien empfing, ein Einfluß, der, wo sich minder starke Eigenkraft dagegensetzte, leider verhängnisvoll wurde.

(Schluß folgt.)

Onkel Johannes.

Eine einfache Geschichte von Heinrich Naumann-Nanzhausen.

Man schrieb das Jahr 1825 und war ein rauher, stürmischer Tag, der 17. Februar. Der alte Pfarrer Martin Schwaner zu Lohra saß in seiner Amtsstube vor dem aufgeschlagenen Kirchenbuch. Den Gänsekiel legte er behutsam bei Seite und schob die Brille auf die hohe Stirn, während sein Auge noch mit Wehmut auf den Zeilen ruhte, die er soeben geschrieben hatte. „In Haus Nr. 43½. Johannes, Johann Conrad Later et ux. Margarethe, geb. Wagnern Sohn natus den 16. nachmittag um 3 Uhr. Gevattern Johannes Hetche und Anna Elisabeth Latern, beide aus Lohra.“

So hatte der Pfarrer geschrieben und hatte dabei den Vater des neugeborenen Knaben gefragt: „Nun, Later, wie wird's denn werden, gedenkt Ihr Euch und den Kindern das Heim zu erhalten?“

„Das Gericht will noch mal Frist geben — ich weiß nicht, ob ich die Zinse noch zusammen bringe —“ hatte der Vater mit einem schweren Seufzer entgegnet.

So stand es mit dem Vaterhaus des „Onkel Johannes“ am Tage, da er geboren wurde. Über dem ärmlichen Wiegenbettchen hat Mutter Margarete viele Tränen geweint und ist ein langer, dunkler Schatten auf dieses Kindes Leben gefallen. Wenn die Not der Verarmung über ein Haus hereinbricht und die Eckpfosten erschüttert werden, dann erstirbt auch das Lachen auf den Lippen der unschuldigen Kinder. Welch harte Kindheit hat Onkel Johannes

erlebt. Da war kein Geld und oft kein Brot im Hause, da fehlte es an den nötigen Kleidern. Schon als kleiner Knabe ist er barfuß zu den Nachbarn gegangen, hat hungernd und frierend an den Türen gestanden und weinend um ein Stückchen Brot gebeten.

Der liebe Gott hatte ihm auf den Lebensweg kein irdisch Gut, aber eine glockenhelle Stimme gegeben. Als sein Vaterhaus wegen Überschuldung zwangsweise verkauft wurde, da zog er wöchentlich zwei- bis dreimal mit seinen Brüdern von Dorf zu Dorf und sang „vor den Türen" um eine Gabe. Da hat manche Mutter Mitleid mit dem armen Sänger empfunden, da hat er an Menschenliebe glauben gelernt. Besonders waren es die Weihnachtslieder, die er so vielen zur Freude gesungen. Wie glücklich aber war er, wenn er am heiligen Abend die empfangenen Gaben vor der kranken Mutter im öden, rauchgeschwärzten Stübchen ausbreiten konnte.

Besonders einen heiligen Abend konnte er zeit seines Lebens nicht vergessen. Er zählte zehn Jahre. Vor kurzem war der Vater an Herzweh über die Not seiner Familie gestorben. Mutter Margarete weinte Tag und Nacht. Das Christfest kam und war kein Geld, kein Mehl und keine Milch im ärmlichen Mietsstübchen zu finden. Das schnitt Johannes tief ins Herz. Er hatte ja noch nie auf Erden ein Spielzeug oder Marzipan bekommen, aber so arm waren doch noch keine Weihnachten gewesen. So stand er mit Tränen in den Augen vor der windschiefen Haustüre. Da ging ein reicher Bursche aus dem Nachbardorfe vorüber, der um des schönen Singens willen Johannes schon manchmal ein Stückchen Brot gegeben. „Na Hannesche," rief er den armen Jungen an, „Du guckst ja so heulerig, sing' mal ein Christtagslied.": Hannesche schluchzte und sagte leise: „Ich kann nicht singen, die Mutter ist krank und wir haben nichts zu essen." „Hannesche," sagte der reiche Bursche, „wenn Du heute Abend barfuß durch den Schnee nach unserem Dorf kommst und singst: O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit — dann bekommst Du einen ganzen Kuchen geschenkt." Das war ein schlechter Scherz von dem reichen Burschen; Hannesche aber besann sich nicht lange, sondern als die ersten Sterne am Himmel aufgingen, nahm er seine zerrissenen Schuhe und Strümpfe in die Hand und lief durch den Schnee. Vor der Türe des hellerleuchteten, großen Hauses stand er und mit Tränen in den Augen sang er: „O du fröhliche —". Dann aber durfte er seine Schuhe anziehen und erhielt einen großen Kuchen, den er überglücklich zur Mutter brachte.

Solche Weihnachtstage hat „Onkel Johannes" in seiner Kindheit erlebt, und doch waren es glückliche Tage für ihn, denn die Mutterliebe verklärte auch diese traurige Kindheit. Wie oft und viel hat sie ihm in stillen Abendstunden von dem Christkind erzählt, das noch viel ärmer gewesen sei, das auch kein Haus auf Erden hatte und doch mit seiner Liebe alle armen Kinder reich und glücklich mache. — Und dann kam andere Zeit. Als Hannesche 12 Jahre zählte, da stand er am Grabe seiner Mutter als armes, verlassenes Waisenkind. Nach den Schulstunden arbeitete er bei den Bauern des Dorfes um ein Abendbrot. Früh morgens aber ging er in die Scheunen und verdiente sich mit Dreschen eine warme Obst- oder Brotsuppe, damit er nicht hungrig zur Schule brauchte. Von solcher Armut haben die Kinder des Dorfes heute keine Ahnung mehr.

Bis zum sechzehnten Lebensjahr ging Onkel Johannes auf diese Weise „reiheum" und arbeitete fleißig und unverdrossen ums tägliche Brot. Auf Anregung seines Vormundes sollte er dann ein Handwerk erlernen. Ein Bursche aus der Nachbarschaft war vor Jahren ins „Bergische" gegangen. Dieser schrieb von dem besseren Verdienste dort zu Lande. Johannes hörte die Kunde, packte sein kleines Bündlein, ein Hemd und ein Sonntagsjäckchen, und schritt zum erstenmale aus dem lieben Hessenlande hinaus. Am Grabe seiner Mutter hat er zuvor noch eine Träne geweint und einen Dankesgruß gesandt zu allen denen, die ihm eine Freundlichkeit erwiesen hatten. Das war, als man schrieb das Jahr 1841.

In zwei Jahrzehnten gelangte keine Kunde von Onkel Johannes in die Heimat. Da ist eines Tages ein Brief gekommen aus einer Stadt an der holländischen Grenze, in welchem er bat, man möchte ihm seinen Geburtsschein schicken, da er sich verheiraten wollte. Genau ein Jahr später, 1862, stand auf der Anhöhe vor Lohra ein gutgekleideter, rüstiger Mann und schaute sinnend nach dem Kirchlein und Friedhof und suchte ein kleines Häuschen in der Mitte des Dorfes. Es war Onkel Johannes, der nach 21 Jahren zum erstenmale wieder die alte Heimat aufsuchte. In der Fremde hatte er das Schreinerhandwerk erlernt und als geschickter und fleißiger Bursche nunmehr die Tochter des Meisters geheiratet. Die Verdienste aber waren knapp, und so hatte er sich von einem englischen Agenten anwerben lassen, bei freier Überfahrt zwei Jahre in Australien in der englischen Kolonie zu arbeiten. Vor Antritt dieser weiten Reise wollte Onkel Johannes die Stätte seiner armen Kindheit, das Fleckchen Erde, wo seine Eltern ruhten, sein heißgeliebtes Hessenland noch einmal grüßen. Mit Tränen in den Augen hat er auch seinem Vormund in „Senaldens Haus" Lebewohl gesagt. Das Meer zwischen Europa und Australien ist groß und weit und die Fahrt auf dem englischen Segelschiff hat mehrere Monate ge-

dauert. Endlich nach langer sturmbewegter Fahrt am 31. Juli 1862 hat das Schiff in Moreton-Bay an Queenslands Küste die Anker geworfen. Da trat Onkel Johannes mit seiner Frau und einem Kinde ans Ufer im fremden Land, um zwei Jahre als englischer Untertan zu arbeiten. —

Wieder sind fast drei Jahrzehnte ins Land gegangen und ist keine Kunde über das weite Meer gekommen. Da, eines Sonntags in der heiligen Adventszeit, hatten die Glocken zu Lohra die Gemeinde zum Gottesdienst zusammen gerufen. Unter den letzten Kirchgängern schritt einer dahin, ein unbekannter Fremder mit grauem Haar und Bart. Niemand kannte ihn, und er kannte niemand, und doch schritt er ohne zu fragen die Kirchtreppe empor, an den ersten Reihen vorbei, bis zur zweiten Bühne, als wenn er dahin gehörte. Nachdem er die Hände gefaltet zum stillen Gebet, schaute er sämtliche Bühnen und das Schiff entlang, als suche er alte Bekannte. Und dann ertönte die Orgel und das Hauptlied erklang: „Wie soll ich Dich empfangen und wie begegn' ich Dir". — Der Fremde schaute einmal dem Nachbar aufs Buch und sang dann auswendig mit seiner wohlklingenden Stimme das ganze Lied mit, indessen die hellen Tränen ihm über die Wangen rollten. Da hat manch ein Nachbar den anderen angestoßen und haben beide kopfschüttelnd nach dem alten, fremden Manne hingeschaut, der so bekannt tat, als ob er hier Sonntag für Sonntag zu Hause sei. Nach dem Gottesdienst aber ist ein Raunen und Fragen gewesen: wer mag der Fremde nur sein? In Senaldens Haus aber war große Freude, denn da ist der Fremdling eingekehrt, ist vor den Vetter hingetreten, hat ihm die Hand gereicht und gesagt: Ich bin Euer Vetter Johannes — kennt Ihr mich noch?

O der seligen Adventsstunden, als nach fast einem Menschenalter der längstvermißte, totgeglaubte Onkel Johannes zur alten Heimat zurückkehrte. Da gab es viel, sehr viel zu erzählen. Der brave Onkel hatte seinem Heimatland Ehre gemacht. Auf Queenslands heißen Fluren hatte er gearbeitet Jahr um Jahr und hatte sich eine Heimat errungen. Nun war er ein wohlgestellter Mann, der sorglos in die Zukunft schauen konnte. Seine Kinder waren reich und angesehen, und seine Enkel erwiesen dem Großvater viel Liebe und Freundlichkeit. So stand der „arme Junge" von damals an der Stätte seiner Kindheit wie ein Träumender. Da haben wir zusammen gesungen „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit", und dem alten Manne ist so wohl und so weh ums Herzen gewesen, daß er oft inne halten mußte und mit der Hand über die Augen fuhr. „Ich kann es keinem Menschen sagen, wie das Heimweh mich geplagt hat", äußerte er. „Die ganze weite Reise mit allem Drum und Dran würde ich als alter Mann nicht mehr gemacht, auch nicht das viele Geld dafür ausgegeben haben, wenn ich noch eine Stunde Ruhe gehabt hätte. Ich habe in all den Jahren mit meinen Kindern im fremden Lande ein „deutsches Weihnachtsfest" gefeiert. Die Kerzen brannten am Wachholderbaum, wir sangen die Lieder meiner Kindheit und jedesmal zum Schluß: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt". Wenn dann meine Kinder die reichen Gaben empfingen, habe ich ihnen von meinen einstigen Weihnachtstagen in der fernen Heimat erzählt. Das haben sie nimmer glauben wollen und auch nicht begreifen können, weshalb ich nach dieser Stätte meiner Not und Armut so viel Heimweh hatte. Aber es ist so, und all mein Sinnen und Denken war Jahr und Tag darauf gerichtet, im alten teuren Hessenlande noch einmal Schnee und Eis zu sehen und „mitten im kalten Winter" ein Christfest mitzufeiern. Diese meine brennende Sehnsucht hat der Herr gestillt, o, das macht mich so glücklich. Und nun will ich in diesen Tagen noch einmal in all die Häuser gehen, wo die Eltern dem armen Jungen einst ein Stückchen Brot gereicht haben, und will den Kindern danken und Gottes Segen wünschen."

Und so ist's geschehen. Monatelang hat der gute Onkel Johannes in der alten Heimat gelebt, und hat manchem armen Kinde und mancher alten, einsamen Mutter eine Freude gemacht.

Und dann ist der Tag der Abreise gekommen, und das war ein schwerer Tag.

„Meine Familie und mein Haus", so sagte er, „sind in Australien, und mein ganzes Herz hängt hier am Hessenland. Wenn meine Frau vor mir sterben sollte, dann will ich wiederkommen, und laßt mich dann in Eurer Mitte den Rest meiner Erdentage verbringen, in Hessenerde möchte ich begraben sein." So sagte der alte heimwehkranke Mann beim Scheiden, und unser aller Herzen waren tief bewegt.

Und dann ist ein Jahr später ein Brief gekommen aus Wilhelmshöhe, seinem Wohnsitz bei Brisbane in Queensland, den er zur Erinnerung an seine hessische Heimat so genannt hatte, in welchem die Tochter den Freunden in der alten Heimat mitteilt, daß der gute Onkel Johannes am 31. Juli 1891, am selben Tage und zur selben Stunde, als vor 29 Jahren sein Schiff in Moreton-Bay vor Anker lag, seinen vielbewegten Pilgerlauf vollendet habe. „Wie hat unser guter Vater", so schrieb die Tochter, „noch so sehr um seine alte Heimat gelitten. Das Tränenbrot, sagte er, das er dort einst gegessen, habe ihm süßer geschmeckt wie das Weißbrot in der Fremde."

An den Engel des Friedens.

Du, der du segnend durch die Lande wallst,
Der Menschheit Freund, was sie auch dulde, tue:
Ach, träuf'le doch in jedes kranke Herz
Den Balsam Ruhe!

An keiner Hütte wandere vorbei,
Tritt ein in jede Tür! O, komm mit sanftem Neigen.
Breit' über allen bösen Haß und Streit
Den Schleier Schweigen!

Ravolzhausen. Sascha Elfa.

Aus alter und neuer Zeit.

Goethe in Kassel. Philipp Stein teilt in dem von ihm herausgegebenen Werk: „Goethe-Briefe mit Einleitungen und Erläuterungen. Bd. V. Im neuen Jahrhundert. 1801—1807 (Berlin 1904)" einige Briefe mit, die Interessantes über Kassel enthalten; die betreffenden Stellen mögen hier folgen:

Am 12. Juli 1801 schreibt Goethe von Pyrmont, wo er sich mit seinem Sohne August (Gustel) zur Kur aufhielt, an Christiane Vulpius: „Mittwoch den 15. gehe ich nach Göttingen, wo ich noch einige Zeit bleibe, und Du sollst auf alle Fälle zur rechten Zeit hören, wann Du mich in Kassel triffst. Ich schreibe Dir alles umständlich. Sage nur dem Herrn Professor*), daß er sich vorläufig einrichtet, um mit Dir kommen zu können. Wir freuen uns beide recht herzlich darauf, Dich wiederzusehen. Gustel wünscht nur, daß wir in Kassel besseres Wetter haben als hier. . . .**) Ich will noch ein paar Worte hinzufügen und Dir sagen, daß wir beide Dich herzlich lieb haben und oft Deine Gesundheit trinken. Ich wünsche nichts mehr als wieder bei Dir zu sein, wir wollen den Rest des Sommers vergnügt zusammen zubringen. Auf Kassel freue ich mich besonders."

Am 24. Juli 1801 schreibt Goethe dann von Göttingen aus an Christiane: „Ich wünsche, daß Du Sonnabend den 15. August in Kassel eintriffst, ich werde an demselbigen Tage auch anlangen. Du kehrst im Posthause bei Mad. Goullon ein†), wer zuerst kömmt macht Quartier, so daß wir zwei Zimmer haben, eins für Dich und Gustel und eins für mich und den Professor. Mache diesem mein schönstes Kompliment und sage ihm, daß er ja sich losmachen und mit Dir kommen solle. . . . Bringe einiges Geld mit, etwa 100 Taler, und laß Dir von unserm Nachbar Goullon ein Briefchen mitgeben, das Du aber erst in den letzten Tagen zu fordern brauchst. Ich freue mich herzlich, Dich wiederzusehen, und mit Dir in Kassel, unter so viel neuen und schönen Sachen ein paar Tage zuzubringen. Ein recht zierliches Unterröckchen und einen großen Shawl nach der neuesten Mode bringe ich Dir mit. In Kassel kannst Du Dir ein Hütchen kaufen und ein Kleid, sie haben die neuesten Waren dort so gut als anderswo."

Goethe muß bei dieser Besichtigung das Museum Fridericianum besucht haben, denn er schreibt am 27. Januar 1803 von Weimar an den damals in Rom weilenden Wilhelm v. Humboldt: „Bei meiner Durchreise durch Kassel bemerkte ich einen sehr schönen Kopf in Marmor, eine wahrhafte Venus Urania, davon ich jetzt einen Abguß besitze; leider ist das Original beschädigt und der Abguß ungeschickt geformt. Und doch macht er mir große Freude."

Welcher Kopf im Museum dies ist, kann hier nicht gesagt werden. Goetheforscher können überhaupt wohl über den Aufenthalt Goethes in Kassel 1801 Genaueres mitteilen.

Hildesheim. Otto Gerland.

*) Goethes Freund J. H. Meyer.
**) Bis hierher diktiert.
†) Hier hatte Goethe bereits bei seiner Rückreise aus der Champagne gewohnt, worüber er ausführlich in seiner Erzählung über den Feldzug in der Champagne mitteilt.

Landluft. Ein Gedicht des Landgrafen Moritz des Gelehrten (1592—1627) in freier Übertragung von Paul Heidelbach.

Urbs habeat curas, qui me mihi reddit agellus
Exigit ingenuis gaudia mixta jocis.
Hortule, fac placeas fac hortule dulcis inemptas
Ut fundat domino libera mensa dapes.*)

Mag die Stadt nun für sich sorgen,
Hier mein Gut schenkt mich mir wieder
Und verlangt an jedem Morgen
Edle Luft und frohe Lieder.

Und nun sorge, trauter Garten,
Daß der Tisch, an dem ich zeche,
Ohne auf den Lohn zu warten,
Von der Last der Speisen breche!

*) Inschrift an dem steinernen Brunnen des von Moritz erbauten ehemaligen Lustschlosses Weißenstein. (Bereits in „Hessenland" 1889 auf S. 184 abgedruckt, doch hat sich dort ein Druckfehler eingeschlichen. Vgl. auch die daselbst gegebene Übersetzung. D. R.)

Aus Heimat und Fremde.

Landgraf Philipp-Feier. In dem gegenwärtig tagenden Kommunallandtag für Kurhessen machte der Vorsitzende Herr Kammerherr von Pappenheim die Mitteilung, daß aus Anlaß des 400jährigen Geburtstages des Landgrafen Philipp des Großmütigen von Hessen ein großes allgemeines Volksfest geplant sei, an dem die Mitglieder des Kommunallandtages, die Universität Marburg, die hessische Ritterschaft und die Stifte zu Kaufungen und Wetter sich beteiligen. Einladungen an alle Kreise der Bevölkerung würden ergehen, und zwar solle das Fest bereits gegen Ende des Monats Juli veranstaltet werden, weil die Witterung am eigentlichen Geburtstage des Fürsten, 4. November, für ein Volksfest im Freien wenig geeignet sei. — Bekanntlich soll zum Andenken an Philipp den Großmütigen auch ein Denkmal in Haina und ein Gedenkstein in Merxhausen errichtet werden. — Das Vorgehen des Kommunallandtages bei der Geburtstagsfeier des bedeutendsten der hessischen Fürsten muß mit Dank anerkannt werden und wird in allen Kreisen einen freudigen Widerhall finden.

Das Ständehaus in Kassel. Der Kommunallandtag genehmigte die vom Landesausschuß eingebrachte Vorlage wegen des Umbaues des Ständehauses, der durch Einrichtung einer Dienstwohnung für den Landeshauptmann und das Bedürfnis für Beschaffung weiterer Geschäftsräume bedingt ist. Damit das Gebäude, dessen hoher architektonischer Kunstwert außer Zweifel steht, in keiner Weise an seinen einheitlich durchgeführten Formen Einbuße erleide, ist ein Gutachten von Professor von Thiersch in München eingezogen worden. Nach dem nunmehr zur Vorlage gebrachten und genehmigten Entwurf wird die Fassade des Ständehauses keine Veränderung erleiden, sondern hauptsächlich durch Querbauten nach hinten eine Erweiterung herbeigeführt werden. Die Kosten sind auf 500000 Mark veranschlagt.

Neues Museum. In Wanfried wird die Gründung eines städtischen Museums beabsichtigt, zu welchem Zweck von der Stadt ein Raum in dem Schulhause zur Verfügung gestellt worden ist. Die mannigfachen im Besitz der Wanfrieder Familien befindlichen alten Gegenstände von geschichtlichem oder lokalem Interesse sollen darin eine bleibende Stätte finden. Möge dies dankenswerte Unternehmen auch in andern Orten baldige Nachahmung finden. Bemerkt sei hierbei, daß das Interesse an der Erforschung der heimatlichen Geschichte sich erfreulicher Weise immer weiter verbreitet. So ist jetzt auch in Wetzlar ein Verein zur Pflege der Geschichtskunde gebildet worden.

Hochschulnachricht. Der ordentliche Professor Dr. Heymann in Königsberg ist an Stelle des verstorbenen Geheimen Rats Professor Lehmann vom 1. April ab an die juristische Fakultät der Universität Marburg versetzt worden.

Ein Kurhesse als Chef der Landesaufnahme. Der zum Chef der preußischen Landesaufnahme ernannte Generalmajor und Oberquartiermeister von Scheffer ist als Sohn des Assessors bei der Bezirksdirektion zu Hanau, späteren Oberregierungsrats Eduard Scheffer 1851 dort geboren. Während des französischen Kriegs wurde er zum Leutnant im 83. Infanterie-Regiment befördert und mit dem eisernen Kreuz ausgezeichnet. 1883 avancierte er zum Hauptmann, ein Jahr später wurde er zum Generalstab des XI. Armeekorps kommandiert, gelangte dann in den großen Generalstab und erhielt 1897 die Ernennung zum Oberst und zum Chef des Generalstabs des Gardekorps. Sodann wurde ihm das Kommando des Alexander-Regiments und 1901 das der 2. Garde Infanterie-Brigade zugeteilt, nachdem er zum Generalmajor ernannt worden war. 1903 wurde von Scheffer Oberquartiermeister.

Freie Feder. Am 27. Februar fand im Hotel Schirmer zu Kassel der zweite Festabend der dortigen Schriftsteller-Vereinigung „Freie Feder" statt. Es gelangten u. a. zum Vortrag Gedichte von Carl Preser, Georg Mohr, Kreßner, Schwiening, Heidelbach, Kranz, Max Müller und Lampmann, Kompositionen von Lewalter und Höbel und zum Beschluß das einaktige Lustspiel „Der Rechte" von Kreßner.

Berliner Hessen-Vereinigung. In Form einer „Pfingstfahrt nach Wilhelmshöhe" beging die „zwanglose Vereinigung geborener Hessen-Kasseler zu Berlin" am 27. Februar ihr Stiftungsfest im Saale des Hotels de Russie zu Berlin. In der in Versen abgefaßten Einladung zu dem Feste wird das Leben und Treiben auf Wilhelmshöhe am zweiten Pfingsttag charakteristisch geschildert, woran sich die Worte schließen:

„Wer solchem bunten Leben einmal hat zugesehn,
Dem bleibet die Erinnerung allzeit im Herzen stehn.
Und gern gedenkt der Hesse, wo er auch geh' und steh',
Der Perle seiner Heimat, der schönen Wilhelmshöh'.
Ihr woll'n in diesem Jahre das Stiftungsfest wir weih'n,
Drum laden wir zur Pfingstfahrt nach Wilhelmshöh' Euch ein".

Die Pfingstfahrt ist denn auch sehr glänzend ausgefallen und hat das Band zwischen den Kurhessen in Berlin aufs neue befestigt.

Todesfälle. Am 22. Februar starb zu Vacha in der Rhön die Witwe des Prinzen Franz August von Hessen-Philippsthal, Baronin Marie von Falkener, geb. Lindner, im Alter von 85 Jahren. Prinz Franz war der Sohn des Landgrafen Ernst Konstantin von Hessen-Philippsthal und der Prinzessin Christiane von Schwarzburg-Rudolstadt. Er hatte in österreichischen Militärdiensten gestanden und sich später in Frankreich niedergelassen, wo er den Namen Baron von Falkener annahm. Er vermählte sich im Jahre 1841 und starb 1861 zu Nancy.

Am 25. Februar d. J. verstarb zu Freiburg i. B. der preußische Landforstmeister a. D., waldeckscher Oberjägermeister Ludwig v. Baumbach. Er war geboren zu Kassel am 29. September 1823 als ältester Sohn des kurhessischen Oberforstmeisters Friedrich v. Baumbach. Nach Absolvierung des Gymnasiums daselbst trat er in Herzogl. Nassauischen Forstdienst, war als Forstassistent auf der Platte bei Wiesbaden und in Caub, als Oberförster in Runkel, als Forstmeister in Idstein, von 1863 an in Wiesbaden angestellt, wurde 1867 in das Finanzministerium nach Berlin berufen und wirkte in ihm, später im Ministerium für Domänen und Forsten als Landforstmeister, bis er 1886 seinen Abschied nahm. Von 1887 bis 1890 stand er als Oberjägermeister in Fürstl. Waldeckschen Diensten. Hiernach lebte er eine Zeit lang in Weimar, zog dann nach Freiburg im Breisgau. Den Sommer brachte er auf dem Familiengut Rentershausen zu. Eine lange Reihe von Jahren hindurch führte er als Generalbevollmächtigter die Geschäfte der Familie, gehörte viele Jahre dem Kreistag des Kreises Rotenburg sowie dem Kreisausschuß an und war Kreisdeputierter. In den Jahren 1892–1898 war er Mitglied des Provinzial- und Kommunallandtags zu Kassel und wirkte besonders bei der Neugestaltung der Kommunalforstverwaltung mit. In seinen letzten Lebensjahren widmete er seine Zeit in Freiburg den Anstalten der inneren Mission. In allen diesen Stellungen zeichnete er sich durch große Pflichttreue und warme Hingabe an die übernommenen Geschäfte aus und erwarb sich überall durch sein freundliches Wesen viele Freunde und Verehrer. Seit dem 25. Mai 1855 war er verheiratet mit Pauline v. Rettberg und hinterläßt zwei Töchter.

In Baltimore verschied der langjährige Sekretär des dortigen deutschen Konsulats Emil Heydenreich, 71 Jahre alt. Er war als Sohn des Kassierers Daniel Heydenreich bei der kurhessischen Finanzbehörde zu Kassel geboren und hatte in seiner Vaterstadt sich dem Kaufmannsstande gewidmet. Zu Anfang der 50er Jahre wanderte er nach Amerika aus und machte sich dort um das Deutschtum sehr verdient.

Der Klapperstorch.

Kam einst ein Mann zum Schalter,
Ein Telegramm in der Hand;
Sein kleines, dralles Mädchen
Dicht neben dem Vater stand.

Das Schalterfenster ist offen,
Der Beamte am Apparat.
Die Kleine horcht durch das Fenster.
Es tickt, denn es schreibt der Draht.

Und als der Beamte nun fertig,
Eilt er zum Schalter geschwind.
„Nun, weißt Du, was da klappert?"
So fragt er freundlich das Kind.

Verschämt senkt die Kleine das Köpfchen
Und spricht: „Deshalb ich ja horch'!
Ich weiß wohl, wer da klappert:
Das ist ja der Klapperstorch."

Da hat denn, wer zugegen,
Aus voller Brust gelacht. —
Der Vater wollt' telegraphieren,
Daß der Storch ein Kind ihm gebracht.

Kassel. **C. Grandjot.**

Hessische Bücherschau.

August Fr. Chr. Vilmar als Oberhirte der Diözese Kassel. Von Ed. Rud. Grebe. Marburg (N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung) 1904.

Im Vorwort nennt der Herausgeber die Zeit, in welcher Vilmar das Amt des Oberhirten in der niederhessischen Kirche zu verwalten hatte, in gewissem Betrachte die für uns „dunkelste Periode" seines Lebens, an anderer Stelle nennt er sie die „Krone" in Vilmars Leben und „einen Markstein wie für die hessische, so auch für die evangelische Kirche Deutschlands überhaupt". Um über diese dunkelste Periode „mehr Licht" zu verbreiten, oder um der Krone Vilmars neuen Glanz zu verleihen, sind im vorliegenden Buch die amtlichen Erlasse Vilmars, eine größere Anzahl von Ordinations- und Einführungsreden, sowie die bei Kirchenvisitationen gehaltenen Ansprachen herausgegeben worden. Dieselben haben Interesse für den Theologen und den Historiker, für das größere Publikum ist die „Krone" Vilmars jedenfalls seine „Geschichte der deutschen Nationalliteratur".

B.

Erlebtes und Fabuliertes. Von Josephine Gräfin zu Leiningen-Westerburg. Kassel (Ferd. Keßlersche Buchhandlung, Hans Kempf) 1904.

Die Verfasserin ist bereits durch Veröffentlichung einiger Bände „Dichtungen", sowie durch das Trauerspiel „Die Kaiserin", das am Königlichen Theater zu Kassel zur Aufführung gelangte, bekannt geworden. Dem vorliegenden Bändchen kleiner Erzählungen ging unter demselben Titel schon ein erstes Bändchen voraus, das eine günstige Aufnahme fand. Selbsterlebtes und Geschautes im Verein mit wenigen der Phantasie gehörenden Zusätzen wird in dem Büchlein auf eine frische ansprechende Weise wiedergegeben, von Sentimentalität ist nichts darin zu finden, wohl aber tritt uns ein warmes, echtes Gefühlsleben entgegen, gesunde Anschauungen und ein heiteres Temperament, Vorzüge, die sich nicht allzu häufig zusammenfinden, die aber das Büchlein zu einer willkommenen Gabe auch für die Jugend machen. B.

Schafft frohe Jugend! (Thüringer Verlagsanstalt W.-Jena 1904.) Mk. 3.—

Unter diesem Titel hat unser Mitarbeiter V. Traudt in Verbindung mit Rektor W. Henck-Rothenditmold ein Buch erscheinen lassen, das sich vorzüglich mit der heutigen Art und Weise der Schulerziehung im ersten Schuljahre befaßt und das für uns etwas besonders Anziehendes hat, weil es das heimatliche Prinzip bei der Erziehung so energisch betont, weil es wie wir die Heimatliebe pflegen will. Weil es überhaupt auch ein Buch ist, das jeder lesen sollte, der sich an den Kulturfragen der Zeit mitarbeitend beteiligen will, führen wir es hier auf. Sicherlich wird mancher den Kopf schütteln, wenn er dieses oder jenes darin liest, und zu einer Entgegnung ausholen, weil das in seiner Jugend und bisher nicht so war, aber er besinnt sich dann wohl doch und bewegt von neuem die Gedanken, um noch tiefer zu schöpfen, und erfüllt so das, was die Verfasser wünschen. Nicht auf neue Vorschläge kam es ihnen ja in erster Linie an, sondern darauf, die Erziehungsfragen in Bewegung zu halten, damit man je länger je mehr dem Kernpunkte derselben näher komme. Der Meinungen Übereinstimmung wäre des Geistes Tod. . . . Das interessante Buch gliedert sich in folgende Abschnitte: Nicht Worte — Sachen! — Unsere Nachweise — Kunst in der Schule — Religion — nur Worte? — Sachunterricht — Los von der Fibel! — Wider den Rechendrill! — Vom Schreiben — Anhang. Diese Überschriften verraten schon genug über den Inhalt der Schrift, die wir gern und warm empfehlen als eine frische, zeitgemäße Anregung, die viel Segen stiften kann zum Wohle unserer Kinderwelt. Den heute so eifrig gepflegten Bestrebungen, die Kunst durch die Schule ins Volk zu tragen, wird seitens der Verfasser volle Würdigung zuteil. Es wäre wahrhaftig kein Schaden für die Schule, wenn sich auch ernste Väter mit der Erziehungsfrage wieder beschäftigten. „Ein Volk, welches sich der Jugend nur noch durch berufsmäßig dazu vorgebildete Lehrer, Erzieher, Kindergärtnerinnen usw. versichern will, hat diese Jugend schon halb verloren, und ein Volk, welches die Jugend verloren hat, hat mehr wie ein Sedan verloren", sagen die Verfasser gleich im Anfang. Also auch an Väter und Mütter wendet sich das Buch: „Schafft frohe Jugend!" X. Y. Z.

Personalien.

Verliehen: dem Rektor der Landesschule Pforta Professor Dr. Muff der Charakter als Geheimer Regierungsrat; dem Bergmeister Ernst zu Kassel der Charakter als Bergrat mit dem Rang der Räte 4. Kl.

Ernannt: Oberförster Cordemann zu Thiergarten zum Regierungs- und Forstrat in Arnsberg; Major a. D. Rietzsch zum Badeinspektor in Bad Nauheim; Pfarrer Stock zu Bernhausen zum Pfarrer in Lippoldsberg; Rechtsanwalt Goldberg in Marburg zum Notar; kommissarischer Kreistierarzt Suder zum Kreistierarzt in Hersfeld; Rentmeister Fülling in Hünfeld zum Rentmeister bei der Königl. Kreiskasse in Rotenburg a. F.

Versetzt: Regierungsbaumeister Ernst Lucht von Kassel nach Greifswald.

Geboren: ein Sohn: Dr. Dohrn und Frau, geb. Simon (Kassel, 21. Februar); — eine Tochter: Hilfspfarrer August Ehringhaus und Frau (Fulda, 13. Februar); Kaufmann Julius Reuffurth und Frau (Kassel, 19. Februar); Regierungsbaumeister Günther und Frau Helene, geb. Saatweber (Kassel, 26. Februar); Oberleutnant Friedrich von Both und Frau Erna, geb. Freiin Wolff von Gudenberg (Oldenburg, Februar).

Gestorben: verw. Frau Marie Constantin, geb. Gleim, 78 Jahre alt (Newyork, 4. Februar); Kantor a. D. Georg Weste, 72 Jahre alt (Großenenglis, 10. Februar); Pfarrer Justus Mainz aus Oberhülsa, 36 Jahre alt (Wilhelmshöhe, 13. Februar); Inspektor Anton Steinmetz, 35 Jahre alt (Marburg, 13. Februar); Kaiserl. Obersteuerinspektor a. D. Steuerrat Friedrich Wilhelm Hübner, 59 Jahre alt (Marburg, 14. Januar); Kantor und Bürgerschullehrer Theodor Jäger, 63 Jahre alt (Eschwege, Februar); Kaufmann Ludwig Walther, 53 Jahre alt (Kassel, 17. Februar); Bürgermeister August Dohme, 74 Jahre alt (Kleinenwieden, Kreis Rinteln, 17. Februar); Königl. Landmesser Wilhelm Rüppel, 25 Jahre alt (Wolfsanger, 18. Februar); Pfarrer a. D. Philipp Uffelmann, 68 Jahre alt (Allendorf, Februar); Architekt Karl Gerlt, 46 Jahre alt (Kassel, 19. Februar); Steuersekretär Hermann Meyer, 31 Jahre alt (Rinteln, 21. Februar); Privatmann Wilhelm Kley, 71 Jahre alt (Waldhausen bei Hannover, 22. Februar); verw. Baronin Marie von Falkener, 85 Jahre alt (Vacha, 22. Februar): Regierungssekretär Ernst Kämpf, 64 Jahre alt (Kassel, 22. Februar); Buchdruckereibesitzer Karl Scherb, 38 Jahre alt (Kassel, 22. Februar); Rentner Johannes Beckmann, 75 Jahre alt (Kassel, 22. Februar); Farmer Valentin Wittmer (Grootfontein, Februar); Königl. Oberamtmann Otto Brandt (Hannover, 24. Februar); Landforstmeister a. D. Ludwig von Baumbach, 80 Jahre alt (Freiburg i. B., 25. Februar).

Briefkasten.

M. H. in Regensburg, R. v. B. in Fulda, F. in Schadeck. Besten Dank für die Zusendung.

P. Schw. in Hanau. Das Märchen wird in einer der nächsten Nummern erscheinen.

B. Sch. in Karlshafen. Gruß und Dank für die freundliche Mitteilung.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 6. XVIII. Jahrgang. Kassel, 16. März 1904.

Vorfrühling.

Noch weht über harsche Krume
Ein winterlicher Nord;
Noch wagt sich keine Blume
Aus ihrer Wiege fort.

Doch webt schon der strotzenden Erde
Lenzodem in raunender Luft.
— Ich hör' ein leises „Werde",
Spür' schon des Brotes Duft. —

Horch, Jubelton, ein leiser!
Eine Lerche schon steigt gemach.
Ein Zittern geht durch die Reiser:
Alle Knospen werden wach.

Darmstadt. **Philipp Daab.**

Hessenmädchen.

Hessenmädchen, Hessenmädchen,
Sitzt so emsig an dem Rocken,
Über deinem flinken Rädchen
Fluten deine blonden Locken.

Und die Spindel fliegt im Kreise,
Herz und Hand — sie spinnen beide —
Kätzchen schnurrt nach alter Weise,
Spinnst du schon am Hochzeitskleide?

Hessenmädchen! Hessenmädchen!
Hast mein ganzes Herz gewonnen,
Hast mit deinem flinken Rädchen
Mir die Ruhe fortgesponnen.

Oberhone. **Wilhelm Pippart.**

Wanderer.

Zur Erde stieg ein Liebesgeist
Aus seinen goldnen Himmelsreichen,
Der hier zu suchen seinesgleichen
Nun über Land und Meere reist.

Er findet nirgend Ruh und Rast,
Er wandert auf todmüden Füßen,
Doch will ihn niemand liebend grüßen,
Es nimmt kein Herz ihn auf als Gast.

Gern zög' er wieder lichtempor
Von dieser bösen Erdenstätte,
Wenn er nur noch die Flügel hätte,
Die er einst unterwegs verlor.

Der Dichter.

Es singt der Dichter nicht
Sein Lied für sich allein,
Für andre Herzen auch
Will er die Zunge sein.

Er holt das rechte Wort
Aus manch' verschloss'ner Brust,
Er lockt den Quell hervor
Der Schmerzen und der Lust.

Er wieget dann die Flut
In sanfte Harmonie'n,
Das tut den Herzen gut,
Erlöset sie und ihn.

Remscheid. **Auguste Wiederhold.**



Kant in Marburg.

Von Professor D. Friedrich Wiegand in Marburg.

Friedrich der Einzige, der Abgott der Aufklärung, war gestorben. Mit Bangen sah alles nach Berlin, nicht nur in Preußen, sondern auch in Hessen, das seit einem Menschenalter politisch wie geistig im preußischen Schlepptau ging. Zum neuen König aus dem Orden der Rosenkreuzer wie zu seinem Günstling Wöllner versahen sich die Verehrer des alten Regimes wenig Gutes. Aber nicht minder konnte sich die hessische Zukunft verdunkeln. Auch hier war fast zur selben Zeit ein aufgeklärter Friedrich II. gestorben, ein Bewunderer und treuer Bundesgenosse des preußischen. Und der Nachfolger hatte zwar sehr weise und liberal begonnen, und namentlich berechtigte sein Interesse für die Universität Marburg zu den kühnsten Hoffnungen. Aber im übrigen war Landgraf Wilhelm IX. doch etwas zopfig und altväterisch, etwa so wie man es in Deutschland vor dem großen Könige gewohnt gewesen war, und vor allem stand ihm Minister von Fleckenbühl, gen. Bürgel zur Seite, dessen innere Politik eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem die Welt mit Verfinsterung bedrohenden Systeme Wöllners hatte.

In dieser angstvollen Zeit tauchte auf und gewann rasch Gestalt der Gedanke der Deutschen Union oder der Gesellschaft der XXII. Es waren freimaurerische Formen und Erinnerungen, die sich in der Union mit der Hoffnung auf eine große kirchliche und politische Partei und dem Plane weitgreifender literarischer Unternehmungen zusammenschlossen. Karl Friedrich Bahrdt in Halle war Stifter, Geh. Rat und Leibarzt Baldinger in Marburg Mitstifter des Geheimbundes. Was man zunächst praktisch vornehmen müsse, darüber herrschte bei den Mitgliedern freilich ziemliche Unklarheit. Nur darin war man sich einig, daß man die Ideale der Aufklärung, Vernunft, Wahrheit und Tugend gegen jede Reaktion und jede Intoleranz zu schützen verpflichtet sei. Durch Baldinger wurde Marburg zu einem Mittelpunkte der deutschen Union; die kleine Stadt zählte 20—30 Mitglieder unter den Professoren und Offizieren, Beamten und Bürgern. 40—50 Freunde hatte Baldinger außerdem noch in der näheren oder weiteren Umgebung zu interessieren gewußt. Unter diesen recht ungünstigen Auspizien versuchte die Kantsche Philosophie in Marburg einzudringen.

Marburg fühlte sich noch immer mit Stolz als die Stadt Christian Wolffs. Als es sich 1782 darum handelte eine theologische Professur neu zu besetzen und der Magistrat den Landesherrn um einen „recht geschickten, würdigen und auf andern Universitäten berühmten“ Mann bat, so glaubten die Stadtväter keine Unhöflichkeit zu begehen, wenn sie darauf hinwiesen, daß die Universität dermalen nicht mehr in Flor stehe wie zu den Zeiten Christian Wolffs. Auch die theologische Fakultät hatte vergessen, mit welchem Ingrimm einst Joachim Lange in Halle auf den „atheistischen“ Philosophen drein gefahren war. Das Althergebrachte erscheint ja immer in milderem Lichte, und ganz ketzerisch ist stets nur das Neue. So war es denn auch längst zwischen reformierten Orthodoxen und Wolffianern zu einer Art Gewohnheitsfreundschaft gekommen. Jedenfalls waren diese Kreise nicht gewillt, so ohne weiteres sich dem Königsberger zuliebe umzudenken. Auch gab es damals in Marburg eigentlich nur einen begeisterten Kantianer, den Fachvertreter, Professor Bering, dessen warmer Eifer für die neuen Wahrheiten dem Minister von Fleckenbühl ebenso unverständlich als bedenklich schien. Denn wie Bering schon bald nach seiner Ernennung in seinem ersten Buche die Gottesbeweise einer kritischen Prüfung unterzogen hatte, so wollte er im Winter 1786/87 über die Kantschen Schriften geradezu eine Vorlesung halten. Indessen strich Fleckenbühl dieselbe ohne weiteres aus dem zur Genehmigung eingereichten Lektionskataloge und gab zugleich der philosophischen Fakultät auf, „untertänigst gutachtlich zu berichten, was von des Kant Schriften überhaupt zu halten, insbesondere ob solche zum Scepticismo Anstoß geben, mithin die Gewißheit der menschlichen Erkenntnis untergraben“. Natürlich suchte die Fakultät derartige Bedenken niederzuschlagen. Kant sei zwar ein kühnes Genie von tiefer Denkungskraft und außerordentlichem Scharfsinn. Aber seine Grundsätze gingen von den bisher angenommenen philosophischen Begriffen größtenteils ab und seien dem gemeinen Menschenverstande z. T. entgegengesetzt; dazu wende er fast durchgehends eine neue Terminologie an, wodurch auch allgemein anerkannte Sätze den Schein des Neuen und Unbekannten erhielten. Auch sei sein Vortrag ohne Klarheit und

Deutlichkeit. Aus allen diesen Gründen würden seine Schriften schwerlich die Sensation in den Gemütern hervorrufen, die man bei Erscheinung der Cartesiusschen und Wolffschen Schriften wahrnahm. Indessen stehe fest, daß Kant kein Skeptiker sei; schon sein Gegensatz zu Hume verbiete diese Behauptung. Denn wenngleich er die Metaphysik, sofern sie sich auf Begriffe gründe, auch verwerfe, so lasse er doch die Beweise aus der allgemeinen Erfahrung gelten. Vor allem habe er die zur menschlichen Glückseligkeit unentbehrlichen Lehren von der Wirklichkeit Gottes und von der Unsterblichkeit der Seele, mit Verwerfung der gewöhnlichen Beweise, auf neuer unerschütterlichen Grundlage aufgebaut. Über den Wert der Kantschen Schriften herrschten an der Universität verschiedene Ansichten, die einen erklärten sich für völlig überzeugt, andere wollten mit ihrem Urteil noch warten und wünschten weitere Aufklärungen, wieder andere fühlten sich den Problemen gegenüber inkompetent. Darin aber waren alle einig, „daß Freiheit zum Denken ein unschätzbares Kleinod einer jeden Universität sei, ohne welche kein weiterer Fortgang in den Wissenschaften möglich ist“. Zu einem Separatvotum fühlte sich nur der Mathematiker Waldin veranlaßt. Auch er sieht in Kant weder einen Gottesleugner noch einen Skeptiker, nörgelt aber hinreichend an ihm herum und schließt damit, daß das Nebeneinander von zweierlei Metaphysik bezw. von Wolffscher und Kantscher Philosophie an ein und derselben Universität unpädagogisch sei.

Indessen scheint das Ganze nur eine Farce gewesen zu sein. Denn schon drei Tage später erneuerte die Regierung das Vorlesungsverbot. Bering beschloß infolgedessen, was er nicht direkt durchsetzen konnte, auf Umwegen zu erreichen. Zwar die Metaphysik und Logik las er fortan „nach dem Ulrich“ und die Kritik der reinen Vernunft „nach dem Schmid“, d. h. er zeigte offiziell so an; aber zugleich versuchte er mit Hilfe der Marburger Stipendiatenanstalt das Kantsche Gift in die Herzen der unschuldigen Jugend zu träufeln. Am 8. März 1788 disputierten unter Berings Vorsitz Döring und Karl Daub, beide aus Kassel, und schon im April sah sich Bering wegen elf der behandelten Thesen in peinlicher Weise von der Regierung zur Justifikation gezogen, während die Universität sich gutachtlich darüber zu äußern hatte, „wie künftig dergleichen anstößigen Sachen sicher vorzubeugen stehe“. Es handelte sich um eine Frage von prinzipieller Bedeutung; drum setzte jeder Professor sein Votum zur Einreichung an die Kasseler Regierung getrennt auf.

Daß Bering ungeschickt und taktlos vorgegangen sei, mußten auch seine Freunde zugeben. Die Kantsche Philosophie war noch zu unfertig und sensationell, ihre Terminologie zu ungewohnt und mißverständlich, als daß es nicht unpädagogisch gewesen wäre, sie unerfahrenen Anfängern aufzuoktroyieren. Besonders unzulässig aber schien es, einzelne Sätze aus dem Zusammenhange herauszureißen und sie ohne Erklärung apodiktisch hinzustellen. Es war nicht zu verwundern, wenn solche Paradoxa Verwirrung und Ärgernis verursachten. Ja die These 28, daß das Dasein Gottes weder a priori noch a posteriori demonstriert werden könne, empfand man geradezu als peinlich. Darin freilich ließ man Bering volle Gerechtigkeit widerfahren, daß er nicht die Absicht gehabt habe, gegen Religion und Sitte zu verstoßen. Und ein Gleiches gestand man den inkriminierten Sätzen selbst zu, sofern dieselben nur in Verbindung mit dem Kantschen Systeme oder wenigstens der Beringschen Justifikation genommen wurden. Alsdann seien sie harmlos und diskutabel und selbst These 28 verliere viel von ihrer Bedenklichkeit und erscheine sogar plausibel. Es fehlte nicht an Kollegen, denen ein moralischer Gottesbeweis bereits wertvoller zu sein schien als ein geometrischer. Denn ganz ablehnend standen nur noch sehr wenige. Und für die Mehrzahl trat der einzelne Fall entschieden zurück gegenüber dem gefährdeten Recht des freien Forschens und Denkens. Aus diesem Grunde lehnte man denn auch jede Art von Zensur als eine unerträgliche Fessel des wissenschaftlichen Fortschrittes und damit der moralischen Besserung ab. Sofern nicht pädagogische Bedenken gegenüber der studierenden Jugend in Frage kommen und soweit nicht die breite Masse des Volkes vor Agitation bewahrt bleiben muß, im geschlossenen Tempel der Wissenschaft hat der Kantianer dasselbe Recht wie sein Gegner, in Marburg so gut wie in Jena. Vor allem aber bäumte sich der Zorn auf gegen den perfiden Anonymus, der jene Thesen der Regierung denunziert und dadurch die ganze Universität in solche Fatalitäten gebracht hatte.

Mit der ihm eigentümlichen Schärfe, in spitzen, unzusammenhängenden Sätzen und mit zahlreichen Unterstreichungen hebt namentlich Baldinger diese sittliche Seite des Handels hervor. Um so breitspuriger tritt seiner rücksichtslosen Leidenschaft der Theologe Endemann entgegen. Endemann war gewohnt, ausschließlich nach den Rezepten der hergebrachten reformierten Orthodoxie zu arbeiten. In dieser Beschränktheit lag die Wurzel seiner Kraft und die Ursache seines Einflusses. Es ist derselbe, den Karl Friedrich Bahrdt in seinem Lustspiel vom „Religionsedikt“ „mit einer Papstmiene“ auftreten läßt. Sein Votum, dem der Theologe Coing und der Orientalist Schröder unbedingt beitraten,

ist bei weitem das längste. Er geht auf eine ganze Reihe, nicht Beringscher Thesen, sondern Kantscher Anschauungen ein, und man sieht ihn förmlich auf dem Katheder stehen, wenn er ausruft: „Geister und Körper sind keine bloßen Phänomena, sondern wirklich existierende Dinge; wir leben in keiner Feenwelt, sondern in einer wirklichen Welt", oder wenn er gegen diejenigen losdonnert, welche „die Beweise für das Dasein Gottes, welche sehr gründlich sind, wankend machen und entweder gar keine oder schlechte Beweise an ihre Stelle setzen". So etwas ist „irrig, schädlich, anstößig". In der Tat fiel ein Prachtstück der orthodoxen Dogmatik wertlos zu Boden, wenn Kant mit seiner Kritik der herkömmlichen Gottesbeweise Recht hatte. Wenn dann aber Endemann vorn und hinten in seinem Votum behauptet, daß ein Denunziant nicht unbedingt vorauszusetzen sei, da gedruckte Thesen auch auf natürliche Weise nach Kassel gelangt sein könnten, wenn er ferner von „braven und redlichen Denunzianten" spricht, die ihren Namen nicht nennen und mit Recht von der Regierung geschützt werden; wenn er andererseits die Erwartung hegt, der Denunziant werde sich schon demaskieren, sofern es die Sache erfordere; wenn er gereizt dazwischen wirft, Serenissimus habe nicht befohlen von Denunzianten etwas zu berichten, sondern über andere Sachen Auskunft zu geben; und wenn er schließlich versichert, er pflege niemanden wegen seiner paradoxen Meinungen Schaden zu tun und habe deshalb auch mit Herrn Kollegen Bering bisher stets in bester Harmonie gelebt; wenn man dies alles liest, steigt einem nach hundert Jahren noch der schwarze Verdacht auf, daß kein Geringerer als der Konsistorialrat Endemann die betreffenden Beringschen Thesen der Kasseler Regierung übersandt habe. Denn Minister von Fleckenbühl war ein konservativer Mann und Professor Endemann schon vor der Berufung nach Marburg sein Protégé.

Drum konnten denn auch alle Separatvoten der Kollegen die gefürchtete Strafe einer Zensur nicht von der Universität fern halten. Unterm 13. Juni erging die Verfügung, daß alle Stipendiatenthesen vom Präses den Dekanen der theologischen und philosophischen Fakultät zur Genehmigung vorzulegen seien. Der Einschleppung von unliebsamen neuen Ideen durch einen Einzelnen schien damit ein Riegel vorgeschoben. Die taktlose Unruhe Berings und der Mangel an Korpsgeist bei Endemann hatten diese Niederlage der Universität verursacht.

(Schluß folgt.)

Die deutschen Meister in der großherzoglichen Galerie zu Darmstadt.

Von M. Escherich.

(Schluß.)

Und nun verlassen wir den Saal der alten deutschen Meister, und heraustretend hemmen wir den Schritt vor den Meistern unsrer jungen Kunst. Wieder ist es ein Jahrhundert, das letzte, das uns hier gedrängt vor Augen tritt, aus dem die hohen Namen Feuerbach, Thoma, Lugo, Trübner und Uhde aufleuchten. Dazwischen verstreut finden wir noch einige Gemälde aus dem für Deutschland künstlerisch unfruchtbaren 17. Jahrhundert, welche zwischen der alten und neuen Kunst keinen Übergang bilden. Das flandrische und italienische Barock ist maßgebend. Von diesem Genre ist hauptsächlich die Familie Roos zu nennen. Johann Heinrich mit einigen romantischen Hirtenlandschaften und seine Söhne Philipp Peter genannt Rosa di Tivoli ebenfalls mit Landschaften und Johann Melchior mit einigen Tierstücken; ferner Fabritius mit einer Landschaft. Das 18. Jahrhundert findet durch den liebenswürdigen Schütz und den famosen Seekatz, Hofmaler in Darmstadt, glückliche Vertretung, besonders durch letztern so reichhaltig wie sonst wohl in keiner Galerie.

Ein starker Manierist, der aus allem etwas zu machen weiß, der Niederländisches, Italienisches und Französisches mit deutscher Gemütlichkeit zusammenbraut und selbst kraftlose Brühen liebenswürdig zu servieren weiß, so stellt sich uns dieser Seekatz vor, ein höfischer Bonvivant mit einem Anhauch von Volkstümlichkeit, die aber immer salonfähig bleibt. Wo er sich auf den deutschen Murillo hinausspielt, ist er wirklich zuweilen ganz köstlich, wie in dem „Dreikönigsspiel", das etwas von dem naiven Volkston des Goetheschen: „Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern" in sich hat, und all den kleinen Genreszenen, von denen die Galerie eine größere Anzahl besitzt. In den religiösen Bildern dagegen, wo an die Stelle des humorvollen Plaudertons eine erhabenere Sprache oder eine wahrhaft kindliche treten muß, versagt seine Kraft völlig. Verschiedene Passionsszenen, namentlich die Kreuzigung, sind so schal gehaltlos, daß man sich wundern muß, wie es den Künstler nicht langweilte, sie fertig zu malen. Etwas manieriert langweilig nach unserem heutigen Geschmack wirkt auch Fiedler mit diversen Porträt- und Genrestücken.

In der Kunst des 19. Jahrhunderts endlich finden wir gutdeutsche Kunst. In Schleich, Bürkel, Kobell, Hermann Kaufmann ist in der Galerie jene gute, alte Richtung vertreten, welche sich von fremden Einflüssen ferngehalten hat und darum heute, wo die Heimatkunst unser vornehmstes Ziel geworden ist, wieder zu höherer Wertschätzung gelangt.

Von Rollmann verdienen zwei schöne Landschaften noch Beachtung. Ferner ist für Henneberg's Stil ein kleineres Bild bezeichnend.

Das vornehmste Werk aus der Mitte des Jahrhunderts ist zweifellos die großartige „Iphigenie" von Feuerbach, ein Werk, für das im vollsten Sinne das einsame, aber stolze Wort Höhenkunst paßt.

Charakteristisch für die romantisch-idealisierende Richtung ist eine Abendlandschaft von Schirmer mit dem Heidelberger Schloß und im Hintergrund dem bei Darmstadt befindlichen Melibokus. Eine ideale Komposition, in der die verschiedenen Details zu einem landschaftlichen Charakter sehr glücklich vereinigt sind.

Neben Grützner und Lenbach ist es Uhde, welcher die Münchener Kunst der letzten Jahrzehnte vertritt. Sein „Tischgebet" zeigt eine seiner bekannten Armleutszenen schlicht und tief empfunden. Ein großer Künstler voll Mitleid für die Menschheit, aber nie erhaben über die Not des Alltags.

Wie ganz eigenartig jugendfrisch daneben die Landschaft des an Jahren viel ältern Thoma berührt! Hier umfängt uns der ganze Zauber deutscher Poesie und Wald- und Sonnenfreude, die vom grauen Elend nichts weiß.

Thoma verwandt in der Auffassung, nur etwas gehaltener, klassischer möchte man fast sagen, ist Lugo. Sein „Stilles Tal" (Geschenk des Darmstädter Kunstmalers Bader) gehört zu seinen besten Werken. Es ist etwas weicher in den Linien, als man es sonst vielfach an ihm gewöhnt ist. Die still in das Tal blickende von uns abgewandte Gestalt zieht auch unsern Blick dorthin. Wir sind drin; wir wissen nicht wie. Um uns rauscht der Wald. Die Vöglein singen .... Das ist der richtige Meister, der einen so zu fangen weiß.

Von der tief einschneidenden Wirkung, welche der Pleinairismus auf die deutsche Kunst übte, ist im ganzen in diesen Räumen wenig zu sehen. Die „ismen"-Gruppen sind nur schwach vertreten. Zu ihnen gehört Corinth und der Darmstädter Heinz Heim, dessen Bildnis eines Mädchens mit offenem Haar und zwei Genrebilder Beachtung verdienen.

Ein sehr feines Gemälde ist auch „Die Heimkehr vom Felde" von Männchen-Düsseldorf, der zur Zeit zu den glücklichen Künstlern „von steigendem Werte" gehört.

Von den Frankfurtern endlich finden wir aus der ältern Schule den intimen Burger und von der jungen Garde einen prachtvollen Trübner, ein Bild von ganz merkwürdigem, unvergeßlichem Reiz. Wir sehen in das geräumige Zimmer eines Schlosses (des Heidelberger Schlosses, wenn ich nicht irre), aus dessen Fenster, uns den Rücken wendend, ein Mann und ein großer Hund hinausschauen. Dadurch, daß die beiden einzigen Lebewesen in dem großen tageshellen Raum sich so gar nicht um den Beschauer kümmern, verliert das Bild alles Bildmäßige und geht ganz in der Tendenz einer köstlichen unstörbaren Ruhe auf.

Und dann liegt in dieser Ruhe der Reiz, daß sie uns keine Ruhe läßt. Wir können uns nicht mit der leeren Stube beschäftigen, weil der Mensch dort hinaussieht. Wir müssen wissen, warum er hinaussieht — und sehen selbst hinaus. Da hat es nun der Maler merkwürdig fertig gebracht, uns mit einem Menschen, dessen Gesicht er uns nicht einmal zeigt, geistig zusammenzuschmieden, daß wir denken müssen, was er denkt und sehen, wohin er sieht.

Aber ist das nicht das Geheimnis jeder großen Kunst? Wir müssen in die Situation hinein und in die Seele der Wesen, die uns der Meister vorführt. Und indem wir so in das Werk eindringen, suchen wir den Meister selbst zu verstehen. Und indem wir das tun, werden wir gewissermaßen in jedem Bild an ein Fenster gezogen, durch das wir hinaussehen müssen. Und was wir da sehen, das ist die Welt in den Augen des Künstlers, der mit uns hinausblickt. Immer die gleiche, alte, schöne Welt; aber doch aus jedem Fenster eine anders geschaute. — — —

Wir sind mit unsrer Wanderung zu Ende. Auf engem Raum (die Bilder hängen wegen Platzmangel ungünstig gedrängt; ein Übel, das jedoch bald beseitigt werden wird, da bereits ein eignes prachtvolles Museum im Bau begriffen ist) haben wir ein Stück Kunstgeschichte an uns vorüberziehen lassen, ein Stück deutschen Schaffens und Ringens. Wir haben aus manchem Fenster gesehen in manch reiches, blühendes Tal, auch auf manch armen Erdenfleck mit mühsam zum Licht strebenden Halmen. ..... Nun schließen wir die Läden zu und gehen leise hinaus.

Über das Kasseler Collegium Carolinum.

Von H. Schelenz-Kassel.

Seit alter Zeit hat sich das hessische Fürstenhaus den Naturwissenschaften und der Medizin geneigt gezeigt. Wenn auch mit aus materiellen Gründen, interessierte sich Landgraf Heinrich III. für Alchemie. Das dem ob seiner Weigerung, es freiwillig herzugeben, im Hungerturm gestorbenen Ludwig aus Neiße entrissene Rezept zum Goldmachen wird noch aufbewahrt und wurde dem Herzog Friedrich von Braunschweig geliehen. Landgraf Wilhelm der Weise genoß wegen seiner Kenntnisse in Mathematik und Physik einen hervorragenden Ruf, und die Sammlung in diese Wissensgebiete gehörender Instrumente in dem ehemaligen Observatorium in Kassel zeugt von seiner eignen Tätigkeit. Im Interesse des Bergbaues in seinem Lande beschäftigte er sich auch mit metallurgischer Chemie und im Verein mit seiner Gemahlin Sabine, einer württembergischen Prinzessin, mit Heil- und Arzneikunde, und er verschmähte nicht, wie Quercelanus bei der Schilderung der Hofapotheke, die kaum irgendwo ihres gleichen fände, ausspricht, dort selbst Hand anzulegen. Der Alchemie brachte er, da er der Ansicht war, daß „substancias metallorum et creaturarum zu verändern keines Menschen, sondern allein Gottes Werk sei", ebensowenig Teilnahme entgegen wie sein Sohn Moritz, dem die Nachwelt den Ehrennamen „der Gelehrte" zollte. Sein Briefwechsel zeugt von dem Verkehr, den dieser Herrscher mit den erleuchtetsten Geistern der Zeit unterhielt. Sein Volk zu heben, war seine Lebensaufgabe. Er gründete wohl den ersten Mäßigkeitsverein, er auch im Interesse vornehmlich des Adels eine hohe Schule, die er schon 4 Jahre später, 1599, zu dem Collegium Mauritianum erhob. Um der Schule noch besseres Gedeihen zu geben, verlegte er sie 1605 nach Marburg und wandelte einen rückbleibenden Rest in eine „Ritterschule", das Collegium adelphicum Mauritianum, an der die freien Künste, außerdem fremde lebende Sprachen und ritterliche Künste getrieben wurden. Die Schüler wurden, wie in den Bursen, gemeinsam beherbergt und unter wesentlicher Beihülfe des Hofes gegen ein Kostgeld von etwa 300 Gulden verpflegt. Der Verlust Oberhessens mit Marburg veranlaßte Wilhelm V., aus den Resten des wenig besuchten Kollegs, um den Verlust der Universität auszugleichen, wiederum eine Hochschule zu machen. Sie nahm erst einen Aufschwung, als sie 1633 wirklich zur Universität erhoben und mit Stipendien seitens des Hofes und reicher Bürger bedacht wurde. Die Wiedererlangung Marburgs nach dem dreißigjährigen Krieg brachte neue Veränderung. Landgraf Wilhelm VI. verband die Kasseler Universität wieder mit der Marburger, die sich übrigens auch in recht bedrängten Verhältnissen befand und Unterstützung nötig hatte. Es war erst Landgraf Karl, der, selbst von hohem Interesse für Mathematik und Physik erfüllt — bekannt ist, daß er den Physiker Papin von Marburg nach Kassel zog, wo er seine Versuche mit gespanntem Dampf anstellte und die erste Zylinderdampfmaschine konstruierte, die ihm ermöglichte, mit einem Dampfschiff die Fulda abwärts bis Münden zu fahren —, um Handel und Gewerbe zu unterstützen, eine (die allererste) Gewerbeschule, das Collegium Carolinum, 1709 gründete. Schon ein Jahr später wurde der Schule im Interesse der den Handwerkern gleichgeachteten, aus dem Stande der Barbiere hervorgehenden Chirurgen als Lehrgegenstand Anatomie beigesellt und 1738 zwecks Heranbildung von Hof-, Regiments-, Stadt- und Land-Chirurgen ein Seminarium medico-chirurgicum angegliedert. Erlasse aus damaliger Zeit stellen ihren Rang im Gesellschaftsleben fest, zeigen, wie die nötigen Leichen „zum großen Jammer" von Kassel beschafft wurden. Untergebracht wurde das Seminar im damaligen Kunsthaus, dem jetzigen Naturalienmuseum.

Wenig geschah unter Karls Nachfolgern für das Kollegium, das übrigens infolge der Indolenz der zunächst beteiligten Kreise wenig gedieh. Aus jener Zeit sind als Lehrer zu nennen Peter Wolfart und Zumbach für Physik und Mathematik, der erstere, sein Sohn Johann Christoph und Joh. Jak. Huber für Anatomie, ein Dr. Wiegand als erster Lehrer der Botanik.

Erst Friedrich II., der Kassel zu einem zweiten Athen zu machen trachtete, wandte dem Kolleg seine Aufmerksamkeit wieder zu. In Verbindung mit dem 1761 gegründeten Findelhaus errichtete er nach dem Muster der 1751 in Berlin gegründeten unter J. F. Mekel stehenden Entbindungsanstalt ein „Akkouchierhaus" ein, dessen Leitung er dem in Paris unter Levret und in Göttingen bei Röderer gebildeten Georg Wilhelm Stein übertrug. In Kassel machte Stein seine grundlegenden Versuche über die Beckendurchmesser, die Indikationen des Kaiserschnitts und bildete viele Schüler (z. B. Osiander) an zahlreich vorhandenem Material.

1766 tat Friedrich II. ein Weiteres für die Anstalt durch Einführung von Universitätseinrichtungen, Anstellung eines Rektors, Verleihung des Professorentitels, Freiheit der Auswahl der Vor-

lesungen usw. Die Medizinstudierenden erhielten einen besonderen Lektionskatalog und wurden von dem Collegium medicum geprüft. Wie früher fanden auch sie in dem Kunsthaus verhältnismäßig billige Unterkunft.

Weiteres Material wurde dem Kolleg durch die Gründung der wiederum nach Berliner Muster eingerichteten „Charité" geboten, die, 1785 ihrem Zweck übergeben, dank ihrer vortrefflichen, auch auf die Zukunft bedachten Einrichtung noch bis vor wenig Jahren, zuletzt als Landkrankenhaus, ihrem Zweck diente.

So vortrefflich das Findel- und Akkouchierhaus ohne Zweifel auf die Ausbildung der künftigen Hebeammen und die Schüler des Carolinum wirkten, so ungünstig war ihr Einfluß entschieden, wie auch Osiander in seinen „Beobachtungen" ausführt, auf den allgemeinen sittlichen Zustand. Es läßt sich das ohne weiteres im Grunde aus dem Erlaß der Fornikationsstrafe und der Kirchenbuße folgern, die den Mädchen gewährt wurde, die im Akkouchierhause niederkommen wollten. Schon 1783 wurde das Drehkreuz, das die unerkannte Einlieferung der Kinder ermöglichte, abgeschafft, dann nur der Tag als Einlieferungszeit festgesetzt und schließlich mußte vor der Aufnahme im Akkouchierhaus die Bedürftigkeit der Aufzunehmenden nachgewiesen werden, Maßregeln, die jedenfalls der beregte Übelstand hervorgerufen hat.

Von den Männern, die als Lehrer am Carolinum wirkten, sind folgende hervorzuheben: Von 1780 bis 1786 lehrte der in Rinteln ausgebildete Konrad Heinrich Brandau Augenheilkunde. Nach kurzem Aufenthalt in Rußland ereilte ihn 1791 in Hanau ein früher Tod. Das Fach der Chemie vertrat bis 1791 ein früherer Jurist Karl Prizier, den seine Anstellung an der Bergverwaltung dieser Wissenschaft in die Arme geführt haben dürfte. Der Landgraf soll seinen Laboratoriumsarbeiten häufig beigewohnt haben. Zuhörer scheint Prizier kaum gehabt zu haben. Christ. Friedr. Michaelis wirkte als Anatom in Kassel. Er hatte in Straßburg studiert und promovierte dort mit einer Dissertation de angina polyposa s. membranacea und war als Feld-Stabsmedikus mit dem bekannten hessischen Subsidienkorps nach Nordamerika gegangen. Nach seiner Rückkehr fand er seine Anstellung am Carolinum, und hier sammelte er wohl die nötige Erfahrung, die ihn die Tracheotomie als ultima ratio bei kruppösen Erkrankungen empfehlen ließ. Mit ihm gleichzeitig wirkte Ernst Gottfr. Baldinger, der von Göttingen hierher berufen worden war.

Beide Vorgenannten dürften an die Stelle von Sam. Thomas Sömmering berufen worden sein. Er hatte auf einer Reise, die er zu weiterer Ausbildung, nachdem er in Göttingen mit der Arbeit de basi encephali originibusque nervorum promoviert hatte, unternommen, in London den bekannten Georg Forster kennen gelernt. Dieser war kurz vorher Freimaurer geworden und hatte Sömmering ebenfalls zum Eintritt bewogen. Von Kassel aus, wo Forster im Interesse seines aller Mittel entblößten Vaters in maurerischen Kreisen um Unterstützung gebeten und bei der Gelegenheit am Carolinum eine Anstellung als Professor der Naturgeschichte erhalten hatte, hatte er auch Sömmerings Berufung als Lehrer der Anatomie erreicht. Er trat 1779 sein Amt an, und es scheint ihm seine Tätigkeit in jeder Beziehung leicht gemacht worden zu sein. Jedenfalls bot ihm Kassel mit seiner reichhaltigen Sammlung allerhand Interessantes. Er war in der Lage, einige Neger zu sezieren, der Tiergarten bot ihm für Studien in vergleichender Anatomie willkommene Gelegenheit, — seine Arbeit über die Ähnlichkeit des Orangutang-Schädels mit dem der Neger fand eine erregte Entgegnung: „die Geistlichen sahen das als eine Entheiligung der drei Könige aus dem Mohrenland an, unter denen doch gewiß ein Mohr gewesen sei, und beschwerten sich beim Fürsten, der die Klage aber unterdrückte" —, es wurde die Embryonensammlung des Jenaer Professors Kaltschmied angekauft usw. Der offenbar recht haltlose, dem Mystizismus und religiösen Schwärmereien zugetane Forster, dessen Finanzen noch dazu stets in einiger Unordnung gewesen sein mögen, dürfte Sömmering jedenfalls in die Gesellschaft der Rosenkreuzer gebracht haben, die allem Anschein nach in Kassel, das der Zeit, in der ja auch Goethe, charakteristisch genug, mit seiner Freundin Fräulein von Klettenberg sich dem Studium geheimer Künste an der Hand von Wellings opus magico-cabbalisticum hingab, auch seinen Tribut zahlte, in eifriger Arbeit waren. Vielleicht waren die angedeuteten sittlichen Zustände auch an finanziellen Schwierigkeiten schuld, die am leichtesten ja von den erträumten Goldmacherkünsten der fraternitas vom Rosenkreuze, die übrigens auch in Kassel durch die völlig falsch aufgefaßte kleine Schrift des württembergischen Theologen Andreae 1615 in die Welt gesetzt wurde, gehoben werden konnte. Tatsächlich mußte 1783 der Historiker Joh. v. Müller seine Stelle am Carolinum wegen seiner Lebensführung verlassen und der Archäologe Raspe wurde steckbrieflich verfolgt.

1783 scheint Sömmering, ebenso wie Forster, in seinem Eifer, wahrscheinlich auf Grund der kostspieligen und fruchtlosen Versuche, ihr Ziel zu erreichen, wesentlich abgekühlt gewesen zu sein, und beide werden wohl den Drang in sich gefühlt haben, dem Kasseler Kreise den Rücken zu kehren. Söm-

mering ging 1783 nach Mainz, wo er offenbar in Kassel begonnene Arbeiten über die Kreuzung der Sehnerven vollendete, übrigens auch (wie der hessische Biograph Strieder erzählt) einen schwunghaften Handel mit Skeletten oder ihren Teilen trieb, vielleicht um Kasseler Verpflichtungen zu erledigen (?). Frei von dem Vorwurf zweifelhaften politischen Verhaltens, vertauschte er 1792 Mainz mit Frankfurt, wo er 1830 nach einem Leben des Ruhms starb, während Forster fern von der Heimat 1794 in Paris dahinsank.

1785 trat Wilhelm IX., ein wohlunterrichteter, sparsamer Fürst, die Regierung an. Es kann nicht Wunder nehmen, daß er daran dachte, sich des Collegium Carolinum, das noch dazu Ausgaben verlangte, die nicht in rechtem Verhältnisse zu den Leistungen standen, zu entledigen. In Ansehung des Darniederliegens der medizinischen Fakultät erschien es am zweckmäßigsten, die Kasseler Anstalt nach Marburg zu verpflanzen. 1785 schon war das Akkouchierhaus aufgehoben und sein Leiter Stein nach Marburg an die dort gegründete Entbindungsanstalt versetzt worden, und 1787 folgten die Kasseler Lehrer Baldinger und Michaelis ihrem Kollegen.

Die Räume, in denen die Vorlesungen des Seminarium medico-chirurgicum gehalten wurden, dienen jetzt den Zwecken des naturwissenschaftlichen Museums und das Theatrum anatomicum, unsern Gewohnheiten widersprechend hoch oben unter dem Dach gelegen, zeugt von der entschwundenen Zeit.

Der kurhessische Orden vom eisernen Helm.

Von Theodor Meyer-Kassel.

In diesen Tagen sind neunzig Jahre verflossen, da Kurfürst Wilhelm I. am 18. März 1814 den Orden vom eisernen Helm stiftete. Es geschah in Deutschlands großer Zeit der Erhebung gegen die Fremdherrschaft Napoleons. In den ersten Monaten des Jahres 1814 waren unter dem Oberbefehl des Kurprinzen Wilhelm von Hessen schon gegen 20000 Mann nach Frankreich marschiert, und für diese Krieger errichtete Wilhelm I. den Orden, um besondere Tapferkeit vor dem Feinde damit zu belohnen. Die Statuten des Ordens lauten:

„Wir Wilhelm I., von Gottes Gnaden des heiligen Römischen Reichs Kurfürst, souverainer Landgraf zu Hessen, Fürst zu Hersfeld, Hanau und Fritzlar, Graf zu Katzenelnbogen, Dietz, Ziegenhain, Nidda und Schaumburg 2c.

In dem jetzigen wichtigen Zeitraum, wo die alten, braven, treuen Hessen wieder wirklich für ihr Vaterland, für die Erhaltung ihrer teutschen Rechte, Sitten und Sprache fechten, verdient der kräftige Sinn durch ganz eigenthümliche Monumente geehrt und verewigt zu werden. Wir haben daher beschlossen, das Verdienst, welches in dem jetzigen Kriege, im wirklichen Kampf mit dem Feinde, für Teutschlands Freyheit und Selbstständigkeit, für den rechtmäßigen Fürst und Vaterland erworben wird, besonders auszuzeichnen, und diese eigenthümliche Auszeichnung nach diesem Kriege nicht weiter zu verleihen. Demgemäß verordnen Wir wie folgt:

1. Die nur für diesen Krieg bestehende Auszeichnung des Militairdienstes Unserer Unterthanen um das Vaterland ist: der eiserne Helm auf dem Brabanter Kreutz von zwey Classen und einem Großkreutz.

2. Beyde Classen haben ein ganz gleiches in Silber gefaßtes schwarzes Brabanter Kreutz von Gußeisen, auf der Vorderseite, in der Mitte den offenen Helm, an dessen beiden Seiten auf dem Kreutz Unsern Namenszug W. K. und unten die Jahreszahl 1814; beyde Classen werden in einem rothen Bande mit weißer Einfassung im Knopfloch getragen. Die erste Classe hat neben dieser Dekoration noch ein Kreutz an rothem Bande mit weißer Einfassung auf der linken Brust; das Großkreutz, noch einmal so groß als das der beyden Classen, wird an dem rothen Bande mit weißer Einfassung um den Hals getragen.

3. Über die Ertheilung des eisernen Helms wird ein Patent ausgefertigt, welches der Familie als ein ewiges Denkmal verbleibt, die Namen derjenigen, welchen es ertheilt wird, werden in den öffentlichen Blättern bekannt gemacht und jede Gemeinde verzeichnet die Ritter aus ihrer Mitte auf einer Tafel und hängt dieselbe an einem in die Augen fallenden Orte in ihrer Kirche auf.

4. Der eiserne Helm wird durchgängig von Officieren und Gemeinen auf gleiche Weise in den angeordneten zwey Classen getragen.

5. Die zweyte Classe des eisernen Helms soll durchgängig zuerst verliehen werden; die erste kann nicht anders erfolgen, als wenn die zweyte schon erworben ist.

6. Daraus folgt, daß auch Diejenigen, welche andere Orden schon besitzen und sich in diesem Kriege auszeichnen, zunächst nur den eisernen Helm zweyter Classe erhalten können.

7. Das Großkreutz kann nur dem ertheilt werden, der bei einer gewonnenen Schlacht als kommandierender Officier Unserer Truppen entscheidend beygetragen, oder für eine gewonnene entscheidende Affaire, desgleichen für Wegnahme oder für die

anhaltende Vertheidigung einer Festung, die nicht in feindliche Hände fällt, jedoch jedesmal nur dem kommandirenden Officier.

8. In Rücksicht der Art des verwirkten Verlustes dieser Auszeichnung hat es bey der in Ansehung Unseres Militair-Verdienst-Ordens gegebenen Vorschrift sein Bewenden.

9. Obgleich in der Regel nur einer in Unsern Diensten stehenden Militairperson der Orden des eisernen Helms ertheilt werden kann, so wollen Wir doch als eine ganz besondere Auszeichnung ihn auch dem ertheilen, der von den allirten Mächten bei Unsern Truppen activ gegen den Feind dient und sich durch hohe That hervorthut.

Urkundlich unter Unserer Höchsteigenhändigen Unterschrift und beygedrucktem Kurfürstlichen Insiegel.

Gegeben Cassel am 18. März 1814.

Wilhelm K.

(St.-S.)"

Nach diesen Statuten enthielt der Orden zwei Klassen und ein Großkreuz. Dieses, sowie die erste Klasse des Ordens sind aber nie verliehen worden, denn in allen Ordenslisten von der ersten an wird stets nur von Rittern des Ordens ohne jede weitere Angabe gesprochen. Sowohl der Kurprinz als Höchstkommandierender wie sämtliche Offiziere und Gemeine werden alle ohne Unterschied als Ritter angeführt. Dies kann sich nur auf die zweite Klasse des Ordens beziehen, da nach den Statuten die erste Klasse nur nach der zweiten verliehen werden konnte. Mithin ist sicher, daß das Großkreuz und die erste Klasse bei der Stiftung des Ordens zwar vorgesehen, aber nie verliehen worden sind. Der Orden wurde im ganzen 146 mal verliehen und zwar an 94 Offiziere und 52 Mannschaften. Davon entfallen 79 Verleihungen — hiervon 42 an Offiziere, 37 an Mannschaften — auf das Jahr 1814, 67 Verleihungen an 52 Offiziere und 15 Mannschaften auf das Jahr 1815.

Interessant ist die fernere Verfolgung der Ordenslisten hinsichtlich der Lebensdauer der Ritter. Es lebten im Jahre 1825 noch 127 Ritter, darunter 85 Offiziere, 42 Mannschaften, im Jahre 1835 113 Ritter, davon 72 Offiziere, 41 Mannschaften, im Jahre 1845 82 Ritter, 41 Offiziere, 41 Mannschaften, im Jahre 1855 56 Ritter, 27 Offiziere, 29 Mannschaften, im Jahre 1866 beim Untergange des Kurstaates waren noch am Leben 31 Ritter, davon 15 Offiziere, 16 Mannschaften. Alle vorstehenden Angaben sind den kurhessischen Hof- und Staatshandbüchern der betreffenden Jahre entnommen. Die letzte Ordensliste der noch lebenden Ritter im Jahre 1875 befindet sich in dem zu Prag 1876 erschienenen kurfürstlich hessischen Hofkalender, gewiß die letzte überhaupt. Danach lebten noch 26 Ritter und zwar 11 Offiziere und 15 Mannschaften. Wann der letzte Ritter zur großen Armee abgegangen ist, konnte ich nicht feststellen. Vielleicht ist einer oder der andere geehrte Leser dieser Zeilen hierzu imstande und gibt solches demnächst bekannt.

In den vorstehenden Statuten ist nur von einer Art des Kreuzes, dem Brabanter, die Rede. In Wirklichkeit bestehen jedoch zwei Arten der Kreuzesform. Die eine Art ist das sogenannte Brabanter Kreuz (✢), wie es in den Statuten erwähnt wird, die andere Art hat die Form des deutschen Kreuzes (+). Auf beiden Kreuzen liegt der Helm, sowie der Namenszug W. K. und die Jahreszahl 1814. Über diese zweite Art des Kreuzes konnte ich nirgends etwas Urkundliches finden. Sowohl in den kurfürstlichen Erlassen als auch in der Tagesliteratur jener Zeit ist nichts enthalten, was hierüber Aufschluß gäbe. Die einzige Erklärung welche ich für diese zweite Art habe, gründet sich auf Beobachtungen und Untersuchungen, welche ich mit der Verleihungszeit beider Arten von Kreuzen vornahm. Ich fand nämlich bei verschiedenen Orden, welche mir zugänglich waren und deren frühere Besitzer und Verleihungszeiten unzweifelhaft durch die Ordenslisten feststehen, daß das Brabanter Kreuz seinem Inhaber immer im Jahre 1814 verliehen war, während das deutsche Kreuz nur im Jahre 1815 vorkommt. Hiernach wird meine Folgerung, daß das Brabanter Kreuz für den Feldzug von 1814, das deutsche für den von 1815 verliehen wurde, wohl die richtige sein. Es geschah vielleicht, um an der Form des Kreuzes gleich erkennen zu lassen, für welchen Feldzug sein Träger die Auszeichnung erhalten hatte. Sollte hierüber jemanden etwas Näheres bekannt sein, so bitte ich um gütige Mitteilung. Beide Arten des Kreuzes sind heute sehr selten geworden, da viele in öffentlichen und privaten Sammlungen ruhen. Auf Versteigerungen der letzten Jahre wurden bis 200 Mark für den Orden bezahlt. Viele der Kreuze befinden sich aber doch noch im Besitz althessischer Familien, deren Großväter sie sich einst verdienten und in welchen sie als teueres, heiliges Andenken von Geschlecht zu Geschlecht gehen werden.

Die große Sammlung aller Orden und Ehrenzeichen sämtlicher ehemaliger und jetziger deutscher Bundesstaaten im Zeughause zu Berlin besitzt den Orden in beiden Arten, während sie in den anderen kurhessischen Orden noch sehr mangelhaft ist, obgleich in letzter Zeit sehr viel zu ihrer Vervollkommnung geschieht. Die Sammlung des Kasseler Museums besitzt ebenfalls beide Arten des Kreuzes, — auch sonst eine Reihe hessischer Orden, es fehlt aber doch noch manches und wäre hier Gelegenheit gegeben, die Orden verstorbener Anverwandter ehrenvoll mit

Angabe des Namens ihres ehemaligen Besitzers aufzubewahren.

Die beste und vollständigste Sammlung sämtlicher hessischer Orden und Ehrenzeichen, auch der älteren, befindet sich im Besitz des Herrn Konstantin Rudolph zu Kassel; derselbe hat diese in den letzten Jahren mit großem Fleiß und vieler Sachkenntnis zusammengebracht. Möge dieser Ehrentempel althessischer Vergangenheit dermaleinst dem Lande erhalten bleiben, denn es würde sehr schwer fallen, eine zweite Sammlung wie diese wieder zusammen zu bringen. Zu bemerken wäre noch die Tatsache, daß es auch Nachahmungen des Ordens gibt. Ob solche nun gewerbsmäßig zur Täuschung der Liebhaber und Sammler hergestellt worden, oder ob sie an Stelle eines seinem Träger verloren gegangenen Ordens und in dessen Auftrage gefertigt wurden, darüber konnte ich bisher nichts Sicheres erfahren, neige jedoch mehr der letzten Ansicht zu.

Neuß.

Auf dem Marktplatz zu Neuß, gar finstern Blicks,
Steh'n des Hessenlands ehrliche Knechte,
Mit eingeschlagenem Fahnentuch,
Im Ring zu beraten nach Rechte:
Ob sie dem mächtigen Feinde anjetzt
Sich auf Gnade und Ungnad' ergeben
Oder noch einmal, zu guter Letzt,
Die Spieße zur Abwehr erheben
Um die alte, ruhmreiche Fahne.

Zehn Monat fochten sie Tag für Tag,
Die narbigen, rauhen Gesellen,
Mit nie erschüttertem zähen Mut,
Auf der Stadt heiß umstrittenen Wällen,
Wie's der Eid unter fliegender Fahne gebot.
Wird jetzt der Burgunder noch stürmen,
Wie sollen sie matt, in des Hungers Not,
Auch fürder die Feste beschirmen?
Umfloret des Hessenlands Fahne!

Und Hermann, der Landgraf, schaut tiefen Ernsts
Sich um in der Landsknechte Runde,
Wie die jetzt entscheiden, wieget gar schwer,
Verhängnisvoll ist diese Stunde.
„Was Männer vermochten, das habt ihr getan,
Ihr ehrlichen, treuen Genossen,
Drum schließ ich auch ohne Murren mich an
Dem, was hier im Ring wird beschlossen,
Und — laßt ihr auch sinken die Fahne."

Rings Schweigen. — Dann ruft ein trotziger Kerl,
Der Heimerich ist es aus Besse:
„Den schlage der Satan doch tot gleich zur Stell',
Der nicht denkt wie ein ehrlicher Hesse!
Gesellen, wir hielten noch jedesmal Stand,
Und werden auch heut' nicht verderben,
Doch kommt's, so will ich, den Spieß in der Hand,
Als ein frommer Landsknecht hier sterben,
Aber unter hoch wehender Fahne."

Da wird's in den Reihen der Knechte laut:
„Ja, wollen den Feind noch bestehen,
Soll keiner der Schelme sich rühmen je,
Daß er hessische Rücken gesehen."
Und brausend hallt's dann im Ringe herum:
„Heraus mit dem Fahnentuche!
Laß fliegen Fähnrich! Spielmann schlag: trumm!
Der Burgunder sein Ärgstes versuche:
Zeigt ihm nur die uralte Fahne!"

Des freut sich der Landgraf: „Gesellen fromm,
Wir halten zusammen in Treuen.
Und droben auf dem zerschossenen Wall
Da wollen den Bund wir erneuen."
Hoch schwang der Fähnrich sein Tuch jetzt um,
Rings blitzte Schwert auf und Lanze.
Es schlug der Spielmann sein: Trum, trum, trum;
Heran nun Burgunder zum Tanze,
Hier flattert des Hessenlands Fahne!

Und jauchzend stürmen die Feinde herauf,
Heut bringen sie Neuß noch zu Falle. —
„Hie, Hessenland! Hie!" klingt's trotzig darauf,
Und sie stehn vor gewaltigerm Walle,
Denn der ist gefüget aus heldischem Mut,
Aus blitzenden, sausenden Klingen,
Die in des Kampfes grimmigster Wut
Die Hessensöhne hier schwingen.
„Nun stürze die Löwenfahne".

Hei, wie? Was ist das? Solch heißem Zorn
Sind sie nimmer im Streite begegnet,
Solch furchtbare Hiebe hat es noch nie
Auf Helme und Panzer geregnet. —
Fühlst du, wie in der höchsten Not
Des Hessenlands Kinder hier fechten?
Die schreckt kein blutiger Schlachtentod,
Wenn sie, das Schwert in der Rechten,
Stehn unter der rot-weißen Fahne.

Und Grausen erfaßt sie, es wanken die Reihn,
Sich lichtend im furchtbaren Ringen,
Es häufen sich Leichen — Zurück! zurück!
Die kann kein Teufel bezwingen.
Sie weichen, sie flüchten, zerstieben ins Feld,
Gar mancher liegt tief dort gebettet —
Auch der letzte der Stürme ist schmachvoll zerschellt,
Das Bollwerk der Deutschen gerettet —
Und — Sieg! rauscht des Hessenlands Fahne.

Das war der blutige Tanz um Neuß,
Zehn Monat dauert' der Reigen,
Bis endlich vor wuchtigem Hessenarm
Der wilde Bewerber muß weichen.
Und wie der Hesse im Kampfe dort stand,
Wie heldenhaft er sich geschlagen,
Davon soll man in der Hessen Land
Auch heute noch singen und sagen,
Wie von glorreicher hessischer Fahne.

Kassel, im Februar 1904.

Franz Treller.

Mein Besuch im Karzer.

Eine Erinnerung an die alma mater Philippina. Von L. S.

Wie ich zu diesem unfreiwilligen Besuche gekommen bin, wird der freundliche Leser später erfahren. Ich habe keine Veranlassung den Grund zu verschweigen, da er keineswegs die Sühne für einen moralischen Defekt meinerseits bildet, ich würde vielmehr heute als gereifter Mann genau ebenso handeln wie in jenen Jahren, in denen man, wie der Dichter sagt, nicht nur schnell fertig mit dem Wort ist, sondern auch mit der Tat. Doch zur Sache.

An der Seite des biedern Universitätspedellen eines früheren Wachtmeisters von den Husaren, stieg ich morgens 8 Uhr die steinernen Treppen hinauf in dem majestätisch ernsten gotischen Bau bis zu einem langen Korridor, an dessen linker Seite eine Anzahl numerierter Türen aufeinander folgte. Vor der letzten machten wir halt, denn hinter den andern „saßen" Couleurstudenten, wie man schon von der Straße aus an den kleinen bunten Fahnen sehen konnte, welche aus den turmgekrönten aus dem Dachstuhl herausgebauten Giebelfenstern hingen. Nach einigem hörbaren Geraffel mit dem Schlüsselbunde, das einen schier gruseln machen konnte, öffnete Freund B. das „Verließ" und lud mich mit gastlicher Handbewegung zum Eintritt ein. Der erste Eindruck, den ich empfing, war ein keineswegs unfreundlicher. Große Eisenstäbe vor den Fenstern waren nicht vorhanden, an denen man hätte verzweiflungsvoll rütteln können, vielmehr bot der Blick durch das weit geöffnete Fenster eine herrliche Aussicht, hinweg über die Dächer der Nachbarhäuser am Grün in das lahndurchglänzte Tal nach Gieselberg zu, auf die waldigen Kuppen der Umgebung des Frauenberges und die ganze Landschaft, die von der klaren Sonne eines milden Spätherbsttages hell beleuchtet wurde. Unter mir fluktuierte der Verkehr zum Wochenmarkte. Die Bauernfrauen und -mädchen in ihrer bunten Tracht mit Körben auf den Köpfen und grell leuchtenden Tüchern um die Schultern stiegen steifnackig mit den bei jedem Schritt taktmäßig nach links oder rechts pendelnden kurzen faltigen Röcken die steile Straße hinauf, um oben in der Stadt ihre Erzeugnisse feil zu bieten. Studenten kamen eiligen Schrittes die steinerne Freitreppe heraufgeeilt, denn bereits hatte der kurze scharfe Schlag der Universitätsuhr den Beginn der Vorlesungen verkündet. Erst B.'s kurzer Abschied: „Na, wenn Se was wolle, brauche Se nur zu klingele", erinnerte mich an den Zweck meines Kommens. Mein getreuer Verließhüter verschwand und drehte den Schlüssel im Schloß. Nun besah ich mir mein „Milieu", wie die heutigen Novellisten es nennen, etwas näher. Links neben dem Fenster leuchtete mir schon die rot und weiß gewürfelte Bettdecke, welche meine vorsichtige Hauswirtin aus Besorgnis für meine irdische Hülle samt meinem ganzen nächtlichen Etui hatte herschaffen lassen, freundlich entgegen. O du gute Frau H., hättest du gewußt, wie unnötig der ganze Apparat war. Jetzt erst fiel mir die geradezu furchtbare Hitze auf, die dem viereckigen Regulierfüllofen, der bis oben hin geladen war, entströmte. Mein erster Griff war also nach der Regulierklappe, ich stellte ab und besah mir dann die übrige fürstliche Einrichtung meiner luftigen Sternwarte: ein Tisch, ein Stuhl, eine Wasserkaraffe und was sonst unbedingt notwendig ist. Die Wände waren kahl, das heißt nur auf den ersten Blick. Wenn man genauer zusah, fand man allerlei Kreidezeichnungen, die sich auf der grau-weiß getünchten Wand recht gut abhoben und die zum Teil von recht guter künstlerischer Auffassungsgabe und technischem Geschick ihrer Verfertiger Zeugnis ablegten. Vor allen Dingen eine Reihe Szenen aus dem römischen Soldatenleben. Ein Centurio in historisch getreuer Rüstung mit martialischen Schnauzbart in der galea cristata stand vor seiner Mannschaft und fuhr offenbar einen seiner Legionssoldaten, der auf den Schulterstücken seines Brustharnisches die allerdings sehr anachronistischen schwarz-weißen Schnüre und auf der Nase — eine Brille trug, recht derb an zur großen

Freude des daneben stehenden schadenfroh grinsenden Manipelführers. Dicht daneben eine Einzelszene: ein Triarier brachte einem unglücklichen Tironen den langsamen Schritt bei und bearbeitete dabei geschickt mit der umgeschnallten Scheide, aus der der Griff des kurzen Schwertes heraussah, die obere Beinpartie des Unglücklichen, der sein Gesicht schmerzhaft verzog. Über der Türe prangte die Inschrift aus Dantes Inferno: „Lasciate ogni speranza voi che entrate“ darunter die Worte: „Verfluchtes dumpfes Mauerloch!“ Ein anderer schien offenbar ganz anderer Ansicht zu sein, denn er hatte den geehrten Vorredner durch die Worte: „O du herrliches Gemäuer“ korrigiert. Der Kontrast ohne jeglichen Kommentar wirkte ungemein drastisch. Eine Anzahl lockiger Frauenköpfe im Profil, sowie alle nur denkbaren Frauennamen in englischer und französischer Koseform gaben Zeugnis von der Herzensbeschaffenheit der Insassen.

Auf der Fensterbrüstung hatte einer seinem unbändigen Freiheitsdrange in den Worten:

Eilende Wolken, Segler der Lüfte,
Wer mit euch wanderte, wer mit euch schiffte

Luft gemacht. Zahlreich waren auch die in Versen abgefaßten Begründungen für den unfreiwilligen Aufenthalt der Dichter.

Schöne Wörter gibt's auf ei:
Keilerei und Polizei.
Schön're gibt es noch auf us:
Senatus atque syndicus.
Doch die schönsten sind auf er:
Donnerwetter und Carcer.

Die andern sind mir nicht im Gedächtnis geblieben. Nur dies prägte sich mir wegen seiner Originalität und Prägnanz fest ein und veranlaßte mich auch meine Geschichte allerdings in größerer epischer Breite meinen Nachfolgern mit freundlichem Gruße auf einer der wenigen nicht beschriebenen Stellen der Fensterwand zu übermitteln. Der Leser wird nunmehr daraus mein Deliktum erkennen und hoffentlich ebensowenig streng mit mir ins Gericht gehen wie Seine Magnifizenz der damalige Rektor der Universität, Herr Professor Dr. H.

In Studiokreisen wohlbekannt
Ist Männe „liebes Tier“ genannt.
Er hört, wie es den Hund stets ziert,
Auf einen Pfiff, ihm andressiert.
Ein Schlingel merkt's. Um mich zu öden,
Tut er wie ich dem Hunde flöten.
Ich denke: Ungezog'nen Kindern
Den haut egal man stets den — Rücken.
Die Mutter macht ein groß Geschrei,
Rennt wutentbrannt zur Polizei.
Die Polizei denkt, solche Sachen
Hat wohl der Syndikus zu machen. —
Man lud mich vor und sagte mir:
„Seid Ihr der Herr vom lieben Tier,
So schenkt die Maid mit Schwert und Wage
Euch eine Straf' von einem Tage.“
Doch wenn der Schlingel wieder pfeift,
So wird er egal eingeseift.

Kaum war ich mit der poetischen Fixierung meiner Leidensgeschichte fertig und hatte mich über die fröhliche Stimmung meines Zellennachbarn, der schon drei Tage „saß“ aber trotzdem vergnügt Studentenlieder abwechselnd sang und pfiff, entsprechend gefreut und daraus meine Schlüsse für mein eigenes Geschick gezogen, als er mich durch kräftige Schläge an der Wand zum mündlichen Gedankenaustausch in allerdings etwas forcierter Form aufforderte. Kurz darauf drehte sich der Schlüssel wieder im Schloß, und an der Seite meines gestrengen Herrn Beschließers, der einen Korb Flaschen trug, erschien einer meiner Kommilitonen, um eine Zwischenstunde allerdings contra jus mit mir zu verplaudern. Herr B. war gewiß der richtigen Ansicht, respektive wußte aus Erfahrung, daß solche Plauderei inter cerevisiam entschieden besser von statten geht, und verließ uns mit der wohlwollenden Bemerkung: „Na ich will gleich uflasse, es wer'ner wohl noch mehr komme. Wenn Se kein Bier net mehr hawwe, brauche Se nur ze klingele, awer mache Se nur kein Skandal net, unne liest der Herr Professor B., der hat neulich erscht geschＯlle“. „Soll bestens besorgt werden“, war unsere Antwort.

So haben sich denn mit Ausnahme der Stunde, in der ich das von unserer alten Kneipwirtin, der guten Tante Fr., die nun auch schon längst ruht, in anbetracht der auszustehenden Leiden besonders gut bemessene Mittagsmahl einnahm und auf meinem weichen Bette dem Morpheus in die Arme sank, die Besuche abgelöst bis zum Eintritt der Dunkelheit, wo B. mit ernster Amtsmiene tabula rasa machte. — Nun war ich wieder mit meinen Gedanken allein. Ich ließ meine Blicke über das weite Tal schweifen, aus dem die Lichter in der Ferne aufblitzten, von den nicht weit entfernt liegenden Kneipen tönten die frohen Weisen der Studentenlieder, die von einem kräftigen Orchester intoniert und begleitet wurden, zu mir herüber und erinnerten mich an die Gezwungenheit meiner Situation. Ich schloß die Fenster, die ich den ganzen Tag offen gelassen, um nun noch etwas zu lesen und mich dann in tiefem Schlafe von all den Schrecken meines Gefängnisses zu erholen. Doch weit gefehlt. Der Ofen war trotz aller Manöver, die ich mit ihm anstellte, nicht zu besiegen, er strahlte mit eiserner Konsequenz eine schier unerträgliche Hitze aus. Selbst ein Teil meines Waschwassers, das ich ihm als sühnendes Trankopfer spendete, machte keinen Eindruck auf ihn. Er rächte sich für diesen Gewaltakt dadurch, daß er mir den Pesthauch seines Feuerschlundes entgegenzischte und mich zwang, die eben erst geschlossenen Fenster schleunigst zu öffnen. Ich gab nunmehr den Kampf als aussichtslos auf, mein schwarzer

Stubenkamerad hatte offenbar einen härteren Kopf wie ich. Kurz entschlossen kleidete ich mich wieder vollständig an und habe dann in jener Nacht alle meine Briefschulden pünktlich erledigt, wozu ich ungezwungen damals gewiß nicht gekommen wäre. Erst als der Tag graute, hatte der eiserne Unhold endlich ausgetobt, und die letzte Glut seiner heißen Leidenschaft verglomm zu Asche. Da habe ich noch für kurze Zeit die müden Lider geschlossen und zog dann um 8 Uhr fröhlich meine Straße heim zu den Penaten, nachdem ich vorher meine Bierschulden — es war nicht lauter Nickel — beim gastlichen B. beglichen und noch einen besonderen metallischen Dank für die überaus freundliche Behandlung hinzugefügt hatte. Dies Kapital trug mir später gute Zinsen, verschaffte es mir doch die einzige Konnexion, die ich auf der alma mater Philippina gehabt habe, nämlich das Interesse des biedern B. Er bewies mir seine wohlwollende Gesinnung im Staatsexamen dadurch, daß er gerade, während in der Kommission über mein Schicksal beraten wurde und ich in banger Erwartung meines Urteilsspruches harrte, in möglichst umständlicher Weise nach dem Feuer im Beratungszimmer sah. Als er mit schmunzelndem Gesicht herauskam, klopfte er mir vertrauensvoll gönnerhaft auf die Schulter und sprach die gewichtigen Worte: „Na, es hat noch mal gut gegange."

Liebchens Gruß.

Wenn sanft der müde Tag entweicht,
Dann bringen mir die Sterne
Den schönsten Gute-Nacht-Gruß mit
Vom Liebchen in der Ferne.

Und wenn zu tagen es beginnt,
Lacht mir die Sonn' ins Stübchen
Und überbringt den Morgen-Gruß
Vom fernen Herzensliebchen.

Frankfurt a. M.

George Münz.

Aus alter und neuer Zeit.

Zu Fuß von Fulda in Festungshaft! Kleine Reminiszenzen an die alte in letzter Zeit so vielgenannte Bergfeste Spangenberg fallen mir immer wieder ein. Es war im Februar des denkwürdigen Jahres 1866, als meinem lieben Vater aus Fulda vom Regiments-Kommando des dort garnisonierenden 3. Infanterie-Regiments ein Arrestant angemeldet wurde! Der demnächst zu unfreiwilligem Besuche auf der Bergfeste eintreffende junge Offizier, ein Sekondlieutenant v. Humbert, hatte die Absicht, die Reise von Fulda nach Spangenberg zu Fuß zurückzulegen und diesen seinen Wunsch dem Regiments-Adjutanten zur gefälligen Weitergabe unterbreitet. Der damalige Adjutant Premierlieutenant Becker berichtete hierüber nach folgendem Wortlaut an den Regiments-Kommandeur: „Herrn Oberst melde ich gehorsamst, daß Lieutenant von Humbert die Reise nach der Bergfestung Spangenberg zu Fuß machen will. Fulda, den 21. Februar 1866. Becker, Premier-Lieutenant, Regiments-Adjutant." Die Antwort des Regiments-Kommandeurs lautete wortgetreu: „Kann die Reise machen, wie er will. Der Offizier, der ihn eskortiert, kann neben dem Arrestaten her auch gehen, aber auch reiten oder fahren; nur muß er stets bei dem Arrestaten bleiben, der von ihm unter eigener Verantwortung, wenn er es wünscht, auch mit 1 oder 2 Mann Eskorte natürlich mit Gewehr und im Marschanzug, an die Kommandantur zu Spangenberg abgeliefert werden muß. von Buttlar, Oberst." Wohlgemut traten der Arrestat und der ihn eskortierende Offizier, mein Bruder Theodor, der damals auch im 3. Infanterie-Regiment stand und die willkommene Gelegenheit, die Heimat zu besuchen, nur zu gern ergriff, die Fußreise nach Spangenberg bei tiefem Schnee und arger Kälte an. Nach vier Tagen langten beide in vorzüglicher Kondition auf der alten schneebedeckten Feste an und übergab der begleitende Offizier mit strammer militärischer Haltung und ernster Dienstmiene dem Kommandanten den Arrestaten, wobei Vater und Sohn sich mit Sie und voller Titulatur anreden mußten. Erst nachdem die Zelle den Arrestaten aufgenommen, und alle dienstlichen Formalitäten erledigt waren, konnten sich der Vater und mein Bruder herzlich begrüßen, und letzterer von der ganz eigenartigen Fußreise, die trotz aller Mühseligkeiten des Reizes nicht entbehrte, berichten. Nach einigen köstlichen Urlaubstagen verließ uns mein Bruder wieder, doch zog er nun den Rückweg nach Fulda per Achse vor. Die Bahn ging in damaliger Zeit nur bis Hersfeld, doch ward bereits am 1. Oktober 1866 der Betrieb bis Fulda eröffnet, ich selbst benutzte den ersten, festlich bekränzten Zug, um meinen Bruder und die dortigen Verwandten zu besuchen.

— Besagter Lieutenant von Humbert war der vorletzte Gefangene, den die alte Feste in ihren Mauern barg, als er dieselbe zur Maienzeit verließ, bedeckte wieder Schnee den Schloßberg, doch diesmal war es Blütenschnee, der den altersgrauen Mauern unsagbaren Reiz verlieh. — Einen Monat später hatte die alte Feste als Staatsgefängnis ausgedient, bei Nacht und Nebel hatte der letzte kurhessische Gefangene dieselbe verlassen.

Anna Bölke, geb. Gissot.

Aus Heimat und Fremde.

Hessische Geschichtsvereine. Am 25. Februar hielt in der Sitzung des hessischen Geschichtsvereins zu Marburg Herr Dr. Grotefend auf Grund einiger im 17. Jahrhundert erschienenen Werke, sowie der Akten aus dem waldeckschen Archiv, das gegenwärtig in Marburg geordnet wird, einen Vortrag über den „Alrauna-Aberglauben", der sich in manchen Gegenden noch bis heute erhalten hat. Im Verlaufe des Abends gelangten durch Herrn Dr. Grotefend auch mehrere spanische Philippsgulden, die von Falschmünzern im Schloß zu Wildungen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts angefertigt worden waren, zur Vorlage. Herr Dr. Huyskens beleuchtete den angeblichen Bündnisvertrag, der 1551 zu Friedewald zwischen Frankreich, Brandenburg, Sachsen und Hessen abgeschlossen worden sei. Dies sei auf eine irrige Mitteilung des Chronisten Dilich zurückzuführen, die später auch von Rommel übernommen worden sei. (Auch Landau in seiner „Beschreibung des Kurfürstentums Hessen" erwähnt den Friedewalder Vertrag.) Nach den hessischen Geheimakten sei jener Vertrag am 5. Oktober 1551 zu Lochau (dem jetzigen Flecken Annaburg, Kreis Torgau) abgeschlossen und von König Heinrich II. von Frankreich im Januar 1552 zu Chambord ratifiziert worden. Ein Vertrag von Friedewald bestehe demnach nicht, wohl aber seien im Februar 1552 die verbündeten Fürsten vor Ausbruch der gegen Karl V. gerichteten Feindseligkeiten noch einmal zusammengekommen und diesmal auf hessischem Boden. Dies werde die Veranlassung zu der irrigen Annahme des Friedewalder Vertrags gegeben haben. Am 8. März fand eine weitere Sitzung statt, in welcher Herr Professor Varrentrapp die Meinungen in Kurhessen über das deutsche Kaisertum in den Jahren 1848 und 1849 besprach. Aus dieser Schilderung der damaligen politischen Zeitverhältnisse ist hervorzuheben, daß die Mehrheit der Kurhessischen Ständeversammlung für ein erbliches Kaisertum war und von den Abgeordneten des Kurstaates, die in der Paulskirche zu Frankfurt mitzuraten hatten, schließlich neun den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zum deutschen Kaiser wählten und nur zwei gegen diese Abstimmung waren. Die Wahl wurde von der kurhessischen Bevölkerung mit so großer Befriedigung aufgenommen, daß der preußische Geschäftsträger in Kassel an seine Regierung berichten konnte, nicht allein das Ministerium, sondern alle monarchisch Gesinnten wünschten dringend, der König möge die Kaiserwürde annehmen. Herr Landgerichtsrat Gleim, der jene Zeit miterlebt hatte, dankte dem Redner für seine bemerkenswerten Ausführungen.

Von den Ausgrabungen bei Haltern an der Lippe handelte der Vortrag, den Herr Professor Dr. Schuchardt aus Hannover am 29. Februar im Hessischen Geschichtsverein zu Kassel hielt. Der Herr Redner wies zuerst auf die Untersuchungen hin, die man von Xanten bis Paderborn gemacht hat und die statt der dort am Lauf der Lippe angenommenen Römerkastelle eine Reihe befestigter Höfe aus der karolingischen Zeit ergeben haben. Auch Elsen bei Paderborn, wo man seither die Römerfeste Aliso, in der die Reste der römischen Legionen nach der Varusschlacht sich gesammelt hatten vermutete, konnte hierbei nicht mehr in Frage kommen. Man wandte sich nun dem zwischen Wesel und Hamm an der Lippe gelegenen Dorfe Haltern zu, weil dort bereits römische Münzen, Schmucksachen und, was von besonderer Wichtigkeit schien, Schleuderblei gefunden worden waren. Auch war schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf eine römische Befestigung auf dem nahe gelegenen Annaberg aufmerksam gemacht worden. Dort stellte die westfälische Altertumskommission nunmehr ihre Nachforschungen an, die einen sehr befriedigenden Verlauf nahmen, denn in geringer Zeit — von Oktober 1899 bis jetzt — wurden vier große römische Anlagen aufgedeckt, und dabei Waffendepots von solchem Umfang zu Tage gefördert, daß wohl kein Zweifel mehr darüber walten kann, daß bei Haltern der römische Lagerplatz Aliso gefunden worden ist. Seinen eingehenden Vortrag erläuterte der Herr Redner durch Karten und eine große Anzahl Lichtbilder, welche die gemachten Forschungen getreu veranschaulichten. — An dem am 7. März abgehaltenen wissenschaftlichen Unterhaltungsabend machte Herr Geheimer Regierungsrat Fritsch Mitteilungen über die Behandlung der Strafgefangenen auf der Festung Spangenberg.

Herr Hofgärtner Virchow erörterte die notwendig gewordene Abholzung der beiden Fichtenreihen an den Kaskaden zu Wilhelmshöhe und legte verschiedene Zeichnungen des Riesenschlosses und seiner Umgebung vor, wobei er das Hauptverdienst um die Gestaltung der dortigen Baumanlagen Wilhelm IX. (I.) zuschrieb. Darauf ergriff Herr Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf das Wort, um in einem ausführlichen Vortrag die Anteilnahme der kurhessischen Husaren an dem Gefecht bei Aschaffenburg am 14. Juli 1866 wiederzugeben. Hervorgerufen war diese in hohem Grade dankenswerte selbständige Schilderung durch die Schrift des Herrn Oberexpeditors Günther in Aschaffenburg, die im „Hessenland" schon mehrfach erwähnt worden ist. Da in der Nr. 4 unserer Zeitschrift der Bericht eines Augenzeugen und Mitkombattanten in jenem Gefecht, des Herrn Oberstleutnants von Remansky, erschienen ist, dessen Ausführungen mit denen des Herrn Redners übereinstimmen, so sei hier nur bemerkt, daß der Vortrag eine jener lebhaften und farbenreichen Schlachtenstudien bot, wie sie Herrn Dr. Schwarzkopf eigen sind. Selbstverständlich war die Detailmalerei dabei eine sehr umfassende und enthielt eine Fülle charakteristischer Züge, die noch wenig bekannt sind. Für die Kurhessen war, trotz des Rückzugs, den sie antreten mußten, der Held des Tages der damalige Premierleutnant von Stamford, der durch sein und seiner Leute mutiges Verhalten eine Batterie rettete, unvergessen aber sei auch der Ritt des Husaren Kersten, dem der österreichische Feldmarschall-Leutnant Graf Neipperg, als die Preußen die Stadt schon völlig im Besitz hatten, den Auftrag gab, ihm seinen Regenmantel vom Bahnhof zu holen. Ohne sich zu besinnen, ritt Kersten durch die stürmenden Preußen hindurch und entledigte sich prompt der ihm gegebenen Ordre, wobei er einen Schuß erhielt, der ihn wochenlang ins Lazarett brachte. Stimmungsvoll schloß der Redner mit der Rückkehr der hessischen Truppen in die Heimat und dem Besuch des letzten Kurfürsten am 8. Oktober 1866 an den Gräbern der bei Aschaffenburg gefallenen und dort beerdigten kurhessischen Husaren. Nach diesem mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag gelangte ein Schreiben des Oberstleutnants von Remansky zu Melnik in Böhmen, an die Redaktion des „Hessenland" gerichtet, zur Verlesung, das wir hier im Wortlaut wiedergeben:

„Als Nachtrag zu meinem in Nr. 4 vom 16. Februar 1904 publizierten Berichte erlaube ich mir auf nachfolgende zwei Punkte aufmerksam zu machen, die zwar mit dem offiziellen Berichte nicht übereinstimmen, aber auf historischer Wahrheit beruhen.

1. Im V. Band „Österreichs Kämpfe 1866" steht über den Rückzug der kurhessischen Husaren auf Seite 107 wörtlich folgendes: „Erst als die Mainbrücke von den Preußen besetzt und auch General Kummer bereits dort eingetroffen war, kam die früher zur Attacke vorbeorderte kurhessische Husaren-Division im gemäßigten Tempo reitend an derselben an. Getäuscht durch die Ähnlichkeit der Uniformen mit jenen der preußischen Husaren ließ man sie ungehindert die Brücke passieren, worauf am jenseitigen Ufer angelangt, sich diese Reitertruppe im schnellsten Tempo dem preußischen Schußbereiche entzog." An dieser eben aus dem offiziellen Werke entnommenen Schilderung über den Rückzug der kurhessischen Husaren und ihr wunderbares Entkommen über die Mainbrücke ist nicht ein Wort wahr, sie steht zwar in dem historischen Werke, aber richtig ist sie nicht.

Mein im „Hessenland" publizierter Bericht schildert treu die Tätigkeit der kurhessischen Husaren und ihren Rückzug aus Aschaffenburg, wie ich es mit eignen Augen gesehen habe; anders war es nicht.

2. Ein weiterer geschichtlicher Irrtum ist auch im offiziellen preußischen Werke „Der Feldzug von 1866 in Deutschland" über das Vordringen der preußischen Truppen zur Mainbrücke in Aschaffenburg; es steht dort: „Hauptmann Bastineller, welcher mit der 5. und 7. Kompagnie des Regiments Nr. 53 zuerst die Brücke erreichte rc."

Diese Angabe ist insoweit nicht richtig, als es sich darum handelt, wer zuerst zur Brücke vorzudrängen sich bestrebt hat. Zuerst waren es Truppen der Brigade Wrangel, die um den Bahnhof herum am königlichen Schlosse in Aschaffenburg vorbei zur Brücke vorzudrängen bestrebt waren, daß man hierfür die Truppen der Brigade Kummer annimmt, ist ein Irrtum. Dieser Irrtum entstand in dem geschichtlichen Werke dadurch, daß Bastineller von dem früheren Vorhandensein einer Abteilung der Brigade Wrangel und diese vice versa von Bastineller keine Ahnung haben konnte, beide Abteilungen konnten sich gegenseitig nicht sehen. Ich sah das erste Erscheinen der preußischen Truppen der Brigade Wrangel an dem hohen Gebäude zunächst der Brücke und ihr Vordringen zu derselben von der Brücke aus, und erst einige 5—10 Minuten später erschienen die Truppen der Brigade Kummer oberhalb der Brücke.

Die Truppen der Brigade Wrangel zunächst der Brücke haben grad durch ihre erhöhte Lage die Passage zu und von der Brücke am meisten bedroht. Beweis von dem früheren Erscheinen der Truppen der Brigade Wrangel am Königlichen Schlosse und zur Brücke ist auch die Tatsache, daß, als das österreichische Jägerbataillon nach hartnäckigster Verteidigung den Bahnhof aufgeben mußte, um am Schloß vorbei zur Mainbrücke zu gelangen, schon dieses Bataillon auf die am Schlosse bereits stehenden Abteilungen der Brigade Wrangel gestoßen, dort mit einer Decharge empfangen, umkehren mußte, zum Bahnhofe zurückeilte und dort mit dem Bajonett in der Hand den Rückzug nach Stockstadt sich erzwingen mußte.

Im Feuer dieser zwei Abteilungen der Brigade Wrangel von unterhalb der Brücke und jener der Brigade Kummer von oberhalb der Brücke passierten damals die kurhessischen Husaren noch die Brücke, welche zu dieser Zeit noch von den österreichischen Truppen besetzt und verteidigt worden war."

Hochschulnachrichten. Professor Dr. Ludwig Justi, außerordentlicher Professor an der Universität Halle, ist als Nachfolger des Professors Dr. Weizsäcker zum Direktor des Städelschen Kunstinstituts in Frankfurt a. M. berufen worden. — Die Pivatdozenten Dr. Helm, Dr. Kinkel und Dr. Messer zu Gießen sind zu außerordent-

lichen Professoren bei der philosophischen Fakultät und der Privatdozent Dr. Henneberg daselbst zum außerordentlichen Professor bei der medizinischen Fakultät der dortigen Universität ernannt worden.

Rintelner Universitätsbücherei. Die Bibliothek der im Jahre 1810 aufgehobenen Universität Rinteln, die auf Verfügung des Kultusministeriums nach Berlin gebracht werden sollte, wird der Grafschaft Schaumburg erhalten bleiben, da Herr Oberpräsident von Windheim, infolge einer Eingabe der Rintelner Bürgerschaft, noch rechtzeitig den Wünschen der letzteren um Belassen der Bücherei hat Geltung verschaffen können. Im hessischen Kommunallandtag wurde in dieser Angelegenheit eine von Herrn Landrat von Ditfurth vorgeschlagene Resolution angenommen, daß der Landtag dem Vorgehen des Kreises Rinteln, das die Erhaltung der alten dortigen Universitätsbücherei im Lande bezwecke, seine Billigung erteile und eine Unterstützung des Landesausschusses für wünschenswert halte. Der Landesausschuß hat daraufhin einen Betrag zur Unterbringung der Bibliothek bewilligt und wird einen seiner Archivbeamten mit dem Ordnen derselben beauftragen. Wir werden demnächst auf die Rintelner Universitätsbibliothek eingehend zurückkommen.

Vermählung. Zu London hat am 19. Februar die Trauung des Frl. Nora Keller, einzigen Tochter des Herrn Hermann Keller daselbst und Enkelin unserer hochgeschätzten Mitarbeiterin Frau H. Keller-Jordan, mit Herrn Dr. med. Karl Handwerck aus München, jüngstem Sohn des bekannten in Kassel verstorbenen hessischen Kunstmalers Eduard Handwerck, stattgefunden. Nora Keller ist den Lesern unserer Zeitschrift bereits durch einige ansprechende Novellen aus dem Gesellschaftsleben („Ein kurzer Lebenstraum“, 1902, Nr. 19 und „Adrienne“, 1903, Nr. 21 und 22) bekannt geworden.

Hessischer Dichterabend. Am 2. März fand im Hanuschsaal zu Kassel der von uns bereits erwähnte „Hessische Dichterabend“ statt, an dem eine Anzahl Gedichte heimischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen in teils trefflicher Weise von den Schülern und Schülerinnen der von Bodenhausenschen Schauspielschule zum Vortrag gelangte. Die dankenswerte Vorführung fand den Beifall des Publikums, so daß Herr von Bodenhausen einen weiteren ähnlichen Abend bereits in Aussicht gestellt hat.

Wartburgstimmen. Die unter diesem Titel herausgegebene Zeitschrift (s. Anzeigen) wird vom 1. April d. J. an in Halbmonatsheften erscheinen. Mit ihr verbunden kann auch das „Neuland des Wissens“ bezogen werden. Dieses Beiheft gibt eine Rundschau über die Fortschritte und den neuesten Stand der Forschung auf den Gebieten der Naturwissenschaft und der Erd- und Völkerkunde und soll, an und für sich selbständig, eine Art naturwissenschaftliche Vorschule für den Gedankenbau der „Wartburgstimmen“ sein. Diese vorzügliche Zeitschrift, die sich selbst ein „Organ deutscher Weltanschauung“ nennt, hat in dem ersten Jahr ihres Bestehens ihren Beruf erwiesen, eine führende Stelle im deutschen Geistesleben einzunehmen.

Personalien.

Verliehen: den Professoren Bleckmann am Wilhelms-Gymnasium und Prätorius am Friedrichs-Gymnasium zu Kassel der Rang der Räte 4. Klasse.

Ernannt: die Rechtsanwälte Goldberg in Marburg und Lietzmann in Fritzlar zu Notaren; Referendar Richter zum Gerichtsassessor; Regierungssekretär Hartmann in Kassel zum Rentmeister der Königl. Kreiskasse in Hünfeld.

Berufen: Oberlehrer Heun am Kaiser Wilhelms-Gymnasium zu Montabaur zum Oberlehrer an das Gymnasium zu Fulda.

In die Liste der **Rechtsanwälte** eingetragen: Dr. Mahnkopf bei dem Amtsgericht in Rotenburg a. F.

Übertragen: dem Kreisbauinspektor Overbeck in Angerburg die Kreisbauinspektion zu Hofgeismar

Geboren: ein Sohn: Dr Jost und Frau (Kassel, 29. Februar); Fabrikant Friedrich Engelhardt und Frau Sophie, geb Ulrich (Bettenhausen, 1. März); Dr. med. Bloch und Frau Selma, geb. Dalberg (Köln, 5. März); Leutnant Ligniez und Frau Katharina, geb. Vogt (Schlettstadt, 7. März); eine Tochter: Dr. H. Ziegenbein und Frau Johanna, geb. Gadamer (Marburg, 29. Februar); Landmesser Freckmann und Frau Paula, geb. Plappert (Kassel, 4. März); Dr. Fr. Schulte und Frau Frieda, geb. Zinn (Kirchditmold, 12. März).

Gestorben: Geheimrat Professor Dr. Wilhelm Schell, 77 Jahre alt (Karlsruhe, 13. Februar); Rektor Joseph Wehner aus Hünfeld, 48 Jahre alt (Düsseldorf, Februar); Frau Marline von Rürleben, geb. Freiin von Boineburg-Lengsfeld, 65 Jahre alt (Kassel, 2. März); Rittergutsbesitzer Heinrich Mardorf, 82 Jahre alt (Fritzlar 4. März); Kaufmann Elias Karl Magersuppe, 63 Jahre alt (Kassel, 6. März); Privatmann Karl Georg Reich, 81 Jahre alt (Kassel, 8. März); Kaufmann Ludwig Mincke, 70 Jahre alt (Kassel, 9. März); verwitwete Frau Elisabeth Eckhardt, geb Thielemann, 77 Jahre alt (Kassel, 10. März); Landgerichtsrat a. D. Adolf Heldmann, 67 Jahre alt (Marburg, 11. März); Frau Mathilde Vorthmann, geb. Pfeiffer, 81 Jahre alt (Kassel, 15. März); Oberinspektor a. D. Friedrich Wilhelm Nettelbeck, 75 Jahre alt (Kassel, 15. März).

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 7. XVIII. Jahrgang. Kassel, 2. April 1904.

Die Espe.

(Legende.)

Mit dem Dornenkranz geschmückt,
Schwer das Kreuz auf müder Schulter,
Schritt so traurig und gebückt
Jesus hin, der fromme Dulder,
Seinen Weg nach Golgatha
Zu des Opfertodes Stätte.
Jedes Bäumlein, das ihn sah,
Jeder Strauch stand seufzend da
Und ihn gern getröstet hätte.

Doch sie konnten gar nichts tun
Als ihm ihren Schatten spenden;
Baten flüsternd ihn, zu ruhn,
Winkten mit den Blätterhänden.
Alle Blümlein wurden blaß,
Bückten sich, ihn noch zu grüßen,
Und von Tauestränen naß
Neigte trauernd sich das Gras
Auf dem Weg zu Jesu Füßen.

Nur ein Baum stand unbewegt
Fühllos da, in sich verschlossen;
Hat sich nicht zum Gruß geregt,
Keinen Schatten ausgegossen.
Bot ihm keine Lagerstatt,
Daß er ihn noch fromm erquicke,
Streut' zu Füßen ihm kein Blatt — —
Doch da sah ihn todesmatt
Jesus an mit dunklem Blicke —

Ach so traurig, daß ihm rann
Durchs Geäst ein jäh Erschüttern,
An dem stolzen Baum begann
Jedes Blättchen zu erzittern.
Und Jahrtausende vergehn,
Doch den Blick voll Todesklage
Kann ihm keine Zeit verwehn,
Und er muß am Wege stehn
Zitternd bis zum jüngsten Tage.

Remscheid. **Auguste Wiederhold.**

Frühling.

Nun kommen sie wieder
Die Tage voll Duft,
Und wirbelnde Lieder
Durchjauchzen die Luft.

Im Tau baden Gräser
Ihr Blütengesicht —
Dort funkelt die Weser
Mit silbernem Licht.

In blitzenden Bogen
Zieht scherzend sie hin,
Es grüßen die Wogen
Das lachende Grün.

Der Berg majestätisch
Mit felsiger Kron'
Winkt ernst-gravitätisch
Zu köstlichem Lohn.

Valet nun dem Harme
In schmachtender Brust;
Nun bade die Arme
In Wellen der Luft!

Nun schleunig entweiche
Der staubigen Luft,
Im waldigen Reiche
Weht besserer Duft.

Da keimt es, da klinget
Der Vögelein Chor,
Die Seele wohl schwinget
Zum Licht sich empor.

Ludwig Fuchs †.

Lenztag.

Mild segnend zieht der Tag in letzter Pracht
Hin über Menschen-Glück und Menschen-Kummer,
Ermüdet küßt er dann die weiche Nacht
Und sinkt an ihrer Brust in stillen Schlummer.

Da ruht er aus, bis daß die Lerche laut
Im tiefsten Zwielicht ihre Weisen schmettert
Und, wenn der erste Streif am Himmel graut,
An ihren Trillern durch die Dämmer klettert.

Dann aber wacht er auf und zieht hinaus;
In Purpur glänzt, was sich in Schleier hüllte.
Und stets nur gebend, gießt er wieder aus,
Womit die Nacht so reich sein Füllhorn füllte.

Komm mit hinaus, du, meines Lebens Stern,
Den segensschweren, goldnen Tag zu loben;
Schon strahlt sein Auge durch den Dom des Herrn
Und Wolken feiern ihn in Purpur-Roben.

Kassel. **Carl Preser.**



Sichelstein und Sensenstein.

Von Karl Neuber.

Die nur von wenigen aufgesuchten mittelalterlichen Burgen Sichelstein und Sensenstein liegen eine gute Stunde von einander entfernt in dem Kaufunger Walde, welcher östlich von der Hauptstadt Kassel von Oberkaufungen an der Losse an bis zu dem durch den Zusammenfluß der Fulda und Werra in die Weser bei Hann. Münden gebildeten Delta sich hinzieht und als ansehnlicher Gebirgszug erscheint mit mehreren Höhen, die herrliche Rundsichten gewähren, wie der Bilstein bei Großalmerode und der große Steinberg vor Münden. Die genannten Burgen werden getrennt durch das Tal der Nieste, das infolge seines tief einschneidenden Laufes an Schönheit und romantischer Lage mit manchen Flußtälern, die allgemeine Berühmtheit erlangt haben, wetteifern kann.

Der Sichelstein oder Sichelnstein, 1020 Fuß über dem Meeresspiegel, liegt im Norden im hannöverschen, früher braunschweigischen Gebiete auf dem rechten Niesteufer, südlich vom großen Staufenberge und an der Südwestspitze des Dorfes Sichelstein an einem kleinen Bache, der Steinacker genannt, welcher nicht weit davon in den Wellebach und dieser wieder bei Uschlag in die Nieste einmündet. Der Sensenstein, 1120 Fuß hoch, liegt im Süden im hessischen Gebiete auf dem sich an den Mühlenberg anreihenden Gerholdsberge auf dem linken Niesteufer östlich vom Rittergut Windhausen an der Straße nach dem Dorfe Nieste zu.

Diese jetzt harmlos erscheinenden Punkte standen sich in dem mehrere Jahre in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts andauernden furchtbaren Sternerkriege als Festen oder Burgen feindlich gegenüber. Der Sichelstein hat noch eine Vorgeschichte, beide Burgen aber haben eine Nachgeschichte. Wenn auch über dieselben eine reiche Literatur vorliegt, dürfte doch eine Zusammenstellung dieser Geschichte keineswegs uninteressant sein.

Nach der Darstellung von Wilhelm Lotze: Geschichte der Stadt Münden und Umgegend (Münden 1878, S. 312 fg.), wurde die Burg Sichelnstein schon von den ersten Nachkommen der Sachsen Amelung und Hiddi gegründet, um ihre Feldfluren zu schützen, „damit sie die mit der Sichel geschnittenen Erträge ihrer Äcker in Ruhe einernten und sicher bewahren könnten". Der Direktor des Kestnermuseums zu Hannover, Dr. Karl Schuchardt, setzt in seinem Atlas vorgeschichtlicher Befestigungen in Niedersachsen (Heft IV, Hannover 1894, S. 32) die Lebenszeit dieser sächsischen Edelinge in die Regierungszeit Karls des Großen, welcher ihnen, da sie, zu ihm haltend, von ihren Landsleuten vertrieben waren, in der Gegend von Wolfsanger (Vulfesanger) Wohnplätze angewiesen, von wo aus sie die Gegend von Werra und Fulda urbar gemacht hatten, also in die zwei letzten Jahrzehnte des 8. Jahrhunderts. Von Hiddis Sohne, Esiko, wurde um den Habichtsborn (nördlich von Nieste) das Dorf Esikerode, d. i. Escherode, gegründet. Wir erfahren weiter: Ein Urenkel Amelungs, namens Wittilo, soll sich unter dem deutschen König Heinrich I. in der Schlacht bei Merseburg gegen die Ungarn (933) durch Tapferkeit ausgezeichnet haben und deshalb vom König zum Ritter geschlagen worden sein, wobei des Ritters weißer Schild in gelb umgeändert und die beiden silbernen Sicheln mit der Marmorsäule in der Mitte verbessert worden seien.

Von den nächsten Nachkommen werden verschiedene fromme Handlungen berichtet: Bardo v. Sichelstein baute die Kirche zu Nyste (1019), Hermann schenkte dem Kloster Corvey drei fette Ochsen für die durch die Gebete der Corveyschen Mönche bewirkte Genesung seines Sohnes (1094); auch Cuno wird unter den Wohltätern des Klosters genannt (1163).

Dann aber wird eine blutige Tat von einem zweiten Bardo v. Sichelstein mitgeteilt: derselbe erstach im Zorn seine Gemahlin Kunigunde von Eyzenberg, worauf deren Bruder, Heimbert von Eyzenberg, sich in die gerade zu Fulda zusammengetretene Fürstenversammlung begab und daselbst vor den Kaiser Friedrich I. Barbarossa hintrat und Klage gegen seinen Schwager erhob. Der Kaiser verurteilte den Mörder zum Tode durch den Strick, und der Erzbischof von Mainz, Konrad I. (von Wittelsbach) sprach über ihn den Bann aus. Ob weitere Verhandlungen stattgefunden, wird nicht mitgeteilt; doch legte sich des anderen Tages der Zorn des Kaisers, und auf Fürbitte wurde das Todesurteil dahin abgeändert,

daß Bardo in das kaiserliche freie Stift Corvey zehn Pfund feines Silber zahlen und in einem Gefängnisse desselben auf eigene Kosten lebenslänglich sitzen solle. Aber der Kaiser nahm ihm sein goldenes (eigentlich gelbes) Wappenschild mit der weißen Marmorsäule und den silbernen Sicheln und gab ihm statt dessen ein blutrotes. Bardo wurde auch (im Jahre 1189) in ein Mauergewölbe des Klosters Corvey, dessen Abt Wedekind von Desenberg war, gesteckt, jedoch nach drei Jahren (1192) seiner Haft entlassen. Er bezog sogar den Sichelstein wieder, lebte aber in vollständiger Zurückgezogenheit bis zu seinem Ende (1239), worauf er in der Klosterkirche zu Wahlshausen (Wilhelmshausen) begraben wurde.[1]) Seine Besitzungen fielen jedenfalls, da von Kindern keine Rede ist, bei seinem Ableben an Braunschweig-Lüneburg, dessen erster Herzog Otto das Kind war (seit 1235), und kamen dann an die Linie Göttingen.

Nun erfahren wir nichts von der Burg Sichelstein, weder über ihre äußere noch über ihre innere Geschichte, bis zum Zusammenstoß mit Hessen im 14. Jahrhundert. Daselbst regierte Landgraf Heinrich II. (1328—1376 oder 1377) mit dem Beinamen „der Eiserne“.

Durch den Tod seines geliebten Sohnes Otto des Schützen (1366) auf der Jagd im Spangenberger Gehölz, welche bekanntlich die Sage verherrlicht hat, tief erschüttert, bestimmte er den Sohn seiner Tochter Elisabeth aus deren Ehe mit Herzog Ernst von Braunschweig-Göttingen, namens Otto, zu seinem Nachfolger. Dieser Herzog Otto, der Quade, soviel wie der Böse, auch der tolle oder tobende Hund, ist durch diese Beinamen in der Geschichte gekennzeichnet und galt als leicht zum Zorn geneigt und streitsüchtig. Eine lieblose Äußerung von ihm soll die Veranlassung gewesen sein, daß Heinrich den Sohn seines verstorbenen Bruders Ludwig, des Junkers von Grebenstein, Hermann den Gelehrten, zum Nachfolger ernannte und ihn sogar als Mitregenten (1367) annahm. Dieser (geboren 1340 wahrscheinlich auf der Burg Grebenstein) hatte, zum geistlichen Stande bestimmt, eine äußerst sorgfältige Erziehung zuerst in einem Kloster zu Magdeburg erhalten und dann die Hochschulen von Paris und Prag besucht, dabei verschiedene Auszeichnungen erhalten, als Bakkalaureus zu Trier, Magister zu Prag, Domherr zu Magdeburg, aber noch nicht die höhere priesterliche Weihe empfangen; es wurde deshalb sein Rücktritt in den weltlichen Stand unbestritten zugelassen.[2]) Aber trotz seiner vorzüglichen Eigenschaften fand seine Annahme als Mitregent bei einem großen Teile der Bevölkerung des Hessenlandes wenig Anklang. Trotz des hohen Ansehens, welches in fast allen Jahrhunderten die römisch-katholische Geistlichkeit beim Volk genossen hat, wurden Spottreden ergossen auf diejenigen, welche aus dem geistlichen Stand in den weltlichen übertraten, die Kriegerkaste duldete nur ungern denjenigen, welcher einmal der Priesterkaste angehört hatte.

Hermann verstand es jedoch, Ordnung in die Verwaltung zu bringen und die Finanzen zu bessern. Daß er es da mit manchen Beamten und Dienern verdorben haben mag, kann nicht wundernehmen, und begreiflich ist daher die Erhebung der Ritterschaft gegen ihn, welche jedenfalls durch den Herzog Otto den Quaden veranlaßt war, der auf solche Weise zu einem Teile von Hessen zu gelangen hoffte. Otto rüstete und setzte seine festen Plätze in kriegsfähigen Zustand. Dazu gehörte vor allem, daß er die inzwischen sehr verfallene Burg Sichelstein wieder aufbauen und das Schloß von neuem befestigen ließ (um Ostern 1372).[3])

Hessischerseits blieb man nicht untätig und wurde gleichfalls eine Feste aufgeführt, wofür der Name Sensenstein aufkam. Wie sich sprichwörtlich ausgedrückt wurde, man setzte der Sichel von Braunschweig eine Sense von Hessen entgegen. Es entstand dadurch der Name Sensenstein. Ein Geschlecht der Herren von Sensenstein hat es niemals gegeben. Zu einer bereits vorhandenen Warte wurden Schloß und andere Gebäude angelegt (1373).[4])

Nach Schuchardt in seinem erwähnten Atlas (S. 32, Nr. 143) ist nicht der geringste Anhalt für die Annahme, daß die Schanze (d. h. der Sensenstein) schon vor der Zeit bestanden habe, in welche die historischen Nachrichten ihre Entstehung verlegen, da bei den am 11. und 12. Juli 1893 vorgenommenen Ausgrabungen die Fundstücke in Tonwaren, Eisengeräten, Ziegelstücken, Glaswaren usw. insgesamt dem 14. und 15. Jahrhundert angehören.

[1]) Die „Baudenkmäler im Regierungsbezirk Kassel“ von Dehn-Rotfelser und Lotz (1870, S. 312) enthalten nichts über Bardos Grab in der Kirche des ehemaligen Zisterzienser-Nonnenklosters Wahlshausen zu Wilhelmshausen.

[2]) Münscher, Geschichte von Hessen S. 100. — Zeitschrift des Vereins für hess. Gesch. N. F. Bd. XI, S. 7 (Aufsatz von Dr. Walther Friedensberg).

[3]) Winkelmann, Gesch. d. Fürstent. Hessen u. Hersfeld. T. VI, S. 334.

[4]) Winkelmann, a. a. O. T. II, S. 239. — Hessische Zeitrechnung (Chronik), Fortſ. 21, S. 98 f.

(Schluß folgt.)

Kant in Marburg.

Von Professor D. Friedrich Wiegand in Marburg.

(Schluß.)

Natürlich rumorten die Kantschen Anschauungen weiter, und ebenso behauptete sich in den regierenden Kreisen die Sorge. Man hatte in den Tagen der Aufklärung zu schlimme Erfahrungen gemacht, als daß man nicht hätte vorsichtig sein sollen, wenn die Religion von irgend welcher Seite her bedroht schien. Denn hierum handelte es sich stets in erster Linie: mit den althergebrachten Gottesbeweisen schienen die Stützen des Gottesglaubens ein für allemal hinweggebrochen. Der Landgraf strebte nach eigenem Urteil in dem schwierigen Problem. Sein Vertrauensmann war der Professor der praktischen Theologie Pfeiffer. Auch Pfeiffer vertrat wie seine Fakultätsgenossen die landläufige reformierte Orthodoxie. Nur daß er in nicht zu verkennender Weise bemüht war, auch dem Neuen in Theologie und Philosophie ein Verständnis entgegenzubringen und speziell den Aufklärungstheologen mit Vertrauen zu begegnen, was ihn natürlich beim Minister von Fleckenbühl nicht besonders empfahl. Da er aber den zur Ausbildung nach Marburg gesandten Erbprinzen Wilhelm, nachmaligen Kurfürsten Wilhelm II., speziell zu unterrichten und zu konfirmieren hatte, so gaben ihm diese persönlichen Beziehungen zum Hofe eine erwünschte Gelegenheit, auch den Landgrafen in dem freundlichen Optimismus zu bestärken, daß nicht alles Neue und Ungewohnte auch unbedingt religions-, sitten- und staatsgefährlich sei.

Es war bei einem Besuche, den der Landgraf 1790 der Universität machte, als er Pfeiffer befahl, seine Gedanken darüber einzuschicken, „was für eine Beziehung Kantische Philosophie besonders auf Religion habe". Natürlich fiel das Gutachten überaus freundlich aus. Jena und die „Allgemeine Literatur-Zeitung" sind längst zu Kant übergetreten, Halle verhält sich zuwartend, Göttingen allerdings noch ablehnend. Eine solche Erfahrung macht man jedesmal, wenn neue Gedanken in die Erscheinung treten. Jedenfalls ist Kant kein Skeptiker. Wenn er von den sinnlichen Gegenständen sagt, daß wir nicht wissen, was sie an sich sind, so hebt er damit nicht ihre Existenz auf. Die lückenhaften Gottesbeweise schiebt er mit Fug und Recht beiseite. „Dem Herzen soll da auch etwas bleiben, das soll da auch etwas tun." Wie wenig Kant aber geneigt ist, das Dasein Gottes überhaupt zu leugnen, hat er mit seinem moralischen Beweise gezeigt, auf den er selbst alles Gewicht legt. Natürlich schädigt er ebensowenig die Sittlichkeit, schon deshalb nicht, weil er sie auf Pflicht und nicht auf Glückseligkeit aufbaut. „Das Dringen auf Pflicht hat aber immer etwas Edles." Jedenfalls erregt Kants Philosophie den Geist der Prüfung und schafft in der Wissenschaft Leben und Tätigkeit. Und nur eins schadet ihrem guten Ruf, die Unbescheidenheit und der Hochmut der Schüler, und der Mißbrauch, den diese mit den Aufstellungen des Meisters treiben, und durch den sie dieselben in ein falsches Licht rücken.

Trotz dieser drei Belehrungen, die obendrein durchweg übereinstimmten, konnte indessen das Ministerium von Fleckenbühl sich gleichwohl nicht von seinem Mißtrauen freimachen. In Berlin zensurierte man Kants Untersuchungen gerade um ihrer Beziehungen zur Religion willen und verleidete dem ehrwürdigen Dozenten damit schließlich seine Lehrtätigkeit. In Paris zog man die Konsequenzen aus dem Bruch mit der Religion in erschreckender Weise. Kein Wunder, daß da auch der Landgraf von Hessen den reaktionären Stimmen seiner Umgebung ein geneigtes Ohr lieh. Am 4. Juli 1794 erging an die Universität ein sehr ungnädiges Reskript. Dem Landesherrn war von glaubwürdiger Seite mitgeteilt worden, daß verschiedene Professoren sich auf dem Katheder wie in der Gesellschaft politisch radikal und republikanisch geäußert und vor Studenten die gegenwärtige Staatsverfassung, die gesellschaftlichen Zustände, den Landesherrn und das Vaterland geringschätzig behandelt hatten; und daß man in denselben Kreisen „jede höhere Offenbarung als ungewiß und alle positive Religion als entbehrlich schildere, auch die Achtung gegen den öffentlichen Gottesdienst schwäche und überhaupt durch eine wenigstens unvorsichtige Anwendung von Philosophie auf die geoffenbarte Religion Verwirrung und Zweifelsucht bis unter die niedrigeren Klassen der Untertanen ausbringe".

Der Lehrkörper regte sich über diese unerwartete Zurechtweisung anfangs gewaltig auf, beschloß aber endlich doch über dieselbe ruhig zur Tagesordnung überzugehen, weil ja niemand persönlich genannt sei und man deshalb nicht wissen könne, auf wen die ganze Sache eigentlich gehe. In Wirklichkeit wohl, weil man sich trotz aller Unschuldsbeteuerungen nicht ganz frei im Gewissen fühlte. Ein Kollegium, in dem ein unruhiger Geist wie Baldinger saß, hatte schließlich immer etwas auf dem Kerbholz.

In denselben Wochen siedelte Karl Daub von Marburg nach Hanau über. Man hat diesem Vorgange stets eine besondere Wichtigkeit beigemessen und in ihm gern eine Knebelung des Liberalismus und der freien Forschung durch die hessische Re-

gierung gesehen. Der „Professor" Daub sei plötzlich und ohne allen Grund in das abgelegene Hanau strafversetzt worden. Man gesteht ein, über den ganzen Vorgang nichts Näheres zu wissen, aber man hält an dem Faktum gleichwohl fest. In dieser Form stellt sich indessen nach Ausweis der Universitätsakten die ganze Sache als eine Geschichtsfabel heraus. Daub war weder Professor noch Privatdozent, sondern sog. Stipendiatenmajor, d. h. er hatte an der Stipendiatenanstalt eine der beiden Repetentenstellen inne, die ihn verpflichtete, unter Aufsicht des Ephorus der genannten Anstalt die Arbeiten der Stipendiaten zu leiten. Er war bis dahin nur theologischer Kandidat, und seine Ernennung zum ordentlichen Professor der Philosophie an der hohen Landesschule zu Hanau bedeutete für ihn die erste staatliche Anstellung. Daß dieselbe in voller Gnade vor sich ging, erhellt schon daraus, daß ihm bereits zwei Monate nach seiner Ernennung in Anbetracht des geringen Kollegiengeldes und des Mangels an sonstigen Nebeneinnahmen der allerdings niedrige Gehalt von 100 Gulden auf 200 Gulden erhöht wurde. Auch war Hanau schließlich kein abgelegener Winkel, sondern die „hohe Landesschule" eine jener zahlreichen Akademien des 18. Jahrhunderts, die, zwischen Gymnasium und Universität stehend, auch für den Dozenten die Etappe zur letzteren bilden konnten. Hatten doch auch Endemann und Baldinger dieselbe Laufbahn hinter sich. Daß man den Repetenten aber nicht gleich in Marburg zum Ordinarius machte, war schließlich weniger die Schuld der Regierung, als derjenigen, die ihm zuliebe nicht mit Tode abgehen wollten bzw. ihn nicht beriefen. Freilich repräsentierte Daub den Kantianismus der jüngeren Generation in Marburg, und er paßte insofern nicht in das Fleckenbühlsche System hinein. Aber er war damals noch viel zu unbedeutend, als daß sich die Regierung in besonderem Maße hätte mit ihm beschäftigen sollen. Auch findet sich in der für ihn vom reformierten Konsistorium zu Hanau ausgearbeiteten Dienstinstruktion keine Spur einer Anspielung auf seine Staats- oder Religionsgefährlichkeit. Nur das Abschiedsgedicht des stud. jur. Becher, welches den geliebten Lehrer der Vereinigung von Dummheit und Bosheit zum Opfer fallen läßt, scheint, sofern schwülstige Studentenpoesien als historische Quelle genommen werden dürfen, dafür zu sprechen, daß auch diese Beförderung in Marburg für einen Akt Fleckenbühlscher Reaktion angesehn wurde. Schon nach anderthalb Jahren, Weihnachten 1795, erhielt Daub einen Ruf als zweiter Professor der Theologie nach Heidelberg; er verdankte denselben dem Kirchenrat Mieg, dem Freunde des ihm von Marburg her bekannten Jung-Stilling. Daß er dem Rufe folgte, lag auf der Hand; in einer von Dankbarkeit gegen den Landgrafen und von Liebe zur hessischen Heimat überströmenden Eingabe motiviert er seinen Schritt mit dem Rückgange der hohen Landesschule zu Hanau und mit seinen schlechten Einnahmen. Er erhielt die nachgesuchte Entlassung ohne weiteres. Mit ihm verlor Hessen einen zukunftsreichen Gelehrten, der dem aufstrebenden Heidelberg über ein Menschenalter zur besonderen Zierde gereichte. Daß das Ministerium von Fleckenbühl diesen tüchtigsten unter den hessischen Kantianern leichten Herzens außer Landes ziehen ließ, bildet den verhängnisvollen Abschluß seines zehnjährigen nutzlosen Ankämpfens gegen die neue Geistesrichtung.

Hessische Studentennamen
(vor 1600).*)

Von Dr. L. Armbrust.

Wer vor Zeiten eine Universität bezog, der mußte gute Kenntnisse in den alten Sprachen mitbringen. Denn lateinisch war die Rede der Gelehrten, lateinisch ihre Abhandlungen und Bücher, lateinisch ihre Briefe und Verse. Und gern flocht man griechische Worte ein. Um einer solchen südlichen Vornehmheit würdig zu sein, machten die Studenten verzweifelte Anstrengungen. Sogar ihr Name mußte herhalten. Das fiel um so weniger auf, da auch die Urkundenschreiber des Mittelalters vielfach den Hang zeigten, deutschem Wesen und deutschen Namen ein altrömisches Siegel aufzuprägen. Wen das eigene Wissen im Stich ließ, der bemühte gelehrte Freunde. So bat Crachenberger (1493) den berühmten Humanisten Reuchlin, seinen barbarischen Namen zu größerer Ehre ins Griechische zu übersetzen.*) Ein merkwürdiges Schauspiel bieten alte Verzeichnisse der Studenten. Viele behielten natürlich in gerechtem Stolze ihren hergebrachten Familiennamen bei. Andere hingen ein lateinisches Mäntelchen um, oder nähten lateinischen Besatz an ihren guten deutschen Rock. Und damit nicht genug. Ein wahrer Maskenball spielt

*) Ad. Stölzel, Studierende der Jahre 1368 bis 1600 aus dem Gebiete des späteren Kurfürstentums Hessen (Ztschr. f. hess. Gsch. N. F. V. Suppl. Kassel 1875).

*) Quo honestius in latinis literis quam hoc barbaro uti possim. Leop. Ranke, Deutsche Gesch. im Zeitalter der Reformation. 3. Ausg. I, S. 209.

sich vor unseren Augen ab. Dieser trägt eine römische Tunika, jener einen griechischen Chiton, und darunter blicken gar lustig die deutschen Hosen heraus. Bei manchen langt aber das Zeug zu einer wahrhaften Toga, und aus dem ernsten Munde glauben wir schon „civis Romanus sum“ zu vernehmen; andere schreiten sogar im prunkvollen Aufzuge eines Imperators einher. Aber glänzt nicht das Auge hellblau wie der deutsche Himmel im Frühling, und schimmern nicht die Locken goldig wie ein Weizenfeld im Hochsommer? Da muß man ja auf unverfälschtes germanisches Blut schließen. Wir wollen uns hineinstürzen mitten in den Maskenball, um der Sache auf den Grund zu gehen.

Zuerst begegnet uns eine Schar bescheidener Studenten, die mit schmaler römischer Einfassung an ihrem heimischen Gewande vorlieb nehmen. Sie haben an ihres Vaters deutschen Vornamen, der häufig zugleich als Familienname dient, das i (is) des lateinischen Genetivs gehängt und sich damit als Sohn eines Adolf, Albert, Burghard bezeichnet: Adolffi, Alberti, Arnoldi, Burchhardi, Eifridi (Siegfried), Conradi, Cumperti, Eberhardi, Eckardi, Engelberti, Engelhardi, Ernesti, Fulgewini (Volkwin), Goswini, Guntheri, Hermanni, Hugonis, Herbordi, Lamperti usw.

Einer jüngeren Generation ist aber das Selbstbewußtsein gewachsen: sie wollen nicht bloß als ihrer Väter Söhne gelten, sondern als Männer von eigener Bedeutung. Sie geben dem deutschen Vornamen die lateinische Nominativendung us. So stellen sich vor: Albertus, Appelius (Appel = Albrecht), Arnoldus, Bernhardus, Chunradus, Cordus, Didolphus, Didomarus, Dipelius, Tylius (Dipel und Tyle Kurznamen statt Dietrich, Dittmar), Eckelius (Eckhard), Erhardus, Faupelius und Folczius (Volkbrecht, Volkmar), Vigelius (Wiegel, Weygel von Wigand), Josquinus (Gozwin), Kunckelius (Konrad), Mengotus (Meingoz) und viele andere.

Daran schließt sich eine kleine Gruppe von Musensöhnen, die ihren Vor-, Haus- oder Beinamen teils mit altrömischer Verbrämung versehen, teils gänzlich verwälscht haben. Da tritt ein Fetter als Fettius, ein Junger als Junchius, ein Krauskopf als Crausius oder Crusius auf, (während ein anderer von gleicher Art als Crispinus einen echten Sohn der sieben Hügel vortäuschen will), ein Fink als Finckius, ein Fuchs als Fuchsius, eine Krähe (Kraye) als Kraius, ein Krebs als Crepesis. Namensvettern des letzteren ziehen aber das lateinische Cancri oder Cancrinus vor und eröffnen damit den Reigen der reinlateinischen Tiernamen: Columbinus*) (Dauber, Tauber), Corvinus (Rabe), Stornus (Storlyn, Star), Loniger (Lamm), Lupulus und Lupi (Wolf), Ursinus (Bär), Leo (Löwe). Ebenso haben andere statt ihrer deutschen Eigenschaftsnamen die entsprechenden lateinischen gewählt: Albus (Weiß), Niger (Schwarz), Calvus oder Calvinus (Kahle), Justus (Gerecht), Magnus oder Major (Groß), Novem (Nun, Neun), Orbus (Waise; wenn es nicht der Ortsname Orb ist), Sapientis (Weise), Rarus (Selten oder saelde?). Unter der Maske Nusquam mag sich ein armer Teufel bergen, der „nirgends“ daheim ist. Pollex (Dumer, Thum) vermag uns nicht zu belehren, ob sein Ahnherr ehemals einen verwachsenen oder verstümmelten Daumen besessen oder aus anderem Grunde den Beinamen davongetragen hat.

*) Vielleicht eine falsche Übersetzung, da der Name Dauber auch auf einen Tauben deuten kann.

Der baumlange Arboreus blickt stolz auf die Reihen seiner Genossen herab, Stipitis (Stamm) weiß sich durch seine Kraft Geltung zu verschaffen. Das Pflanzenreich vertreten Avenna (Haberman, Haferkorn), Salicis (Widemann) und Foenilius (Haw = Heu). Vom Himmel steigen Selenus (Mon, Mahn = Mond) und Stiernius herab, denen sich Hybernius (Winter) anschließt. Avunculi (Ohm), Sponsatoris nebst Sponsus (Bräutigam) und Amicus (Freund) streiten mit einander, ob Cruciator (Crutzegrosche, Kreuzer) oder der einfache Groschelius mehr wert sei.

Wir wollen den Streit nicht entscheiden, sondern uns lieber der großen Menge der Berufsnamen zuwenden. Einen verwunderlichen Eindruck machen da wieder diejenigen, die den deutschen Arbeitsrock auf römische Weise verbrämt haben und doch erkennen lassen, wes Vaters Söhne sie sind. Für des Leibes Nahrung und Notdurft sorgten die Väter der folgenden: Beckius und Bickerus, Fleischerus und Fleischeuerus (Fleischhauer), Cocus und Cochus, Kramerus, Leuchterus, Baderus. Loberus gerbte das Leder, Schuchardus machte die Schuhe, Lersanus und Lersenerus die ledernen Hosen, Sedelarius (Setler) das Sattelzeug. Eulerus und Ulnerus drehten die Töpfe, Cyglerus und Ziglerus brannten Ziegel. Bütten und Eimer stellte Budenbenderus her, Kisten Cistnernus, Stöcke Stockerus, Wagen Wagenerus, Holzkohlen Colerus, Seile Seylerus und Strengerus, Spangen und Blecharbeiten Spenglerus, Mauern Murarius. Den Beamtenstand höherer und niederer Stufe vertraten Drisselerus (Schatzmeister?), Feudenerus (Vogt?), Forsterus, Kirchnerus, Marscalcus, Pfaffius. Spielmannus unterhielt den Lantgravius.

Zahlreicher ist die Menge der Studenten, die an die Stelle des deutschen Standes- und Gewerbenamens den entsprechenden lateinischen gesetzt haben, um so einen altrömischen Eindruck hervorzurufen.

Gruppenweise lassen wir sie vorbeiziehen, zunächst Metall- und Holzarbeiter: Aurifaber (Goldschmied), Arcuarius und Sagittarius (Armbrüster und Pfeil), Cantrifusor (Kannengießer), für den andere Scutellificis zu sagen scheinen, Cultellificis und Cultrarius (Messerschmied), Faber (Schmied oder Zimmermann), Ferrarius (Eiserheinze, ein Schmied), Monetarii (Münzer), Ocreator (Beinschienenmacher), Patellificis (Pfannenschmied). Diesen folgen Arcularius, der Kistenmacher, der zuweilen mit dem ähnlichen Arcuarius (s. o.) verwechselt wird, Doliator und Doliarius (Böttner, Bender, Faßbinder), Lignarius (Holzhändler), Calopificis (Holzschuher, Verfertiger von Holzschuhen), Sellarius (Stueler, Stuhlmacher*), Vietor (Korbflechter) und die verschiedenen Wagner, Wagenbauer: Carpentarius, Currificis, Plaustrarius, der auch ein Fuhrmann sein kann, und Chelius. Der letztere wird von den anderen als ein hochgeborener Herr betrachtet, denn er hat seine Ahnen unter die Sterne versetzt (chele = Himmelswage). Fell- und Lederarbeiter sind auch vertreten: Pellificis und Pellio (Kürschner), Cerdonis und Coriarius (Lober, Gerber, Lederer), Sutor, Sutorius und Calceolarius (Schuhmacher), Alutarius (Handschuhmacher), Zonarius (Gürtler). In enger Verbindung mit ihnen steht Cilicius, einer, der aus Tierhaaren Teppiche und Kleidungsstücke verfertigt, ferner Textor (Weber), Tinctoris (Färber), Piliator und Pilearius (Hutmacher), Sartor und Sartorius (Schneider), Sarcinator (Flickschneider). Mit Beschaffung und Bereitung von Nahrungsmitteln befassen sich Agricola (Bauer, Ackermann), Arator (Pflüger), Carnificis und Lanius (Fleischer), Cellarius (Kellermeister), Obsopoeus (Koch), Piscator (Fischer), Venator (Jäger), Mercator (Kaufmann, Krämer), Mylius und Molitor (Müller), Pistor und Pistorius (Bäcker), Siligena (Feinbäcker), denen Archipistor als Vorsteher der Bäckerzunft (?) vorangeht, Salinator (Sälzer). Medici (Arzt), Balneator (Bader) und Rasor nebst Tonsor (Scherer) wollen auch nicht fehlen; ebenso wenig Aquarius (Wassermann, Röhrenmeister), Advocati (Vogt), Capitaneus (Hauptmann), Militis (Ritter), Comitis (Graf, Grebe), Regis (König), Monachus (Mönch), Scriba und Scriptor (Schreiber), Scholasticus (Schüler). Nach einem kleinen Zwischenraume ziehen vorüber: Pictor (Maler), Tectoris (Wandmaler oder Dachdecker?), Lapicida (Steinmetz), Viterarius (Glessener, Glaser), Ulifex oder Viglinus und Figulinus (Töpfer), neben denen Argilla (Ton) und Later (Ziegel) schreiten, Funificis (Seiler) und Vector (Fuhrmann).

(Schluß folgt.)

* Tacitus gebraucht sellarius in einem anderen Sinne, der hier aber nicht in Betracht kommt.

Die Fahrt zur Frau Holle.

Ein Märchen von Peter Schwarz.

Es ist schon hundert Jahre her und noch mehr, da lebte in Eschwege an der Werra ein reicher Mann, der war Bürgermeister und der hatte einen einzigen Sohn, der hieß Hanjörg. Und wie der Vater der reichste Mann im Orte war, so war sein Sohn der schönste Bursche unter allen seinen Jugendgenossen im Städtlein. Er war schlank und wohlgestalt, und wenn die blonden Locken um seine Schultern wallten und seine blauen Augen so freundlich aus dem Haupte herausschauten und seine roten Lippen sich zum heiteren Lachen öffneten und die weißen Zähne wie Perlenschnüre dahinter glänzten, dann mußte sich jedermann freuen, der den lieblichen Jüngling sah, und die jungen Mädchen freuten sich auch und lachten und wisperten mit einander und wurden rot, wenn sie ihm begegneten. Und Hanjörg war von guten Sitten und bescheiden und freundlich gegen jedermann und seinen Eltern gehorsam und ergeben, so daß alle ihn lieb hatten.

Und eines Tages im Monat Februar, da des Vaters Geburtstag war, veranstaltete er seinem Sohne ein kleines Fest. Dazu kamen die besten Freunde des Sohnes samt ihren Schwestern und Freundinnen. Und wie sie an Speise und Trank sich erfreut hatten, da ließ der Bürgermeister einen Fiedelmann kommen, der spielte ihnen auf des Bürgermeisters Diele zum lustigen Tanze auf. Und Vater und Mutter samt ihren Gefreundeten schauten zu und hatten ihre Lust an der Jugend Freude. Es war aber noch hellichter Nachmittag und draußen war es frisch und kalt, wenn auch die Sonne schien.

Und wie sie im besten Jubel waren, da ward es plötzlich ganz trübe, und als sie zum Fenster hinausschauten, da wirbelten draußen dicke Schneeflocken hinunter zur Erde, und da rief eine muntere Dirne: „Nun kommt Frau Holle zu Besuch zu unserem Feste!“

„Ja“, rief Hanjörg, „und wenn sie jetzt uns besucht, so wollen wir ihr nächstens Gegenbesuch

machen, droben auf dem Weißner, wo sie im tiefen Teiche haust."

„Ja, ja", riefen alle freudig, „das wollen wir tun."

„Ist mir schon recht," warf der Herr Bürgermeister, der kein Spaßverderber war, dazwischen. „Wartet nur, bis der Frühling und der Mai kommt, so lasse ich euch allesamt auf meinem größten Leiterwagen zur Frau Holle fahren."

Wie nun der Mai gekommen war und die Wiesen grünten und die Knospen sich öffneten und die Vögel sangen, da fuhr an einem sonnigen Morgen des Bürgermeisters schönster Leiterwagen zum Städtlein hinaus, und drei kräftige Gäule waren vorgespannt, und der Wagen war mit grünen Maien geschmückt, und dazwischen sah man rosige Gesichter der Mädchen und Burschen vorleuchten, und auch die Frau Bürgermeisterin und ihr Mann fuhren mit auf dem Wagen, denn so schickte es sich, daß sie das junge Volk nicht allein ziehen ließen Und sie lachten und schwatzten und waren guter Dinge.

Und als sie weiter kamen, wo der Weg steiler hinaufführte, da stiegen sie alle ab von dem Wagen und ließen ihn weiterfahren nach dem Wirtshause, das am jenseitigen Abhange lag. Sie selbst gingen seitwärts in den Wald, um der Frau Holle Teich zu suchen. Aber wie sie auch suchten, sie fanden ihn nicht, sei es, daß sie im Wege sich geirrt hatten, sei es, daß er schier eingetrocknet war und im Ried und Schilf sich nicht zeigte, denn es war ein trockener Frühling und hatte lange nicht geregnet.

Und wie sie des Suchens satt waren, aber hungerig, da standen sie vom Suchen ab und gingen wieder zum breiten Wege, der nach dem Wirtshause führte, und im Wirtshause fanden sie den Wagen. Und der Knecht hatte abgespannt und hatte die Pferde gefuttert und getränkt und hatte sie im Stalle eingestellt. Und bald saßen oben im größten Gemache des Wirtshauses die munteren Mädchen und Burschen am langen Tische, und die Wirtin brachte ihnen in großen Kannen Milch und sagte, Brot und frische Butter wolle sie auch schicken.

Wie nun die Frau Bügermeisterin ihres Amtes walten und Milch eingießen wollte in die Tassen, da traf es sich von ungefähr, daß sie die Milch verschüttete, so daß eine große Lache weißer Milch mitten auf dem blanken Tische stand.

Und wie das Hanjörg sah, da rief er aus: „Schaut, Mutter, da haben wir ja Frau Holles Teich, den wir vergebens gesucht haben, vor uns, mitten auf dem Tisch." Und er hub an zu rufen und zu singen, in der Weise, wie es sein Sinn ihm eingab: „Frau Holle, Frau Holle, Frau Holle, Holle, Holle!" und die anderen sangen lachend und jubelnd mit.

Und wie sie so sangen, ging die Türe auf und es trat herein ein liebliches Bauernmädchen von zarter Haut und rosigen Wangen. Sie hielten sie aber für der Wirtin Töchterlein, denn sie brachte Brot und Butter, wie die Wirtin zugesagt hatte. Aber am Latze ihres Mieders stak ein grünes Zweiglein Rosmarin.

Als aber Hanjörg das liebliche Mädchen in der Tür erblickte, da jauchzte er: „Hurra! da kommt ja Frau Holle, die wir gerufen haben." Und das Mädchen schien auf den Scherz einzugehen und trat freundlich heran und fragte: „Was soll denn Frau Holle? Ich bin nicht Frau Holle, aber ich kenne sie und diene ihr gern." „Ei," scherzte Hanjörg, „wenn die Jungfer Frau Holle kennt, so bringe sie uns zu dem schwarzen Brot auch süßen Kuchen." „Das will ich gern," scherzte das Mädchen weiter, „nur vergönnt mir, daß ich mir dann aus Frau Holles Teiche hier das Wasser mitnehme." Und damit langte sie eine leere Tasse und einen Löffel und schöpfte flugs die verschüttete Milch in das Täßlein, so flink und sauber, daß nichts mehr auf dem Tisch zu sehen blieb. Und wie sie schöpfte, blickte sie mit ihren blauen Augen den Hanjörg so freundlich an, daß es ihm ganz wundersam zu Mute wurde, wie ihm sein Lebtag noch nie gewesen war, und er hatte doch schon mancher lieblichen Dirne in das Auge geschaut.

Und nach einer Weile, da sie zur Türe hinausgegangen war, ließ es ihn nicht länger im Gemach, und er schlich die Treppe hinunter, um nach dem lieblichen Mädchen zu sehen. Und siehe! da er unten im Hausflur anlangte, da trat sie eben aus der Küche heraus und trug eine große Schüssel voll knusperiger Knippkuchen, wohl mit Zucker bestreut. Und als sie oben in das Gemach traten, da war eitel Jubel über den Leckerbissen, und Hanjörg sagte zu dem Mädchen: „Du mußt aber mit uns essen", und sie entgegnete züchtig: „Ja, so ihr es erlaubt und ich euer nicht zu gering bin." Und je mehr er bei Tisch sie ansah, um so lieblicher dünkte sie ihm, und wenn sein Blick ihrem Auge begegnete, so lachte ihm sein Herz. Wie dann der Fiedelmann in das Gemach trat und anhub, zum Tanzen aufzuspielen, da bat er, sie möchte doch mit ihm tanzen. Und als beim Tanze ihre Wange die seine streifte, da war ihm lieb und weh zu Mute, wie nie zuvor. Als nun der Tanz zu Ende war, da hätte Hanjörg sie noch gerne bei sich behalten, aber sie entwich und sagte lachend: „Nun eile ich zu Frau Holle zurück" und knickste und gab ihm die Hand, und da sie ihn betrübt sah, sagte sie: „Ich komme wieder zu Euch, behalte derweil dies Zweiglein." Und damit nahm sie den Rosmarinzweig von ihrem Mieder und gab ihm den.

Aber ob auch Hanjörg wartete, sie kam nicht wieder, und ob ihm auch das Herz voll Sehnsucht nach ihr verging, er wollte es sich nicht merken lassen, denn zu süß war sein Geheimnis, als daß er es hätte verraten mögen. Das Rosmarinzweiglein aber hütete er mit aller Sorgfalt.

Da aber der Tag sich neigte, dachten sie der Heimfahrt und fragten den Wirt, wieviel Weißpfennige die Zeche betrüge. Der nahm die Kreide und schrieb und rechnete und las ihnen vor, was sie bekommen hätten. Und da er gelesen hatte, sagte Hanjörgs Vater: „Herr Wirt, Ihr habt aber die Knippkuchen vergessen.“ Und die Frau Wirtin stand daneben und fragte: „Welche Knippkuchen? Ich weiß davon nichts.“ „Ei,“ sagte Hanjörg, „die uns die Jungfer, Euere Tochter, gebracht hat.“ Da traten der Wirtin die Tränen in die Augen, und der Wirt wendete sein Antlitz ab, und sie sagten: „Wir haben keine Tochter mehr. Unser einziges Kind ist vor Jahr und Tag in Frau Holles Teich ertrunken.“

Da überlief es Hanjörg heiß und kalt, und er ward inne, daß er mit einer Nixe getanzt hatte, und wer mit einer Nixe getanzt hat, der muß sterben.

Und still fuhren sie heim und konnten nicht mehr fröhlich sein, wie da, als sie hinaufgefahren waren. Und der freundliche, muntere Hanjörg ward stiller und stiller und nachts in seinen Träumen sah er oft das liebliche Mädchen wieder. Das Zweiglein aber hatte er in eine Scherbe mit Erde gesteckt, und es schlug Wurzel und gedieh. Je größer es aber wurde, um so größer wurde seine Sehnsucht nach ihr, und um so mehr schwand ihm Kraft und Lebenslust und er wurde krank und siechte dahin. Als aber gerade ein Jahr um war, seitdem er mit ihr getanzt hatte, da fanden sie ihn morgens tot in seinem Bette, stumm und bleich. Aber um seine Lippen spielte ein freundliches Lächeln. Seine Liebste hatte ihn heimgeholt. Und als sie ihn begruben, pflanzten sie auf sein Grab den Rosmarinstock. Der wuchs und gedieh, und noch lange stand er am alten Friedhofe zu Eschwege in der Ecke an der Mauer, und er stünde noch heute, wenn sie ihn nicht herausgerissen hätten. Meine Großmutter hat mir ihn noch gezeigt und mir die traurige Geschichte von dem armen Hanjörg, der so früh starb, erzählt, denn sie war selbst mit dabei gewesen, als sie zur Frau Holle fuhren.

Aus alter und neuer Zeit.

Maßregelung eines geselligen Vereins. Als der Minister Hassenpflug nach seinem im Jahre 1855 erfolgten Sturz von Kassel nach Marburg übergesiedelt war, suchte er dort gesellschaftlichen Anschluß und meldete sich als Mitglied bei der „Kasino-Gesellschaft“. Die Ballotage fiel aber zu seinen Ungunsten aus, da sämtlich nur schwarze Kugeln abgegeben wurden. Dies erregte Aufsehen, und so kam es, daß der Direktion der Gesellschaft das nachfolgende amtliche Schreiben zuging:

„Da die Versagung der Aufnahme des Herrn Geheimrats Hassenpflug als eine feindliche Demonstration gegen das bestehende Regierungssystem und getroffene Regierungsmaßregeln sich darstellt, ein Verein aber, von dem ein solcher politischer Akt ausgeht, nicht ferner zugelassen werden kann, so wird die Kasino-Gesellschaft hiermit für geschlossen erklärt und das Zusammentreffen der Mitglieder in dem Gesellschaftslokal bei 5 Taler Strafe für jedes Mitglied und für jeden Fall vorbehaltlich verwirkter gerichtlicher Bestrafung untersagt. Die zur Ordnung der Vermögensverhältnisse notwendigen Handlungen bleiben dem Ausschuß unverweigert. Marburg, den 3. Januar 1857. Kurfürstliche Polizeidirektion. gez. Sunkel.“

Später ist das Verbot wieder zurückgezogen worden.

Hanauer Pasteten. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts lebte zu Hanau ein Pastetenbäcker Joh. Koch, dessen Pasteten besonders berühmt waren. Jedem seiner Kunstprodukte pflegte er eine gedruckte Gebrauchsanweisung beizulegen, was für die damalige Zeit so merkwürdig erschien, daß der Marburger Professor Ernst Gottfried Baldinger diese „Anweisung, eine Hanauer Pastete methodisch zu essen“ in seinem gelehrten Medizinischen Journal (Stück 19 S. 86) als einen Beitrag zur Kunst des Essens wieder abdruckte. Dies Avertissement wird vielleicht auch heute nach 120 Jahren noch den einen oder anderen Gourmand unter unsern Lesern interessieren. Es lautet:

„Wer diese Pastete will auspacken, muß zuerst, wann selbe in einem Kasten stehet, das Papier, so oben darauf und neben herum lieget, fein sachte wegnehmen und hernach das runde Brett, worauf sie stehet, wohl mitfassen, wenn er sie heraushebet, sonsten sie in Stücken bricht; hernach muß man sie an einem kühlen Ort so lange verwahren, bis den Augenblick, da sie soll gespeiset werden: denn wann sie in denen heißen Sommertägen länger als eine halbe Stunde, außer dem Keller stehet, so schmelzt die Gelée oder sog. Gallera; im Winter aber kann man sie in einer kalten Kammer ohngefähr 3—4 Wochen stehen lassen; und wenn solche aufgeschnitten wird,

so nimmt man mit einem Löffel das Fett, so oben darauf ist, erstlich weg, und hernach schneidet man oben flach oder schrehe hienein, so fällt der Speck schön würfflicht und ist weit appetitlicher, als wenn man so gerade hinunter schneidet, daß der Speck so fingerslang fällt. Auch dient zur dienstlichen Nachricht, daß schon öfters aus Irrthumb oder durch interessiert Commissionairs, Pasteten, so ich nicht gemacht, unter meinem Namen oder wenigstens vor gute Hanauer Pasteten versendet worden, worüber nachgehends bey mir Klagen eingelaufen; derowegen ist wohl zu beachten, daß, wenn nicht jedesmahl mein eigenhändiger Name und Pettschaft hierunter stehet, ich solche niemalen vor meine Arbeit erkenne, und denjenigen, der sie davor ausgiebt, vor einen Betrüger declarire.

Hanau, den 3. December 1788.

Joh. Koch."

Die Schlußwarnung vor minderwertigen Nachahmungen klingt ordentlich modern. Schade, daß uns das Rezept zu der Pastete nicht erhalten ist. Vielleicht existiert es noch in Hanau und vielleicht kann uns einer unserer dortigen Leser über die Hanauer Pasteten und ihren berühmten Verfertiger Joh. Koch Näheres mitteilen. Ph. L.

Ein bisher ungedrucktes Gedicht von Martin Greif. Vor einigen Jahren sandte der in München lebende Dichter, welchen bekanntlich mehrfache enge Beziehungen mit Kassel verknüpfen, einem Kasseler Freunde, der mit seinen Söhnen einen Ausflug in die Rhön machen wollte, das nachstehende Gedicht:

Auf dem Wege zur Rhön.

Daß sich im Sohn des Vaters Art
Fortpflanze hier auf Erden,
Gefährte froher Wanderfahrt
Läßt er ihn frühe werden.

Welch holdre Gabe könnt' er auch
Dem Teuren hinterlassen,
Als was belebt von Gottes Hauch
Mit Liebe zu umfassen.

Die Heide, Felsen, Fluß und Tal
Er wird sie dort erblicken
Und von den Höhen jedesmal
Zur Heimat Grüße schicken.

Diessen am Ammersee, 3. September 1900.

Martin Greif.

Das Gedicht ist im Original in das Fremdenbuch des Klosters auf dem Kreuzberg eingeklebt und unseres Wissens bisher noch nicht veröffentlicht worden.

Aus Heimat und Fremde.

Philippsstiftung. Zum Gedächtnis an den 400jährigen Geburtstag Philipps des Großmütigen, der am 13. November d. J. in Hessen allenthalben festlich begangen wird, soll „eine bleibende Stiftung in seinem Geiste zum Besten unseres Volkes" gegründet werden. Gleichwie Philipp die Landeshospitäler geschaffen hat, die noch heute ihre wohltätige Wirkung ausüben, beabsichtigt man eine Zufluchtsstätte für viele derjenigen, die an unheilbaren Leiden erkrankt sind, ins Leben zu rufen. Zu diesem Zwecke ist eine große Anzahl Männer und Frauen aus den verschiedensten Standes- und Berufskreisen zusammengetreten, die sich in einem Aufruf an alle Bewohner Hessens, an die Armen und an die Reichen, an die Großen und an die Kleinen mit der Bitte wenden, zur Ehrung des Landgrafen Philipp des Großmütigen aus willigem Herzen nach ihren Kräften eine Gabe zum Bau dieses Philippsstifts zu spenden und dadurch zu beweisen, daß der edle Geist des großen Fürsten auch heute noch unter seinen Landeskindern fortlebt. Möge der von dem wärmsten Gefühl für die leidenden Mitmenschen hervorgerufene Gedanke auf einen recht fruchtbaren Boden fallen. — Beiträge nimmt Herr Bankier Heinrich Koch in Kassel entgegen.

Hessischer Geschichtsverein. Am 28. März fand die letzte Monatsversammlung des hessischen Geschichtsvereins zu Kassel im beendeten Winterhalbjahre statt. Nachdem der erste Vorsitzende Herr General Eisentraut einige geschäftliche Angelegenheiten erörtert hatte, erhielt Herr Kanzleirat Neuber das Wort zu seinem Vortrag über das Hoftheater in Kassel. Demselben zugrunde gelegt waren hauptsächlich die Schriften Wilhelm Lynkers „Das Theater in Kassel", bearbeitet und fortgesetzt von Dr. Th. Köhler, Dr. Zulaufs „Beiträge zur Geschichte der landgräflich-hessischen Hofkapelle zu Kassel bis auf die Zeit Moritz des Gelehrten" und verschiedene im „Hessenland" enthaltene Aufsätze. Der Herr Redner ließ die Entwickelung, welche die Kasseler Bühne vom 16. Jahrhundert an unter dem Schutze der hessischen Fürsten genommen, unterstützt durch Bilder der jeweiligen Musentempel und eine Anzahl Theaterzettel, vorüberziehen, sodaß die Zuhörer einen Überblick über die einzelnen Abschnitte und ihren Zusammenhang erhielten. Landgraf Moritz der Gelehrte legte in seinem Ottoneum den eigentlichen Grund zu dem Kasseler Hoftheater, Landgraf Karl unterhielt eine italienische Oper und unter dem Landgrafen Friedrich II. blühte neben der italienischen Oper

auch das französische Schauspiel. **Wilhelm IX.** hätte gern nach dem Muster der Mannheimer Bühne ein deutsches Nationaltheater in seiner Residenz erstehen lassen, die Umstände aber waren ihm nicht günstig, sodaß erst nach der französischen Invasion, während welcher die Kasseler Bühne als Abglanz einer Pariser erschien, es ihm beschieden war, die Anfänge zu einem stabilen Bühnenverhältnis zu legen. Unter dem Kurfürsten **Wilhelm II.**, seinem Nachfolger, aber nahm das Kasseler Hoftheater jenen großartigen Aufschwung, der es zu einer der glänzendsten Kunststätten Deutschlands machte. Auch Kurfürst **Friedrich Wilhelm I.** war ein großer Theaterfreund und suchte Oper und Schauspiel auf möglichster Höhe zu erhalten. Von Oktober 1866 an wurde das Kurfürstliche Hoftheater unter der Bezeichnung „Königliche Schauspiele" weiter geführt und hat seine künstlerische Stellung in vollem Umfang behauptet. Die Veranlassung zu diesem umfassenden Rückblick des Herrn Redners gab der gegenwärtig in Frage stehende Neubau eines Königlichen Theaters auf der östlichen Seite des Friedrichsplatzes zu Kassel.

Herzog von Cambridge †. In London starb am 17. März Herzog **Georg von Cambridge**, Sohn des Herzogs Adolf von Cambridge und der **Prinzessin Auguste Wilhelmine Louise von Hessen**, einer Tochter des Landgrafen Friedrich, der sich als Residenz das Schloß zu Rumpenheim erbaut hatte. Herzog Georg von Cambridge war 1819 zu Hannover geboren. Von 1856 bis 1901 war er Oberbefehlshaber der englischen Armee. Seine Gattin, Luise Farebrother, ist bereits 1890 gestorben.

Jubiläum. Am 21. März waren 50 Jahre verflossen, seit der als letzter noch aktiv gewesene Offizier aus dem kurhessischen Armeeverband, Generalmajor a. D. **Fischer**, bei den damaligen kurhessischen Jägern eingetreten war. 1866 kam er zum Jägerbataillon Nummer 10, bei dem er den 1870/71 er Feldzug mitmachte und das eiserne Kreuz erhielt. Im Oktober v. J. wurde Oberst Fischer mit dem Titel eines Generalmajors in den Ruhestand versetzt. (S. „Hessenland", voriger Jahrgang, S. 316.)

Hochschulnachrichten. Der außerordentliche Professor in der philosophischen Fakultät der Universität Marburg Dr. **Haller** wurde zum ordentlichen Professor, der Privatdozent in derselben Fakultät Prof. Dr. phil. **Schaum** zum außerordentlichen Professor, der bisherige Privatdozent an der Universität Halle Dr. **Wechßer**, z. Z. in Marburg, zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der dortigen Universität ernannt. — Der Professor in der juristischen Fakultät an der Universität Halle Dr. **Endemann** wird einem Ruf nach Heidelberg Folge leisten.

Direktorats-Wechsel. Der verdiente Direktor des Realgymnasiums zu Kassel, Dr. **Wilhelm Wittich**, der seit mehr als zwanzig Jahren an der Spitze dieser Lehranstalt steht, wird am 1. Oktober in den Ruhestand treten. Zu seinem Nachfolger ist der Direktor des Realgymnasiums in Lüdenscheid, **Schulte-Thigges**, von den städtischen Körperschaften gewählt worden.

Todesfälle. Am 18. März verschied zu Wächtersbach Prinz **Maximilian von Ysenburg und Büdingen** im 37. Lebensjahre. Ein Sohn des Fürsten Ferdinand von Ysenburg und der Prinzessin Auguste von Hanau war er der einzige Bruder des jetzt regierenden Fürsten und ein Enkel des Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. von Hessen. Seine feierliche Beisetzung im Erbbegräbnis zu Wächtersbach fand am 23. März statt. Der Dahingeschiedene war unvermählt.

Anfang März ist in Hannover, wo er im Winter meist weilte, Prof. **Alexander Büchner** gestorben. Mit ihm ist der letzte jener genialen Familie dahingegangen, die in einer Generation vier Dichter und Gelehrte hervorgebracht hatte: Georg Büchner, der berühmte Verfasser von Dantons Tod; Ludwig B., der Kraft und Stoff-Büchner, wie man ihn genannt; Luise B., als Schriftstellerin und Vorkämpferin für die Frauenbewegung weit über das Mittelmaß hinausgehend; und schließlich der jetzt verstorbene Alexander B. Er war als jüngster Sohn des Mediziners Dr. Ernst B. am 25. Oktober 1827 zu Darmstadt geboren, studierte in Gießen und Heidelberg Jura und machte schon, sein Leben fällt ja, wie das seines Bruders Georg, den er kaum gekannt, in eine gärende Zeit, im Jahre 1849 Bekanntschaft mit den Gerichten. B., der in den hessischen Staatsdienst eingetreten, war am Landgericht Langen als Akzessist tätig. Von dort aus unternahm er, den Kopf voll republikanischer Ideen, eine Agitationsreise nach London mit dem Erfolg, daß man ihm nach seiner Rückkehr nach Darmstadt, den Akzeß entzog. Nun konnte B. seinen Lieblingswunsch, Sprache und Literatur zu studieren, erfüllen. Er tat das in München, habilitierte sich dann in Zürich, verließ diese Universität aber bald, da er seine Wünsche nicht erfüllt sah, und zog wieder nach Darmstadt, wo er nun in seiner unfreiwilligen Muße sich literarisch mit einer Übersetzung von „Childe Harolds Pilgrimage" befaßte. 1852 erhielt er, auf Empfehlung von Dr. Zimmermann,

eine Lektorstelle für neuere Sprachen am Collège Notre Dame zu Valenciennes, die er 1867 mit der Professur für deutsche Philologie an der Universität Caen vertauschte. Dort wirkte er bis zu seiner Pensionierung. Seine Lebensgeschichte, genauer gesagt Blätter aus seiner Lebensgeschichte, hat uns Alexander Büchner selbst noch im Jahre 1900 in seinem schönen Buche „Das tolle Jahr“ übermittelt. Seit die Altersbeschwerden auch ihn überfielen und namentlich die Gicht ihm viel zu schaffen machte, weilte B. des Winters in Deutschland, wo die soliden deutschen Öfen für die nötige Wärme sorgen, oder in, wie er mir einmal schrieb, „nicht heizungsbedürftigen Ländern, wie Algier.“ Im Sommer zog es ihn dann wieder an die Gestade des Kanals. — — — Alexander Burger.

Der Mitdirektor des Stadttheaters zu Hanau, Max Oppmar, ist daselbst nach längerem Leiden, 53 Jahre alt, am 27. März gestorben. Die Leitung des Hanauer Theaters hatte er 1895 mit Hermann Jaritz übernommen. Beide Direktoren waren vorher lange Jahre sehr geschätzte Mitglieder des Königlichen Theaters zu Kassel.

Bibliographisches. Im Verlag von B. Behr in Berlin erscheint seit 1902 eine von A. L. Jellinek in Wien herausgegebene „Internationale Bibliographie der Kunstwissenschaft“, deren Zweck ist, ein möglichst übersichtliches, bis ins Detail systematisch geordnetes Hilfsmittel für die verzweigte und stetig anwachsende Kunstliteratur nach Muster der amerikanischen Schlagwortkataloge zu schaffen. Von Schriften und Aufsätzen (aus unserer Zeitschrift) die auf Hessisches Bezug nehmen, wird u. a. auf solche von O. Eisenmann, Th. Meyer, C. Neuber und C. Schwarzkopf hingewiesen.

Hessische Postkarten. In Wiesbaden sind kürzlich Ansichtspostkarten erschienen, die ihren Stoff aus der Geschichte des Füsilier-Regiments von Gersdorff (Kurhessischen) Nr. 80 entnehmen. Sie zeigen u. a. die Hessen bei der Belagerung von Athen 1687. Herr Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf nahm im hessischen Geschichtsverein zu Kassel Gelegenheit darauf aufmerksam zu machen, daß die Hessen an der Zerstörung des Parthenon nicht beteiligt gewesen seien, wie er dies früher bereits eingehend nachgewiesen (S. auch „Hessenland“ 1897, S. 330), und ferner zu bemerken, daß die hessischen Soldaten in Amerika keine Bärenmützen, wie auf einem andern der Bilder zu sehen, sondern die gewöhnlichen Grenadier- oder Blechkappen getragen hätten.

Heimatschutz. Angesichts der immer mehr überhand nehmenden Angriffe der Industrie und des Verkehrs auf die landschaftliche Ursprünglichkeit und die Denkmäler der Vergangenheit haben über 200 Männer der verschiedenen Stände und Berufsarten aus allen Gegenden Deutschlands einen Aufruf erlassen, der zur Gründung eines Bundes zum Schutz der Heimat gegen den Vandalismus auffordert. Die vorläufige Geschäftsstelle dieser Vereinigung, die auch in Hessen freudig begrüßt werden wird, befindet sich in Charlottenburg V; Rönne-Straße 18.

Personalien.

Verliehen: dem Oberrealschul-Direktor Dr. Bergmann zu Fulda bei seinem Ausscheiden der Kronenorden 3. Klasse; dem Professor Dr. Eigenbrodt am Königl. Wilhelmsgymnasium zu Kassel bei seinem Übergang in den Ruhestand der Rote Adlerorden 4. Klasse.

Ernannt: Pfarrer Glinzer zu Ottrau zum Pfarrer in Verna; Pfarrer Metz zu Herrenbreitungen zum Pfarrer in Möllenbeck; die Referendare Moll und Nußbaum zu Gerichtsassessoren.

Versetzt: Pfarrer Wilhelm Speck von Halle nach Moabit; Regierungsbaumeister Helbrich von Marburg nach Gumbinnen; Schwarzkopf, Oberleutnant im 1. Oberrheinischen Infanterieregiment Nr. 97, zur Unteroffizierschule in Treptow a. R.; Gerichtsassessor Prins in Kassel zur Staatseisenbahnverwaltung nach Köln.

In den **Ruhestand** getreten: Professor Plümer an der Königl. Kunstgewerbeschule zu Kassel; Rektor Iffert an der Bürgerschule 7 zu Kassel.

Geboren: ein Sohn: Dr. Ruschmann und Frau (Marburg, 16. März); Dr. med. Möhring und Frau (Kassel, 22. März); Kaufmann Gustav Nagell und Frau Annie, geb. Gößling (Kassel, 24. März); eine Tochter: Brauereidirektor Ludwig Wentzell und Frau Ida, geb. Trost (Kassel, 23. März).

Gestorben: Pfarrer Arthur Lucius (Herrenbreitungen, 13. März); Frau Karoline Mardorf, geb. Fabra, 75 Jahre alt (Fritzlar, 16. März); Probator Eduard Wehner, 40 Jahre alt (Fulda, 16. März); verw. Frau Dr. Margarete Rudolph, geb. Goepel, 62 Jahre alt (Kassel, 17. März); Anna, verw. Freifrau Treusch von Buttlar-Brandenfels, geb. Freiin und Edle von Plotno (Paretz a. E., 18. März); Oberlehrer a. D. Heinrich Stern, 76 Jahre alt (Kassel, 18. März); Frau Luise Luckhardt, geb. Plitt, 82 Jahre alt (Kassel, 20. März).

Frage.

Im Verlag von Ph. Wille, Cülte bei Arolsen, kam zweimal monatlich ein Blatt für „Frünge der plattdütsken Sproke“ heraus, das zuweilen auch Hassiaca brachte. Das Blatt, von welchem mir unbekannt, wie lange es erschienen ist, veröffentlichte in seiner Nr. I, 1860 folgende Zuschrift des berühmten Jakob Grimm vom 19. August 1859: „Wer die Volkssprache treu auffassen will, muß sich den Gedanken des Volks anschmiegen und nicht höher traben wollen; dann wird er Fülle des Lebendigen, Natürlichen und überraschenden entdecken, an dessen Sammlung es für die Geschichte der deutschen Sprache überhaupt höchlich gelegen ist. Ich finde die unter dem Titel „Papollere“ begonnene Monatsschrift, deren sechs erste Nummern mir zu Gesicht gekommen sind, auf dem besten Wege und wünsche ihr ein fröhliches Gedeihen. Alles ist darin mit kundiger Hand geschickt angelegt und macht nach der Fortsetzung verlangend.“ Es ist hiernach nicht ungerechtfertigt zu fragen, wie die Schrift Willes erschienen ist und ob noch vollständige Jahrgänge derselben in Bibliotheken sich vorfinden? F. v. und z. Gilsa.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 8. XVIII. Jahrgang. Kassel, 16. April 1904.

Sturm und Blüten.

O klage nicht! Im Wechsel gleichet
Das Leben doch dem Frühlingstag.
Auch er bringt Wolkengrau und Regen
Und oftmals Schnee und Hagelschlag.

Auch bringt er Sturm und bringt Gewitter
Und Nachtfrost auch und kalten Tau,
Doch auch der Vöglein süß Gezwitscher
Und Sonnenschein und Himmelsblau.

Er läßt die Wiesen wieder grünen,
Er schmückt den Wald mit junger Zier,
Er glänzt auf frohen Kindermienen,
Und Blüten, Blüten streut er Dir.

So laß den Frühlingssturm denn brausen
Mit Macht, er muß doch bald verwehn,
Laß nur den Regen niederrauschen,
Wie prangt die Flur danach so schön!

Fällt Schnee herab in dichten Flocken,
Die Sonne trinket bald ihn auf,
Küßt liebend schnell die Erde trocken
Und Blüten, Blüten streut sie drauf.

Und käme nach den rauhen Winden
Der Reif am Frühlingstage noch,
Es läßt ein Sonnenstrahl sich finden
Und Blüten, Blüten streut er doch!

Und so ist's auch im Menschenleben:
Wohl bringt es Reif und eis'gen Hauch
Und Stürme, daß die Herzen beben,
Doch Blüten, Blüten beut es auch.

Drum halte frei den Blick erhoben,
Es bleibt der Wechsel bis ins Grab.
Freu Dich des Sonnenstrahls von oben
Und Blüten, Blüten pflück' Dir ab!

Kassel. **Charlotte Cattera.**

Der Graf von Ziegenhain.

Das war der Graf von Ziegenhain,
Den man den Starken nannte,
Der ritt mit seinen Freunden einst
Im Frankenberger Lande.

Er ritt zu seiner Mutter Schloß,
Zum Mahl sich anzusagen —
Da fanden sie den Weg zum Tor
Versperrt durch einen Wagen.

Mit Fässern hoch beladen stand
Der Karren ohne Pferde.
Ein ganzes Fuder süßen Weins
Die Straße überquerte.

Behende sprang Graf Johann ab
Und packt' den ganzen Wagen
Und hat die zentnerschwere Last
Zur Seite schnell getragen.

Nun wurde von der Riesentat
Der Gräfin gleich erzählet.
Die aber hat mit scharfem Wort
Den starken Sohn geschmälet:

„Das ist fürwahr ein schlechter Ruhm!
Ein Mißbrauch Deiner Stärke!
Gott straft solch falsches Heldentum
Gewiß bei ernstem Werke!

Was Deines Amts nicht ist, laß sein,
Daß eignes nie mißglücke." — —
Da hob Graf Johann reuevoll
Den Wagen wieder zurücke.

Glatz. **Theodore von Rommel (Thé von Rom).**



Die Zerstörung des Parthenons zu Athen
am 27. September 1687.

Von Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf.

Jahrhunderte hindurch war das Osmanenreich der Schrecken des Abendlandes gewesen und mehr denn einmal hatten die türkischen Heeresmassen mit wütendem Ungestüm an die Pforten Deutschlands geklopft. Nachdem Kara Mustapha verheerend bis an die Tore Wiens vorgedrungen war, retteten Johann Sobiesky mit seinen Polen wie deutsche Reichsvölker die schwer bedrängte Kaiserstadt und brachten den Türken eine schwere Niederlage bei, die zum Wendepunkte ihres Kriegsglückes wurde und Deutschland für immer von der Türkengefahr befreite.

Der Sieg war glänzend. Man wollte indessen nicht auf halbem Wege stehen bleiben und den Krieg gegen den Halbmond unter allen Umständen fortsetzen. Kaiser Leopold und der König von Polen in Verbindung mit der Republik Venedig setzten deshalb den Kampf fort. Da es aber letzterer an guten Soldaten, nicht aber an Geld fehlte und zu jener Zeit noch der bekannte Satz „Pas d'argent, pas des Suisses" galt, so wandte sich die Republik an die deutschen Fürsten um Überlassung gut ausgebildeter Regimenter. Dem Wunsche entsprechend, gaben der Kurfürst von Sachsen und der Herzog von Braunschweig-Lüneburg je drei Regimenter, der Herzog von Württemberg ein Regiment der Republik in Sold und erst nach langem Drängen und Zögern entschloß sich Landgraf Karl von Hessen, ein Infanterieregiment von 1000 Mann ebenfalls zur Verfügung zu stellen.

In Hersfeld, der alten Lullusstadt, bildete Landgraf Karl im Monat April des Jahres 1687 aus seinen im Lande stehenden 4 Fußregimentern, darunter dem Leibregiment zu Fuß, ein neues Regiment, zum Dienste für Venedig bestimmt. Zum Oberst und Inhaber dieses Regimentes ernannte der Landgraf seinen erst siebenjährigen Sohn, den Prinzen Karl, und zum Kommandeur den Oberstleutnant Dumont, der in Kassel 1705 als pensionierter Generalleutnant in seinem, in der Marktgasse erbauten Hause, dem jetzt Baupelschen Hause, gestorben ist.

Da das Leibregiment zu Fuß — später das Regiment Garde (zweites Bataillon) — zur Formation des Prinz Karlschen Regimentes 12 Offiziere, 20 Unteroffiziere, 8 Tambours und 275 Gefreite und Gemeine abgab, so kann man nur in beschränktem Sinne von einer Teilnahme der hessischen Garde an den Ereignissen des Feldzuges in Griechenland reden und, da das Regiment Prinz Karl später das 1. Bataillon des Regiments von Kospoth, dann später 1. Bataillon des 2. hessischen Infanterieregiments, später preußischen Infanterieregiments Nr. 82 bildete, so hat dieses Regiment unstreitig einen weit größeren Anspruch, die Teilnahme an dem Feldzuge nach Griechenland und Morea für sich zu beanspruchen, als das spätere kurhessische Regiment Leibgarde, welchem, als damaligem Leibregiment zu Fuß, nur ein Bruchteil entnommen wurde, der nie wieder zum Regiment zurückgekehrt ist. Mit gleichem Rechte könnte z. B. das Infanterieregiment Nr. 83 die Ruhmestaten des 1. schlesischen Grenadierbataillons Nr. 10 in den Freiheitskriegen für sich beanspruchen, da von diesem Regimente 3 Kompagnien für seine Formation Verwendung fanden.

In betreff der Formation und Uniformierung sei bemerkt, daß das Regiment Prinz Karl 1000 Mann stark, aus 10 Kompagnien bestand und in zwei Haufen oder Bataillone, wie man zu sagen bereits begonnen hatte, eingeteilt war. Die Bekleidung der Soldaten bestand aus einem weißgrauen Leibrocke mit gelben Aufschlägen, der bis zum Knie reichte, ledernen Hosen, wollenen Strümpfen und Schnallenschuhen. Außerdem trugen die Soldaten weiße, die Unteroffiziere rote Halstücher mit langen Zipfeln.

Nachdem das hessische Regiment nach langen Märschen und Seefahrten endlich Griechenland erreicht hatte, wurde es am 20. September, nur noch 600 Mann stark, aufs neue an Bord genommen und der Lauf der Schiffe nach Athen gerichtet, da man im Kriegsrate der Venetianer sich entschlossen hatte, einen Angriff gegen diese von den Türken besetzte Stadt zu unternehmen, um hier gute Beute und gute Winterquartiere zu finden.

Schon in der frühesten Morgenstunde des 21. September entfalteten sich die Flaggen von

St. Markus an dem Haupthafen von Athen, dem Porto di Lione, dem alten Piräus. Noch stand am Eingange des Hafens der rotmarmorne Löwe trotzig und dem Hafen den Namen gebend, derselbe Löwe, der jetzt vor dem Arsenale zu Venedig steht. Neugierig drängten sich die Krieger auf das Deck der Galeeren und Galeassen; man sah indessen keinen Feind, soweit das Auge reichte. Die Küste schien wie ausgestorben. Überrascht von der Ankunft der Venetianer und ihrer Hilfsvölker, hatten sich die türkischen Bewohner beeilt, ihre Familien und ihre Habe auf die Akropolis zu bringen. Aber auch die Griechen hielten sich verborgen und hatten ihr Hab und Gut beizeiten vergraben. Drei Kanonenschüsse gaben das Zeichen zur Landung und die Armee betrat mit Ehrfurcht und heiliger Scheu den geschichtlichen Boden Attikas, um welchen Kunst, Geschichte und Dichtung ein so farbenreiches Band gewunden hatten.

Während Graf Königsmark noch seine Truppen in Schlachtordnung stellte, kam des Weges von Athen auf Maultieren ein ernster Zug von Männern daher. Es war der griechische Erzbischof mit mehreren Geistlichen und den vornehmsten Einwohnern. Sie begrüßten die Feldhauptleute als Befreier vom türkischen Joche und erzählten, daß 500—600 Türken noch in der Stadt gewesen seien, die sich indessen auf die Akropolis zurückgezogen hätten, um hier Widerstand zu leisten, bis von Theben her Ersatz eingetroffen sei. Gleichzeitig baten sie um den Schutz der Stadt gegen die Gewalttätigkeiten der Türken. Ihrer Bitte wurde entsprochen und der Oberst Raugraf von der Pfalz rückte mit 500 Lüneburgern zum Schutze der Bürger in die Stadt, von der Burg aus durch türkisches Geschütz, indessen ohne Verlust, beschossen.

Langsamen Schrittes zog die Hauptmacht nach dem schönen Olivenwalde vorwärts, der südlich von Athen, vom Cephissus durchströmt, sich weithin erstreckt. Hier wurde das Lager aufgeschlagen und hier entwickelte sich bald ein buntes und farbenprächtiges Bild eines bewegten Lagerlebens. Das Lager selbst war durch spanische Reiter und durch vier mächtige Feldschanzen gegen unerwartete Angriffe gedeckt. Die Zeltreihen standen in zwei Treffen. Im ersten Treffen lagen 3 Bataillone Lüneburger, 2 Bataillone Lütticher und in ihrer Mitte das württembergische Regiment und 1 Bataillon Hessen. Im zweiten Treffen lagen ein lüneburgisches, ein hessisches Bataillon und zwei venetianische Regimenter. Prinz Maximilian von Hannover und General von Ohr befehligten die deutschen, General d'Avilo die venetianischen Truppen.

Gleich am ersten Abend, als das Lager bezogen war, bot sich den Hessen ein unvergeßlicher Anblick. Denn als das leuchtende Gestirn des Tages langsam hinter den Bergen von Attika flammend niederging, da schien der majestätische Säulentempel der Pallas Athene, der Parthenon, welcher in seiner ganzen Größe und Pracht hoch über die Mauern emporragte, mit seinen vom Alter geröteten Marmormassen so lange in leuchtendem Feuer zu erglühen, bis der Schatten des Abends sich über der herrlichen Landschaft ausbreitete.

Zum Angriff auf die Akropolis und zu ihrer Beschießung wählten die Venetianer naturgemäß die gegenüberliegenden Höhen und zwar wurde mit der Leitung der Belagerung und deren Arbeiten beauftragt neben dem Kriegsbaumeister Vernada in erster Linie der hessische Oberstleutnant Dumont, der in Ostfriesland eine Reihe von Belagerungen geleitet und dem man ein besonderes Geschick für diese Art militärischer Tätigkeit zutraute. Man war lange unschlüssig, wie man die Batterien um die Stadt herum verteilen sollte. Endlich entschloß man sich auf Dumonts Vorschlag, der bei der Belagerung der Akropolis eine ganz hervorragende Rolle spielte, drei Batterien zu errichten und zwar die erste auf der Höhe des Museums. Hier standen 15 große Standrohre. Die zweite Batterie stand auf der Abstufung des Pnyx und war mit 8 Stücken, teils 50=, teils 20=Pfündern, besetzt und sollte ihr Feuer vornehmlich gegen die Stockwerkbatterien der Propyläen richten. Die dritte Batterie lag endlich nordwestlich von der Burg, fast außerhalb der Stadt, unfern der am Fuße des Areopags gelegenen Wohnung des Erzbischofs. Hier standen nun 4 der ganz gewaltigen 50=pfündigen Mörser und gerade aus dieser Batterie fiel, wie wir später sehen werden, der unglückliche Schuß auf den prächtigen Tempel. Diese Batterie war durch einen Laufgraben mit der Wohnung des Erzbischofs und der Stadt verbunden. Den Bau dieser Batterien und Laufgraben begann Dumont mit seinen Hessen und einigen Lüneburgern am 22. September und am 25. September hatten die hessischen Infanteristen bereits so wacker mit der Sappe gearbeitet, daß die Geschütze in die Batterien gebracht werden konnten. Sämtliches Belagerungsgeschütz war übrigens venetianischen Ursprunges und Besitzes, zum Teil ältester Konstruktion, kein einziges deutsches Geschütz war glücklicherweise darunter und waren auch die Bedienungsmannschaft sämtlich Venetianer und keine Deutschen. Die Artillerie kommandierte persönlich der venetianische General Mattoni, Graf von Felice. Diese Schanzarbeiten waren übrigens insofern

günstig verlaufen, als die deutschen Soldaten durch keine Ausfälle bei ihren Erdarbeiten gestört und durch Geschützfeuer von der Akropolis nur der Major eines lüneburgischen Regiments und 15 Soldaten, darunter wenige Hessen, getötet wurden.

Am Morgen des 25. September begann das Bombardement. Bald sah man hier und da die unteren Schartenmauern zusammenstürzen, die Brustwehren der Schießwälle an einzelnen Stellen durchlöchert und auch einige Geschütze der Türken zerschossen und untätig gemacht. Aber auch in die Propyläen fielen bereits einige Bomben und stifteten hier arge Zerstörung an. Irrig und falsch ist die vielfach verbreitete und wiedergegebene Meinung, daß der herrliche Tempel der Nike Apteros bei dieser Gelegenheit zerstört worden sei, da derselbe einige Jahre früher abgetragen und mit seinem Material an Steinen und Säulen zum Bau einer Batterie verwendet worden war. Indessen so kräftig und nachhaltig auch das Feuer gegen die Mauern und Felsen gerichtet wurde, so zeigte sich doch nirgends nur auch die kleinste Lücke, um einen Sturm zu versuchen. Die Entfernung war, trotzdem daß die Batterien durch Oberst Dumont möglichst weit vorgeschoben waren, doch noch eine zu große und weite und die meisten Bomben flogen statt auf die Burg in die Straßen von Athen, platzten hier voneinander und richteten vielfachen Schaden an, so daß die athenischen Bürger beim Grafen Königsmark, dem kommandierenden General, zu beschweren sich wiederholt Veranlassung fanden. Zwei Mörsern der zuletzt genannten Batterie wurde deshalb eine veränderte, tiefere und nähere Aufstellung an den Burgberg gegeben und zwar dicht an dem lateinischen Kloster, in welchem das eingerückte lüneburgische Bataillon in Quartier lag.

Indessen die Belagerung der Akropolis wollte und wollte nicht weiter kommen. Man hatte schon viel Munition verschossen, aber die Türken dachten nicht an Übergabe und noch war kein Resultat erreicht. Da erinnerte man sich, daß die Perser einst die steilsten Felsen der Akropolis erklettert und sich von hier aus in den Besitz der Burg gesetzt hatten. Gegen den Rat des kriegserfahrenen hessischen Oberstleutnants Dumont beschloß man indessen, diesen äußerst gefährlichen Weg gleichfalls zu versuchen. Auf dem Schloßberge, ziemlich in halber Höhe, lagen einige Höhlen, in die Felsen eingesprengt, die einst den hellenischen Göttern als Stätten der Verehrung gedient hatten. Jetzt standen sie leer, aber immer noch im Rufe einer gewissen Heiligkeit des Ortes. Wenn man bis zu diesen Höhlen gelangte, konnte man auch bis an die Mauer, wenn auch auf äußerst gefährlichem Wege gelangen und diese vielleicht durch eine Mine sprengen. Man unternahm das kühne Wagnis. Die Arbeit war für Soldaten und Bergleute, die man hierzu verwandte, über alle Maßen schwierig, ja sogar mit sicherem Tode verbunden. Das Gestein war zu hart, Hacken und Stemmeisen konnten es nicht sprengen, der Fuß konnte nicht festen Halt fassen und wer mit äußerster Mühe solchen gefunden hatte, wurde von der Mauer herab durch türkische Kugeln sofort ereilt.

Jetzt versuchte man die Ersteigung des Berges in der Nacht, aber auch ohne Erfolg, da die Türken mit Leuchtkugeln den Ort um die Grotten herum erhellten und viele Arbeiter und Soldaten erschossen. Auch der Hauptmann der Mineure stürzte kopfüber in die jähe Tiefe und kam zu Tode. So erwies sich auch dieser Versuch, in den Besitz der Burg zu gelangen, als fruchtlos, und immer mehr schwand die Hoffnung, in den Besitz der athenischen Feste zu gelangen. Da trat ein unvergessenes Ereignis ein, das den Fall der Burg beschleunigte und auf besserem Wege zum Ziele führte.

(Schluß folgt.)

Sichelstein und Sensenstein.

Von Karl Neuber.

(Fortsetzung.)

Es entsteht die Frage, warum gerade die zwei genannten Festen für den entbrannten Kampf als Stützpunkte ausersehen wurden. Dieselbe ist in Gemäßheit der Darstellung von Schuchhardt S. 20, 26 f. dahin zu beantworten, daß die zwei Festen im Bereiche der zwischen Sachsen und Franken in der dortigen Gegend verlaufenen Landwehr, nämlich von Wißmannshof über Landwehrhagen nach Uschlag zu auf dem rechten Ufer der Nieste und dementsprechend gleiche Wälle auf deren linken Ufer sich befanden und also durch ihre natürliche Lage Gegenpunkte waren.

So standen sich gerüstet nach damaliger Weise gegenüber Landgraf Hermann der Gelehrte von Hessen und Herzog Otto der Quade von Braunschweig-Göttingen. Auf seiten des letzteren befand sich aber auch die gegen ihren Lehns- und Landesherrn aufgewiegelte hessische Ritter-

schaft, an ihrer Spitze der mächtige Graf Gottfried von Ziegenhain, und da dieser einen Stern im Wappen führte, der von seinen Genossen als Bundeszeichen angenommen wurde, indem der Ritter einen goldenen, der Knappe einen silbernen Stern an den Steigbügeln oder an der Kopfbedeckung trug, wurde diese Vereinigung der Sternerbund genannt. Aus diesem daher sog. Sternerkriege, welcher im allgemeinen als bekannt angenommen werden darf [1]), sind einige Punkte besonders hervorzuheben.

Der Sternerbund umfaßte 2000 Ritter, Grafen und Freiherren aus Hessen und den Nachbarländern, welche 350 eigene Schlösser im Besitze hatten oder 4000 wohlausgerüstete Pferde aufbrachten. Darunter befanden sich die Grafen von Isenburg, Herren von Büdingen, ferner die Herren von Eppenstein und Helfenstein, Friedrich v. Lisberg (ein Vasall des Grafen von Ziegenhain), Graf Ulrich IV. von Hanau, Philipp von Falkenstein, Herr von Butzbach und Münzenberg, dann vor allen der Graf Johann von Nassau-Dillenburg. Wie schon angegeben, schlossen sich viele Unzufriedene an und, wie es in der Chronik [2]) heißt: „auch etzliche Diener, die dieses Fürsten Hof-, Hausgesind waren, und seine Kleidung an ihren Hosen trugen und täglich sein Futter und Brot aßen, trugen ihren Stern im Beutel, und heimlich bey sich der Meinung, ob es zu einer Meydung oder Streit käme, daß sie ihr Wahrzeichen bei sich hätten und nicht todtgeschlagen würden.“

Auf der Seite des Landgrafen standen aber auch einige Herren, wie Graf Heinrich von Nassau-Bilstein und Graf Ruprecht der Streitbare von Nassau-Weilburg, Herzog Albrecht II. von Braunschweig-Grubenhagen, Markgraf Balthasar von Meißen und sodann die Städte, welche oft gegen den Übermut der Adeligen Klage zu führen hatten. Mehrere Städte mußten daher viele Drangsale erdulden in diesem Kriege, welcher nach der Weise der damaligen Zeit nicht in geordneter Kriegführung bestand, sondern nur in Plünderung und Verheerung der Orte, Brandstiftung, Verwüstung der Saatfelder, Vernichtung der Herden, grausamer Mißhandlung, Peinigung und Ermordung von Menschen.

[1]) Winkelmann, a. a. O. T. VI, Buch 10, Kap. IV, S. 334. — Rommel, Geschichte von Hessen T. II, S. 181 f.; Röth, dgl. S. 103; v. Stamford S. 109. — Landau, Die Rittergesellschaften in Hessen (Suppl. I der Zeitschrift), S. 24 f., S. 52; Die hessischen Ritterburgen Bd. II, S. 177. — Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde Bd. VIII, S. 293 f., S. 313, 343. (Aufsatz: Der Sternerbund v. Colombel.)

[2]) Kuchenbecker, Anal. Hass. Coll. III, S. 25. — Schmincke, Monum. Hass. T. II, S. 492.

Bei der Belagerung des Bergschlosses Herzberg im Kreise Ziegenhain mußten die landgräflichen Scharen der Übermacht weichen und wurden bis zur Stadt Hersfeld zurückgedrängt. Den über ihre Haltung zweifelhaften Bürgern zeigte der Abt Berthold (1366—1388) den unter seinem Skapulier verborgenen Stern und erklärte sich gegen die Aufnahme der Landgräflichen; diese wurden aber von den Bürgern eingelassen und der Abt mußte flüchten.

Weiter hatten Belagerungen auszustehen die Städte Eschwege, Frankenberg, Gudensberg, Hadamar, Rotenburg, Wetzlar. Ein Haufe unter Eberhard v. Buchenau, die „alte Gans“ genannt, rückte vor die Hauptstadt Kassel, mußte aber unverrichteter Sache wieder abziehen. Die nach Gründung des dritten Stadtteils, der Freiheit, unter Heinrich dem Eisernen angelegten Stadtmauern schützten vor plötzlichem Überfalle. Zum Schlusse war der Stadt Hersfeld von den Adeligen ein Überfall zugedacht am 28. April (dem Vitalistag) 1378, derselbe konnte aber infolge einer Warnung des Ritters Simon von Haune von der tapferen Bürgerschar abgeschlagen werden.

Der Landgraf trat in der ganzen Sache mit Energie auf und zeigte sich den Rittern gewachsen. Sehr streng behandelte er die Gefangenen. Wie es in der erwähnten Hessisch-thüringischen Chronik (S. 49) heißt: „Da hielt er sie so hart in stöcken und thürmen, das Ihnen handt und fuß erfroren, und will keine umb Geld oder umb Gut von sich lasse . . . Er ließ die gefangenen so überaus hart halten, daß Ihrer viele starben.“

Als ein großes Glück für Hessen war es anzusehen, daß das Erzstift Mainz, weitaus der mächtigste und gefährlichste unter seinen Nachbarn, sich an den Kämpfen der Sterner nur wenig beteiligte. Denn der als sehr schlimm geschilderte Erzbischof Adolf I. kam erst zur Regierung, als der Sternerkrieg an Wut nachließ. Nach und nach, kann man sagen, trat Ruhe ein. Der Urheber des ganzen Kampfes, Otto der Quade, verzichtete auf sein mütterliches Erbteil und versöhnte sich mit Großvater und Vetter (1375) und vermählte seinen Sohn Otto den Einäugigen (später sein Nachfolger 1394—1463) mit einer Tochter des Landgrafen Hermann, namens Agnes, und die anderen Kriegskameraden schlossen nach und nach mit Hermann Frieden, wozu weiter hauptsächlich die von diesem mit den Landgrafen Friedrich und Balthasar von Thüringen abgeschlossene Erneuerung (1373) der Erbverbrüderung von 1263 beitrug. Doch erloschen die Zwistigkeiten und Reibungen zwischen Landgraf und Ritterschaft nicht für immer, es war nur der furchtbare

Sternerkrieg beendigt. Die späteren Verbindungen hießen dann die Gesellen von der alten Minne, von dem Horne, die Falken usw.

Ob und welche Kämpfe um und bei den beiden einander gegenüber angelegten Trutzfesten oder ob eine Belagerung der einen oder anderen von ihnen stattgefunden, darüber fehlt jede Mitteilung in den Chroniken. Wahrscheinlich haben sich nur in ihnen die Reisigen zum Streite gesammelt, von ihnen Ausfälle unternommen und sich dann wieder zu ihnen zurückgezogen. Von dem Sensenstein ist in dem historischen Drama „Die Sterner" von Carl Preser (Kassel 1866) mehrfach die Rede. Landgraf Hermann, auf das Gelingen seiner Sache vertrauend, erzählt seinem Oheim, Landgraf Heinrich, daß seine Heeresmacht stark sei, u. a. habe Konrad v. Schonenberg auf Sensenstein 100 Mann dort zusammengebracht, zu jedem Mann drei berittene Knappen, also 400 Mann. An einer späteren Stelle erklärt Herzog Otto den Sensenstein für bereits entblößt, und an einer dritten Stelle wird geplant, den Landgrafen Hermann auf seinem Ritt zum Sensenstein zu überfallen. Doch die Geschichtsforschung darf hierauf sich nicht stützen.

Auch haben wir keine genauen Beschreibungen der beiden Burgen in damaliger Zeit. Nur sind beide nach den dürftigen Schilderungen der nachfolgenden Jahrhunderte als umgeben von Gewässern, wenn auch kleineren Flüssen oder Bächen, zu den Wasserburgen zu rechnen. Wir werden darauf später zurückkommen, und betrachten die nunmehrige Sondergeschichte der beiden Burgen, welche übrigens in den Kämpfen zwischen Hessen und Braunschweig zu späteren Zeiten nicht erwähnt werden. Die Geschichte des Sensensteins[3]) besteht in Nachfolgendem:

Landgraf Ludwig I. der Friedsame belieh mit dem Sensenstein den Ritter Sittig von Berlepsch (1438), um ihn wegen der von seinem Großvater Thilo in den Kämpfen zwischen Hessen und Braunschweig verlorenen Stammgüter zu entschädigen, und da gerade das Amt frei war, belieh er Sittig für sich und seine Leibeserben mit dem Erbkämmerei-Amte. Inzwischen war wieder die Stammburg Berlepsch an die Landesherrschaft gekommen und da nahm Ludwig II. der Freimütige den Sensenstein, weil ihm derselbe zur Jagd und Kasselischen Hofhaltung besser gelegen war, wieder für sich und gab dem Sittig seine Stammburg Berlepsch nebst andern Gütern (1461).

Landgraf Moritz der Gelehrte belieh seinen Rat Eberhard v. Weihe mit dem Hofe Sensenstein zu Mannlehen (1601); es heißt dabei: „der alte verfallene Burgsitz, Vorwerke, Scheunen, Ställe usw., Zehnten zu Oberkaufungen, Heiligenrode, Escherode und Dalheim, Feuerung und Mast im Kaufunger Walde" ... Ein Nachkomme desselben, Wilhelm v. Weihe, braunschweigischer Drost des Hauses und Amts Rothe, verkaufte den Sensenstein an den späteren hessischen Geheimen Rat und Regierungs- und Konsistorial-Präsidenten Grafen Johann Dietrich v. Kunowitz in Osterlick und Laucka für 2437½ Taler (1677). Dieser neue Besitzer beschloß die Wegräumung der Burgtrümmer, um ihre Steine bei den Gebäuden, die er von neuem neben dem Schlosse aufführte, zu verwenden. So ließ er am 23. Februar 1677 den Turm sprengen. Dieser hatte eine Höhe von 70 Fuß, seine Mauern waren unten 7, oben 5 Fuß dick und der Durchmesser seines inneren Raumes in Lichten betrug 7 Fuß. Im Jahre 1680 baute dieser Graf unten am Berge nach der Nieste zu über einem Springbrunnen ein schönes Bauernhaus und legte mehrere Teiche an. Im Jahre 1682 erbaute er neben der Ruine die noch jetzt erhaltenen Gebäude. Nur sehr wenig blieb von den alten Gebäuden übrig. Doch schon im Jahre 1699 verkaufte jener Graf das sehr verbesserte und verschönerte Gut der Landgräfin Marie Amalie von Hessen, Gemahlin des Landgrafen Karl († 1711) für 7300 Taler. Nachdem die Zubehörungsstücke durch Käufe noch sehr vermehrt worden waren, überließ Landgraf Friedrich II. dasselbe im Jahre 1767 dem General Martin Ernst v. Schlieffen (auf Windhausen) in Erbleihe gegen die jährliche Zahlung eines Kanons von 250 Talern. Dieser überließ es jedoch schon im Jahre 1772 wieder dem Landgrafen für 15 000 Taler, dann wurde das Gut Sensenstein als Staatsgut verpachtet.

Nach den handschriftlichen Aufzeichnungen auf der Kasseler Landesbibliothek über die hessischen Domänen (S. 15) ist der Hof Sensenstein im Jahre 1818 dem Amtsverwalter Schlemm aus Bodenfelde im Hannöverschen für ein Laudemium von 2265 Talern und einem jährlichen Kanon von 605 Talern vererbleiht worden, welcher später auf 250 Taler wieder herabgesetzt wurde. In den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde der Erbleihe-Bestand abgelöst und kam der Sensenstein wieder in den Besitz der Familie v. Schlieffen zu Windhausen.

(Schluß folgt.)

---

[3]) Landau, Beschreibung des Kurfürstentums Hessen (2. Ausg. 1867) S. 168; Ritterburgen T. II, S. 977. — (Handschrift.) Johann Letzner von Hardeswig, Pfarrherr zu Jbra im Amte Grubenhagen, Stammburg oder Chronik: Des Uhralten Adeligen und gedenkwürdigen Geschlechts der v. Berlepsch. MDXCIIII, Kap. 15, S. 394 f.

Hessische Studentennamen
(vor 1600).

Von Dr. L. Armbrust.

(Schluß.)

Ein überaus buntes Bild bieten auch die Namen von Orten und Örtlichkeiten in ihrer Latinisierung. Einer, der von einem Brühle, einer Sumpfwiese, stammt, tritt als Breulaeus auf, der aus der Mühle als de Mola, die vom Berge als Montanus und de Monte, der vom Raine als Reinanus, einer aus dem Riede als Rithius, der Sohn von einem Süß, einem Weidegute, als Dulcis, der Anwohner von einem Niederwalde als Buschius. Wenn er in einem Hofe groß geworden ist, schreibt er sich: in Curia; besaßen die Voreltern einen Weinberg, so putzt er sich als Vinea heraus. Nach Ländern nannten sich Bohemus, Francus, Hasso, Hassus oder Hessus, Hollandus, Picardus, sowie Scotus, bei dem man aber auch an das Städtchen Schotten erinnert wird. Bei Flüssen machten ein Anlehen: Ahenarius und de Ane (Ahne bei Kassel), Avuncli (Ohm ?), Lossius (Losse bei Kassel), Moenius (Main), Rhenanus (Rhein). Die Zahl der Stadt- und Dorfnamen ist so groß, daß wir nur die merkwürdigsten herausgreifen wollen: Albulanus (Alf an der Mosel), Campensis (Kamp am Rhein und anderswo sehr oft), Clenzenius (Klenze, Kr. Lüchow, oder Klenzin, Kr. Stolp), Bomsius (Banse, Kr. Wittgenstein, Rgbz. Arnsberg), Brunsenius (Brunshausen, Kr. Stade), Coufugianus (Kaufungen), Curulius (Körle, alt: Kurle), Corravius (Kornau, Kr. Diepholz, Rgbz. Hannover), Keplerus (Waldkappel, alt: Cappel), Heusnerus (Hausen, Kr. Rotenburg, Kr. Witzenhausen und oft), Hunius (Burghaun, Kr. Hünfeld; Ober- und Unterhaun, Kr. Hersfeld), Megobachius (Meckbach, Kr. Hersfeld), Noviomagus (Neumagen, Kr. Bernkastel, Rgbz. Trier, oder Nimwegen), Rhodius und Rhodus (Rohde, Kr. Olpe, Rhode, Kr. Gifhorn), Stuckenradus (Stukenrode, Wüstung bei Rotenburg an der Fulda), Unckelius (Unkel am Rhein); Nephenius (Nepfen, Bezirksamt Füssen, Bayern), Puslerus (Buslar, Kr. Pyritz, Rgbz. Stettin, oder Kr. Belgard, Rgbz. Köslin), Schorus und Schureus (Schoren, Bezirksamt Memmingen, Bayern), Sixtinus (Sixtienen, Kr. Sensburg, Rgbz. Gumbinnen, oder Sixt, Bezirksamt Freising, Bayern), Singulator (Enzlar, Bezirksamt Scheinfeld, Bayern).

Nun kommt eine Gruppe aus dem vornehmsten Römertum. Voran geht Cäsar in eigener Person, dicht hinter ihm ein Coesarius, unter dessen Maske wir einen gutdeutschen Kaiser vermuten. Feldherren und Senatoren sind in seinem Gefolge, so Aemilius, Fabius (Bohner), Fabricius (Schmied), Porcius (Swein), Scribonius (Schreiber,) und Curio (Hofmann), Curtius (Kurz), Laelius (Lelle, zum Zeitwort „lallen" ?) und Milo (Müller). König Remus (Riemenschneider) begleitet den Gott Bachus (Bachmann). Die Zunft der römischen Dichter und Schriftsteller stellen Persius (? birsaere = Jäger) und Vegetius (Munter; Münzer ?) dar. Ein großes Kunststück vollbringen der Held Mucius Scaevola und der Gelehrte Nigidius Figulus: sie teilen sich in je zwei Personen, jener in Muttius (Mut) und Scevola (Linke), dieser in Nigidius (Schwarz) und Figulus (Töpfer).

Das Bild aus dem Altertum wäre unvollständig, wenn die Griechen fehlten. Aber da rücken sie auch schon heran, geführt von dem „unsterblichen" Ambrosius. Artopeus (Brotbäcker) und Mesomylius (aus der Mittelmühle) gehn mit Chrysander (Goldmann) und Chyträus (Töpfer), Chilo (Kistner?) mit Ornopola (Vogelhändler).

Dies ist der Vortrab für den Gott Asclepius (Arzt?), dem nicht nur der Held Hektor und der Dichter Alcmani folgen, sondern auch Bekenner des Evangeliums Episcopius (Bischof), Clerici (Pfaff) und Christianus (Christ), Ciriacus (dem Herrn gehörig), Sebastianus (ehrwürdig) und Theodoretus (Gottesgab). Der Christ sieht den Heiden als Adelphus (Bruder) an. Den Beschluß des Zuges bildet ein buntes Gemisch: Cynocephalus (Hundskopf), Dryander (Eichmann) mit Euander (Wohlmann, wahrscheinlich = Waldmann) und Rinander (Reimann, Anwohner eines Raines ?), Stephanus (Kranz) mit Lithos (Stein), Philippus (Rossefreund) mit Ephippiarius (Rosser? Wagner?) und endlich Rodophante (Rosenschein ?).

Manche von diesen griechischen Namen waren schon eingebürgerte Vornamen; andere griechische Vornamen sind aber erst zu dieser Zeit ins Deutschtum eingedrungen und glücklicherweise bald wieder vergessen, so Heliodorus (Sonnengabe), Chronophorius (Zeitträger) und Callimachus (Schönkämpfer). In dem weitverbreiteten oberhessischen Familiennamen Euker ist Eucharius (Anmutig) erhalten geblieben. —

Eine kleine Anzahl von Studenten trägt Frauenkleidung. Freund Phantasus würde behaupten: „Aha, wie heutzutage der Jüngling den Namen seiner Angebeteten auf seinen Arm tätowieren oder in gröberen Zügen in die linke Backe einhauen läßt, prägte vor Zeiten der Student den geliebten Namen

seinem ganzen Leben auf." Nun will ich wohl glauben, daß ein Student ohne Liebste ein Schinken ohne Salz ist, aber hier liegt die Sache doch anders. Es handelt sich um die Namen der Mütter. Darum braucht man noch nicht anzunehmen, daß die Träger dieser Frauennamen uneheliche Kinder sind. Nur bei Beckenmagt (Beckermädchen) ist das so gut wie gewiß. Sonst pflegten aber die überlebenden Witwen mit ihren Vornamen gerufen zu werden, und je länger sie ihren Ehemann überlebten, desto größer war auch die Wahrscheinlichkeit, daß nicht der Vatername auf die Kinder überging. In hessischen Schriftstücken des 16. Jahrhunderts kommt eine Frau unter dem Namen „das alte Trudgen" vor, später lebt in demselben Orte ein Mann namens Konrad Trudgen. So nennen sich folgende hessische Studenten nach ihren Müttern (oder Ahnfrauen): Aemilius (Emmel, Imelud), Agnese, Anna, Catharinus, Christinus, Cisius und Zisäus (Zise), Demudt, Elsnerus, Ficinus (Fige = Sophia), Gudanus und Gudenus (Gude), Lyse (Elisabeth), Imell (Imelud), Orthius (Orthie), Ulothus (Ylud), Geyle (Gele, Gertrud) und wahrscheinlich auch Czynn (Zine).

Wilhelm Holzamers „Inge".*)

In Hessen-Darmstadt erblüht seit einigen Jahren durch Alfred Bock und Wilhelm Holzamer eine Heimatkunst, die weit über Hessen hinaus Beachtung gefunden hat. Beide Dichter unterscheiden sich trotz ihrer gemeinsamen Ziele stark von einander. Bock ist ein scharf beobachtender Realist, zuweilen gar Naturalist, während Holzamer ein lyrischer Träumer ist. Bocks Romane atmen oberhessische Landluft, meist die des Vogelsberges, Holzamers Werke odenwäldisch-rheinische Luft. Dem Charakter der Landschaften entsprechend haftet den Bockschen Romanpersonen etwas Schwerfälliges, Knorriges an, während Holzamers Menschen etwas Stilles und Geheimes in sich tragen. Er ist beschaulicher als Bock.

Der neueste Roman Holzamers zeigt uns den Dichter auf der Höhe seines Schaffens. Es ist ein feines und reiches Buch, das uns Holzamer da geschenkt hat. An „Inge" reicht weder in der Kraft der großen Linie, noch in der meisterhaften Technik des Stimmungskolorits eins der früheren Werke des Dichters heran. Holzamer ist da in seiner gewohnten Art ein gewaltiges Stück vorwärts geschritten.

Besonders der erste Teil des Romans ist ein Meisterstück der lyrischen Kunst Holzamers. Es liegt ein so unendlich zarter, feiner Stimmungsduft darüber, daß man sich wie von einer einschmeichelnden Melodie voll stiller Weltentrücktheit getragen fühlt und das Buch nicht wieder aus der Hand legen mag. „Inge" ist die Geschichte eines musikalisch reich veranlagten Knaben, des Hans Sturm. Durch seinen Vater, den pensionierten Theatergeiger Sturm, findet Hans Eingang in dem vornehmen Nachbarhaus des Justizrats Dr. Moltan. Dieser ermöglicht ihm eine gute Bildung und macht ihn zum Gespielen seiner Enkelin Inge. Und es kommt die Liebe über Hans zu Inge.... Er gibt ihr seine Seele zu eigen und sie wird seines Schaffens letztes Ziel... Aber wie Inge ihrer Liebe sich bewußt wird, wird sie sich auch ihres Zieles bewußt und in ihrem Leben tritt ein entscheidender Wendepunkt ein. Der Kampf und das Ringen großer Seelen lockt sie. Sie tritt hinaus in das Leben, um ihre Energie zu erproben.

Weniger einwandfrei ist der zweite Teil. Von jetzt an trennen sich der beiden Liebenden Wege, und der Roman besteht fortan aus nichts weiter als zwei nebeneinander herlaufenden Parallelhandlungen, von denen die eine oft ohne Vermittlung der anderen folgt. Hinzu kommt, daß der feine lyrische Stimmungsgehalt des ersten Teils etwas verfliegt und die Handlung unvermutet in einer Weise fortschreitet, in der wir ihr ungern folgen mögen. Der alte, echte Holzamer tritt mehr und mehr zurück und es ersteht ein fremder vor uns, der uns weniger sympathisch ist, ja uns zuweilen etwas abstößt.... Dabei aber ist gerade dieser Teil mit einer so packenden Gestaltungskraft dargestellt, daß wir uns des Eindruckes nicht erwehren können, daß hier der Dichter aus dem Vollen schöpft und wohl Selbsterlebtes mit in die Handlung verwebt hat. Der Einfluß Nietzsches mit seinem „Übermenschentum" tritt unverkennbar hervor.

Ein solches „Überweib" ist die Inge des zweiten Teils. Aus dem lieblichen, stillen Mädchen wird ein Weib voll brennendem Ehrgeiz, das es zum Beruf drängt, um ihrem Leben einen Inhalt zu verleihen. Die ganze moderne Frauenfrage zieht in ihr verkörpert an uns vorüber, freilich auch mit all ihren Auswüchsen. Inge absolviert das Mädchengymnasium, studiert Medizin und gibt sich dem Beruf als Ärztin mit aufreibender Selbstaufopferung hin, dieselbe Anspannung aller Kräfte auch von Hans Sturm verlangend, der, auf dem Gipfel seines Ruhmes

*) Inge. Ein Frauenleben von Wilhelm Holzamer. 8°. 367 S. Leipzig (Hermann Seemanns Nachfolger) 1903. Preis geb. Mk. 4.

angelangt, nunmehr ihr Gatte geworden ist. Während Hans ob der Forderung seines Weibes mutlos zusammenbricht, tritt plötzlich in Inges Leben der „starke" Mann, der ihr als Ideal vorschwebt: Redakteur Römer, den sie zufällig auf einem Krankenbesuch kennen lernt. Über die Leiche ihres Jugendgeliebten und Gatten Hans hinweg eilt sie zu Römers Weib und bittet diesen frei. Die unbedeutende Frau, die in ihrer Selbstlosigkeit unendlich viel größer ist als das moderne, egoistische „Überweib", gibt ihn frei, und so sucht Inge an der Seite dieses Mannes sich ein neues Glück aufzubauen, bis sie eingesehen haben wird, daß auch er ihr nicht mehr gleichwertig ist, ihr an sozusagen Geistigem nichts mehr zu bieten vermag, und sie ihn dann ebenso wie ihren ersten Gatten unbarmherzig verstoßen wird.

Wir sehen, wir gelangen hier auf einen Boden, der unter unseren Füßen zu wanken beginnt, — Morastboden . . . Und es ist schade, daß der Dichter die Frauenfrage, die doch viele gesunde Keime in sich birgt, auf eine Weise löst, die beschämen muß. Für eine Frau ohne sittliche Energie uns zu erwärmen, wird ihm nie gelingen, und wäre ihr noch so viel geistige Energie eigen.

Deshalb müssen wir den zweiten Teil des Romans in seinem inneren Aufbau als verfehlt ansehen und wollen hoffen, daß der alte Holzamer sich mit seinem nächsten Werke wiederfinden möge. Was die äußere Art dieses Romans angeht, namentlich die vollendete Stilkunst und großartige Gestaltungskraft, so nähert sich Holzamer hier erheblich der Erfüllung seines reifsten dichterischen Werkes. Was den Titel betrifft, so scheint uns „Inge" mit dem Untertitel „Ein Frauenleben" nicht genügend gerechtfertigt neben dem Helden Hans. Es ließe sich noch mancherlei über Holzamers große dichterische Kraft im Anschluß an diesen Roman sagen, doch wollen wir uns ein zusammenfassendes Urteil lieber für später aufsparen, bis er uns vielleicht noch köstlichere Frucht beschert haben wird.

Detmold. Dr. Wilhelm Schoof.

Vom Fenster aus.

Von Valentin Traudt-Rothenditmold.

Ob nun die Fenster klein oder groß sind, — alle können etwas erzählen, von allen aus kann man Geschichten erleben und alle sind dazu da, ins Menschenleben hineinzugucken, sei es von außen oder von innen. Sogar ganz wirkliche richtige Weltgeschichte erzählen manche Fenster. So lag mit den Strasbayern ein junger Offizier in Rauschenberg, der in einer müßigen Stunde seinen Namen in die Fensterscheibe eines allerliebsten traulichen Bierstübchens kratzte. Ob sich aber der spätere Kriegsminister von Bayern noch jenes Fensters erinnerte? — Und das weltberühmte historische Eckfenster Wilhelms I.! — Von solchen Fenstern ist aber hier nicht die Rede; wir bleiben bei unseren bescheidenen kleinen Vierecken, vor denen rote Geranien, weiße Schneewittchen und von der Großmutter ererbte Rosmarine stehen. Rechts und links der in gemütvoller Linienführung laufenden Gasse winken sie, weiß gestrichen, blinkend, mit einem Schiebefensterchen oben für den Kochdunst im Winter, der uns Vorbeigehenden verrät, ob die „Mutter" Sauerkraut mit Erbsen oder grüne Bohnen im Topfe hat. Also auch wer um Kochrezepte für gute bürgerliche Küche verlegen ist, kann die Fenster fragen. Schon als Junge habe ich in Hanau die Geschichte eines Milchmannes vom Fenster aus studiert. Erst hatte er ein Ziehwägelchen, dann einen Hund, später einen Esel und zuletzt einen Schimmel. Erst begleitete ihn ein Mädchen von etwa 15 Jahren, lang, lachend und flink, nachher war es eine holde rundliche Jungfrau, endlich blieb er aus und sie saß mit einem jungen Milchmann auf dem Bock, und dann kam der auch einmal allein und hatte einen Hosenmatz auf dem Schoß. Das Standesamt von Auheim konnte mehr auch nicht erzählen. Das war noch um die Zeit, da die Familienväter abends ihre langen Pfeifen zum Fenster hinaus rauchten und von Hecker, der Paulskirche und dem Kurfürsten erzählten . . . Später schlug ich meine Zelte in einer kleinen Landstadt auf, verlegte aber mein kleines Arbeitsfeld, den Schreibtisch, an das Fenster; denn ich liebe das Licht. In so kleinen Städten hat man noch immer das Glück, nicht alle Neujahr in der Miete gesteigert zu werden und sich die winkeligen Stuben und traulichen Erkerchen zu einem Heim ausgestalten zu können; aber auch noch die hübsche humoristische Beigabe, sich mit dem Hauswirt fünf Jahre lang wegen eines neuen Schlosses und gegen fünfzehn Jahre in „Sachen, Erneuerung des Fensteranstriches betreffend," herumstreiten zu dürfen. Daß von meinem vielem „Duwakrauche" das Weiß der Ölfarben den Galerieton angenommen habe, muß ich schon seit 1872 hören, und daß die neuen Schlüssel allesamt doch nichts taugen und abbrechen, ist ein gleichfalls sehr bejahrtes Argument. Der Hauswirt gegenüber ist aber genau so, alle sind sie so und man — bleibt und erfreut sich des stillen Ganges der Welt. Drüben nun, im zweiten

Stock, bis wohin der „Gutedel" rankt, wohnte der alte Briefbote Heinz bei seiner verheirateten Tochter Marie, d. h. anfänglich wohnte sie bei ihm und danach war es erst umgekehrt.

Es ist schon lange her, daß ich den Schwarzkopf der Marie am Fenster hinter der Schiefertafel und dem Lesebuch allerlei Allotria treiben sah . . . Wenn mir gerade bei der Schreibarbeit die Fäden gerissen waren, mußte ich hinüberstarren, um mich sinnend sammeln zu können. Da bemerkte ich denn den Kobold je nach der Jahreszeit hinter den Scheiben oder auf der Fensterbank, regelmäßig mit Lernen oder Kauen beschäftigt, und ich konnte mich genau über den Fortschritt des Jahres orientieren, wenn ich Mariens Hände sah und ihre Stimme hörte. Hatte sie Wurst und Brot oder gelegentlich ein Stück Speck, dann sang sie vom Winter, rief der Kuckuck, so war nach alter Regel der Schinken angeschnitten und sie sang „Alle Vögel sind", winkte mir nur der Schein eines Butterbrotes, so hieß es „Im Sommer, im Sommer", und flogen endlich die Birn- und Apfelkripse, die Zwetschen- und Pflaumenkerne auf die lärmenden Gassenjungen, dann summte sie ihr „Nun kommt die harte Winterszeit" und oben unter dem Dach rüsteten ihre kleinen Freunde, die Schwalben, Koffer und Kisten zur Südlandreise. Um diese Zeit wurden die Fenster rechts von ihrem Hause schon nicht mehr geöffnet und die alte Dame mit der kirschblütweißen Haube nickte nur noch hinter den grünlichen Scheibchen hervor. Sie gehörte zu jenen Menschenkindern, welche von der eilenden Zeit vergessen werden, zu jenen, die noch aus steilen Kaffeetassen trinken und Engelsköpfe an Schränken und Kommoden haben und selbst schon nicht mehr irdisch zu nehmen sind. In vieler Hinsicht: sie kennen die Hast der neuen Tage nicht, putzen mit sorgsamer Hand das Bild „ihres" Landesvaters und seines Schlosses zu Kassel allmorgendlich ab und zehren aus jenen Tagen, da Schiller noch auf rauhem Papier, in unscheinbare Pappe gebunden, von Hand zu Hand deutscher Jünglinge und Jungfrauen ging, d. h. er nicht, aber — — man versteht's ja auch so. Und die Gedichte des Marburger Justi waren eben heraus . . . Lang, lang ist's her. Auch diese alte Frau gehört zu meinen liebsten Fenstererinnerungen und wäre wohl imstande, mir den Lauf dieser Zeilen abzugraben . . . Doch . . . und . . .

Unsere Marie soll nicht vergessen werden.

Auf der Straße vor ihrem Hause spielte sie selten; denn der Vater durfte ihre Wildheit nicht gewahr werden. Sie „flitschte" um die Ecke und ließ ihn pfeifen so viel er wollte, wenn ihr Sinn auf „Ballschlag" oder „Räuber und Gendarm" stand oder auf Heumachen mit „Ölfischers" oder Kornscheiden mit „Beckerjörgs". Ein gutes Mädel war sie trotzdem, freundlich, willig und auch gehorsam, abgesehen davon, daß sie eben den Pfiff des Vaters nicht verstand, wenn sie glücklich um die Ecke war.

Ihn nun sah ich immer grauer werden, doch stets seinem „schwarzen AB" treu bleiben. Letztere Beobachtung war allerdings mehr geruchsmäßig zu machen. Oft, wenn ich noch in später Nacht arbeitete, öffnete er behutsam sein Fenster und sah lange zum Sternenhimmel hinauf. Die Nachbarn behaupteten, das geschehe nur, wenn er frisch geschlachtet habe . . . Allerdings machte ich die Beobachtung auch immer im Spätjahr; aber da ist ja doch der Himmel auch am klarsten. Warum sollte der biedere Mann denn nicht wie andere, oder gerade wie die anderen *nicht*, seine stillen Minuten der Einkehr haben wollen? — —

Und dann war es wieder einmal Ostern geworden und Mutter und Marie putzten in seltenem Eifer die Scheiben und bereiteten alles sehr festlich vor. Von Büchern war seit acht Tagen nichts mehr zu sehen gewesen und der lange Zopf war sittsam hochgesteckt und zwei Tage war eine Schneiderin im Hause gewesen . . .

Marie wurde konfirmiert. —

Drei lange Jahre war es dann still drüben an dem Fenster, nur der graue Kopf der Mutter war nachmittags in dem Vorhangsdreieck sichtbar und nickte über dem ewigen Strickstrumpf, und der Alte klopfte am Morgen vor seinem Bestellgang und am Abend nach dem Essen die Pfeife auf den Holzstoß unten aus.

Eines Tages aber trillerte wieder eine helle Stimme und ein lustiges Jüngferlein lachte mich über die Straße an.

„Guten Morgen! Guten Morgen!"

Ich reckte mich auf. Wie doch die Zeit weiter geht! Tick—tack! Weiter, weiter.

Das war jetzt aber alle Tage ein Schauen straßauf, straßab, ein Nicken und Plauschen und Rufen. Und es kam mir vor, als sei die Welt viel sonniger; als habe sie eine ganz andere Sprache. Allerdings belehrte mich mein Hauswirt, wenn wir auf das Schloß zu sprechen kamen, eines anderen und auch der Ölanstrich war noch auf die Tonlage von 1872 gestimmt.

„Machen Sie mir mal ein recht schönes Gedichtnis!" Ich hatte kaum das Fenster geöffnet und es war noch sehr frühe.

„Ja aber wozu, Marie?" rief ich hinüber.

Marie wurde rot und sah sich einen Moment in ihrer Stube um.

„Ich brauch 's wohl. — Wer weiß?"

Es war sicher nur ein Spaß gewesen; denn sie holte die Verslein nicht ab. Aber eines Abends

höre ich ganz spät die Türe drüben ihren alten Knarreruf ausstoßen, dann sehe ich es in der Stube oben hell werden und vernehme harte, zornige Worte.

Am folgenden Morgen klang natürlich doch wieder die alte Weise herüber: „Ach wie ist's möglich dann."

So ging das fort mit Lachen und Scherzen, bis eines Tages ein ernster Mann bei mir eintrat.

„Ich wollte Ihnen sagen, daß die Frau Nachbarn heute Nacht gestorben ist."

Zwischen Licht und Dunkel machte ich meinen Besuch und sah Marie zum erstenmal mit Tränen in den Augen. Die Frau hatte einen Schlaganfall gehabt. Erst als wir sie am dritten Tag unter dem tröstenden Geläute der kleinen Kirche zwischen den Hagerosen auf dem Bergfriedhof begraben hatten, öffneten sich wieder die Fenster drüben. Marie erschien nun nicht mehr so oft wie früher dort; sie war Hausmütterchen geworden und stand am Kochtopf oder hinter dem Waschfaß oder im Gärtchen auf den Beeten.

Langsam fraßen aber doch Zeit und Arbeit das Leid hinweg und die Liederlust rang sich hinauf. Das Mädchen war wieder fröhlich, dabei sinniger und schöner geworden. Wenn sie sich hinabbeugte, um eine Rebe hochzubinden oder dem Herrn Hausbesitzer gar eine Traube zu stibitzen, konnte ich ihre vollendete Gestalt so recht bewundern. Alle mußten ihre Freude daran haben . . .

Böse, recht böse jedoch war ich für einige Augenblicke, als sie eines Tages mit Klausens Fritz, dem jungen Briefträger, in ihrem Fenster stand und so glücklich herüberschaute, als sei ich und die ganze Straße nun überhaupt nicht mehr für sie da. Und ihr Vater stand dabei und ließ das alles ganz ruhig geschehen! Und so kam es, daß er bald bei ihr wohnte, nicht nur bei ihr wohnte, sondern sie sogar am Fenster ablöste, statt der kurzen eine lange Pfeife im Mund hatte und das „Kreisblatt" las.

„Aha", dachte ich, „pensioniert! Wie man alt wird." Nur hin und wieder erschien Mariens frisches Gesicht auch noch, sah über ihn weg auf die Straße oder mit einem stillen Gruße zu mir her.

Während ich mich allein durch die Jahre weitermühte und die alte Nachbarin mit der weißen Haube nicht mehr älter zu werden schien, waren bei Klausens vier, dann fünf, dann sechs Leute geworden . . . Die Fenster waren jedesmal geschlossen geblieben, Mittags war der Storch klappernd über das Haus geflogen — die Kinder sagten es wenigstens — und in der Nacht hatte ich die Haustür schlagen hören.

Marie, Fritz, Heinrich — drei Orgelpfeifen.

Das war nun ein Herzen und Küssen, ein Singen und Plappern geworden, ein Nähen und Stricken, daß man gar nicht erklären konnte, woher eigentlich alle die Lust und Arbeitskraft käme . . . Mutterliebe ist doch etwas Starkes! — Am wunderbarsten aber war es mit dem Alten. Der saß unten auf der Treppe, wenn die Sonne schien, hielt das Jüngste und schnitzelte den anderen Mühlräder und Puppentische und Schiffe und machte aus langen Tannzapfen Hampelmänner. Und wie hatte er doch so getobt, als Marie vor langen Jahren einmal so spät von ihrem Schatz kam! Ja, die Zeiten werden anders, wenn auch die alten Türschlösser bleiben und der Galerieton der Fenster . . .

Doch auch das Letzte kam!

Die Sturmglocke läutete . . . das Haus gegenüber stand in Flammen und das ganze Städtchen schrie und jammerte. Erst fehlte die Feuerleiter, dann platzte ein Schlauch, und als man alles beisammen hatte, war das Haus ein Trümmerhaufen. Nun war es mir doppelt unangenehm, daß mein Hauswirt nicht schon vor fünfzehn Jahren das Schloß hatte reparieren lassen; denn im Nebenzimmer hatte ich Marie mit ihrem Vater, ihrem Manne und ihren Kindern einquartiert, bis sie eine neue Wohnung fanden. Jetzt konnte ich erst recht lernen, wie manche Menschen das Leben durch Bescheidenheit und Herzensgüte bezwingen . . . Der Mut zum Glück ist das Glück! —

Einige Monate nachher erhob sich auf dem alten Platz ein einstöckiger Backsteinbau, dessen Fenster wohl blinkten, aber nichts mehr zu erzählen wußten. — Marie wohnte vor der Stadt . . . Und da zog ich auch fort.

Dr Hinkilspoad.[1]

(Wetterauer Dialekt.)

Pärrnersch Goarte — e wohrer Stoat —
Oawwer 's gihr[2]) e Hinkilspoad
Neawe dorch die Noochberrsch Planke.
Hennerch mächt sich kahn Gedanke;
Loackt sein Fra aach „bi, bi, bi"
— 's eaß kahn Ernst, doas waas d's Vieh.

Ach, wu Hinkinn gihn se groase,
Do kann kahn Seload näit woase.
Schleammer wäi die Sprihn[3]) eann Spatze
Sein die Hinkinn, dann däi kratze;
Do eaß dorch met de Karotte,
Met de Buhne eann de Schlotte.

[1]) Hühnerpfad; [2]) geht.

[3]) Stare.

„Lieschen," woar do als gesaht,
— Dann so häiß die Pärrnermahd[4]) —
„Gehe doch zum Nachberr neben,
„Er soll besser Obacht geben
„Und mit Latten oder Draht
„Schließen seinen Hühnerpfad."

Hennerch saht: e Kumblement,
Dabb's sein Hinkil wehrn[5]), doas kennt
Kahns gesahn, e Hinkil fläit
Eann hen kennt se sealwer[6]) näit;
Doach hen langt sich Droht ze Gäiße,
Dann wollt hen die Löcke schläiße.

Doach bei all deam bleabb's debei,
Do hiß stennig[7]): „Eintritt frei."
Wann eann's Groas die Hoijer gihn,
Ach, woas leje se do so schihn!
Merr[8]) hihrt aach de Noochberr sahn,
Doas Gelend wehr dr Gemahn.

Schwoarze, weiß eann schiwwerig[9])
Komme se. — 's eaß naut iwwerig[10])
Als sich leire, dann gescheid
Eaß, wer alle Streit vermeid,
Eann ferr Pärrnerschleu[11]) aggroad
Scheckt sich aach kahn Deschbedoat.

Fägkt dr Scholleh[12]) als emohl brinner,
Wärt die Ploh[13]) emohl gelinner,
Doach die Hoijer sein's gewuhnt
Eann kahn Plenzi[14]) wärt geschuhnt.
Bahld rieft's Geckilche: „Hallo,
„Gikriki, merr[15]) sein all do!"

Hennerch woar doas gahnz nooch Seann,
Hennerch schläht[16]) kahn Pöhlche[17]) eann,
Schläht kahn Nählche eann die Latte,
Säht, doas deht joa doach naut batte;

[4]) Pfarrmagd; [5]) wären; [6]) selbst; [7]) beständig; [8]) man; [9]) schieferig; [10]) übrig; [11]) Pfarrersleute; [12]) Joli (Hund); [13]) Plage; [14]) Pflänzchen; [15]) wir; [16]) schlägt; [17]) Pfählchen.

Gießen.

Flihl[18]) se stimpe, deaß kahns fläit —
Nahn[19]), doas dehr e[20]) ahnmohl näit.

Do hatt Pärrnersch Mahd gesaht,
Säi verrtreabb die Hinkilswaad[21]),
So e freacher Noochberrschmann,
So e Löpps — 's wehr e Schann[22]) —,
Ruuth Hoor hätt hen näit vergeawes,
Säi vertreabb's emm, Herr ds Leawes!

Läiwer Hennerch, ja ihr errt uch[23])
Liß kimmt met Ajer eann ihrm Scherrbuch[24]),
„E Kumblement vo uhnser Fra
„Eann groad däi Ajer häi däi zwa,
„Däi hun au[25]) Hoiher uhngefregkt
„Haut Moarje eann uhns Groas gelegkt."

Do saht dr Hennerch: „Sich[26]), doas stimmt,
„Sich, wäi merr imm's Vermeje kimmt.
„So Hoijer mußt ihr aach noach heje[27]),
„Däi eann die frimde Gährte leje!"
Off ahnmohl Pöhl eann Nähl eann zou.
Fort woar dr Poad, eann do woar Rouh.

Gahn Owed hihrt merr Lärme daus,
's gabb Gekresch eamm Hinkilhaus,
Eann Moarjets froi, wäi's Lissi[28]) kimmt,
Do worrn dem Vieh die Flettch[29]) gestimpt,
Eann ahns, doas hatt de Schwanz verloarrn
Eann woar die Noacht zoum Keuler[30]) woarrn.

Die Liss, däi schebbild[31]) sich verr Fraad.
„Sich, seaht err[32]), aich hatt's gleich gesaht.
„Zwa Ajer koast die gahnz Geschicht,
„Woas nihrig woar eaß ausgericht.
„Etzt fewe[33]) merr de Koppeloab
„Groad mette[34]) off de Hinkilspoad."

[18]) Flügel; [19]) nein; [20]) tue er; [21]) Hühnerweide; [22]) es wäre eine Schande; [23]) irrt Euch; [24]) Schürztuch; [25]) euere; [26]) siehe; [27]) hegen; [28]) Lieschen; [29]) Fittiche; [30]) Huhn ohne Schwanz; [31]) schübbelt = wälzt; [32]) seht Ihr; [33]) säen wir; [34]) mitten.

Fr. von Trais (F. Möbius).

Aus alter und neuer Zeit.

Zwei Gedenktage. Im Pfarrhause zu Eiterhagen in der Söhre bei Kassel wurde am 17. April 1804 Philipp Hoffmeister, Bruder des bekannten Numismatikers, als Sohn des Pfarrers C. F. H. Hoffmeister geboren. Schon früh zeigte sich bei dem Knaben die Neigung zu dichterischen Versuchen, die noch bestärkt wurde, als er in Kassel, wo er das Lyceum besuchte, im Hause seiner Tante, Philippine Engelhardt, geborenen Gatterer, Elise von der Recke, Friedrich von Matthisson und die Brüder Grimm kennen lernte. 1822 zog er gen Marburg, um als ältester Sohn eines Pfarrers, wie es damals üblich, Theologie zu studieren. Dort verblieb er bis zu seiner Anstellung als reformierter Pfarrer in Kleinschmalkalden im Jahre 1829, zu welcher Zeit er sich auch mit der einzigen Tochter des Marburger Professors Duysing verheiratete. Die Nähe von Schnepfenthal führte ihn mit Harold Otmar Lenz und anderen berühmten Naturforschern zusammen, ferner trat er mit Ludwig Bechstein in Meiningen und Storch in Gotha in Verbindung, wie er auch Mitarbeiter an dem von Zacharias Becker gegründeten „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen" wurde. Während seines Aufenthaltes in Kleinschmalkalden machte er eine Erfindung, die bahnbrechend hätte werden können, wenn sie nicht eben von Kleinschmalkalden ausgegangen wäre. In seiner Selbstbiographie, die in der Fortsetzung der Strieder-Justischen hessischen Gelehrtengeschichte von Dr. Otto Gerland enthalten ist, schreibt Hoffmeister wie folgt:

„Durch Zufall kam ich 1833 auf die Erfindung der Daguerrotypie, von mir Heliographie genannt. Da mir leider alle chemischen Kenntnisse mangelten,

auch sich in meiner näheren Umgebung niemand fand, der mir hilfreich hätte zur Hand gehen können, so mußten diese Versuche sehr unvollkommen bleiben. Beiläufig gesagt, wendete ich eine Lösung von reiner Cochenille auf ungeleimtes Papier an und brachte dies in die Camera obscura. Es wurde an den lichten Stellen die Cochenille binnen kurzer Zeit von der Sonne verzehrt und so ein Bild hervorgebracht, das man nur mit Leimwasser zu tränken brauchte, um es zu fixieren. Im „Allgemeinen Anzeiger" machte ich meine Erfindung bekannt und forderte zu weiteren Proben auf. Allein kein Mensch interessierte sich dafür, bis im Jahre 1839 von Paris Daguerres Verfahren alle Welt in Erstaunen versetzte. Der Herausgeber des „Allgemeinen Anzeigers", Hofrat Hennicke zu Gotha, stritt lebhaft für das Recht der Priorität jener Erfindung zu meinen Gunsten, und von vielen Seiten, selbst von England, verlangte man jetzt Aufklärung über die Sache von mir. Ich hatte indessen nichts weiter darin getan und die Geschichte fast ganz vergessen, konnte und mochte also keine Anleitung darüber geben. Das einzige, was mir davon geblieben, war, daß ich mich bei vielen Arbeiten seit 1833 als felix Heuristes (Fel. Heur) unterzeichnete, obgleich ich mich weit eher infelix hätte nennen müssen."

1840 kam Hoffmeister als Pfarrer nach dem in der Nähe von Kassel gelegenen Nordshausen, einer Gegend, die reich an Insekten ist, so daß es ihm gelang nicht allein 2200 Arten von Dipteren zusammen zu bringen, sondern auch deren 60 neue zu entdecken, die meist vom Professor Marquardt in Lille in den Verhandlungen der entomologischen Sozietät in Paris beschrieben wurden. Direktor Löw in Meseritz aber gab einer der von Hoffmeister entdeckten Arten den Namen Mycetaulus Hoffmeisteri. Diese ist leider später nicht mehr gefunden worden. Das letzte Exemplar kam in das Pariser Museum.

Auch fleißig mit der Radiernadel und mit Zeichnen beschäftigt, gelang es ihm, eine unvertilgbare Kreide herzustellen, in deren Folge der Schwarzstift entstanden ist.

In Pension getreten starb Philipp Hoffmeister im Jahre 1874 zu Marburg.

Aufsätze und Erzählungen sind von ihm in den „Grenzboten", „Didaskalia", „Fliegenden Blättern", der Braun und Schneiderschen „Hauschronik", O. v. Horns „Spinnstube" u. a. erschienen.

Von seinen Schriften sind zu nennen: „Das zweckmäßige Fangen und Töten der Käfer", 1835, „Das Leben Philipps des Großmütigen", 1846, „Hans Rommel", 1851, „Philipps des Großmütigen Nachfolger", 1856, „Deutsche Schwänke", 1858, „Hessische Volksdichtung in Sagen und Märchen, Schwänken und Schnurren", 1869.

Am 24. April werden 150 Jahre verflossen sein, seit zu Kassel Ludwig Karl Eberhard Heinrich Friedrich von Wildungen geboren wurde, der sich als Weidmann und Dichter durch sein ursprüngliches Wesen und warmen Gefühlsausdruck in weiteren Kreisen bekannt gemacht hat. Er war der Sohn des Hessen-Kasselschen Geheimen Rats und Gesandten bei der Kreisversammlung zu Nürnberg Ludwig Heinrich Wilhelm von Wildungen, der aus Ludwigsburg stammte, und seiner Gattin, einer geborenen Freiin von Corbey aus Neustadt a. d. Aisch. Von seinem Vater zum Juristen bestimmt, wurde er nach beendetem Studium als Assessor bei der Regierung zu Marburg angestellt, trat aber bald in Nassau-Usingensche Dienste, wo er als Regierungsrat in der näheren Umgebung des Fürsten Gelegenheit hatte, sich auch mit der Forstwissenschaft, seinem Lieblingsfache, zu beschäftigen. Ganz sich dem fröhlichen Weidwerk zu widmen, war ihm aber erst 1799 vergönnt, als er, seit 1780 wieder im hessischen Staatsdienst tätig, zum Oberforstmeister in Marburg ernannt wurde. Er selbst kündigt dies den Lesern seines „Taschenbuchs für Forst- und Jagdfreunde für das Jahr 1800" mit den Worten an: „Triumph! Diana hat endlich gesiegt — endlich der finstern ewig eifersüchtigen Themis mich abgestritten!

Teilet, Brüder, meine Freude mit mir. Heute hat die Huld meines Fürsten — ewig sei sie gepriesen!! — zum frohesten dankbarsten aller Oberforstmeister mich umgeschaffen, die wohl je die Wälder durchstreift haben!

Wonnetrunken, gleich dem feurigen Jüngling, der sie nun sein, ganz sein nennen darf, die holde Geliebte, die er schüchtern und verstohlen kaum küssen durfte, fühle ich nun zu einem neuen Leben mich erweckt, das ihm, ihm wahrlich! allein nun gewidmet sein soll, diesem edlen lange ersehnten Berufe, für den ich so unverkennbar geboren bin."

Schon als Regierungsrat hatte er sieben Taschenkalender herausgegeben und eine Anzahl Gedichte über Jagd und Jägerei geschrieben, die als „Lieder für Forstmänner und Jäger", auch das „grüne Gesangbuch" genannt, zuerst 1788 in Leipzig erschienen. Von seinen weiteren Schriften sind zu nennen: „Goldenes Forst-ABC, oder Vaterlehren eines alten biederen Forstmannes an seine Zöglinge", worin er auch sehr energisch gegen das unweidmännische Jagen zu Felde zieht, und „Waidmanns Feierabende", für die er vom Könige beider Sizilien in den von diesem gestifteten Diana-Orden aufgenommen wurde. Der Tag, an dem er mit dem Diplom des berühmten Ritterordens der „Diana Cacciatrice" beglückt wurde, nennt er einen

der festlichsten seines Lebens. Diese „nobilis societas venatorum“, deren Großmeister der König Ferdinand war, bestand aus fünf Sozietäten: der Neapolitanischen, der Wienerischen, der Goerzerischen, der Laybachischen und der Salzburgischen oder Reichssozietät, zu welcher Wildungen gehörte. Das Ordenszeichen war ein goldenes Jagdhorn an einem grau und grün gestreiften gewässerten Bande, die dazu gehörige Uniform war grau mit grünsamtnem Kragen, Aufschlägen und Unterkleidern, in Gold gestickt. Die bei der Aufnahme und hernach jährlich zur Ordenskasse zu zahlenden Gelder wurden „zu den edelsten und nützlichsten Zwecken, z. B. zur Unterstützung in ihrem Dienste verunglückter Jäger oder deren Witwen und Kinder, zum Lehrgeld für arme aber hoffnungsvolle Jägerssöhne u. dergl. verwendet.“

Unter dem König von Westfalen war Wildungen Conservateur des eaux et des forêts zu Marburg. An seinem Geburtstage im Jahre 1809 erfreute ihn die dortige Universität mit dem Doktor-Diplom.

Vermählt war Wildungen mit Charlotte Louise Wilhelmine, Tochter des Hessen-Darmstädtischen Geheimen Rats und Samthofrichters von Breidenbach zu Breidenstein, und dessen Gattin, einer geborenen von Schönfeld. Aus dieser Ehe entsprossen drei Töchter, von denen eine mit dem Badenschen Hauptmann von Hainau vermählt war. Wildungen starb, der letzte seines Stammes, am 15. Juli 1822 als Kurfürstlicher Oberforstmeister der Provinz Oberhessen und wurde nach seiner Bestimmung in dem von ihm angelegten Forstgarten bei Marburg beerdigt. Sein Sarg, so hatte er bestimmt, sollte so schlicht als möglich aus einem zu nichts Besserem tauglichen Eichenwindfalle gezimmert sein und die natürliche Farbe des Holzes mit keinem Anstriche übertüncht werden. „Da hinein,“ so schrieb er wörtlich vor, „strecke man mich in einem abgenutztesten Waldkittel und setze eine Nachtmütze mir auf, wie ich stets, wenn ich „ins Quartier“ kam, zu tun gewohnt war. Kein Leichentuch bedecke den Sarg. Oben darauf werde bis zum Grabe zwischen Brüchen von Eichen oder Tannen (je nachdem es Sommer oder Winter ist) mein Lieblings-Hirschfänger befestigt. Das grüne Gestell meines Jagdwagens mit meinen treuen Rossen bespannt, soll auch zu dieser meiner letzten Forstreise mir noch dienen. Zwölf redliche Förster sollen nachfolgen, zwei Jäger mit meinen Leibgewehren den Zug beschließen. Will irgend ein anderer echter Freund auch mitwandern, so bitte ich ihn (wenn es sein Stand erlaubt), in Grün sich zu kleiden. Beim Einsenken sollen die braven Weidmänner mit einem dreimaligen Donner ihrer Pürschbüchsen mich einsegnen. Nach der Zurückkunft soll man sie — außer meinem Hause — mit einem frugalen Jägermahle und einem guten Ehrentrunke bewirten, und der älteste unter ihnen zum Schluß den hoffentlich herzlichen Toast noch ausbringen:

„Sanft schlummere der Freund der Natur
Im Schatten der von ihm selbst gepflanzten Bäume!“

Die von ihm verfaßte Grabschrift lautet:

„Hier ruht ein Beschützer der Wälder,
Der im Leben selten geruhet hat.“

Seine gesammelten Schriften erschienen 1877 bei Th. Fisher in Kassel. Ein ausführlicher Aufsatz über Wildungen von F. Zwenger findet sich im „Hessenland,“ Jahrgang 1887, Seite 227. Siehe auch „Ein poetischer Wettstreit“ von G. Th. Dithmar, Jahrgang 1891, Seite 94 ff. W. B.

Aus Heimat und Fremde.

Vorsitz des Landes-Ausschusses. Der Vorsitzende des Landes-Ausschusses für den Regierungsbezirk Kassel Seine Exzellenz der Wirkliche Geheime Rat Vizemarschall Kammerherr Dr. jur. Hans von der Malsburg-Escheberg legte am 7. April sein Amt in die Hände des vom Kommunallandtag zu seinem Nachfolger gewählten Herrn Geheimen Sanitätsrats Dr. Endemann. Herr von der Malsburg war seit 1866 Mitglied des Landesausschusses und hat sich um die landständische Verwaltung große und bleibende Verdienste erworben.

Verein für Reformationsgeschichte. Am 6. und 7. April wurde zu Kassel die siebente Generalversammlung des Vereins für Reformationsgeschichte abgehalten. Nach einem Festgottesdienst in der St. Martinskirche fanden die Verhandlungen unter Vorsitz des Herrn Konsistorialrats Professor D. Kawerau-Breslau im Evangelischen Vereinshause statt. Namens der theologischen Fakultät der Universitäten Marburg und Gießen waren die Herren Professor D. Achelis und Professor Drews erschienen. Herr Oberstudienrat Dr. Egelhaaf-Stuttgart hielt einen Vortrag über Philipp den Großmütigen, Herr Pfarrer Lic. Dr. Diehl-Hirschhorn sprach über „Martin Bucers Bedeutung für das kirchliche Leben in Hessen.“ — Zu Ehren der Versammlung hatte die Direktion der ständischen Landesbibliothek eine Ausstellung von seltenen Büchern und Schriften aus der Reformationszeit veranstaltet.

Hochschulnachrichten. Der ordentliche Professor der Geologie und Mineralogie Dr. Reinhard

Brauns, zur Zeit Rektor der Universität Gießen, wird einem Ruf an die Universität zu Kiel am 1. Oktober d. J. Folge leisten. — Der Privatdozent Dr. Strack zu Bonn ist als ordentlicher Professor der alten Geschichte an die Universität zu Gießen berufen worden. — Dem Geheimen Medizinalrat Dr. Bode zu Kassel wurde bei seinem 50jährigen Doktorjubiläum am 1. April das Doktordiplom von der Universität Marburg erneuert.

Anstellung. Der seitherige Assistent an der ständischen Landesbibliothek zu Kassel Herr Dr. Wilhelm Lange ist an Stelle des am 1. Mai ausscheidenden Herrn Dr. Hoelscher vom Landesausschuß zum Bibliothekar ernannt worden. Dr. Lange, Herausgeber der „Touristischen Mitteilungen aus beiden Hessen“ und ein geschätzter Mitarbeiter unserer Zeitschrift, hat durch eine Anzahl wertvoller Schriften über Hessen sich in weiteren Kreisen bekannt gemacht.

Vorlesung. Der Königliche Hofschauspieler Paul Wiecke aus Dresden, ein geborener Kasselaner, hielt in seiner Vaterstadt am 7. April eine Vorlesung von Gedichten hervorragender deutscher Dichter. Dem Vortragenden ist eine meisterliche Beherrschung der Sprache eigen. Geistreiche, tiefe Auffassung jeder einzelnen Dichtung und packender, dabei manierenfreier, durchaus künstlerischer Vortrag, welcher durch ein glänzendes Organ unterstützt wird, ließen ihn den Kreis seiner Zuhörer von Anfang bis zu Ende spannen und fesseln. Gewiß ist bei vielen der letzteren der Wunsch rege geworden, den Künstler gelegentlich auf der heimischen Hofbühne auch als Darsteller kennen zu lernen.

Malvida von Meysenbug. Die Asche der aus Kassel stammenden Dichterin Malvida von Meysenbug wurde auf dem protestantischen Friedhof bei Monte Testaccio zu Rom zwischen den Gräbern August von Goethes und des Dichters Waiblinger beigesetzt. Zugleich fand die Enthüllung des ihr dort errichteten Denkmals statt.

Todesfälle. Am 8. April starb zu Fulda der Geheime Sanitätsrat Dr. Justus Schneider, der „Rhönpapa“, welcher Ehrenname von seinem Vater, dem Geheimen Medizinalrat Dr. Josef Schneider, auf ihn übergegangen ist. Nach zähem Kampf mit einem hartnäckigen Leberleiden ist er diesem im Alter von 62 Jahren erlegen. Ein vollständiges Charakterbild von dem Entschlafenen zu zeichnen, ist in diesem Rahmen nicht möglich; dafür war er ein zu vielseitiger, in allen Sätteln gerechter Mann, dessen Wirksamkeit in den mannigfachsten Gebieten wurzelte: Medizin, Chirurgie, Orthopädie, Literatur, Musik, Volkswirtschaft usw. Er war, nachdem er seine Studien in Würzburg, München, Wien und Marburg beendet hatte, in seiner Vaterstadt Fulda ein sehr gesuchter Arzt. Mit strenger Gerechtigkeitsliebe paarte er milden Sinn, der Armen gegenüber bis zur Selbstlosigkeit nachgab. Seine derbe, ja manchmal sogar schroffe Art bei der Diagnose stärkte nur das Vertrauen seiner Patienten zu ihm. Eines geradezu glänzenden Rufes erfreute sich der Verstorbene als kühner Chirurg, wenn es sich um Leben und Tod handelte; die schwierigsten operativen Eingriffe machte er spielend und fast immer gelangen sie ihm wunderbar sicher. Er „schnitt“ gerne und daher sagt auch der Volkswitz von ihm, daß er seinem Namen alle Ehre mache. Als Schriftsteller war Dr. Schneider ungemein fruchtbar; er ist der Verfasser zahlreicher Bücher und Schriften, Abhandlungen, Aufsätze und Vorträge; seine „Führer“ zählen zu den besten, meistaufgelegten und begehrtesten Reisehandbüchern Deutschlands. Was ihm besonders noch am Herzen lag, das war die früher so arg verschrieene Rhön. Als genauer Kenner der Bergwelt, als passionierter Forscher in die Fußstapfen seines Vaters tretend, widmete er gut die Hälfte seines Lebens der Erschließung der Rhön und Hebung der wirtschaftlichen Depression des dortigen Gebirgsvolkes. Er war Mitbegründer des Rhönklubs und dessen Präsident 28 Jahre lang. Welch große Verdienste er sich in dieser Eigenschaft erworben hat, kam nirgends deutlicher zum Ausdruck, als bei der Jubiläumsfeier dieses riesig gewachsenen Gebirgsvereins anno 1901. Im geselligen Verkehr war Dr. Schneider ein liebenswürdiger Herr mit gewinnenden Umgangsformen und sonnigem Humor, ein unerschöpflicher Erzähler, der die weite Welt gesehen und Wohl und Wehe erlebt hatte. Hatten sich irgend Männer zusammen getan und in der Vaterstadt und im Hessenlande Komitees gebildet zur Verwirklichung einer guten Idee oder zur Anbahnung, Reformierung oder Ausgestaltung von Verhältnissen auf sozialem, liberal-politischem, patriotischem, künstlerischem, kommerziellem und wissenschaftlichem Gebiet, so war Dr. Schneider mitten unter ihnen. Sein klares Auge, seine scharfe Beobachtungsgabe und sein treffliches Urteil im Verein mit reichem Wissen und Können sicherten ihm stets einen Platz in der vordersten Reihe beratender oder tatender Männer. Auf der Berufsleiter brachte er es auf eine hohe Sprosse; er stieg vom schlichten Arzt zum Kreisphysikus, von da zum Direktor des Landkrankenhauses, dann zum Sanitätsrat und endlich zum Geheimrat. Seiner Initiative ist es zu danken, daß das Fuldaer Landkrankenhaus erweitert wurde und durch Neueinrichtungen fast den höchsten Grad klinischer Vollkommenheit erreichen wird. Seine Verdienste um das

Wohl der Menschheit und des Staates fanden aber auch an allerhöchster Stelle Anerkennung, welche durch Verleihung mehrerer Orden zum Ausdruck gelangte.

Hans Schoen.

Der Verewigte war einer der ältesten Mitarbeiter unserer Zeitschrift, in welcher von größeren Aufsätzen von ihm erschienen: „Stadt und Land Fulda vor hundert Jahren“, Jahrgang 1893, Seite 286 ff. und 1894, Seite 4 ff., 21 ff. und „Geschichte des vormaligen fuldischen Klosters und Schlosses Johannisberg am Rhein“, Jahrg. 1898, S. 122 ff. — Zum letzten Male gedachten wir des Verstorbenen in Nr. 2 des laufenden Jahrgangs gelegentlich eines Ausflugs des Rhönklubzweigvereins Fulda am 6. Januar nach der Milseburg, wo er die „ältesten geologischen Ansichten über die Entstehung der Milseburg“ in populär-wissenschaftlicher Weise zum Vortrag brachte. Sein Andenken wird bei uns nicht erlöschen. Die Red.

In dem am 2. April stattgefundenen siegreichen Gefecht der deutschen Truppen gegen die Hereros bei Okaharui ist auch der aus Kassel gebürtige stellvertretende Zolldirektor von Südwest-Afrika, Viktor Nörr, der als Leutnant der Reserve im 3. Kurhessischen Infanterie-Regiment Nr. 83 stand, gefallen. Über den Dahingeschiedenen geht uns von ihm befreundeter Seite das Nachfolgende zu: „Der erst 27 Jahre alte Beamte, der zuletzt Hauptsteueramtsassistent in Hanau war, trat die Ausreise im August v. Js. an in der Hoffnung, in den Kolonien ein weites Feld für seine Tätigkeit zu finden. Zuerst war Nörr, der ein hervorragend befähigter und tüchtiger Beamter war, beim Gouvernement in Windhuk beschäftigt, wurde dann Zollamtsvorsteher daselbst und leitete zuletzt vertretungsweise die gesamte Zollverwaltung von Südwest-Afrika. Am 12. Januar wurde Nörr zur Schutztruppe eingezogen und als Offizier der 1. Feldkompagnie zugeteilt. Mit einem wahren Feuereifer beteiligte er sich in selbstloser Weise an den Expeditionen gegen die Hereros. Obwohl Nörr als Beamter schwer zu entbehren war, so wußte er es doch beim Gouverneur durchzusetzen, daß er an den größeren Expeditionen teilnehmen durfte. Nörr war in seltenem Maße selbstlos und ein Idealist. Alle, welche ihn kannten, werden von seinem Tode schmerzlich berührt sein.“

Personalien.

Verliehen: dem Kreisbauinspektor Baurat Loebell zu Kassel bei seinem Übertritt in den Ruhestand der Charakter als Geheimer Baurat; dem Professor Plümer, dem Rechnungsrat Bock bei der Kaiserlichen Oberpostdirektion, dem Rektor Iffert zu Kassel und dem Rechnungsrat Löhr zu Marburg aus Anlaß des Übertritts in den Ruhestand, sowie dem Metropolitan Heldmann zu Oberweimar der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Hauptlehrer Hebdaeus zu Biedenkopf und dem Eisenbahnstationsvorsteher Richert zu Herleshausen der Kronenorden 4. Kl.; dem Lehrer Schäfer zu Eschwege bei seinem Übertritt in den Ruhestand der Hohenzollernsche Hausorden; dem Lehrer Manz zu Rauschenberg anläßlich seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums der Adler der Inhaber des Hohenzollernschen Hausordens; dem Archivhilfsarbeiter Dr. Dersch zu Marburg der Titel Archivassistent.

In den **Ruhestand** getreten: Amtsgerichtsrat Dr. Schmidt zu Kassel; Rechnungsrat Koch zu Kassel.

Verehelicht: Königl. Forstassessor Ludwig Gerland zu Gumbinnen mit Fräulein Margarete Wiehle (Schierke, Harz, 7. April).

Geboren: ein Sohn: Kaufmann Arthur Trost und Frau Tina, geb. Chartier (Kassel, 27. März); Kaufmann Ernst Baumann und Frau Emmy, geb. Timaeus (Hirschberg bei Großalmerode, z. Zt. Kassel, 31. März); Architekt Hans Fanghänel und Frau Lizzie, geb. Scheel (Kassel, 31. März); Konditoreibesitzer Adolf Worch und Frau Marie, geb. Stöhr (Kassel, 2. April); Hofrat Dr. med. Weygandt und Frau Else, geb. Möller (Birstein, 6. April); Pfarrer extr. Rektor Kolbe und Frau Klara, geb. Westphal (Rinteln, 12. April); eine Tochter: Bankier Ludwig Streit und Frau Klara, geb. Herzog (Kassel, 10. April).

Gestorben: Frau Emmy Stippich, geb. Zülch (Pirna, 23. März); Hermann Becker, frh. Rittergutsbesitzer zu Hoof, 73 Jahre alt (Weimar, 28. März); Frau Pauline Schwaner, geb. Sporleder, 62 Jahre alt (Marburg, 28. März); Pfarrer Adalbert Schneider, 78 Jahre alt (Haimbach, 1. April); Frau Lina le Goullon, geb. Braun, 54 Jahre alt (Kassel, 2. April); Zollamtsvorsteher und Reserveleutnant Viktor Nörr (Okaharui, Südwest-Afrika, 2. April); Postdirektor a. D. Hohenthal, 54 Jahre alt (Kassel, April); Privatmann Johann Valentin Steinmetz, 83 Jahre alt (Kassel, 3. April); verwitwete Frau Georgine Preußner, geb. Münch, 66 Jahre alt (Mühlhausen i. Th., 3. April); Kaufmann Georg Galland, 63 Jahre alt (Kassel, 4. April); Königl. Gymnasial-Oberlehrer Friedrich Heckmann, 42 Jahre alt (Rinteln, 7. April); Geheimer Sanitätsrat Dr. Justus Schneider, Direktor des Landkrankenhauses, 62 Jahre alt (Fulda, 8. April); Königl. Rendant a. D. Wilhelm Raacke, 71 Jahre alt (Kassel, 8. April); Gerichtssekretär, Referendar a. D. Gerhard v. Blumenthal, 35 Jahre alt (Kassel, 8. April); Proviantamtsdirektor a. D. Max Ziemann, 73 Jahre alt (Kassel, 9. April); Vorstand der bayr. Granit-Aktien-Gesellschaft Karl von Normann, 75 Jahre alt (Kassel, 9. April); Oberpostkommissar a. D. Rechnungsrat Eduard von Sturmfeder, 85 Jahre alt (Kassel, 10. April); Gymnasialdirektor a. D. Dr. Wilhelm Fürstenau, 86 Jahre alt (Kassel, 10. April); verwitwete Frau Pfarrer Mathilde Wittekindt, geb. Klein, 84 Jahre alt (Hanau, April); Königl. Landgerichtspräsident z. D. Geheimer Oberjustizrat Bernhard Collmann, 76 Jahre alt (Berlin, 11. April); Fräulein Bertha von Breithaupt, 56 Jahre alt (Kassel, 11. April); Frau Elise Ungewitter, geb. Landré, Witwe des Baumeisters und Lehrers an der ehemaligen Polytechnischen Schule zu Kassel, 72 Jahre alt (Kassel, 12. April); Frau Rosa von Heusinger, geb. Hermann, 70 Jahre alt (Marburg, 13. April).

Briefkasten.

W. v. B. in Kassel. Wird in der nächsten Nummer gern benutzt werden.

S. E. in Ravolzhausen; K. E. K. in Oberklingen; G. M. in Frankfurt a. M. Besten Dank und Gruß.

Peter Schw. in Hanau. Wir bitten um Mitteilung, unter welcher Adresse die Freiexemplare der betr. Nummer an Sie gesandt werden sollen.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 9. XVIII. Jahrgang. Kassel, 2. Mai 1904.

Wer bist du?

Wer bist du, süßes, namenloses Wesen,
Das mir zum Traumland goldne Brücken baut,
Das ich aus Born und Blüte singen höre,
Das hold mich grüßt im Schwall der Vogelchöre,
Das mich berückt — und das ich nie geschaut?

Bist du des Waldes rätselvolle Seele?
Bist du der Sehnsucht ruheloser Geist?
Liegt deiner Heimat Land auf sel'gem Sterne,
Weil du mir winkst aus blauer Ätherferne,
Weil du so weite Wunderwege weißt?

Ich kenne dich und kann dich doch nicht nennen.
Du sprichst zu mir, wenn müd' der Sommerwind
Am Fluß hinschleicht, daß leis' die Weiden rauschen.
Um dich muß ich dem Schilfgeflüster lauschen —
Du leihst mir Schwingen, schwärmerisches Kind . . . .

Wo kommst du her? Bist du das Märchen selber? —
Mir däuchte jüngst, ich säh' im Buchenhag,
Am Quell, der Labe beut den kleinen durst'gen Rehen,
Im weißen Mondlicht deinen Schleier wehen —
Wer bist du? Sag'!

Rauolzhausen. **Sascha Elfa.**

„Und er sahe an . . .“

Mit dem Vater Sonntags frühe
Schritt ich oft durchs Felderprangen,
Zu beschau'n, was von der Mühe
Einer Woche aufgegangen.

Und ich find' es nimmer sündlich,
Daß ich stets im Schau'n und Gehen
An den Herren dachte kindlich,
Der sein Schöpfungswerk besehen.

Darmstadt. **Philipp Daab.**

Frühling.

Nun ist die Erde wieder grün,
Der Äther sonnengolden,
Und auf den Wiesen rings erblühn
Die blütenreichen Dolden.

Es klingen hell von Baum und Strauch
Der Vöglein frohe Lieder,
Und durch die Lüfte zieht ein Hauch
Von Veilchen und von Flieder.

Der Lenz erstand in alter Pracht,
Es steht die Welt uns offen,
Und mit dem Lenz ist auch erwacht
Das Herz zu neuem Hoffen!

Frankfurt a. M. **George Münz.**

In blauender Ferne.

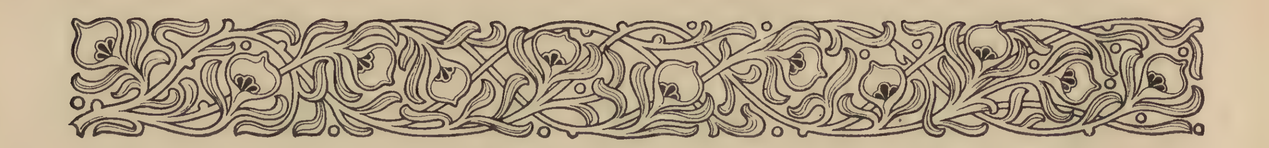
(Nachdruck verboten.)

Wild wogte das Leben um mich her,
Ein sturmgepeitschtes, brandendes Meer,
Und frierend stand ich am Klippenstrand,
Voll Sehnsucht nach dem Heimatland,
Dem Glück in blauender Ferne.

Kein kundiger Lotse zu mir kam,
Kein Schiffer, der mich hinüber nahm!
Ein lichter Stern nur am Himmel stand,
Der flimmerte über dem Friedensland
Und lockte zur blauenden Ferne.

Mir brannte die Seele, mir weinte das Herz,
Mir zuckten die Glieder vor Heimwehschmerz;
Da stürzt' ich mich kühn vom Felsenstrand,
Mich trugen die Wogen zum Glaubensland,
Zum Glück in blauender Ferne.

München. **M. von Ekensteen.**



Die Familie Widerholt.

Von Professor D. Albrecht Thoma (Karlsruhe).

Durch den tapferen, zähen und schlauen Verteidiger der württembergischen Feste Hohentwiel im 30jährigen Kriege ist die hessische Familie Widerholt berühmt geworden; und der heldenmütige Kommandant dieses so wichtigen „Berghauses“ hat es verdient, daß sein Name und seine Taten unserer Zeit wieder ins Gedächtnis gerufen wurden: ist doch der wunderbare Felsberg im Hegau am Bodensee viel bedeutsamer durch die geschichtlich klar gelegten Heldentaten des wackeren Konrad Widerholt, als durch das Walten einer halb sagenhaften Herzogin in einer schattenhaften Vergangenheit, in welcher nur die frei dichtende Phantasie des Künstlers Leben und Gestalten schaffen konnte, die in Wirklichkeit nicht oder nicht so existiert haben.*)

Die Familie Widerholt ist eine hessische. Sie wird geschrieben: Widerolt, Widerholt, Widerhold, Widerholdt, Wiederhold. Das Wappen war ein links steigender Widder über einem Dreiblatt: es ist also ein sprechendes; das „holt“ ist vielleicht platt = Holz, das durch das Blattwerk angedeutet werden soll. Wegen der Aussprache ist zu bemerken, daß im mitteldeutschen Dialekt die schriftdeutschen Wörter „wider“ und „wieder“ gerade umgekehrt gesprochen werden.

1506 wird ein hessischer Landvogt Heinrich W. genannt. Sein Sohn Heinrich und sein Enkel Reinhard (1552) waren Amtmänner auf Schloß Reichenberg, der Urenkel Hans Wolf Burggraf zu Katzenellenbogen, später Oberst in Ungarn. Alle waren mit adeligen Frauen verheiratet. 1637 wurde nun der Ururenkel Georg Reinhard, der mit Elisabeth Vollers von Buckingham verehelicht und Oberst in Hessen-Kassel, Holland und im Türkenkrieg war, in den Reichsadel erhoben. Diese Familie schrieb sich nun Wiederhold von Weydenhofen, sie führte den Widder als Helmzier. (Dies laut gegebener Nachweise der Familie.)

*) Unseren Lesern empfehlen wir bei dieser Gelegenheit das im Verlag von J. F. Lehmann in München erschienene Buch des Herrn Verfassers: „Konrad Widerholt, der Kommandant von Hohentwiel.“ Mit Bildern und Plänen in Prachtband (5 Mark). Das auf archivalischen Studien, besonders in Stuttgart und Innsbruck, beruhende Werk schildert in lebensvoller, für jung und alt anziehender Weise den Lebensgang, die Abenteuer und Taten des tapfern Helden, einer der sympathischsten Gestalten des 30jährigen Krieges. D. Red.

Hans Wolfs, des Burggrafen, Bruder soll nun der Vater des berühmten Konrad gewesen sein, der sich Widerholt (d. h. stets abgekürzt Widholt) schrieb und den Widder mit Dreiblatt zum Wappen hatte.

Konrads Vater hieß Heinrich, im Ziegenhainer Stadtbuche „Heintz Widerolt“. Er wurde 1572 in Ziegenhain als Bürger angenommen und wohnte in der Vorstadt Weichhaus. Er war vermählt mit Katharine Fendrich. Im Kirchenbuch (das erst 1573 angelegt wurde und nach 1584 eine Lücke hat), sind von seinen Kindern drei Söhne (Han, Adam, Hermann) und zwei Töchter eingetragen.*) Nach den biographischen Notizen des Alumnen, Hausfreundes, Gevatters und Nachbarn Mag. Matth. Esenwein, des Spezials in Kirchheim unter Teck**), die also jedenfalls auf mündlichen Mitteilungen des Obersten Konrad Widerholt beruhen, der nach seinem Abzug von Hohentwiel in Kirchheim als Obervogt lebte (1650—67), hatte Konrad noch sieben ältere Geschwister. Er selbst wurde als das jüngste Kind am 20. April 1598 geboren. Der Vater starb schon 1599; auffälliger Weise wird 1601 die Mutter im Stadtbuch „Heintz Widerolts Ehefrau“ (nicht Witwe) genannt. Sie muß aber Witwe gewesen sein, da sie „ihr Bürgerrecht (mit 1 goldfl. und ½ m. wein) gelöst.“

Der 17jährige Konrad trat in bremische, dann in venezianische Dienste, bis er als württembergischer Drillmeister angestellt nach Stuttgart kam. Schon mit 19 Jahren hatte er sich mit der Tochter des Kommandanten von Helgoland, der Oldenburgerin Anna Armgart Burgartsch aus Delmenhorst, damals seit langer Zeit am Hofe der verwitweten Fürstin, verheiratet. Nach Stuttgart ließ er nun auch seine Mutter kommen, welche 1633 dort starb. Der Sohn hatte den Krieg auf dem Schwarzwald mitgemacht, war Major geworden und erhielt nach der unglücklichen Nördlinger Schlacht, durch welche der Herzog von Württemberg verjagt wurde, die Kommandantur auf der Feste Hohentwiel. Diese schließlich einzige Festung erhielt er trotz vier Belagerungen seinem Herzog und damit im Frieden die Rückgabe seines ganzen Landes. Nach dem

*) Heußner, Geschichte der Stadt und Festung Ziegenhain S. 62 ff. Ziegenhain (W. Korell).

**) Widerholdische Freuden- und Trauerfahnen. Stuttgart 1667. Ders. Lobspruch. Stuttgart 1656.

Krieg wurde der Oberst Konrad Widerholt Obervogt in Kirchheim unter Teck und starb dort kinderlos 1667, ein Jahr nach seiner Frau.

Von all seinen sieben Geschwistern taucht in Konrads ganzer Lebensgeschichte kein einziges mit Sicherheit auf. Ja bei seinem Tode scheinen sogar alle nähere Verwandten, Neffen und Nichten gestorben oder verschollen gewesen zu sein, denn der Obervogt vermachte sein ganzes, sehr großes Vermögen seinem württembergischen Landesherrn; 15 000 fl. bestimmte er zu einer Stiftung für Studierende und Anstalten seiner neuen Vaterstadt Kirchheim. Nach Hessen kam nichts.

Allerdings tauchen im Leben Widerholts allerlei Verwandte auf: „Vettern, Schwäger und Schwägerinnen", d. h. Angeheiratete und Blutsverwandte fernen Grades, namentlich als der Kommandant von Hohentwiel berühmt geworden und sein Bild und eine Beschreibung seiner Taten in der damaligen „Illustrierten Zeitung", Merians „Theatrum Europaeum" erschienen war. Da reist 1640 ein Quartiermeister aus Hessen, dessen Schwiegermutter (!) eine geborene Widerholt, eine Tochter des Hans-Georg in Vierdorf gewesen, nach dem Hohentwiel, um bei dem Kommandanten „seine fortune zu suchen". Da kommt ein katholisch gewordener „Vetter" Widerholt aus Wien mehrmals auf den Twiel, um im Auftrag des Kaisers den Kommandanten zur Übergabe der Festung, „an der Sr. Majestät so viel gelegen", zu bewegen. Da schreibt 1642 aus Wien eine Witwe Johanna Widerholtin, geb. von Isenbrandts, jammervolle Briefe, daß ihr sel. Eheherr auf Antreiben seines Sohnes (wohl aus erster Ehe) nach Wien gezogen sei und daheim einen guten Dienst beim Landgrafen aufgegeben habe. Aber mit der versprochenen sehr guten Anstellung sei es nichts gewesen, der Herr Vetter in Wien habe mit sich selbst genug zu tun. Nun sei ihr Eheherr verstorben und verdorben und sie sitze mit ihren drei armen Waislein in der Fremde und wisse ihres Elends kein Ende, denn Wien sei ein heißes Pflaster. Ihr sel. Eheherr habe ihr befohlen, sich an den Herrn Obersten zu wenden, der solle der Waisen Vater sein und ihr wenigstens heraushelfen ins Reich. Ob das geschehen ist? Der gutmütige Oberst hat sonst nicht leicht eine Bitte abgeschlagen; aber der fromme Protestant war scheint's erzürnt auf die Vettern, die um äußerer Vorteile willen katholisch geworden.

Ein Neffe war vielleicht der junge Hans Konrad Widerholdt, der sich „Vetter" nannte und den der Kommandant auf dem Hohentwiel erzog, 1646 nach Genf sandte, wo der junge Mensch „die Sprach" lernte und dazu „Fortifikation, Fechten, Piken- und Fahnenschwingen" exerzierte, dann 1648 von dem Herrn Vetter immer wieder equipiert mit dem Schwedenheere die Donau hinabzog und Leutenambt wurde im Regimente des Majors Friedrich Bauer, der den Hohentwieler Kommandanten „Schwager" titulierte, man weiß nicht aus welchem Grunde. Was aus jenem Leutenambt geworden, ist mir unbekannt.

„Vettern" nannten sich auch zwei Brüder, Hans David und Reinhard Widerholt, beide hessische Oberstleutnants gegen Ende des Krieges am unteren Rhein. Der jüngere, Reinhard, war mit einer reichen Niederländerin verheiratet und hatte in Holland einen ansehnlichen Besitz, woran er einen Bau mit Verlust für 27 000 fl. verkaufen mußte. Die Frau „segnete die Welt" 1646 und wurde in der Heimat zu Delft beigesetzt. Er kam 1647 vor Homburg um, als eine zu kurz geworfene Granate zersprang und ihn nebst siebzehn anderen tötete; Reinhard ließ sich auch in Delft bei seiner sel. Ehefrau begraben. Der überlebende Bruder ging den Vetter auf Twiel um ein 5 %iges Darlehen von 20 000 fl. an auf diese „Holländische Herrlichkeit" (Herrschaft). Der zurückgelassenen fünf Waisen nahm sich die Landgräfin an. Die drei Söhne sollten studieren.

Der Bruder Hans David kam bezüglich seines Vermögens „so mit dem Tag durch den Wald". Zu einem Zwillingspärlein wurde der Hohentwieler Vetter Pate und ließ seinen zwei Pätterchens ein ansehnliches Präsent von 100 Reichstalern durch Herrn Villerlock in Cöllen als Angebinde auszahlen. Diese Zwillinge starben bald; aber vier Geschwister blieben am Leben. Hans David kam nach dem Krieg zum Vetter Obervogt nach Kirchheim einmal zu Besuch.

Von diesen beiden Familien werden wohl noch Nachkommen im Hessischen leben. Ihren Stammbaum könnten sie wohl auch von dem oben angeführten Landvogt herleiten.

Sicher ist dies von einem anderen „Vetter" des berühmten Kommandanten: Hans Jörg, dem Sohn des Georg Reinhard Wiederhold von Weydenhofen. Er war, obwohl um ein Glied jünger als Konrad, nur ein Jahr später als dieser geboren: 1599, wurde als Soldat in der Nördlinger Schlacht 1634 schwer verwundet, kam 1638 als „Kapitänleutenant" auf den Hohentwiel zu seinem Vetter Konrad und wurde dessen Stellvertreter und Nachfolger. Er ist der Stammvater der Württemberger Familie von Wiederhold, einer rechten Soldatenfamilie, die aber in männlicher Linie auszusterben droht; nur in Amerika zu Cleveland (Ohio) leben zwei Söhne Konrad Kuno und Normann als Söhne eines ausgewanderten und jetzt verstorbenen Eberhard von Wiederhold.

Noch zwei weitere Verwandte des berühmten Helden lebten zu seiner Zeit im heutigen Württemberg, nämlich in der Reichsstadt Eßlingen der Diakonus Kaspar Chemlin und in der Reichsstadt Ulm der Superintendent D. Konrad Dieterich. Beide stammten aus Hessen. Über Chemlin und die Art seiner Verwandtschaft mit Konrad Widerholt konnte ich nichts weiteres erfahren.

D. Konrad Dieterich war ein bedeutender Mann.*) Er ist geboren am 9. Januar 1575 zu Gemünden a. d. Wohr in der Grafschaft Ziegenhain als Sohn des dortigen Amtmannes Nikolaus Dieterich. Er wurde 1599 Pfarrer in Laubach, dann Feldprediger bei Phil. Graf Solms und Unterdiakon in Marburg, 1605 Professor der Ethik und Pädagogarch in Gießen, 1614 Superintendent zu Ulm, † 1639. Er hat sich um das Ulmische Kirchenwesen große Verdienste erworben als Organisator, Liturgiker und „Regent". Er ordnete 1619 die Bibliothek, erhob das Gymnasium als dessen Direktor in eine Akademie, erneuerte die beiden Kirchen der Stadt, hat 98 Druckschriften veröffentlicht und führte eine ausgebreitete politische Korrespondenz, welche mehrere Folianten auf der Ulmer Bibliothek umfaßt, er hielt Ulm, als alle Reichsstände abfielen, bei der evangelischen Union: ein energischer, aufrechter Mann.**)

Den Hohentwieler Kommandanten nennt D. Dieterich in seinen Briefen an ihn „Schwager". In Ulm freilich war er mit einer Margareta Lenkerin verheiratet, von der ihm am 2. August 1623 eine Tochter Juliane geboren wurde. War aber dieses am Ende eine zweite Frau und die erste eine geborene Widerholt, vielleicht Schwester des Hohentwielers? Eigentümlich ist, daß auch jene Wiener Wittib Widerholt sich an die Frau Superintendentin wendet; und noch eigentümlicher, daß der Sohn des Superintendenten, der Dr. Johann Daniel (geboren 1606, † 1673), Leib-Medicus des Feldmarschall Horn und bei der Belagerung Überlingens 1646 mit Konrad Widerholt persönlich bekannt, den Kommandanten von Hohentwiel ebenfalls „Schwager" anredet, obwohl er sich 1636 mit „der Edlen, Ehren und viel Tugendreichen Frau Barbara Uhlstättin, weiland deß Ehrenvesten und Fürnehmen Herrn Hansen Hafners S. hinterlassenen Ehrenwittib" verheiratete. Es scheint also hier, wie schon bei dem Major Bauer (s. o.), das Wort „Schwager" in dem alten weiteren Sinn wie unser jetziges „Landsmann" oder „Gut Freund" bzw. Berufsgenosse gebraucht zu sein.

Gar mancherlei Namensvettern des berühmten Helden vom Hohentwiel gibt es heute noch, die sich auch verschieden schreiben, in Baden, Rheinland, Hessen. Ob diese Namensvettern aber auch wirkliche Vettern sind? Und sie sind stolz auf den Namen und nennen ihre Söhne Konrad; manche träumen auch noch von der reichen Erbschaft des Hohentwieler Helden. Die Kirchenbücher in Ziegenhain haben gerade um 1600 eine Lücke; die von Treysa sind verbrannt. Der Name „Vetter" und „Schwager" ist aber, wie sich aus Obigem ergibt, in jenen Zeiten sehr verschwenderisch gebraucht worden, und in der Schreibweise der Eigennamen war man sehr willkürlich und unkonsequent. Schon bei Lebzeiten Konrad Widerholts schrieb und druckte man (sogar sein Alumne, Nachbar, Gevatter und Hausfreund Mag. Esenwein in Kirchheim) ihn ganz anders, als er selbst konsequent ihn schrieb; ja auf seinem Grabstein und seinen Denkmälern ist er falsch eingehauen.

Vielleicht aber dienen diese Zeilen nicht nur dazu, diejenigen aufzuklären, welche Anspruch auf Verwandtschaft und sogar auf seine Verlassenschaft machen, sondern veranlassen auch sie und andere zu weiterer Klarstellung der Familienverhältnisse des berühmten Helden.

*) Vgl. Weyermann, Nachrichten von Gelehrten, Künstlern und merkwürdigen Personen aus Ulm. Ulm 1798.

**) Nach gütigen Mitteilungen von Herrn Stadtpfarrer Lic. Dr. Holzinger in Ulm.

Die Zerstörung des Parthenons zu Athen
am 27. September 1687.

Von Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf.

(Schluß.)

Die Türken hatten bei ihrer Flucht auf die Akropolis auch den Parthenon zum Aufenthaltsorte gewählt. Das außerordentlich feste Gebäude versprach Schutz gegen die feindlichen Bomben und, da man sich außerdem dem Glauben hingab, daß der durch Alter und Schönheit so hochbedeutende Tempelbau nimmer zum Ziele der feindlichen Kugeln werden könne, sondern unter allen Umständen geschont werde, so hatten die vornehmsten Türken ungefähr 200 Personen, darunter Weiber und Kinder, samt ihrer kostbarsten Habe in den weiten Räumen des Athenetempels geborgen. Gleichzeitig war auch ein Teil der Pulvervorräte von den Propyläen, die durch

das feindliche Feuer stark gefährdet und bereits beschädigt waren, in den Tempel gebracht und in der Halle in z. T. offenen Fässern aufgestellt. Die Meinung, daß die christlichen Truppen das Parthenon schonen würden, war richtig und wohlweislich hütete man sich, das Artilleriefeuer auf den Tempel zu richten, besonders da Graf Königsmark wie Oberst Dumont die Erhaltung des Tempels dringend wünschten. Da meldete sich ein türkischer Überläufer bei den Hessen und machte die Meldung, daß der gesamte Pulvervorrat, die wertvollsten Schätze in dem Tempel untergebracht seien und daß die Agas, d. h. die türkischen Offiziere, mit ihren Familien für die Dauer der Beschießung dort Unterkunft gefunden hätten. Jetzt wurde die Frage kritisch: Sollte das Bauwerk noch ferner geschont werden? Sollte die Belagerung noch weitere und schwerere Opfer fordern? Sollte das Leben christlicher Soldaten weit weniger wert sein als ein noch so schöner Athenetempel? Man weiß aus zuverlässiger Quelle, daß Graf Königsmark und Dumont, der im Kriegsrate eine einflußreiche Stellung besaß, auch zuletzt noch den Tempel schonen wollten. Indessen wurden sie von den Venezianern überstimmt und Mattoni ließ jetzt die beiden am weitesten vorgeschobenen Mörser auf das hohe Dach der Akropolis feuern. Da das Dach indessen steil abfiel und mit starken Marmorplatten gedeckt war, so prallten die Kugeln von demselben ab und rollten in die Tiefe, ohne irgend welchen Schaden zu tun. Schon zweifelten die venezianischen Artilleristen an dem Gelingen ihrer Schüsse, da dieselben völlig wirkungslos blieben, als ein herbeigerufener junger lüneburgischer Leutnant sich erbot, die Geschosse mit veränderter Flugbahn mitten in den Tempel hinein zu werfen. Gesagt, getan. Kaum, daß das Geschütz von dem Leutnant selbst geladen, gerichtet und abgefeuert war, vernahm man einen laut donnernden Krach, der bis in das venezianische Lager hinein sich erschütternd fortpflanzte. Gleichzeitig drangen aus dem Dache des Tempels große schwarze Rauchwolken, lodernde Flammen schlugen empor, und es unterlag keinem Zweifel, daß der junge lüneburgische Leutnant einen Meisterschuß getan hatte, einen Meisterschuß, über dessen Wirkung ganz Europa jetzt noch klagend und trauernd dasteht. Soldatische Pflicht und artilleristisches Geschick hatten die warme Liebe und Verehrung für die Kunst der Alten völlig in den Hintergrund gedrängt und den Gefühlen für die Schönheit und den Glanz antiker Bauwerke eine ewige Wunde geschlagen. Dies die schlichte, aber der Wahrheit entsprechende Erzählung des Herganges aus dem Tagebuche des hessischen Leutnants Sobiekolski.

Über die Person dieses jungen lüneburgischen Offiziers schwebt nun ein mystisches Dunkel. Merkwürdigerweise ist der Name des Leutnants, gegen den schon damals die öffentliche Meinung scharf ins Gericht ging und den man schon damals als Herostratus und rohen Verächter griechischer Kunst bezeichnete, ganz unbekannt geblieben und am meisten muß es befremden, daß auch die ausführlichsten Kriegsgeschichten der Braunschweig-Lüneburger über den Feldzug in Morea den Schuß auf den Parthenon durch einen ihrer Offiziere mit absolutem Stillschweigen übergehen. Leutnant Sobiekolski ist indessen derjenige, der den lüneburgischen Leutnant als wennauch nicht mutwilligen, so doch diensteifrigen Zerstörer des Parthenons für ewige Zeiten festgenagelt hat. Seine Aussage macht so den Eindruck vollster Wahrheit, daß es wirklich der Mühe wert erscheint, der Sache einmal näher auf den Grund zu gehen. Zunächst einmal die Frage: Welcher Waffe gehörte der Leutnant an? War er Infanterist oder Artillerist? Es unterliegt nun keinem Zweifel, daß er jedenfalls Artillerist und kein Infanterieoffizier war, zunächst aus äußeren Gründen. Wir müssen uns deshalb die Situation klar machen. Wohl jede Artillerieabteilung würde sich die Einmischung eines Infanterieoffiziers in die Richtung und Bedienung ihrer Geschütze kameradschaftlich, aber in bestimmtem Tone verbitten. Für Liebhaber und Dilettanten ist bei solchen Gelegenheiten kein Platz, die Situation zu ernst, die Sache zu kostspielig, so ist es stets bei den Vertretern der artilleristischen Kunst gewesen und wird es wohl auch bei den Venezianern gewesen sein, die sicher nur einen geübten und gelernten Artilleristen zum Schusse zuließen, nicht den ersten besten Infanterieoffizier. Wo aber kam der deutsche Artillerieoffizier her, da wir doch gehört haben, daß kein deutsches Geschütz hier tätig war, sondern nur venezianisches? Ich glaube, den richtigen Schlüssel zur Lösung dieser Frage gefunden zu haben. Mir liegt nämlich eine Besoldungsliste der hannoverschen, d. h. lüneburgischen Offiziere aus den Kriegsjahren in Morea vor und da findet sich dann auffallenderweise beim hannoverschen Generalstab in Morea verzeichnet ein Artillerieleutnant. Dieser war ständig dem Generalstab zugeteilt, ohne Geschütz, ohne Mannschaften, lediglich als artilleristischer Sachverständiger, um artilleristischen Rat zu erteilen und um in Notfällen selbst mit einzugreifen. Bis zum Jahre 1686 fungierte als solcher ein Leutnant Hermann und glücklicherweise ist uns dessen Tagebuch erhalten geblieben. Aus diesem Tagebuche geht nun mit absoluter Sicherheit hervor, daß der dem Generalstabe zugeteilte lüneburgische

Artillerieleutnant wiederholt schon bei früheren Gelegenheiten von den Venezianern herbeigeholt wurde, um in schwierigen Fällen das Kommando über die venezianische Artillerie zu übernehmen. Leutnant Hermann erzählt wenigstens, daß er en bataille wiederholt das Kommando der, was Bedienung und Bespannung angeht, höchst mangelhaften venezianischen Artillerie habe übernehmen müssen, so ungern auch die Venezianer einen Fremden aufkommen ließen. Aber die Not und die schlechte Treff- und Manövrierfähigkeit der venezianischen Artillerie habe sie öfters dazu gezwungen. So wird es wohl auch bei der Beschießung des Parthenons gewesen sein. Als die Kugeln und Bomben keine Wirkung taten, nahm man seine Zuflucht zu dem lüneburgischen Artillerieleutnant, der dem Generalstabe des Generals von Ohr zugeteilt war und, wenn es auch diesmal Leutnant Hermann nicht gewesen ist, da dieser im Jahre 1686 bereits starb, so ist es doch sicher sein Nachfolger beim lüneburgischen Stabe gewesen. Der Name desselben läßt sich aber nachträglich noch mit Leichtigkeit aus den noch erhaltenen hannöverschen Soldlisten und Journalen des Generalstabs feststellen. Es würde dies wohl auch schon längst geschehen sein, wenn nicht gerade die Hannoveraner ein gewisses Interesse daran hätten, die ganze Sache totzuschweigen und von sich abzuwälzen. Wie dem auch sei, freuen wir uns jedenfalls, daß ein Hannoveraner und kein Hesse der militärische Zerstörer des Parthenons gewesen ist und daß unseren Hessen eine ziemlich passive Rolle bei diesem beklagenswerten Ereignisse zugefallen ist und daß keinerlei Anschuldigungen darob gegen sie erhoben werden können.

Bestürzt über den Fall des Parthenons, aber nicht entmutigt, gaben die Türken ihren von Theben her sich nähernden Truppen einige Feuerzeichen. Als diese heranrückten und zwischen dem Olivenwald und der Akropolis das christliche Heer in guter Schlachtordnung aufgestellt und zum Kampfe bereit fanden, zogen sie sich schleunigst wieder in die Berge zurück und Graf Königsmark rückte wieder in die Belagerungslinie ein. Sobald die Türken von ihrer Höhe herab den Abzug ihres ersehnten Entsatzes wahrnahmen, sank ihr Mut, und nachdem ein Brand, der durch den Aufflug des Parthenontempels entstanden war, immer weiter um sich griff, nachdem der Pascha nebst seinem Sohne von den Sprengstücken einer Bombe getötet war, gab die Besatzung den ferneren Widerstand auf. Von der Burg herab riefen die Türken mit dringendem und lautem Geschrei zu dem nächsten Mörserstande herab, man solle keine Bomben mehr werfen. Und noch am Abend dieses Tages, an einem Sonntage, wurden überall auf den Zinnen der Akropolis weiße Fahnen aufgesteckt und die Feindseligkeiten eingestellt. Der lüneburgische Oberstleutnant Jordan befehligte, als dieses geschah, gerade in den Laufgräben und benachrichtigte sofort den Feldmarschall.

Am 29. September früh morgens wurde auf einem freien Felde südlich von Athen mit den angesehensten Agas der Übergabevertrag abgeschlossen. Den Türken ward freier Abzug zugestanden und die Erlaubnis, mitzunehmen, was sie auf dem Rücken tragen konnten. Pferde und Waffen sollten jedoch zurückgelassen werden. Sogleich besetzten die Venezianer alle Wachen auf der Akropolis, pflanzten die Fahnen von St. Markus auf den Propyläen des Perikles auf und nahmen 18 schwere Geschütze, alle Waffen und alles Heergerät in Empfang, während die anderen Truppen ihr Lager aus dem Olivenwalde jetzt dicht an den Fuß der Akropolis verlegten.

Dann erfolgte am 4. Oktober der Abzug der Türken. Vor der langen venezianischen Heereslinie herab, die vor ihrem Lager unterm Gewehre standen, wanderten 3000 türkische Männer, Weiber und Kinder nach dem Piräus fort, mit den Resten ihrer Habe schwer beladen, eine unglückliche Schar, dazu matt und entkräftet. Am 7. Oktober zog die Hauptmacht der Armee mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen in die Stadt ein. Nur Venezianer erhielten die Quartiere auf der Burg, die übrigen Truppen in der Stadt, die Hessen beim heiligen Tore nach Eleusis, wo mitten im Felde ein riesiger marmorner Löwe lag. Auch dieser steht jetzt vor dem Arsenale zu Venedig. Oberst Dumont erhielt sein Quartier in dem Tempel des Demosthenes und von hier aus schrieb der Fähnrich von Hombergk einen in Justis Denkwürdigkeiten abgedruckten Brief an seine Mutter in Vacha. In dem Briefe des leider kurz darauf an der Pest verstorbenen Fähnrichs spricht sich ein unsern hessischen Kriegern stets in den Stunden der Gefahr eigen gewesenes festes Gottvertrauen aus sowie eine rührende Liebe zur Heimat, die sogar so weit bei ihm geht, dem dünnen Bier zu Vacha den Vorzug vor dem feurigen Malvasier in Athen zu geben und die einfache Kirmes zu Vacha dem köstlichsten Mahle unter den Säulenhallen eines griechischen Tempels vorzuziehen.

Traurig sah es auf der Akropolis aus, als unsere hessischen Offiziere und Soldaten dieselbe zuerst betraten. Erschütternd wirkte auf sie, so wenig empfänglich sie im allgemeinen auch für die Schönheiten der Kunst sein mochten, doch der Anblick des Parthenons, und die Herrlichkeiten seiner noch erhaltenen Teile erhöhten gerade die

Trauer um die grauenvolle Zerstörung. Bis zu dem unseligen Bombenschlage des Lüneburger Leutnants war der Parthenon ein unversehrt erhaltenes Wunderwerk hellenischer Baukunst geblieben. Aber jetzt sah es wüst und öde hier aus! Durch die Gewalt der Explosion war der Tempel in der Mitte von unten bis oben hin weit auseinandergerissen, seines Daches beraubt, und vor allem war auch der größte Teil des östlichen Vortempels zerschmettert.

Nicht genug, daß die venezianischen Bomben den Tempel schwer beschädigt hatten, sollten auch die ungeschickten Hände venezianischer Soldaten dem Tempel noch eine neue Unbill zufügen. Morosini, der venezianische Höchstkommandierende, wollte den Siegeswagen der Athene mit seinen vier lebensprühenden Rossen aus dem westlichen Giebelfelde herausbrechen lassen, um ihn als Denkmal seines vom Glücke gekrönten Eroberungszuges in Venedig aufstellen zu lassen. Doch das Abtragen der schweren Masse mißlang, die herrliche Gruppe stürzte herab und zerschmetterte auf dem Felsenboden. Was übrigens Morosini begonnen hatte, haben noch Hunderte im venezianischen Heere ausgeübt, indem sie kleinere Bruchstücke aus den Bildwerken des Parthenons herausbrachen oder sonst tragbare Erinnerungsstücke in ihre Heimat schickten. Auch unsere Hessen sandten manches in die Heimat oder brachten es später mit zurück. So stehen im Kasseler Museum noch zwei Marmortafeln aus dem Parthenon, welche das Regiment s. Z. mit zurückgebracht hat. Dieselben hat der berühmte Professor Geßner in Göttingen in besonderen Schriften beschrieben und erläutert. Die erstere enthält Lobgesänge auf den Äskulap und die Hygiea, die andere Tafel ist aber zum Gedächtnis der Athenischen Wettspiele aufgerichtet worden und ist ein Wettlauf einiger Läufer auf ihr dargestellt. Auch einige Reliefs, Totenmahl darstellend, stammen aus dem Parthenon. Weitaus das wertvollste Stück, welches aus dem Parthenon stammt und sich noch im Kasseler Museum befindet, ist aber ein weiblicher Kopf aus Marmor, welchem der verstorbene Direktor Dr. Pinder wegen der in ihm ausgeprägten Anmut und Schönheit einen außerordentlich hohen Wert beilegte. Pinder war von der Lieblichkeit dieses Kopfes so begeistert, daß er im Scherze einst sagte, es sei sehr zu bedauern, daß die hessischen Soldaten nicht mehr derartige Köpfe aus den Trümmern des Parthenons in ihren Tornistern mit nach Kassel gebracht hätten; die hessischen Soldaten seien aber immer bei solchen Gelegenheiten zu bescheiden und zu zurückhaltend gewesen.

Wiedersehen.

Der Lenz zog wieder ins Lahntal ein!
Mit Maiengrün, Blüten und Sonnenschein
Schmückt er die Wälder, die Auen —
Alt-Marburg, so hab' ich noch nie dich geseh'n,
Du glühst wie ein Bräutchen so jugendlich schön,
Es ist eine Lust, dich zu schauen.

Du zeigst mir, wie einst, dein gutes Gesicht,
Die alte Liebe, sie rostet doch nicht,
Aus meinen Studentenjahren;
Nach dir zieht's immer mich wieder hin,
Du bleibst meinem Herzen die Königin,
Soviel's auch geseh'n und erfahren. —

So drück' ich auch heute dich an meine Brust;
Dann kehren die schäumende Burschenlust,
Die Jugendträume mir wieder,
Dann sing' ich, wie einstmals das Füchslein getan,
Zum Preise der Musenstadt an der Lahn
Die fröhlichsten, seligsten Lieder!

Frankfurt a. M. **Albert Schmitt.**

Maikneipe.

Nie werde die wonnige Nacht ich vergessen,
Die wir auf den Lahnbergen einst gesessen! —
Rotleuchtend flammte der Fackeln Schein,
In den Römern blinkte der goldene Wein,
Und die Lieder klangen mit jauchzender Macht
Durch die kühle, die köstliche Waldespracht.
Tief unten im Tal in der Gärten Kranz
Lag das Städtchen in schimmerndem Mondenglanz,
Leis über den Strom ging durch blaue Luft
Ein zarter, wogender Frühlingsduft,
Und in tiefste, träumende Ruhe gebannt
Schlief friedvoll und schweigend das ganze Land . . .
Dumpf hallten vom Turme der Mitternacht Schläge,
Da ward es da unten lebendig und rege,
Die Glocken klangen von Turm zu Turm
Und läuteten jubelnd freudigen Sturm.
Auf allen Höh'n in eilendem Lauf
Hoch flammten die lohenden Feuer auf,
Das ganze schlummernde Tal entlang
Klang wider von lautem Studentensang,
Und brausend scholl's in die Weite hinaus:
„Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus!"
Wir aber füllten das Glas bis zum Rand
Und hießen willkommen den Mai im Land
Und zechten und schwärmten bei funkelndem Wein
Bis hoch in den leuchtenden Morgen hinein,
Dann ging es zum Rhein mit Sang und mit Braus:
„Jetzt bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus!" — — —
Nie werde die wonnige Nacht ich vergessen,
Die wir einst beim Rüdesheimer gesessen!

Schwetz i. Westpr. **Bruno Pompecki.**

Eine hessische Volkskunde.*)

In der Sitzung vom 9. November 1898 beschloß der Verein für Erdkunde in Kassel auf Antrag seines Vorsitzenden, Herrn Rektors Heßler, unter Mitwirkung geeigneter Kräfte ein geographisches Werk über Hessen herauszugeben, das gleichzeitig eine eingehende Schilderung der Volksverhältnisse enthalten sollte. Ein Aufruf an die hessische Lehrerschaft in der „Hessischen Schulzeitung“ (Nr. 45, 1898), der von der Königlichen Regierung unterstützt wurde, übertraf an Erfolg weit alle gehegten Erwartungen. Allenthalben machte man sich in hessischen Landschaften an die Arbeit, und so wurde es möglich, in einem Zeitraum von etwa 4—5 Jahren über jede hessische Landschaft ein ausführliches Bild von den dort üblichen Sitten und Gebräuchen des Volkes zu entwerfen, während bekannte Kunstmaler wie Ludwig Knaus, Karl Bantzer, A. Lins, W. Thielmann, Otto Ubbelohde und bewährte Photographen den illustrativen Teil des Werkes übernahmen. Während der hier vorliegende, mit Kunstbeilagen und Karten reich geschmückte zweite Band aus äußeren Gründen zuerst erscheint, ist in etwa Jahresfrist die Herausgabe des landeskundlichen Teils in Aussicht genommen, der eine Charakteristik der Bewohner nach ihrer äußeren Erscheinung, ihrem Charakter, ihrer gewerblichen und baulichen Tätigkeit usw. bringen soll. Ferner sollen zur Vervollständigung dieser beiden Bände späterhin in zwangloser Reihenfolge weitere Mitteilungen veröffentlicht werden unter dem Titel: „Neue Beiträge über Sitten und Gebräuche aus Hessen-Kassel.“

Der an interessanten Einzelheiten außerordentlich reiche, 43 Bogen umfassende Inhalt des vorliegenden Werkes gruppiert sich namentlich um 12 Hauptabschnitte, die, an Wert und Inhalt verschieden, über die einzelnen Landesgebiete eingehend berichten und zwar so, daß sich eine Landschaft immer passend an die andere anschließt. So werden nacheinander folgende Landschaften behandelt:

1. Das fränkische Niederhessen von Karl Heßler unter Mitarbeit von 17 Volksschullehrern; 2. die Residenzstadt Kassel von W. Bennecke; 3. Oberhessen von Karl Heßler unter Mitarbeit von 9 Lehrern und einem Gastwirt; 4. das Hinterland von Oberlehrer M. J. Flach unter Mitarbeit von 4 Lehrern und einer Dame; 5. die Schwalm von J. H. Schwalm; 6. Buchonien von Mittelschullehrer J. Thiel unter Mitarbeit von 5 Lehrern; 7. das Kinzigtal von Karl Heßler unter Mitarbeit von 7 Lehrern; 8. die Stadt Hanau von Karl Henß; 9. das thüringische Niederhessen von Karl Heßler unter Mitarbeit von 13 Lehrern; 10. das Schmalkalder Land von Metropolitan August Vilmar; 11. das sächsische Niederhessen von Mittelschullehrer W. Heckmann unter Mitarbeit von 13 Lehrern; 12. das Schaumburger Land von Paul Gündel unter Mitwirkung verschiedener Mitarbeiter.

Umrahmt sozusagen werden diese 12 Abschnitte von 6 andern, von denen je 3 vorausgehen und nachfolgen: 1. Unsere Altvorderen vor 2000 Jahren von Karl Heßler. 2. Kurzer Überblick über die weitere Entwicklung des deutschen Volkstums bis zur Gegenwart von Karl Heßler. 3. All-Hessenland, seine Grenzen und Teile von Dr. phil. F. Seelig. 4. Das Volkslied in Hessen von Kantor A. Becker. 5. Bedeutung der Sitten und Gebräuche von Oberlehrer E. A. Grebe. 6. Als Anhang: Hervorragende Männer Hessens von Gymnasial-Oberlehrer a. D. Dr. W. Henkel.

Leider haben die Herrn Verfasser von vornherein darauf verzichtet, die Ergebnisse ihrer Forschungen mit der neueren Literatur auf dem Gebiete der Volkskunde zu vergleichen, weshalb ihnen manche schöne Parallele entgeht, z. B. in Bezug auf Trachten, Kinderlieder, Gebräuche usw. Dafür geben uns allerdings die meisten eine abgerundete Darstellung des Lebens und Treibens des Volkes, wie sie es aus eigener Anschauung kennen, und da sie eine scharfe Beobachtungsgabe besitzen, so erhalten wir in ihren Beiträgen eine wichtige Quelle für volkskundliche Forschung, auf der die wissenschaftliche Volkskunde leicht weiterbauen kann.

Mit wenigen Abweichungen gliedert sich der Stoff der 12 Hauptabschnitte in folgende Unterabteilungen: 1. Dorfanlage und Wohnhaus 2. Kleidung und Schmuck. 3. Von der Wiege bis zur Bahre (Taufbräuche, Kinderlieder, Hochzeitsbräuche, Rätsel usw.). 4. Allgemeines über das Leben des Landmannes. 5. Hausbau, Schlachte- und Erntefest, Kirmes und Spinnstube. 6. Die Feste des Kirchenjahres. 7. Volksmedizin, Glauben an Hexen und böse Geister. 8 Wetterregeln. 9. Allgemeine Regeln. Redensarten. 10. Nachtwächterrufe, Gebetschläge, besondere Gebäcke und Getränke.

Der erste Hauptabschnitt über das fränkische Niederhessen enthält ebenso wie die vorausgehenden einleitenden Kapitel für den Eingeweihten nicht viel Neues. Auf S. 3 hätte die Grenzlinie zwischen den Chatten und den nördlich wohnenden Sachsen strenger angegeben werden können, zumal jetzt genaue Forschungen darüber angestellt worden sind (vgl. Maurmann im „Hessenland“ 1901, Nr. 23, Bohnenberger in der „Ztschr. f. hochdeutsche Mundarten“ 1903, Heft 4/5, Nachtrag Heft 6). Überhaupt hätte es sich empfohlen, statt des Abschnittes „All-Hessenland“ oder wenigstens daneben ein besonderes sprachliches Kapitel über die Mundarten Hessens zu geben, etwa aus der berufenen Feder des Dr. Maurmann. Auch sonst ist die mundartliche Seite sehr stiefmütterlich weggekommen. So ist nicht recht einzusehen, weshalb die sprichwörtlichen Redensarten, Wetterregeln, Kinderlieder usw. nicht durchweg in dem Dialekt der betreffenden Landschaft wiedergegeben worden sind. Ferner wäre es wünschenswert gewesen, Proben der einzelnen Mundarten aus Sagen, Märchen, Dichtungen usw. zusammenzustellen, zumal da die bei Pfister in seiner chattischen Stammeskunde gegebenen (ganz abgesehen von der konfusen Schreibung) unzureichend sind. Als Vorbild hätte hier Künzels „Großherzogtum Hessen“ (2. Aufl. Gießen 1893), drittes Buch, dienen können, wenngleich zugegeben werden muß, daß die Einheitlichkeit in der Wiedergabe der mundartlichen Texte große Schwierigkeiten geboten haben würde. Aber unüberwindlich wären sie keinenfalls gewesen.

Um so freudiger begrüßt man das Wenige, was an Sprachlichem hier geboten wird. Es ist dies namentlich das interessante Kapitel über die im Aussterben begriffene „Fullebriggensproche“ der Stadt Kassel (S. 125—131) von W. Bennecke, die zwar mehr aus verderbtem Schriftdeutsch, denn aus alter Mundart besteht, die aber vermöge ihres originellen Wortschatzes großes Interesse für den Sprachforscher hat. Wertvoll sind auch die wenigen sprachlichen Proben in dem Abschnitt „Die Schwalm“ (S. 331—338) und „Das thüringische Niederhessen“ (S. 457—459), während in einigen anderen Abschnitten das mundartliche mehr nur

*) Hessische Landes- und Volkskunde. Das ehemalige Kurhessen und das Hinterland am Ausgange des 19. Jahrhunderts. In Verbindung mit dem Verein für Erdkunde und zahlreichen Mitarbeitern herausgegeben von Karl Heßler. Bd. II: Hessische Volkskunde. Mit mehreren Karten und zahlreichen Abbildungen. 8° XVI u. 662 S. Marburg (N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung) 1904. Preis gebunden 10 Mark.

angedeutet als ausgeführt worden ist, wie z. B. in dem Kapitel über das sächsische Niederhessen (S. 539—541) und namentlich in dem über das Schaumburger Land (S. 585). Solche Ungleichmäßigkeiten hätten m. E. vermieden werden müssen. Bei der Erklärung des hessischen Verbums „scherzen" (S. 484) hätten auch die Erörterungen im „Hessenland" 1900, S. 78 und 88/89 herangezogen werden können.

Mehr Gleichmäßigkeit und Sorgfalt ist dagegen den übrigen Gebieten der Volkskunde gewidmet worden, insbesondere den Trachten und Gebräuchen. Hier ist in der Tat neben vielem Bekannten eine Fülle von neuem Stoff zusammengetragen worden. Den Löwenanteil erhält dabei, wie leicht erklärlich, die Schwalm, die in ihrem Bearbeiter gleichen Namens einen vortrefflichen Kenner von Land und Leuten dieser Gegend gefunden hat.*) Eine Probe dieser gediegenen, meist auf eigenen Forschungen fußenden Arbeit ist bereits früher im „Hessenland" (1902, S. 294 ff.) unter dem Titel „Kinderspiel und Kinderlied auf der Schwalm" abgedruckt worden.

Nächst der Schwalmgegend nimmt das sog. hessische Hinterland unser Interesse am stärksten in Anspruch, weil sich hier gleichfalls die Eigenart des Volkes in Trachten und Gebräuchen sehr rein erhalten hat. Zu bedauern ist, daß bei einem so wichtigen und dankenswerten Teil nicht mehr Mitarbeiter herangezogen sind, wie z. B. der tief im hessischen Volksleben wurzelnde und aus ihm heraus schaffende Volksdichter Heinrich Naumann aus Nanzhausen, Lehrer Weyl in Wiesek (früher lange Jahre im Hinterland), ein guter Kenner dieser Gegend, u. a. m. Von Naumann hätten wir auch gern ein paar sprachliche Proben vorgefunden und von Professor Heinzerling in Siegen, einem geborenen Biedenköpfer und verdienten Mundartenforscher, eine kurze Charakteristik der Sprache. Entsprechende Abschnitte über Wetterregeln, sprichwörtliche Redensarten, Nachtwächterrufe usw. fehlen leider ganz und auch sonst hätten wohl einige Abschnitte dieses Kapitels noch vertieft werden können.

*) Auch separat erschienen. Eine nähere Besprechung dieser Ausgabe behalten wir uns noch vor.

Bei dem Kapitel „Oberhessen" vermissen wir ein Sonderkapitel über die Stadt Marburg, etwa aus der Feder von Dr. Bücking oder von E. Mentzel, ähnlich wie aus dem fränkischen Niederhessen die Residenzstadt Kassel mit ihrer „Fullebriggensproche" und aus dem Kinzigtal die Stadt Hanau herausgenommen worden sind. Das Gleiche vermissen wir bei dem Kapitel „Buchonien", das überhaupt etwas knapp weggekommen ist, bezüglich der Stadt Fulda.

Bei einigen andern Kapiteln ließe sich wohl auch noch dies oder jenes aussetzen, aber wir wollen gegenüber den großen Gesichtspunkten, die der Herausgeber im Auge gehabt, nicht von kleinen Gesichtspunkten aus dies Werk beurteilen, das wie kein anderes geeignet ist, das hessische Stammesbewußtsein bei uns zu nähren und wach zu erhalten.

Erwähnen müssen wir noch den illustrativen Teil des Werkes, der des Interessanten so viel bietet, daß er eigentlich eine Besprechung für sich erforderte. Hervorgehoben seien namentlich die vorzüglichen Bleistiftzeichnungen von W. Thielmann „Vor dem Kirchgang", „Brautschmückung" und „Beglückwünschung des Brautpaares", der „Schwälmertanz" von Prof. C. Bantzer, „Lieder ohne Worte", ein reizendes Idyll von Adolf Lins, „Se. Hoheit auf Reisen" von Ludwig Knaus, „Leichenbegängnis in einem hessischen Dorfe" von demselben Künstler, „Abendmahl in einer hessischen Dorfkirche" von Prof. C. Bantzer und die Originalfederzeichnungen von Otto Ubbelohde.

Trotz der vortrefflichen Ausstattung und reichen Illustrierung zeichnet sich das Werk durch einen relativ geringen Preis aus und ist daher vorzüglich geeignet, ein hessisches Volksbuch im besten Sinn des Wortes zu werden.

Detmold. Dr. Wilhelm Schoof.

Aus alter und neuer Zeit.

Aus einem alten Brief. Der nachstehende Auszug aus einem Briefe des Kapitäns und Platzmajors v. Wilmowsky an Major v. Gilsa liefert einen Beitrag zur Charakteristik des damaligen Tones und Geistes im hessischen Offizierkorps:

„Hochwohlgeborener Herr! Werthester Herr Bruder! Gott Lohn Dir mit lauter guten Batzen vor die jüngsthin mir meinem ganzen Posto erzeigte Höflichkeiten! Anliegend sende das Recept gegen ..... Ich sitze seit Donnerstag in meiner Stube und habe ein Küssen auf meinem linken Hinterfuße liegen, des Tages über pfeife des Nachts mögte Heulen: Es fehlen mir alle Minutten hunderttausend Ducaten, da denn meine Krankheit mit Recht die „reiche", so aber die arme Krankheit heißen mußte. An Dich und Deine Frau Gemahlin, Gnaden, empfielt meine Ursel sich gehorsamst ich aber versichre meinen Respekt und ersterbe meines verehrtesten Herrn Bruders treuergebenster Diener

Ziegenhain, 24. Juni 1742

B. E. A. v. Wilmowsky."

Hönhard und Eibenhard. Ein Leser unserer Zeitschrift schreibt uns: „Nachstehend teile ich einen Auszug aus Band I, 1 341 des Magdeburger Stadtarchivs mit. Vielleicht läßt sich auf diesem Wege etwas über die beiden Nachbarberge Hönhard und Eibenhard ermitteln.

„Prognosticum de futura strage inter Hoenhardum et Eibenhardum, montes Hassiae.

(Zeit der Weissagung ist von 1623—1627.)

Zundt ahn dein Estger (?) Hönhard,
Leucht deiner schwester Eibenhard,
Daß ihr schawt ahn und beweint mit Macht
Die grausam blutig Schlacht*)
Die zwischen euch geschehen soll.
Weint und heult mit all Berg und Thal.
Ein niederlag fast unerhort
Geschehen wird an diesem Ort,
Daß Blut wird ferben die Erde roth
Durch manches tapfern Helden tod,
Der wildemann ganz grausamlich
Dreinschlagen wird und streuben sich.
Dem Löwen wird hart zugesetzt
Doch wird er haben Sieg zuletzt.
Das Einhorn sich wohl halten wird
Drum ihm auch Preis des siegs gebührt.
Was hier prognostizirt ein Hirt
Dasselbe g'wiß geschehen wird."

*) An den Rand geschrieben: „Nequam scripsit, nequam dixit, nequam credit". (Ein Taugenichts schrieb's, ein Taugenichts sprach's, ein Taugenichts glaubt's.)

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. An dem wissenschaftlichen Unterhaltungsabend des Hessischen Geschichtsvereins zu Kassel vom 18. April machte Herr Kanzleirat Neuber auf ein kürzlich im Auftrage des Vereins für Geschichte und Altertumskunde zu Frankfurt a. M. von Dr. H. Grotefend herausgegebenes Buch: „Der Königsleutnant Graf Thoranc in Frankfurt a. M.“, Aktenstücke über die Besetzung der Stadt durch die Franzosen 1759—62, aufmerksam. Graf Thoranc, wie er nach den Akten statt des sonst üblichen Thorane geschrieben werden muß, trug zu wesentlichen Verbesserungen bei der städtischen Verwaltung bei, sodaß ihm dort ein dankbares Andenken gesichert sein sollte. Anknüpfend hieran führte der erste Vorsitzende Herr General Eisentraut aus, daß auch verschiedene französische Heerführer in Hessen während des siebenjährigen Krieges sich durch ihr besonnenes und menschenfreundliches Benehmen die Achtung der Bevölkerung erworben hätten. Sodann legte der Herr Vorsitzende eine Reihe Porträts vor, die Herr Architekt Schirmer in Kassel aus dem Nachlaß seines Vaters, des Malers Georg Schirmer, dem Verein als Geschenk überwiesen hat. Es befindet sich darunter eine Anzahl Bilder kurhessischer Offiziere aus dem Jahre 1848, und zwar L. v. Baumbach, Beß, v. Borck, v. Gall, Hilchenbach, Hoen, Mackeldey, v. Reinhart, Ronneberg, Sporleder, Karl v. Stamford, Vogeley und Wegner. Nachdem Herr Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf und Herr Major von Löwenstein noch Mitteilungen über die Hessen bei dem Feldzug in Morea 1687 und über das Gefecht bei Aschaffenburg 1866 gemacht hatten, wurde die Sitzung geschlossen.

Historische Kommission. Am 7. Mai hält zu Marburg die Historische Kommission für Hessen und Waldeck ihre 6. Jahresversammlung ab. Den geschäftlichen Erörterungen geht eine Ansprache des Herrn Professor Dr. Wenck zum Gedächtnis Philipps des Großmütigen voraus.

Hochschulnachricht. Dem Privatdozenten in der medizinischen Fakultät der Universität Marburg Dr. Kutscher ist der Titel Professor verliehen worden.

Städtetag. Unter Vorsitz des Herrn Oberbürgermeister Müller-Kassel wird die 15. Versammlung des „Hessischen Städtetages“ am 27. und 28. Mai in Rinteln abgehalten werden. Nach Schluß der Verhandlungen findet ein Ausflug mit Wagen nach der Porta Westfalica statt.

Preisverteilung. Die in Kassel lebende Dichterin Fräulein Elisabeth Juncker von Ober-Conreuth, die bereits im vorigen Jahr bei den Kölner Blumenspielen durch einen Preis ausgezeichnet wurde, erhielt diesmal für die religiöse Ballade „Himmelsmärchen“ den von der Königin von Rumänien gestifteten Preis.

Wohltätigkeits-Konzert. Am 16. April fand unter dem Protektorat Ihrer Exzellenz der Frau Oberpräsident von Windheim in Kassel ein Konzert des Konservatoriums der Musik zum Besten der Kämpfer in Südwestafrika statt, dessen Reinertrag über 800 Mark betrug.

Todesfälle. In Hanau starb am 20. April der frühere Oberlehrer an der dortigen Realschule Professor Pfarrer Dr. Julius Scheer im 69. Lebensjahre. Der Dahingeschiedene hat sich insbesondere um die Bestrebungen des Tierschutzes ein großes und bleibendes Verdienst erworben, das ihn weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus bekannt gemacht hat. Er war Mitbegründer des Hanauer Tierschutzvereins, dessen Vorsitz er 24 Jahre hindurch geführt hat. Seine hervorragende Tätigkeit auf diesem Gebiete brachte ihm mannigfache Ehrungen und wird seinen Namen in dauerndem Gedächtnis erhalten.

Am 30. April verschied in seiner Vaterstadt Kassel der Gymnasialdirektor a. D. Geh. Regierungsrat Dr. Gideon Vogt. Der Verewigte war am 31. Dezember 1830 als Sohn des Archiv- und Schulrates Vogt geboren. Er besuchte das Kasseler Gymnasium von 1840—49 und studierte nach abgelegter Maturitätsprüfung in Marburg Philologie. Nachdem er die theoretische Gymnasiallehrerprüfung bestanden und das vorschriftsmäßige Probejahr absolviert hatte, nahm er eine Stelle als Erzieher in der französischen Schweiz an. In seine Heimat zurückgekehrt, unterzog er sich der weiter erforderlichen Prüfung als Gymnasiallehrer und trat sodann aus dem kurhessischen Staatsdienst. Von 1858—62 war er Lehrer an dem Gymnasium in Elberfeld, alsdann wurde er zum Direktor des Gymnasiums in Korbach, fünf Jahre später zum Direktor des Gymnasiums in Wetzlar ernannt. Diese Stellung vertauschte er 1870 mit der Leitung des Lyceum Fridericianum in Kassel, die er nach fast 23jähriger Tätigkeit im Frühjahr 1893 niederlegte. Direktor Dr. Vogt besaß in hohem Grade alle die Eigenschaften, welche zu ersprießlichen Resultaten der Lehrtätigkeit führen. Welch' ein hohes Vertrauen in seine Fähigkeiten gesetzt wurde, zeigt

am deutlichsten der Umstand, daß Prinz Wilhelm von Preußen, der jetzige deutsche Kaiser, drei Jahre lang, von 1874—77, die unter seiner Leitung stehende Anstalt besuchte und sein Schüler war. Später erhielt Direktor Vogt mehrfache Auszeichnungen als Beweise des Allerhöchsten Wohlwollens, so die Ernennung zum Geheimen Regierungsrat und den roten Adlerorden 2. Klasse mit Eichenlaub. Außer seiner amtlichen Tätigkeit beteiligte er sich auch vielfach an gemeinnützigen Unternehmungen, so war er u. a. Mitbegründer der Königin Luisenstiftung, deren Vorsitzender und Ehrenmitglied. Aus einem im „Kasseler Tageblatt und Anzeiger“ erschienenen Nachruf entnehmen wir noch das Folgende: „Durch seine vornehme taktvolle Art des Auftretens repräsentierte er die von ihm geleitete Schule nach außen angemessen, während seine ausgezeichneten organisatorischen Talente ihn zur Führung des inneren Schulorganismus besonders befähigten. Die Lehrer sahen in ihm ihren würdigen Vertreter, während die Schüler in ihm einen strengen, aber gerechten Chef verehrten. Alle, die ihn kannten, vor allem Lehrer und Schüler, die ihm nahe standen, haben Ursache, sich seiner dankbar zu erinnern. Seinen Freunden, die er sich durch sein liebenswürdiges Wesen, seine vornehme Gesinnung und seine gesellschaftlichen Gaben erwarb, wird er unvergeßlich bleiben.“

Wandern und Reisen. Die seit einem Jahr im Verlag von L. Schwann in Düsseldorf erscheinende Zeitschrift „Wandern und Reisen“ hat ihre neueste Nummer (Heft 8/9) als Weserheft herausgegeben, welches zum großen Teil auch Hessisches enthält. Unter den Abbildungen heben wir als besonders gelungen hervor die vortrefflichen Ansichten von Karlshafen, der Krukenburg, Schloß Fürstenberg, der Arensburg bei Rinteln, Münden, Schloß Wilhelmshöhe, der Pluto-Grotte mit Blick auf den Herkules, einer Gruppe von Schwälmer Kindern (gelegentlich einer Besprechung von Heßlers Volkskunde) u. a. — Unter den Mitarbeitern befinden sich aus Hessen: Paul Heidelbach („Schloß Wilhelmshöhe“ und „Ballwutz Debbenmeyer“), Marinestabsarzt Dr. Lange, Gymnasial-Oberlehrer Emil Becker, Dr. Wilhelm Schoof u. a. Wir empfehlen unsern Lesern die vornehm ausgestattete, interessante Zeitschrift besonders die uns vorliegende Wesernummer, die zum Preis von 1 Mark einzeln käuflich ist.

Hessische Zeitschriftenschau.

Allgemeine deutsche Biographie, Nachträge, 48. Bd. (1903—1904).

1. Draudt, August, Forstmann. Bespr. v. R. Heß (S. 73/75).
2. Du Thil, Frh. Karl Wilhelm, Hess. Staatsminister. Bespr. von W. Diehl (S. 215/17).
3. Ebert, Adolf, Romanist und Literarhistoriker. Bespr. von Ludwig Fränkel (S. 230/41).
4. Edelsheim, Georg Ludwig, Frh. v., Bad. Staatsminister. Bespr. von K. Obser (S. 261/62).
5. Edelsheim, Wilhelm, Frh. v., Bad. Minister, älterer Bruder des vorigen. Bespr. von K. Obser S. 263/65).
6. Egidy, Moritz v., [geb. 1847 in Mainz]. Bespr. von E. Chr. Achelis (S. 272/73).
7. Eichler, August Wilhelm, Botaniker. Bespr. von E. Wunschmann (S. 295/98).
8. Embde, August von der, Genremaler und Porträtist. Bespr. von L. Katzenstein (S. 346).
9. Endemann, Wilhelm, Jurist [† 1899 in Kassel]. Bespr. von V. Schulte (S. 358/62).
10. Fabricius, Joh. Philipp, Missionar. Bespr. von Viktor Hentzsch (S. 478/83).
11. Felsing, Jakob, Kupferstecher. Bespr. v. Diehl (S. 516/18).

Berliner Tageblatt, Nr. 41 (23. Jan. 1904), 1. Beibl.

Paul Wittko: Zwei hessische Dichter (betr. Alfr. Bock und W. Holzamer).

Blätter für Münzfreunde, 38. Jahrg. (1903) Nr. 11 und 12, 39. Jahrg. (1904) Nr. 1—3.

H. Buchenau: Der Brakteatenfund von Niederkaufungen (Fortsetzung und Schluß).

Edward Schröder: Der Anhang des Bergschen Münzbuches.

Edward Schröder: Urkundliches über die hessischen Münzstätten der Kipperzeit zu Witzenhausen und Bovenden.

Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen, 5. Jahrg., Nr. 3 u. 4 (März-April 1904).

A. Hortschansky: Otto Hartwig † (geb. 1830 in Wichmannshausen).

Centralblatt für Bibliothekswesen, 21. Jahrg., 3 Heft (März 1904).

A. Graesel: Otto Hartwig †.

Fuldaer Geschichtsblätter, II. Jahrg. (1903), Nr. 11—12.

J. Kartels: Bestrafung der Stadt Fulda wegen nichtverhinderter Plünderung der Juden daselbst im Jahre 1591.

— Chronikalisches über Herbstein.

J. Kartels und C. Scherer: Verzeichnis der Fuldaischen Gesamtliteratur (Forts.)

Hessische Blätter für Volkskunde, Bd. II Heft 3 (1903).

Richard Wunsch: Griechischer und germanischer Geisterglaube.

Robert Petsch: Volksdichtung und volkstümliches Denken.

Friedrich Hunsinger: Vor 50 Jahren. Erinnerungen an Hungen.

Otto Böckel: Volksrätsel aus dem Vogelsberg.

L. Radermacher: Miszelle Holler.

Ferner: Bücherschau, Zeitschriftenschau, Zeitschriftenverzeichnis, Register.

Illustrierte Zeitung, Nr. 3169 (24. März 1904).

F. Seelig: Volksbräuche im Hessenland (mit Illustrationen).

Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins, Neue Folge, 12. Bd. (Gießen 1903).

Georg Wolff: Die Erwerbung und Sicherung der Wetterau durch die Römer.

August Heldmann: Dr. theol. Chr. L. Schwarzenau und die letzte Verpfändung der Herrschaft Itter.

Adolf Hepding: Zur Ortsgeschichte von Großen-Linden.

Walther Köhler: Über den Einfluß Hessens auf die Reformation in Waldeck.

Ferner: Kleinere Mitteilungen.

Touristische Mitteilungen aus beiden Hessen usw., XII. Jahrg. Nr. 4 bis 8 (1903/04).

Dr. Lange: Zur Vorgeschichte der Rhön.

C. H. Müller-Paul: Zur Stammeskunde der preußischen Provinz Hessen-Nassau.

Wilhelm Lange: Die Gelsterburg.

Derselbe: Kaffeehäuser früherer Zeit.

E. v. Hundelshausen: Kurze Nachrichten über die ursprünglichen Besitzungen der Familie von Hundelshausen.

Happel: Das Zwehrenthor in Kassel.

Julius Flach: Streifzüge durch das hessische Hinterland.

Karl Heßler: Prof. Dr. Heinrich Möhl.

G. Haupt: Die Wegebezeichnung im Habichtswald.

E. Happel: Der Hanstein.

M. Zeiske: Eibenstandorte.

E. Schneider: Die Räderburg.

Ferner: Aus den Vereinsgebieten usw.

Wandern und Reisen, II. Jahrg. (1904), Heft 8/9, Sonderheft: Weser.

Paul Heidelbach: Wilhelmshöhe. (Mit 2 Abbild.) — Ballwutz Debbenmeyer (Humoreske in Kasseler Mundart).

Zeitschrift für deutsche Philologie, Bd. 36 (1904), Heft 2.

Wilhelm Schoof: Briefwechsel der Brüder Grimm mit E. v. d. Malsburg.

Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten, IV. Band (1903), Heft 6.

Karl Bohnenberger: Nachtrag zur niederd. Sprachgrenze. (Richtigstellung der in voriger „Zeitschriftenschau" erwähnten Abhandlung auf Grund von E. Maurmanns Aufsatz im „Hessenland" 1901, Heft 23).

Nachträgliches:

Frauenrundschau, IV. Jahrg. (1903) Heft 21.

Lina C.: Holzamers „Inge".

Tägliche Rundschau, Unterhaltungsbeilage 1902, Nr. 120 (26. Mai).

F[ritz] L[ienhard]: Ein vergessenes Buch (Kochs „Prinz Rosa-Stramin"). Vgl. dazu „Deutsche Heimat", 5. Jahrg. Heft 36 (8. Juni 1902).

— — (Festbeilage vom 24. Dezember 1903).

Reinhold Steig: Goethe und die Brüder Grimm (mit ungedruckten Briefen von A. v. Arnim, Jakob und Wilhelm Grimm).

Detmold, April 1904.

W. H.

Personalien.

Verliehen: dem Pfarrer emer. Ratz zu Möllenbeck, dem Eisenbahnstationsvorsteher a. D. Scheling zu Fulda und dem Eisenbahngüter-Expedienten a. D. Beständig zu Eschwege der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Stationsvorsteher Vollmar zu Kassel beim Übertritt in den Ruhestand der Kronenorden 3. Kl.; dem Kaufmann Ernst Timäus, Prokuristen der von Waitzschen Verwaltung zu Kassel, der Kronenorden 4. Kl.

Ernannt: Regierungsassessor Graf Solms-Laubach zum kommissarischen Landrat des Kreises Schlüchtern; Oberstabsarzt a. D. Dr. Börner in Eschwege zum Kreisarzte daselbst; Direktor Leonhard bei der Erziehungsanstalt zu Wabern zum Direktor der Strafanstalt in Kassel-Wehlheiden; die Referendare Craß, Rommel und Dr. Sattler in Kassel zu Gerichtsassessoren.

Berufen: Dr. Kranepuhl, Oberarzt am Landkrankenhaus zu Hanau, zum kommissarischen Direktor des Landkrankenhauses zu Fulda; Gerichtsaktuar Habeney in Kassel zum kommissarischen Rechnungsbeamten für Südwestafrika mit dem Sitz in Windhuk.

Versetzt: Staatsanwaltschaftsrat Ganslandt in Marburg an das Oberlandesgericht in Königsberg; Landgerichtsrat Fondy in Hildesheim als Amtsgerichtsrat nach Kassel; Forstmeister Gieße in Idstein auf die Oberförsterstelle Thiergarten; Gerichtsassessor Gonnermann in Biedenkopf nach Kassel; Gerichtsassessor, Hauptmann a. D. Richter in Kassel an das Amtsgericht zu Biedenkopf; Regierungsbaumeister Rüdiger von Magdeburg nach Bad Nenndorf.

Übertragen: dem Assistenzarzt Dr. Pancritius in Kassel die Dirigentenstelle am Landkrankenhaus zu Schmalkalden.

Geboren: ein Sohn: Kaiserl. Regierungsrat Theobald und Frau Gertrud, geb. Wolff (Berlin, 21. April); Dr. med. Ahlborn und Frau Elisabeth, geb. Krieger (Kassel-Wehlheiden, 22. April); Oberlehrer Eduard Druener und Frau Alma, geb. von Schmidt (M.-Gladbach, 23. April); Fabrikant Karl Faubel und Frau Marie, geb. Lüdorff (Kassel, 23. April); Dr. Schmidt und Frau Emmy, geb. Menzler (Helsingfors, 29. April). — eine Tochter: Landessekretär Karl Schweinsberger und Frau Johanna, geb. Mootz (Kassel, 13. April); Pfarrer Conrad und Frau Emilie, geb. Reimann (Kassel, 15. April); Amtsrichter Kolbe und Frau Gertrud, geb. Otto (Apolda, Kassel, 21. April); Dr. med. W. A. Westrum und Frau Tilla, geb. Klöffler (Kassel, 24. April).

Gestorben: Kgl. Kammermusikus Adam Schneider, 65 Jahre alt (Kassel, 16. April); Obersteuerinspektor Friedrich Ludwig Weitzmann, 61 Jahre alt (Kassel, 16. April); Kgl. Forstmeister Friedrich Sprengel, 58 Jahre alt (Melsungen, 19. April); Frau Bertha Brandt, geb. Hartung, 70 Jahre alt (Kassel, 19. April); Oberlehrer a. D. Professor Pfarrer Dr. Julius Scheer, 68 Jahre alt (Hanau, 20. April); Stadtrat Edmund Winter, (Fritzlar, 21. April); Gymnasialdirektor a. D. Geheimer Regierungsrat Dr. Gideon Vogt, 73 Jahre alt (Kassel, 30. April); Fräulein Louise Glinzer, 75 Jahre alt (Kassel, 30. April).

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 10. XVIII. Jahrgang. Kassel, 16. Mai 1904.

Maitag im Pfarrgarten.

In Pfarrers Garten flötet die Amsel.
Grün färbt sich der Nußbaum am schneeweißen Tor.
Maiblumen steh'n im verschwieg'nen Gebüsche.
Der Goldlack duftet wie nie zuvor.

Das ist ein Lenztag von Gottes Gnaden.
Das Lichtgold flimmert. Die Luft ist wie Glas.
Die Hausfrau schmückt singend mit Blumen die Räume.
Es leuchtet die bleichende Wäsche im Gras.

Der würdige Pfarrherr trägt stolz auf dem Haupte
Den breiten, mächtigen Sonnenhut.
Die Tochter schafft froh im Gemüsegehege,
Es taucht ihre Wangen der Eifer in Glut. —

Wie köstlich: der Flieder, die Apfelbäume!
Sie blühen, daß alles sich freuen soll. —
Komm', durstiger Fremdling, laß gastlich dich laben:
In Pfarrers Garten ist's wundervoll!

Ravolzhausen. **Sascha Elfa.**

„Der Frühling wandert durchs Fuldatal."

Frisch auf, mein Herz, der Himmel ist blau,
Und die Knospen schwellen in Wald und Au,
Und die Sonne grüßet vom Himmelszelt
Mit goldenen Strahlen die junge Welt.
Hinaus, hinaus drum beim Morgenstrahl,
Der Frühling wandert durchs Fuldatal!

Jetzt reicht mir den knorrigen Stab in die Hand
Und den filzigen Hut von der staubigen Wand,
Das Bündel geschnürt und mit fröhlichem Sang
Als Wandrer begrüßet den sonnigen Hang.
Hinaus, hinaus drum beim Morgenstrahl,
Der Frühling wandert durchs Fuldatal!

Wie hüpft doch das Herz und wie dehnt sich so weit,
So wonnig die Brust nach des Winters Leid!
Laßt jubeln und singen, was singen nur mag,
Im Festesgewande strahlt golden der Tag.
Hinaus, hinaus drum beim Morgenstrahl,
Der Frühling wandert durchs Fuldatal!

Kassel. **Georg Mohr.**

Im Mai.

Holder Flieder, duft'ger Flieder,
O ihr Blüten weiß und blau,
Ihr erquickt mein Herze wieder,
Wie ein warmer Himmelstau.

Einstmals auch der Flieder blühte
Und es war im schönen Mai,
Da in zweien Herzen glühte
Eine Liebe süß und treu.

Doch der Flieder ist verblühet
Mit dem holden Frühlingsschein,
Und in meinem Herzen glühet
Nun die Liebe ach! allein.

Jugenheim (Bergstr.). **Johanna Schwabeland.**



Zur Geschichte der Stände.

Von Heinrich Keßler.

Im Anschluß an den in den Nummern 3—5 des laufenden Jahrgangs dieser Zeitschrift enthaltenen Aufsatz will ich zunächst einiges über die Verwaltung der Großgrundherrschaft mitteilen. Karl der Große löste die Krongüter aus dem Grafschaftsverband los, indem er von der Gaueinteilung unabhängige Domänenämter (fisci) bildete. An der Spitze des Domänenamts stand ein Amtmann (judex villicus actor), der von seinem Fronhof aus die Eigenwirtschaft des königlichen Hauptguts leitete und die Aufsicht über die zu seinem Amte gehörenden Nebenhöfe, Benefizien und Zinsgüter führte. Unter ihm standen kleine Inspektionsbezirke (ministeria) unter Meiern (majores), denen als besondere Beamte für Wildbänne und Weinberge die Förster (forestarii) und Kellermeister oder Kellner (cellerarii) beigeordnet waren. Die allgemeinen Wirtschaftserträge sowie die Abgaben von den Zinsgütern, die Gerichtsgefälle des Domänengerichts und die Einnahmen aus Zöllen und sonstigen Gefällen wurden auf dem Haupthof gesammelt. Soweit die Überschüsse nicht für Bedürfnisse des Hoflagers oder zu Heereszwecken verwendet werden mußten, wurden sie von den Haupthöfen aus nach Vorschrift des Königs verkauft. In Aachen, in „Karls des Großen Kaiser-Pracht“, flossen die Einnahmen an Geld und Kleinodien in den königlichen Schatz (aerarium publicum) ohne Unterschied der Herkunft. Diese Wirtschaftsorganisation diente, soweit es möglich war, den Grundherren zum Muster und Vorbild, wobei selbstverständlich auf die so sehr verschiedenartige Größe der Grundherrschaften Rücksicht zu nehmen war. So ersehen wir aus dem berühmten Register des Klosters Pruem, daß seine sämtlichen Besitzungen von drei Oberhöfen, Pruem, St. Goar und Münstereifel, aus verwaltet wurden. In 119 Haupthöfen war Eigenwirtschaft des Klosters eingerichtet, viele von ihnen hatten mehrere Nebenhöfe (mansi indominicati) gleichfalls in eigener Verwaltung. Die Summe der dienenden Güter, der Benefizien, Lehen und Zinshöfe der Freien und der Unfreien war den einzelnen Haupthöfen zur Arbeit und Lieferung der Abgaben zugewiesen gewesen. Aus den Nachrichten über die Abteien Werden und Bleidenstädt ersehen wir ähnliche Verhältnisse.

In den früheren Jahrhunderten des Mittelalters hatten die freien Markgenossen in schwerer Arbeit das Land hauptsächlich gerodet und der Bevölkerung neue Siedelungen erworben. Mit der Überlegenheit der Grundherren in den Marken, sagt v. Inama-Sternegg, trat die Idee der Genossenschaft am Marklande zurück und wurde durch die Idee der Herrschaft ersetzt.

Eine hervorragende Förderung des Bestrebens der Grundherren ist in der Anlegung von Grundbüchern gefunden worden, die wohl in der Zeit Karls des Großen und Pipins zuerst eingeführt wurden. Namentlich die Überleitung kirchlichen Grundbesitzes an weltliche Getreue machte eine neue genaue Aufschreibung des Vermögens der geistlichen Großgrundherrschaften notwendig, sollte nicht der Willkür Tür und Tor geöffnet sein. Aus diesem Grunde ließ auch der Kaiser genaue Verzeichnisse und Gutsbeschreibungen über die Benefizien und Zinsgüter anlegen. Und indem bei dieser Inventarisation auch die Leute der Grundherren zur Aussage über ihren Besitzstand, ihre Zinse und Dienste angehalten wurden, ist auch der beliebigen Steigerung und der willkürlichen Unterdrückung der Bauern durch die Grundherren vorgebeugt. Die Nachfolger Karls des Großen hielten an dieser Maßregel fest. So gehört schon Karl der Große zu den Herrschern, die, wie Philipp der Großmütige und Friedrich der Große, die Bauern vor den Gewalttätigkeiten ihrer Herren schützten.

Dem Beispiele der Karolinger folgten die Grundherrschaften. Nach dem Vorbilde der gut geleiteten französischen Klöster wurden Heberollen zum Handgebrauch der Vögte und Verwalter bei Einziehung der Zinsen und Zehnten sowie zur Kontrolle der geleisteten Frondienste errichtet. Über die soziale Stellung der villici (deutsch: Meier) während der Villikationsverfassung, deren Blütezeit in das 10. und 11. Jahrhundert fällt, hat uns Wittich (Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Bd. II, S. 44 u. 45) in folgendem eine sehr anschauliche Schilderung gegeben. Zuerst ist ein Unfreier kraft seines Amtes erster Hausdiener mit den Ehren und dem Einfluß eines solchen; dann aber ist ein Unfreier kraft seiner Abstammung aus einer Beamtenfamilie,

also kraft seines inzwischen zum Geburtsstand gewordenen Beamtenstandes ein angesehener ritterlicher Mann, der durch das Vertrauen seines Herrn zu der Verwaltung des Amts berufen wird. Der Herr besitzt nicht mehr eine, sondern Dutzende zerstreut liegender Villikationen, er ist nicht mehr auf den Ertrag einer Villikation hingewiesen. Der Meier ist kein unterwürfiger, stets beaufsichtigter Late mehr, dem sein Amt hohe Ehren und eine beneidenswerte Stellung unter den übrigen Laten sichert, sondern er ist ein Mann, der kraft seiner Geburt Ansprüche besitzt, der der höchsten Ehren jener und vielleicht aller Zeiten, der Waffenehre, teilhaftig geworden ist. Der Herr hat ihn allein auf die entfernte Villikation geschickt, hier soll er arbeiten. Seine Genossen leben am Hofe des Herrn, sie haben einflußreiche Hofämter, reiche Lehen, die Freuden der Geselligkeit, und als höchstes Gut die Nähe des Herrn. Jetzt regt sich auch in seiner Seele der Eigennutz. Er beginnt die Villikation wenigstens zum Teil für sich zu verwalten. Der Herr spürt die Minderung seiner Einkünfte, aber wie viele Gründe besitzt nicht ein Verwalter, um diese Minderung befriedigend zu erklären. Endlich entdeckt auch der Herr den wahren Grund der Schmälerung seiner Bezüge. Die Urkunden und Güterverzeichnisse des 11. und 12. Jahrhunderts sind voll von Klagen über die Anmaßung und die Gewinnsucht der ritterlichen Villici. Das Verhältnis mußte anders geordnet werden, und es wurde anders. Die Villikationsherren schritten zur Auflösung der Villikationsverfassung. Die Grundpfeiler der ganzen Villikationsverfassung, die Hörigkeit der Laten, wurde aufgehoben. Sie wurden frei.

Durch die Freilassung fielen alle ihre Pflichten, aber auch alle ihre Rechte weg. Der Herr gab den Laten für die Ablösung ein Stück Geld. Der Late ward ein Freier, aber er hatte kein Eigen mehr im Lande. In der Regel gab der Herr die ehemaligen Lathufen an freigelassene Litonen zu Meierrecht, nicht an die eigenen — denn diese waren wegen der erst seit kurzer Zeit erloschenen Beziehungen zu gefährlich für ihn —, aber an fremde, etwa die Freigelassenen eines benachbarten Herrn, der ebenfalls seine Villikation aufgelöst hatte.

Wenn die Freilassung in der Heimat mit augenblicklicher Ansetzung zu Erbzinsrecht verbunden gewesen wäre, so hätte sich kein Bauer in Niedersachsen einfallen lassen, auszuwandern. Nicht Wanderlust, sondern Not bewegte damals die Massen zum Wandern, und weil er als Late nicht mehr sitzen konnte und zu der leicht löslichen und drückenden Zeitpacht nicht sitzen wollte, deshalb zog der niedersächsische Bauer einer ungewissen und mühereichen Zukunft im fernen Slavenland entgegen. Die hereinbrechende Geldwirtschaft machte es in Deutschland den Grundherren wünschenswert, ihr grundherrliches Einkommen zu vermehren. Die Laten hatten an Teilen des Villikationsgebiets, den Latenhufen, gegen Leistung bestimmter, kraft Hofrechts nicht erhöhbarer Abgaben und Dienste in fast allen deutschen Gebieten ein erbliches dingliches Besitzrecht. Die Laten eines Herrn bildeten eine Genossenschaft von allerdings unfreien, aber darum doch hochberechtigten Leuten. Nur in Niedersachsen gelang es dem Grundherrn, durch die Auflösung der Villikationsverfassung und durch anderweite Verpachtung der bisherigen Latenhufen sowie durch Vergrößerung des Bauernguts zum Großbauerngut seine Abgaben und die ihm zu leistenden Dienste zu erhöhen. Hierzu war dem Grundherrn auch der Umstand förderlich, daß der Deutsche seit der prähistorischen Landteilung von Hufen zu 30, 40, auch 60 Morgen gewaltig in der Fähigkeit, den Acker zu bestellen, fortgeschritten war, die landwirtschaftliche Technik war soweit gediehen, daß man zu größeren bäuerlichen Betrieben übergehen konnte. Der Deutsche war hierin seinem erbitterten Feinde, dem Slaven, bedeutend überlegen. In Niedersachsen wurden vier Hufen zu Meierrecht je an einen Bauern verpachtet, also der Bauernhof um das Vierfache vergrößert.

Die Überlegenheit der Deutschen über die Slaven zeigte sich namentlich bei der Kolonisation von Böhmen.

Der ausgedehnte Waldboden, der noch der Kultur entbehrte, bedurfte der schaffenden Hand, des betriebsamen Geistes und des befruchtenden Kapitals, und nur der Deutsche war geeignet, diese Bedingungen zu erfüllen und die Einöde in fruchtbares Land zu verwandeln. Die Deutschen wurden ins Land gerufen, bezahlten einen Teil des Kaufpreises für das erworbene Land und behielten es zu mäßigem Zins in Erbpacht. Dafür blieben sie freie Bauern und erhielten das Privilegium, sich nach deutschem Recht in deutscher Sprache von selbst gewählten Richtern richten zu lassen. Die böhmischen Könige überließen nicht nur das eigene kulturlose Gebiet den Deutschen, sondern sie kauften selbst noch umfangreichen Kirchenbesitz dazu, um diesen Landbesitz der nutzbringenden deutschen Bewirtschaftung zuzuführen. Die Tschechen waren dazu nicht geeignet, sie saßen, als die Besiedlung durch die Deutschen begann, auf dem leichten Boden der Ebenen im Innern und den breiten Flußtälern. Der ganze umfangreiche Boden im Norden, Westen und Süden war

unbewohnt und sein schwerer Boden wurde allmählich von den Deutschen erworben und zu der Blüte gebracht, deren er sich noch heute erfreut. Der Tscheche war dazu nicht geeignet. Nach Helmolds Ausspruch bestellten die Slaven den Boden nur mit dem hölzernen Haken und mit einem von Kühen oder Ochsen oder einem einzelnen Pferde gezogenen Geschirr.

Mit dem 12. Jahrhundert entziehen sich die Grundherren der tätigen Mitwirkung am landwirtschaftlichen Betriebe und damit verfiel die grundherrliche Eigenwirtschaft. Die großen Rottstrecken, auf welchen sie betrieben worden war, wurden geteilt und einzeln an die Grundholden verpachtet.

Die dem Walde durch die Rodung, die Anlage der Gehöfte und die Einrichtung ihrer Felder mühsam abgewonnene Hufe erschien aber von Anfang an viel mehr als Frucht der Kolonistenarbeit denn als Bestandteil des grundherrlichen Rechts. Diese Arbeit war schon ungleich wertvoller als jene Knechtsarbeit, mit der Jahrhunderte früher die Grundherren ihre Villen aus Wald und Wildnis schufen. In der damaligen Zeit bedurfte man keiner Vermehrung der Knechtsarbeit, noch ließ man sie zu, dem ökonomischen Bestande der Grundherrschaft im ganzen erwies man sich immer ungünstiger. Im Hufenrecht der Waldansiedelung entwickelte sich die Leihe zu Waldrecht, welche den im 12. Jahrhundert nach Geltung ringenden Gedanken zur Anerkennung bringt, daß durch die Übernahme fremden Grund und Bodens zur Urbarmachung und Bestellung nur rein wirtschaftliche Beziehungen zur Grundherrschaft geschlossen werden, welche weit davon entfernt sind, das Personenrecht des Bebauers zu berühren. Die Waldleihe war eine Form des Erbpachtsverhältnisses und hat wesentlich dazu beigetragen, dem Bauernstande eine freiere Stellung in der deutschen Gesellschaft zu verschaffen. Mit der Zerstörung des alten grundherrlichen Betriebs wurde im 12. und 13. Jahrhundert die persönliche Bindung der Grundholden stark gelockert, denn ihr bezeichnendster Ausdruck, der regelmäßige Arbeitsdienst, fiel vielfach hinweg. Es nahten die Zeiten bäuerlichen Übermutes und ritterlichen Neides, Steigen der Grundrente, Sinken des Zinses. Wem die Naturalnutzungen des Grund und Bodens zufielen, dessen Einnahmen mehrten sich, die Einkünfte der Bauern wuchsen und die Einnahmen der Herren, die in Zinsen und Renten bestanden, verringerten sich.

Dieser Gegensatz vollzog sich umsomehr, als sich inzwischen für den Neubruch, wie er mit dem letzten Ausbau der deutschen Mittelgebirge seit dem 12. Jahrhundert wieder sehr zunahm, freiere Landnutzungsverhältnisse sich entwickelt hatten, deren Typus die sogenannte Landsiedelleihe war, eine freie Pacht und nach mehreren Generationen eine Erbpacht. Nach dem Vorbilde dieser Landsiedelverträge löste sich auch das Grundholdentum in eine Fülle von Einzelverträgen zugunsten freier Erb- beziehungsweise Zeitpacht mit der Wende des 12. und 13. Jahrhunderts auf. So war es auch in Hessen.

In dem größten Teile der Provinz Hessen-Nassau, in der Landgrafschaft Hessen-Kassel, war das dem Meierrecht als wesensgleich angesehene Landsiedelrecht verbreitet, dessen Kern die Verpflichtung des Landsiedels zur Besserung des Gutes bildete. Lennep hat in seinem Landsiedelrecht eine große Anzahl derartiger hessische Grundstücke betreffenden Verträge aus dem 12. bis 18. Jahrhundert aufgeführt.

Nach allem, was wir aus den Urkunden wissen, sagt Arnold, war die Zeit des 12. und zum Teil auch des 13. Jahrhunderts diejenige, wo am meisten in Hessen gerodet wurde, wo auch die meisten Klöster gegründet wurden, und wo vorzüglich die jüngeren Leihen, zumal die zu Waldrecht und Landsiedelrecht, entstanden und sich rasch über ganz Hessen verbreiteten.

Es ist nicht zuviel gesagt, wenn Arnold behauptet, im 12. und 13. Jahrhundert seien die Klöster auf Spekulation gegründet. In der Tat waren dieselben nichts weiter als große Rodeanstalten, die in demselben Maße, in welchem die Rodung fortschritt, zugleich das Einkommen der Herren vermehrten. Allerdings war der letzte Erfolg der Bewegung kein anderer, als daß die Klöster auf Kosten des kleinen Herrenstandes und der Ritterschaft sich bereicherten. Manche Grafengeschlechter sind im Laufe der Zeit durch die benachbarten meist von ihnen mitbegründeten Klöster geradezu aufgezehrt, so die Grafen von Wallenstein durch die Abtei Hersfeld, die Grafen von Schauenburg durch Hasungen, Weißenstein und Nordshausen, die Grafen von Bilstein durch das Kloster Germerode. Andere Geschlechter freilich, wie die Grafen von Ziegenhain und Nidda, sind durch die Belehnung der Klöster umgekehrt in die Höhe gekommen. Die zahlreichen Frauenklöster waren meist von Anfang an nichts anderes als Versorgungsanstalten für unverheiratete Töchter, fast in derselben Weise, wie heutzutage Witwenkassen oder Rentenanstalten gegründet wurden, nur daß die letzteren auf Kapital und Geldbeträge, die Klöster aber auf Grundbesitz und Grundzinsen beruhten. Es war daher für die benachbarte Ritterschaft, deren Töchter Aufnahme in den

Klöstern fanden, eine Art Ehrensache, das Kloster in gutem Stand zu erhalten und gelegentlich mit Schenkungen zu bedenken. So dienten die Klöster Lippoldsberg und Hilwartshausen vorzugsweise der Ritterschaft im sächsischen Hessen und im Leinegau zur Aufnahme ihrer Töchter; in derselben Weise die Klöster Ahnaberg, Weißenstein und Nordshausen der niederhessischen Ritterschaft, Nordshausen auch seit dem 14. Jahrhundert den Bürgern von Kassel; Germerode, Eschwege und Kreuzberg der Ritterschaft an der Werra; Heidau den Vasallen der Herren von Spangenberg und Trefurt und den Burgmannen zu Rotenburg.

(Schluß folgt.)

Sichelstein und Sensenstein.

Von Karl Neuber.

(Schluß.)

Die Geschichte des Sichelstein ist nun folgende:

Nach Lotze (a. a. O. S. 313 f., S. 17) wurde jetzt der Sichelstein als Zubehörung der Stadt Münden angesehen, offenbar, weil er gerade dieser bis dahin als Fort gedient hatte, und wurde den Herzoginnen von Braunschweig-Göttingen als Leibzucht nach dem Tode ihrer Gatten angewiesen. Es ist die Rede von einem Unteramte und einem Oberamte Sichelstein, und mögen die von ihnen innegehabten Gebäulichkeiten recht wohnlich gewesen sein. Herzog Otto der Quade (1367—1394) verschrieb seiner ersten Gemahlin Marislawa, Prinzessin von Holstein, Stadt und Amt Münden nebst Sichelstein als Leibzucht, und da dieselbe vor ihm starb, seiner zweiten Gemahlin Margarete (1379), welche fast 50 Jahre nach dem Tode ihres Mannes zu Hardegsen starb (1442), aber wenigstens in den Jahren 1397, 1398, 1409 auf Sichelstein gewohnt haben soll. Dann wohnte daselbst die Gemahlin von Otto des Quaden Sohn, Herzog Otto dem Einäugigen, namens Agnes, im Jahre 1436. Dieser Otto verpfändete aber (ob die Leibzucht bestehen blieb, erhellt nicht) „Slote Münden, Borg un Stadt, un den Seckelstein vor eine Beede von 600 Gulden den Edlen un Erbaren Manschappen un Städten“ seines Landes. Danach wurde Hans Cordmann, Vogt auf dem Sichelstein, von dem Herzoge von der ihm geleisteten Huldigung entbunden und angewiesen, der Mannschaft und den Städten gehorsam zu sein.

Als Herzog Wilhelm II. der Jüngere (1482 bis 1495) seine Tochter Anna mit dem Landgrafen Wilhelm I. von Hessen vermählte (1488), setzte er diesem Sichelstein und Münden als Pfand des versprochenen Brautschatzes ein. Demnach wurde ein landgräflicher Vasall, Friedrich von Trott, auf Sichelstein als Amtmann eingesetzt (1493).

Bekanntlich verfiel Landgraf Wilhelm I. der Ältere, welcher in Niederhessen regierte (1471 bis 1493), nach seiner Rückkehr von Jerusalem (1493) in Geisteskrankheit, welche ihn nötigte, die Regierung ganz an seinen Bruder Wilhelm II. den Mittleren (1493—1509) abzutreten. Er hielt sich an verschiedenen Orten auf, zuletzt auf Anordnung Kaiser Maximilians I. in Spangenberg, und starb erst 1515. Seine Gemahlin Anna, von welcher er sich getrennt hatte († 1520 zu Worms), versetzte im Jahr 1500 ihrem Schwager Wilhelm II. Schloß und Gericht Sichelstein mit dem Flecken Hedemünden für 13100 Gulden, wobei sie die Einlösung ihrem Bruder, Herzog Erich dem Älteren, vorbehielt und den hessischen Ritter Hans von Falkenberg und Johann Lorbeer bevollmächtigte, die Einwohner des Schlosses und Gerichts Sichelstein und des Fleckens Hedemünden anzuweisen, dem Landgrafen zu huldigen.

Herzog Erich I. der Ältere (1495—1540) hatte in Münden seine Jugend verlebt, er wählte zum Danke dafür dasselbe zum Herrschersitze und baute das Schloß an der Werra aus, welches noch heute weithin einen stattlichen Eindruck macht. Er löste Burg und Gericht Sichelstein nebst Hedemünden wieder ein (1535) und verschrieb ersteres mit Schloß Münden seiner zweiten Gemahlin Elisabeth, Tochter des Kurfürsten Joachim I. Nestor von Brandenburg, als Witwensitz; ebenso überließ beides sein Sohn, Herzog Erich II. der Jüngere (1540 bis 1584), seiner zweiten Gemahlin Dorothea, Tochter des Herzogs Franz von Lothringen. Da Erichs II. Sohn Wilhelm schon ein Jahr später starb (1585), fielen seine Lande an Wolfenbüttel. Münden hörte wieder auf, fürstliche Residenz zu sein, und verlor damit an Bedeutung. Das Gericht Sichelstein wurde unter dem Namen des Oberamts Münden durch herrschaftliche Beamte verwaltet und die zum Schlosse gehörenden Ländereien wurden meist an Bewohner des Ortes Sichelstein verzinslich abgegeben.

Nach Lotze (S. 314) hatte im Jahre 1700 Sichelstein 19 hausbesitzende Einwohner.

Von den beiden einst berühmten einander gegenüber liegenden Festen sind jetzt nur Trümmer vorhanden. Sensenstein und Sichelstein haben eine ganz eigenartige Rolle gespielt, weshalb auch Dr. Schuchhardt sie einer besonderen Beschreibung für wert hält. Er vergleicht den Sensenstein einem römischen Kastell, indem er eine annähernd quadratische Schanze darstellt mit sehr starkem Wall und außen vorliegendem Graben. Noch vorhanden sind Brunnen und Teiche. Auf mich hat er den Eindruck einer Wallburg gemacht, wie wir sie im äußersten Norden von Deutschland, namentlich auf der Insel Rügen, finden, man denke nur an die Herthaburg bei Stubbenkammer und die Wendenschanze bei Arcona. Ungefähr in der Mitte der Ostseite ist der Eingang, wie zu einem Römerlager, während der dazu nicht recht passende in der Nordwestecke später entstanden zu sein scheint. Von den übrigen Teilen der Burg sind nur wenige Mauerreste vorhanden, deren Charakter sich nicht mehr feststellen läßt. Die jetzigen vorhandenen Gebäulichkeiten, jedenfalls späteren Ursprungs, dienen lediglich zum Wirtschaftsbetriebe.

Der Sichelstein am Südwestende des gleichnamigen Ortes macht in seiner Lage, steil zu den ihn zum größten Teile umgebenden Wasserläufen abfallend, und Gestaltung einen großartigen Eindruck. Nur ein großer Bau ist noch vorhanden in der Gestalt eines Hufeisens, dessen Bogen gegen Westen und dessen gerade Linie gegen Osten liegt, in welcher sich auch die Eingangspforte in gotischem Stile befindet. Einige Mauerreste vor derselben deuten an, daß daselbst eine Zugbrücke gewesen. Das vorhandene Gebäude, zwei Etagen von 30 m Länge und Breite, stellt sich in seiner ganzen Erscheinung als das Herrenhaus (Pallas) dar. Nur wenige Fenster sind vorhanden in ziemlicher Höhe von 40 Fuß, oben ist ein großer Kamin und eine Balkonanlage erkennbar und nach Westen ein tiefer Keller, welcher die Weinfässer und Vorräte der Burgbewohner enthielt. Jetzt ist dieser noch vorhandene Bau einer Bauernfamilie zur Benutzung überlassen, welche ihn als Gras- und Gemüsegarten hält und den Fremden gern zur Besichtigung erschließt.

Gedanken verschiedener Art erfassen uns bei Betrachtung der Burgruinen, einmal wehmütige über den Untergang einstiger Größe und Herrlichkeit — in den Hallen, wo die Ritter beim fröhlichen Mahle saßen und nach ausgefochtenem Kampfe manchen Humpen leerten, aber auch den schönen herzerfreuenden Minnegesang pflegten, — sodann aber wieder besänftigende, wenn wir uns erinnern, daß ein fortwährender Kampf um die Burgen tobte und trotz aller Verbote der Landesherrn wie des Kaisers, besonders Karls IV. (1347—1378), wilde Fehden ausgefochten wurden, und deshalb mit Freuden die Zeit zu begrüßen ist, in der Einigkeit, Ruhe und Ordnung im Lande herrschen und der Bürger wie der Landmann die Früchte seines Fleißes und seiner Tätigkeit genießen können.

Die Ältermutter.

Von Walther Domansky.

Es war gerade vor 300 Jahren, also im Jahre des Heils 1604. Und ein wunderlieblicher Maientag war's, so recht etwas auch für die Alten, die von der Sonne und Wärme allewege nicht genug bekommen können.

Auf dem Burgsitz derer von Dalwigk zu Hoof war es so still wie etwa in der Kirche unterm Vaterunser des Geistlichen. Die Nachmittagssonne brütete über der Gegend und meinte es gut, obwohl sie im Maimonat noch nicht solchen Eifer zu entfalten gebraucht hätte. Von den Wirtschaftsräumen her ließ sich kein Laut vernehmen, und wer weiß, ob nicht dieser oder jener von den Bediensteten ein Mittagsschläfchen wagte. Nur die Fliegen summten leise über den Hof und ließen ab und zu ein Epheublatt an der Hauswand erzittern, wenn sie sich darauf setzten und sich mit ihren Füßchen die irisglänzenden Flügel glattstrichen. Sonst war alles still auf dem Hof.

Doch nein, durch das weit geöffnete Fenster einer Stube klang das leise Surren eines Spinnrades heraus. Dort war also jemand trotz der Nachmittagsschwüle emsig bei der Arbeit, und wir wollen es nicht nur den Fliegen überlassen, durch das geöffnete Fenster in das Innere des Gemaches zu spähen.

Richtig, da saß eine alte Frau am Spinnrocken und spann. Sie hielt sich noch ziemlich gerade, und in ihrer ganzen Gewandung sah sie so sauber und gefällig aus, daß man merkte: sie ließ sich trotz ihres Alters noch nicht gehen. Wie alt sie wohl sein mochte? Nun, das Gesicht, welches ehedem schön gewesen, war von unzähligen Runzeln durchfurcht. Aber die Augen hatten merkwürdiger-

weise noch einen ungetrübten Glanz. Gleichwohl war sie alt, uralt, wohl an die hundert Jahre, denn sie wurde die Ältermutter genannt.

Sie war eine edle Frau aus dem Geschlecht derer von Dalwigk. Auf ein langes Leben schaute sie zurück, in dem Freude und Leid gewechselt hatten. Obwohl jedoch das Leid überwogen hatte, waren ihre Augen klar und ungetrübt geblieben. Denn sie war eine tapfere Natur, die dem alten Geschlecht, dem sie entstammte, alle Ehre machte.

In den Faden des Spinnrockens spann sie so ihre Gedanken mit hinein. Hundert Jahre, da hat man schon etwas nachzudenken, besonders wenn es ein so bewegtes Jahrhundert wie das sechzehnte war. Aber auf einmal hörte das Surren des Spinnrades auf — die Ältermuttter derer von Dalwigk lauschte.

Denn von draußen her, wahrscheinlich aus dem Garten, ertönte das Weinen eines Kindes. Also solch' feine Ohren hatte die Ältermutter noch, daß sie dieses hören konnte. Freilich, draußen war sonst alles still, aber dennoch wollte es in ihrem Alter etwas sagen. Nun, und wenn im Garten das Kind schrie, mußte sie doch Abhilfe schaffen. Vom Spinnrade brauchte sie deshalb ja nicht aufzustehen, denn damit ging zu viel kostbare Zeit verloren. Wer sollte denn derweile ihre Arbeit verrichten, und an Arbeit war sie nun einmal ihr Leben lang gewöhnt gewesen und war es noch jetzt trotz ihrer hundert Jahre.

Aber sie brauchte ja nur ihre Tochter zu rufen, die sich in der Nebenstube befand. Also rief sie mit noch kräftiger Stimme deren Namen; wer aber nicht erschien, war die Tochter. Das war die Urahne, wie sie im Hause genannt wurde, denn sie war ja nun auch schon achtzig Jahre alt. Dabei war die Urahne bereits so hinfällig, daß sie den Vergleich mit ihrer noch so rüstigen Mutter nimmermehr aushalten konnte. Jedenfalls war sie in ihrem bequemen Lehnstuhl ein wenig eingenickt, weshalb sie auch den Ruf der Ältermutter trotz der halb offenstehenden Tür nicht hörte. Die Ältermutter schmälte zwar über das Hände in den Schoß legen und das Einnicken ihrer Tochter am hellichten Tage oft genug. Aber freilich, man hat ja auch oft mit den Kindern seine liebe Not.

Schon hatte die Ältermutter ihren Ruf wiederholt, da das Weinen des Kindes aus dem Garten etwas lauter herübertönte, da wurde die Tür ganz geöffnet und eine Frau von etwa sechzig Jahren trat in das Gemach. Das war die Ahne, wie sie im Hause genannt wurde oder mit anderen Worten die Enkelin der Ältermutter. Die Ahne sah mit ihren sechzig Jahren trotz der ergrauten Haare noch recht stattlich aus. Aber mit dem Gehör haperte es bereits etwas. Und so hatte sie es offenbar gar nicht gehört, daß die Ältermutter die Urahne, ihre Mutter, gerufen hatte und war ganz zufällig hereingekommen.

„Was ist das wieder mit deiner Mutter, Kind", sagte die Ältermutter zur Ahne. „Die ist jedenfalls wieder am hellen Tage eingeschlafen und hört rein nichts. Und ich hatte sie doch gerufen, weil draußen im Garten das Kind schreit."

Es dauerte ein Weilchen, bis die Ahne alles richtig verstand, was die Ältermutter gesagt hatte. Als sie aber begriffen hatte, daß es wieder einmal über ihre Mutter, nämlich die Urahne, hergegangen war, erzürnte sie sich nicht wenig. Denn schließlich stand ihre Mutter ihr doch näher als die Ältermutter, obwohl d i e ihre Großmutter war, oder gar das Kind draußen im Garten, obwohl das ihr Urenkelchen war. Darüber gab es ja immer Streit zwischen der Ahne und der Ältermutter, wenn es über die arme, achtzigjährige Urahne und deren Leibesschwachheit herging.

„Mag die Urahne ruhig ein wenig schlafen, sie ist doch alt genug", sagte die Ahne in etwas gereiztem Ton. Wenn es sich nämlich um ihre Mutter handelte, setzte sie sogar den Respekt vor der Ältermutter außer Acht, die sich doch sonst gegen jedermann im Hause in Positur zu setzen wußte. „Im übrigen", fuhr die Ahne fort, „will ich mich selbst einmal im Hause nach meiner Tochter oder nach der Großtochter umsehen, damit eines von ihnen in den Garten geht und nach dem Kinde sieht. Ich selbst kann nicht gehen, denn ich habe trotz des warmen Wetters solch ein Reißen im Fuß."

„Solch ein Reißen im Fuß", spottete die Ältermutter ihr nach, während die Ahne aus der Stube humpelte. Ja, die Ältermutter konnte sich dieses Nachspotten wirklich erlauben, denn s i e war trotz ihrer hundert Jahre noch rüstig zu Fuß.

Derweilen spann sie emsig weiter und lauschte dabei auf das Weinen des Kindes, das ab und zu immer wieder aus dem Garten herübertönte. Die Ältermutter meinte, solch' ein Kind müßte nicht gleich immer seinen Willen haben und es könnte schon ein wenig schreien, bis jemand dazu käme. Das weitet die Lungen, dachte sie, und macht gesund und stark. Zudem hatte sie nicht allein auf das Weinen des Kindes im Garten zu achten, sondern auch auf das leise, aber entschiedene Schnarchen i h r e s Kindes, nämlich der achtzigjährigen Urahne. Nein, wie konnte man doch schon so bequem sein und die Hände in den Schoß legen und in den schönen, hellen Tag hineinschnarchen! Nein, so etwas!

Indem kam die Ahne zurück, welche das ganze Haus nach ihrer Tochter und ihrer Enkelin ab-

gesucht hatte. Sie war davon bei den Schmerzen in ihrem Fuß so erschöpft, daß sie sich auf einen Stuhl in der Nähe des Fensters niederlassen mußte. Dann erstattete sie der Ältermutter Bericht, wie sie denselben von der Schaffnerin des Hauses bekommen hatte. Also, ihre Tochter, die im Hause immer die Großmutter genannt wurde — beiläufig gesagt, eine noch recht hübsche Frau von etwa vierzig Jahren — sowie ihre Enkelin, die blonde, rosige, zwanzigjährige Frau und Mutter des Kindes draußen im Garten, hätten einen Spaziergang gemacht und wären nach der nahe gelegenen Ortschaft gegangen. Das Kind hätten sie im Garten unter der Obhut der jungen Kindermagd gelassen, die jedenfalls dabei wäre und das Kleine schon beschwichtigen würde. „Im übrigen höre i ch das Kind nicht schreien", setzte die Ahne noch hinzu, die ja, wie schon erwähnt wurde, leider etwas taub war.

Aber das Kind schrie wirklich, und zwar dieses Mal so laut, daß die Ältermutter nun doch besorgt wurde.

„Ich sehe schon, ich muß selber gehen", sagte sie laut, indem sie sich von ihrem Spinnrocken erhob und straff aufrichtete. Dabei streifte ihr Blick die Enkeltochter, welche noch immer erschöpft auf ihrem Lehnstuhl saß und dort auch sitzen blieb und zum Fenster hinausschaute. Mit festen Schritten ging die Ältermutter durch die offenstehende Tür in das Nebengemach, wo ihre Tochter, die Urahne, im Sessel ruhte und noch immer schlief. Sie machte doch schon einen recht hülflosen Eindruck, die achtzigjährige Urahne! Und fast glitt es nun doch wie ein Zug von Mitleid über das runzlige Gesicht der Ältermutter, als sie an ihrer schlafenden Tochter vorüberschritt. Dann ging sie rüstig durch die Flucht der Gemächer und die Treppe hinunter, bis sie über den Hof in den Garten gelangte.

Dort grünte und blühte alles an diesem herrlichen Maientage. Es war eine Pracht anzusehen. Der Flieder duftete und die Sonne breitete über alles einen goldenen Schimmer. Die Vögel sangen, aber sie wurden übertönt durch das Schreien des jüngsten Kindes derer von Dalwigk, das in seinem Wägelchen lag und — — allein war.

Denn die Kindermagd hatte sich fortgeschlichen und mochte irgendwo mit den andern Dienstboten plaudern. Das war nicht recht von dem leichtsinnigen, jungen Ding, aber die Ältermutter ließ sich vorerst noch nicht Zeit, über den Inhalt ihrer gewiß zu erwartenden Strafpredigt nachzudenken. Vielmehr trat sie geschäftig zu dem Wägelchen, in dem ihr Enkelkind lag, während dasselbe die rosigen Fäustchen gegen die blinzelnden Äuglein hielt und aus Leibeskräften schrie. Denn während das Wägelchen solange im Schatten eines alten, über und über blühenden Holunderstrauches gestanden hatte, war der Stand der Sonne nun verändert und das helle Licht schien dem bis dahin ruhigen Kinde in die Augen. Da war es nun ein hübsches Bild, wie die Ältermutter sich über das Wägelchen beugte und der Kleinen freundlich zunickte.

„Kindchen unterm Hollerbusch, sei mir nur fein still, fein still", sang sie leise, und da das Kind nun von der greisen Ältermutter beschattet wurde, war es auch bald ganz still und lächelte wieder.

Und schaute da nun die Ältermutter des Hauses derer von Dalwigk herab auf das Kind in der s e c h s t e n Generation. Schier ein Jahrhundert waren sie auseinander, die runzlige Ältermutter und das rosige Kindlein, und doch gehörten sie zusammen, vornehmlich auch in ihrer beiderseitigen L e b e n s f r i s c h e, die für das Geschlecht derer von Dalwigk glückverheißend war.

Der geneigte Leser wird's nicht glauben wollen, aber es wurde schon damals (nach 1604) auf dieses seltene Vorkommnis der lateinische Vers gemacht:

(1) Mater ait (2) natae: dic (3) natae, filia, (4) natam
Ut moneat, (5) natae plangere (6) filiolam.

Das ist: „Die Mutter sprach zur Tochter: meine Tochter, sage deiner Tochter, ihrer Tochter zu hinterbringen, daß ihrer Tochter Kind weine."

Und dieser Vers klingt aus dem Jahre 1604 zu uns herüber in das Jahr 1904, und er klingt trotz des etwas holprigen Rhythmus gut als ein Zeugnis u n v e r w ü s t l i c h e r L e b e n s k r a f t.*)

---

*) Die kurze Notiz, daß ums Jahr 1604 eine Frau von Dalwigk in Hessen ihre Kinder und Kindeskinder bis in den sechsten Grad um sich sah, sowie der lateinische Vers nebst der mangelhaften Übersetzung finden sich in G. Landau: „Die hessischen Ritterburgen und ihre Besitzer", Kassel 1833, Bd. II, S. 360. Um übrigens die M ö g l i c h k e i t unserer Erzählung, die auf Grund obiger Notiz und des lateinischen Verses natürlich frei erfunden ist, darzutun, diene folgende Erwägung. Selbstverständlich müßten die fünf Damen des Dalwigkschen Hauses verschiedene Namen haben, da nicht gut anzunehmen wäre, daß sie jedesmal von Namensvettern, also Angehörigen derselben Familie, heimgeführt wurden. Im übrigen ergibt sich jedoch die M ö g l i c h k e i t des Zusammenseins von 6 Generationen, wenn wir etwa folgendes annehmen: Die sechzigjährige Dame ist die eigentliche Hausherrin, welche ihre achtzigjährige Mutter und ihre hundertjährige Großmutter (beides Witwen) bei sich im Hause wohnen hat, wärend ihre vierzigjährige Tochter und die zwanzigjährige Großtochter mit dem Kinde nur von ihren verschiedenen Wohnorten her zum Logierbesuch gekommen sind. Wird die Sachlage etwa so aufgefaßt (natürlich bleibt auch für andere Annahmen Spielraum), so ist die M ö g l i c h k e i t unserer Erzählung immerhin gegeben.

Pingesten.

(Kasseler Mundart.)

O Pingesten, du rare Zitt!
Wie gehd me d's Herze uff so widd,
Wil du, minn liewes Pingestfest,
Uffs neie vor d'r Dhäre [1]) best.
Midd aller Forschede [2]) ziehd's mich nus
Us minnem engen dumben [3]) Hus,
Us Angest, Nodh un Herzeleid
Ninn in de Frihlingksherrlichkeid.
D'r Wender es au gar zu langk,
An Libb un Seele werd me krank
Vor ludder Owwendunst [4]) und Kille [5]);
Jitz awer, Mensch, midd Kla'n [6]) schwigg stille,
Jitz kannst de an d'n Frihlingksgawen
Des stowwenbleede [7]) Auge lawen. —
Wie hodd sich alles nei geschmicked!
D'r griene Rasen es gesticked
Midd Millejonen Bliemerchen,
Midd Glitzerchen un Flimmerchen
Vum Himmelsdhau, der ewwer Nachd
De Äre [8]) hodd so frisch gemachd.
Was nuhrd an Grien, an Blumen, Blihden
D'r välbesungene Mai kann bieden,
Das bend'd hä [9]) uns als Abschiedsgruß
Zum allerliewesten Pingestfstruß.
Maiglecķerchen, de dufdig zarden,
Se kunnden knabb de Zitt abwaarden
Un schlubbden [10]), Storm un Riff [11]) zum Drutze,
Us ähren schitzenden Kabutze,
Vergißmeinnichderchen, genau
Wie Engelsaiglerchen so blau,
Begucken sich an allen Quellen
Das luftige Hibben [12]) vun d'n Wellen.
„Scheen guden Dag!" dhun einem bieden
Stiefmidderchen in Sammedhihden,
Un frendlich lachen allerwegen
De bunden Briemelen mä endgegen.
De Dulebanen, die stulzieren,
Dhun ähre Kelche bresendieren;
De Bähnen [13]) fliegen us un in
Un nibben vun dem Himmelswinn.
Vun gälen Nelken un den scheenen
Lilla un wissen Zibderenen [14])
Erfilld de werzige Frihlingkslufd
En wunnerlieblich feiner Dufd;
Un alle Stricher [15]), alle Hecken
Drah'n [16]) ähre richsten Blihdendecken.

D'r Abbelbaum in hehchster Brachd
Stehd wie en herrliches Gedichde,
Wie wann des scheenste Kendsgesichte
Vull Unschuld ei'm endgegenlachd.
D'r Berenbaum der es so wiß,
Als wer' midd Linnen hä behänged,
Wil dichte an 'nem jeden Ris
Sich Blihde alzd [17]) an Blihde dränged;
Und dhied de Lufd sich leise regen,
Dann zisseld [18]) se vum Blihdensegen
De Bläddderchen alzd us d'r Heh':
Das es d'r echte Pingestschnee.
Un seh' ich den Kastanjelbaum
Midd sinnen wiß un rodhen Kerzen,
Werd mä [19]) lawendig in d'm Herzen
Och! so en sihßer Chriſtdagsdraum.
An dunkelen Dannenzweigen sitzen
Gar weiche, maiengriene Spitzen,
Die griffen [20]) noh d'm Sunnenscheine
Wie Kennerfinger, zarde, feine.
Un wann ich in d'n Wald ninn geh'
Un an d'n Bäimen nuffer [21]) seh',
Wie do des helle Sunnenlichd
Das griene Bläddderdach dorchbrichd,
Un 's moold [22]) sich do so wunnerhold,
Als wer's purenzig glihning [23]) Gold:
Dann es minn Auge wunnedrunken
In desse Allmachd ganz versunken.
O, magesteedsche Pingestzitt,
Wie du — was Scheeneres giwwed's nit!
All, ewwerall, wohenn me gicked,
Werd Herz un Auge hoch endzicked;
Wie stehd de Weld so himmlisch reine
Im warmen Pingestsunnenscheine!
Dorch sinne Zauwermachd do kimmed
Was fliegd un laifd un kruffd [24]) und schwimmed
Zu neiem Läwen, neiem Liewen,
Do well au nicks zerucke bliewen.
De Lerche stiggd, hell juwelierend,
Des Himmelszeld bienoh berihrend,
Als wull se ähren Dank midd Singen
D'm Herrgodd vor de Dähre bringen;
Un nu de Nachdegall erschd gar,
Wie fleeded [25]) die so wunnerbar
Im nahen Busch, ganz ohne Forchd,
Daß alles stille stehd un horchd.
De Schwalwen suhsen [26]) krizz und quer
Midd Juchzen in d'r Lufd rimmher,

[1]) Tür, [2]) Gewalt (force), [3]) dumpfen, [4]) Ofendunst, [5]) Kälte, [6]) Klagen, [7]) stubenblöd, [8]) Erde, [9]) er, [10]) schlüpften, [11]) Reif, [12]) Hüpfen, [13]) Bienen, [14]) Syringen, Flieder, [15]) Sträucher, [16]) Tragen.

[17]) immer, [18]) schüttelt, [19]) mir, [20]) greifen, [21]) hinauf, [22]) malt. [23]) pures glühendes, [24]) kriecht, [25]) flötet, [26]) sausen = eilen,

De Amscheln un de Finken schla'n
So lieblich, 's es gar nit ze sa'n;
D'r Guckuck riefd, de Duwen [27]) gurren,
De Bähnen summen, Käwer schnurren;
De Schmeddberlinge fladdern gaukelnd,
Se spählen „Krichen" [28]) in d'r Lufd,
Un henken an d'n Blumen schaukelnd
Un schlurfen do den fießen Dufd.
Im grienen Gras de Hibberlinge [29]),
Was finn die froh un guder Dinge,
Die honn [30]) noch ähren Exdraspaß:
Se strichen lustig ähre Geigen,
De Frösche orgelen d'n Baß.
Und dozu danzd 'en munderen Reigen
Des Mickenvulk alzd vor mä nus,
Un well nit weichen un nit wanken.
Do kimmed mä 's so in Gedanken:
Das siehd doch aggerade [31]) us,
Als wull d'r Herrgodd domidd sa'n:
„Guckd uch das Mickenzigg nuhrd ahn —
Dä sehd, well das rechd glicklich sinn,
Dann danzd's zum Sunnenscheine ninn.
O Menschenkinner, hehrd un merked:
Was hier d'r Sunnenschein bewerked,
Bewerkd bie uch, wann dä nuhrd wudd [32]),
De Liewe, die dä hegen sudd [33]).
Wann dä hibsch frumm, zu jeder Zitt,
Bie allem, was dä sinn'd un hanneld,
Im Sunnenschein vun Liewe wanneld
Un wanked nit un stulberd nit —
Dann läwed dä wie im Mickenschwarme,
Öb hoch, öb nedderig, rich wie arme
In Indrachd un Glickseligkeid.
Un was des Herze uch bedricked
Dä werfed's ab, das Sindenkleid,
Das do zesammen es geflicked
Us Hochmudh, Wulluft, Haß un Neid,
Us Gizz un Eigennutzigkeid. —
Wann dä sulch hohches Ziel erstrewed,
In Christenliewe läwed un wewed —
Dann reded dä midd anneren Zungen
Un sidd vum Pingestgeist dorchdrungen."

[27]) Tauben, [28]) Haschen, [29]) Grillen, [30]) haben, [31]) geradeso.
[32]) wollt, [33]) sollt.

Kassel.

Heinrich Jonas.

Aus Heimat und Fremde.

Historische Kommission für Hessen und Waldeck. Die siebente Jahresversammlung der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck fand am 7. Mai im Senatssaale der Universität zu Marburg statt. Nachdem der Vorsitzende Professor Freiherr von der Ropp die Anwesenden begrüßt hatte, hielt Herr Professor Dr. Wenck eine Festrede zum Gedächtnis des Landgrafen Philipp des Großmütigen, in der er die Persönlichkeit und den Charakter dieses Fürsten schilderte und seiner historischen Bedeutung voll gerecht wurde, ohne seine Schwächen zu übersehen. Sodann folgte die Ehrung der im verflossenen Berichtsjahre verstorbenen Mitglieder durch Erheben von den Sitzen und die Erörterung geschäftlicher Angelegenheiten. Erschienen ist im Laufe des Jahres die 3. Lieferung des Hessischen Trachtenbuches von Geh. Rat Professor Dr. Justi. Zur Vorlage gelangten der bis auf einige Buchstaben des Registers vollendete Druck des ersten Bandes des Friedberger Urkundenbuches und die ersten Bogen des ersten Bandes der von Professor Dr. Diemar bearbeiteten hessischen Chroniken. Bis zum Philippstage, 13. November d. J., wird ferner die Festschrift der Kommission, „Das Bild Philipps des Großmütigen", bearbeitet von Geh. Archivrat Dr. Könnecke und Professor Dr. von Drach, erscheinen. Zur besseren Ausstattung des Werkes hat der Landesausschuß der Kommission einen Zuschuß von 2000 M. bewilligt, wovon die Versammlung mit lebhaftem Dank Kenntnis nahm.

Hessischer Geschichtsverein. Am 4. Mai unternahm eine Anzahl Mitglieder des hessischen Geschichtsvereins zu Kassel einen Ausflug nach der bei dem Dorfe Hoof gelegenen Ruine der Schauenburg, wo Herr Kanzleirat Neuber einen Vortrag über die Vergangenheit der Burg hielt. Diese war der Stammsitz eines gleichnamigen Grafengeschlechtes, das schon im 12. Jahrhundert genannt wird. Im Laufe der Zeit entstanden zwei Linien, von denen die eine bald erlosch, die andere aber, die den Namen Wallenstein angenommen hatte, bis in das 18. Jahrhundert blühte. Die Schauenburg war schon im 13. Jahrhundert an das Erzbistum Mainz verkauft worden, von dem sie die von Dalwigk als Lehen erhielten. Auf der Schauenburg erblickte (auf dieselbe Weise wie Macduff in Shakespeares „Macbeth") auch Reinhard V. von Dalwigk, der „Ungeborene", das Licht der Welt, der, einer der fehdelustigsten Ritter unseres Landes, teils hier, teils auf der Weidelsburg hauste. Der Zerfall der Burg begann schon im 16. Jahrhundert. — Von der Schauenburg-Ruine aus begab man sich in die Kirche des nahe gelegenen Dorfs

Elgershausen, aus dessen Geschichte Herr Pfarrer Armbröster eine Reihe interessanter Mitteilungen machte. Er gedachte dabei auch des Landgrafen Moritz, der hier ein Jagdhaus besaß, und des Kurfürsten Wilhelm I., welcher der dortigen Schützenkompagnie eine Fahne verlieh.

Hochschulnachrichten. Herr Professor D. Herrmann in Marburg wurde als einer der Vertreter der deutschen Professoren beim Fest der deutschen Wissenschaft in Chicago von der dortigen Universität zum Dr. utriusque juris ernannt. — Der Bibliothekar an der Universitätsbibliothek in Marburg Herr Dr. Hortzschansky ist in gleicher Eigenschaft an die Universität in Berlin versetzt worden. Der Hilfsarbeiter Herr Dr. Reinhold wurde an seiner Stelle zum Bibliothekar ernannt.

Die Universität Marburg hat im begonnenen Sommersemester die höchste Zahl an Studierenden zu verzeichnen, die bisher erreicht worden ist, nämlich über 1400.

Denkmäler. Das zum Gedächtnis an die im deutsch-französischen Kriege 1870/71 Gefallenen des 3. Kurhessischen Infanterie-Regiments von Wittich Nr. 83 im Auftrag der Angehörigen dieses Regiments von dem Bildhauer Heinrich Brandt in Kassel geschaffene Denkmal für das Schlachtfeld von Wörth ist von dem Künstler nunmehr fertiggestellt worden. Der Guß des über 2 m hohen Monumentes, das einen über französischen Fahnen und Waffen stehenden Löwen darstellt, wird in der Bild- und Erzgießerei von Förster & Kracht in Düsseldorf-Oberkassel ausgeführt. Auch das von den Kommunalständen für Merxhausen bestimmte Porträt Philipps des Großmütigen ist von Herrn Brandt vollendet worden. Das Denkmal des Landgrafen für Haina, das von dem Landesausschuß dem Direktor der Königlichen Zeichenakademie in Hanau, Herrn Professor Wiese, übertragen worden ist, wird in der Bildergießerei in Berlin in Bronze gegossen. Die feierliche Enthüllung wird voraussichtlich am 27. Juli stattfinden.

Hessische Bücherschau.

Oeser, Hermann. Midaskinder. 2. Auflage. Basel (Verlag von Helbing & Lichtenhahn) 1904.
— —. Aus der kleineren Zahl. (Novellen.) 1904. Ebenda.

Es war kein Zufall, sondern eine ganz einfache Reaktion, daß dem Boden des Landes, das die Heimat des modernen Materialismus (Büchner, Vogt) geworden, zwei Dichter entsprossen, welche den Kampf mit dem „geisttötenden" Materialismus aufnahmen — und dichterisch wenigstens Sieger blieben. Zwar hat nicht Max Rieger und auch nicht Hermann Oeser die Macht des größten Poeten des Materialismus, Georg Büchners, erreicht, dafür hat aber ein längeres Leben, beide leben ja heute noch unter uns, ihnen Gelegenheit gegeben, nicht nur immer von neuem die Feder zum heiligen Streite zu ergreifen, sondern auch ihre Produktion immer mehr zu vertiefen.

Es kann hier, wo ich zwei Werke Hermann Oesers zu besprechen habe, nicht der Ort sein, näher auf diese Probleme einzugehen. Das behalte ich mir für eine zusammenhängende Würdigung des Dichters vor. Und doch ist es schwer darauf zu verzichten, denn eigentlich gehören alle Werke Oesers, vom ersten bis zum letzten, zusammen — sie bilden eine Kette eines und desselben Grundgedankens — sie führen über das Leben hinweg dahin, wo die Seele nicht Materie, wohl aber auch die Materie Seele wird. Daraus ist jener heimliche Zug in den beiden Büchern, die voll Traulichkeit, voll selbstvergessener Hingabe stecken, zu erklären. Daher auch jene scheinbar so unwichtigen Kleinigkeiten, die uns auf Schritt und Tritt aufstoßen und die doch im Grunde nichts sind, als Glieder ein und derselben Kette. — — — Hermann Oeser, der Sohn des bekannten Volksschriftstellers Oeser-Glaubrecht, ist, wie das ja prinzipiell allen bedeutenderen hessischen Schriftstellern begegnet, in seinem Vaterlande so gut wie unbekannt. Und doch gibt es schon „eine kleine Oesergemeinde", die sich — sie gehören alle zur „kleineren Zahl" — um den Meister schart und gerne auf sein Wort hört. Und man wird belohnt, wenn man auf Oeser hört. Selbst für den, der in manchem Punkt nicht mit dem Dichter übereinstimmt, ergibt sich bei der Lektüre jene gemütvolle Stimmung, die nur, um einmal von der rein schriftstellerischen Leistung zu reden, gute Charakteristik und ein herzbefreiender Humor hervorrufen kann. Es weht etwas von Raabeschem Geiste in den „Midaskindern", der köstlichen Geschichte von Viktor Narzissus Zangkel, der nach Haßlach gekommen, um „sein Buch" zu schreiben, aber ebensowenig dazu kommt wie der Großvater in der ersten Novelle des Bandes „Aus der kleineren Zahl" die Welt kennen lernt. Das sind Oesers Lieblingshelden — wie sie auch die Raabes sind —, die voll hochstürmender Pläne glauben die Welt erobern zu können, wenn es auch eine Welt nur ganz im kleinen ist, und die schon beim ersten Tritt ins Leben merken, daß die Straße, die zur Höhe führt, nicht geradeaus geht, sondern daß überall Hindernisse und — Lockvögel sind, die selbst einen so charakterfesten Mann wie Herrn Zangkel oder wie den Großvater veranlassen können, zunächst einmal die himmelstürmenden Pläne aufzugeben und sich auf die nächste, meist ach so kleine, Wirklichkeit zu beschränken. — Ein näheres Eingehen auf die beiden Werke behalte ich mir, wie gesagt, für später vor.

Alexander Burger.

Wachter, Dr. Wilhelm. Das Feuer in der Natur, im Kultus und Mythus, im Völkerleben. Wien und Leipzig (A. Hartlebens Verlag) 1904. Preis geh. 3 M., geb. 4 M.

Ein lesenswertes Buch, dessen Veranlassung das Feuer hauptsächlich in seiner Eigenschaft als „Menschenfreund" ist, da es dem Verfasser, wie er in der Vorrede sagt, wohl der Mühe wert schien, alle diejenigen Momente wenigstens zu berühren, die mit dazu beitragen können, die kulturgeschichtliche Bedeutung dieses Elementes im Leben des Menschen von immer neuen Gesichtspunkten aus zur Anschauung zu bringen. Diese Absicht ist in jeder Beziehung

gelungen. In den drei im Titel angegebenen Abschnitten ist die Einwirkung des Feuers auf den Menschen in körperlicher wie geistiger Beziehung in fesselnder Weise dargestellt. Hochinteressant sind die Zusammenstellungen, die das Feuer im deutschen Volksglauben behandeln. U. a. liest man auf Seite 85: „Einem Bericht der Marburger Untersuchungsakten vom Jahre 1605 zufolge soll ein neues Wagenrad mit noch ungebrauchter Achse genommen werden, das solange anzutreiben sei, bis es Feuer gebe. Dann sei davon ein Feuer zwischen den Pforten zu machen und alles Rindvieh hindurchzutreiben; ehe aber das Feuer entzündet wird, muß jeder Bürger sein Feuer rein auslöschen und sich hernach wieder Brand von jenem holen." Am Schlusse des bemerkenswerten Buches weist Dr. Wachter noch daraufhin, daß heute nach 3—4000 Jahren „bei den Naturkundigen und Naturfreunden der von unsern niedergermanischen Vorfahren aus rein instinktiven Naturempfinden geübte Brauch, die Leiber der Verstorbenen Pavaka, dem Allesreinigenden, dem Feuer, zu übergeben", wieder Anklang findet. B.

Weiser, Karl. Weiber, Helden und Narren. Verse. Weimar (Verlag von H. Grosse) 1904.

Karl Weiser, der in Alsfeld in Oberhessen geboren und jetzt in Weimar, als eine der Hauptstützen des dortigen Hoftheaters, als Hofschauspieler tätig ist, ist den Kennern der deutschen Literatur kein Unbekannter. Was er uns an Dramen geschenkt, ich erwähne nur „Rabbi David", „Hutten", „Am Markstein der Zeit" 2c., geht weit über das hinaus, was man für gewöhnlich von solchen „Schauspielerdramen" glaubt verlangen zu dürfen. So sehr ich auch bereit bin, Weiser als Dramendichter anzuerkennen, so leid tut es mir den Lyriker Weiser, wie er sich in vorliegender Gedichtsammlung gibt, ablehnen zu müssen. Erfreulich ist an dem Buche, betrachte ich es in seiner Gesamtheit, der Geist, der es durchzieht — vor allem der echt deutsch-nationale. Leider ist aber der Wille mehr zu loben, als das Können, und selbst wenn man geringe Forderungen stellt, wird man nicht voll befriedigt werden. Es ist didaktische und Tendenzpoesie, die uns dargeboten wird, teils in Reimen, teils reimlos geschrieben. In den reimlosen Gedichten versucht W. sogar, und man kann sagen nicht ohne Geschick, ganz moderne Töne anzuschlagen. die äußerlich an Arno Holz und seine Schule erinnern. Nicht verkannt soll werden, daß sich auch manch' gutes Gedicht in der Sammlung findet, in dem Gedanke und Form harmonisch abgeklärt, sich miteinander verbinden. Vollendet als Kunstwerk ist keines, soviel schöne Strophen und vor allem, wie ich schon sagte, wieviel schöne Gedanken das Buch auch enthält. Ich brauche nur auf das Gedicht „Ufenau", S. 86 ff., hinzuweisen, das Ulrich Huttens Grab besingt, um diese meine Behauptung zu beweisen.

Wenn wir Karl Weiser nur aus diesem Werke kennen würden, wir müßten ihm die Begabung sich literarisch zu betätigen nicht gerade absprechen, aber ihn zu größerer Selbstkritik ermuntern. Da wir aber wissen, daß W. etwas zu leisten vermag, bedauern wir in seinem Interesse, daß er die Sammlung herausgegeben. Seine Domäne ist das Drama. Alexander Burger.

Personalien.

Verliehen: dem Polizeidirektor Grafen von Berg-Schönfeld zu Kassel der Charakter als Polizeipräsident; dem Rechtsanwalt Justizrat Dr. von Harnier zu Frankfurt a. M. der Charakter als Geheimer Justizrat; dem Arzt Dr. Schirmer zu Marburg der Charakter als Sanitätsrat; dem geschäftsführenden Sekretär der Handelskammer Thanheiser zu Kassel der Titel Syndikus; dem Leiter der Obstbauanstalt Huber zu Oberzwehren der Titel Garteninspektor; dem Pfarrer emer. Voigt zu Rambach und dem Eisenbahnwerkstättenvorsteher Blankenburg in Eschwege bei seinem Übertritt in den Ruhestand der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Revierförster Aumann zu Eichen und dem Gutsbesitzer Hoppe zu Hof Schwarzengrund der Kronenorden 4. Kl.

Ernannt: Landgerichtsrat Hempfing in Kassel zum Landgerichtsdirektor daselbst; Pfarrer extr. Möller in Kassel zum Pfarrer in Herrenbreitungen; Pfarrer Weinrich in Niederasphe zum 2. lutherischen Pfarrer (Archidiakonus) in Schmalkalden; Pfarrer extr. Raith in Meran zum Pfarrer in Rambach; Hilfspfarrer Koch in Schlierbach zum Pfarrer daselbst; Hilfspfarrer Stamm in Oberaula zum Pfarrer in Bennhausen; die Rechtsanwälte Dr. Jouvenal in Kassel und Dr. Sondheimer in Gelnhausen zu Notaren; die Referendare Ernst in Fulda und Wilhelmi in Kassel zu Gerichtsassessoren; Assistenzarzt Dr. Fertig in Göttingen zum 2. chirurgischen Arzt des Landkrankenhauses zu Kassel.

Versetzt: Regierungsrat Buchholz von der Generalkommission in Königsberg i. Pr. an diejenige in Kassel; Amtsgerichtsrat Kratz in Oberkaufungen an das Amtsgericht in Kassel; Amtsgerichtsrat Schmitt in Gudensberg an das Amtsgericht in Düsseldorf; Amtsrichter Bock in Felsberg an das Amtsgericht in Kassel; Staatsanwaltschaftsrat Ziegner in Danzig an die Staatsanwaltschaft in Marburg; Postdirektor Schulz von Rinteln nach Spremberg; Ober-Postsekretär Ruhl von Saargemünd nach Marburg.

Ausgeschieden: Geheimer Sanitätsrat Dr. Fuckel aus der Stellung als Dirigent des Landkrankenhauses zu Schmalkalden auf seinen Antrag.

Übertragen: dem Oberst a. D. von Cochenhausen die Geschäfte des Brunnendirektors zu Bad Nenndorf.

In den **Ruhestand** getreten: die Amtsgerichtsräte v. Stiernberg in Kassel und Stöber in Oberkirchen.

Geboren: ein Sohn: Kriegsgerichtsrat Dr. Rumler und Frau (Kassel, 1. Mai); Fabrikbesitzer Viktor George und Frau Emma, geb. Thorey (Altmorschen, 4. Mai); Dr. med. Otto Eisenberg und Frau Berta, geb. Baumann (Kirchhain, 13. Mai); eine Tochter: Pfarrer Hans Lohr und Frau Esilda, geb. Schröder (Kassel, 9. Mai).

Gestorben: Königl. Rechnungsrat a. D. Philipp Hoefer, 78 Jahre alt (Hanau, 1. Mai); Buchdruckereibesitzer Franz Olckers, 79 Jahre alt (Fulda, 1. Mai); Professor Dr. Höhlbaum (Gießen, 2. Mai); Königl. Forstmeister a. D. Wilhelm Lentz (Sooden a. W., 7. Mai); Kaiserlicher Kreistierarzt Adolf Schneider (Diedenhofen, 9. Mai); Frau Bertha Kugelmann, geb. Wallach, 88 Jahre alt (Kassel, 10. Mai); Pensionsvorsteherin Frau Klara Schuchardt, geb. Schütte, 69 Jahre alt (Kassel, 10. Mai); Pfarrer und Vorsteher des Gertrudenstifts Ludwig Friedrich Thamer, 66 Jahre alt (Großenritte, 10. Mai); Pfarrer Karl Lamm, 64 Jahre alt (Hanau, 11. Mai); Mittelschullehrer Willy Heber, 34 Jahre alt (Kassel, 12. Mai); Freifrau Margarete von Preuschen, geb. Wolfskehl, 32 Jahre alt (Kassel, 13. Mai); verw. Frau Dr. Emma Stein, geb. Wolffson, 68 Jahre alt (Göttingen, 13. Mai); Klotilde Reichsfreiin von Fürstenberg (Kassel, 14. Mai).

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 11. XVIII. Jahrgang. Kassel, 1. Juni 1904.

Gedichte aus dem Nachlass von Daniel Saul.

Frühling.

Frühlingstag! In Blütenkerzen
Leuchtest du von Baum und Strauch
Und es öffnen sich die Herzen
Deinem warmen Lebenshauch.
Jugendlust und Maienwonnen
Wandern selig Hand in Hand,
Und es springen frische Bronnen,
Und es grünt und klingt das Land.

Gilt's des Maien Ruhm zu künden?
Manch ein Herold geht im Zug.
Blüten stehn in allen Gründen,
Lerchen schmettern laut genug.
Bäche, die dem Fels entstammen,
Stürzen ab in jähem Sprung.
Alle jungen Herzen flammen
Und die alten werden jung.

Platz gemacht! Ein frohes Leben
Drängt jetzt durch den grünen Hag.
Sieh' es wallen, wogen, schweben,
Fühle seinen Wellenschlag!
Bis die Füße müde stocken,
Die so rasch und leicht beschwingt:
Wenn der Ruf der Abendglocken
Fern vom Turm herüberklingt.

Quisisana.

O Tannenwald, daß noch einmal
Ich deine dunklen Hügel sehe!
Ich grüße jedes stille Tal
Und atme zitternd deine Nähe.

Dem Häusermeer bin ich entrafft,
In grüne Freiheit mich zu retten;
Des Krankenlagers dumpfe Haft
Liegt hinter mir mit ihren Ketten.

Wie jauchzen deine Sänger hell!
Wie blüht und duftet es im Grunde!
Vorüber flattert Quell um Quell
Und bringt mir leise Trosteskunde.

Und alles lockt den müden Gast
Und ladet freundlich mich zu wohnen —
Verheißung weht von Ast zu Ast
Und Hoffnung rauscht in allen Kronen.

O Tannenwald, wie breitest du
Die dunklen Arme mir entgegen!
Als wolltest du zu linder Ruh
An dein verborgnes Herz mich legen,

Als wollte mich gebeugten Mann,
Mich Lazarus, der Gruft entstiegen
Zurück dein tiefer Wunderbann
In Jugend und Genesung wiegen.



Aus den Briefen eines Offiziers über Kurhessen in den Jahren 1829—1836.

Der Redaktion dieser Zeitschrift ist von befreundeter Seite eine Anzahl Briefe zur Verfügung gestellt worden, die der damalige Hauptmann beim Leibgarderegiment, spätere Oberst Theodor Weiß, der in den Märztagen des Jahres 1848 die schwierige Stellung als Kriegsminister übernahm, an den nach Mexiko ausgewanderten Dr. med. Wilhelm Schiede, einen hessischen Landsmann, geschrieben hat. In diesen Mitteilungen spiegeln sich die kurhessischen Verhältnisse jener interessanten Zeit, in der die Verfassung entstand und zuerst in Anwendung kam, in den Anschauungen eines liberal denkenden Offiziers so lebhaft wieder, daß sie als willkommener Beitrag zur Geschichte jener Periode erscheinen.

Die rein persönlichen Stellen, die hauptsächlich auf ein sehr glückliches Familienleben Bezug nehmen, sind ausgeschaltet worden, obwohl sie den Verfasser der Briefe als einen ebenso liebenswürdigen als trefflichen Menschen charakterisiert haben würden.

Vor Veröffentlichung der Briefe sei jedoch der Beginn der militärischen Laufbahn des Verfassers, sein Eintritt in die westfälische Armee als Garde-Chasseur, nach seiner eigenen Niederschrift wiedergegeben. Dieselbe lautet:

Ich bin geboren am 10. September 1796 zu Hofgeismar als dritter Sohn des Pfarrers daselbst.

Da mein ältester Bruder die Universität bezogen hatte, um Theologie zu studieren, und die Zeit herannahte, wo er militärpflichtig wurde, ich aber wußte, daß er befreit werde, wenn ich eintrat, so gab ich meinen Wunsch zu erkennen, auf die mir zu dreiviertel Pension gestattete Aufnahme in die Militärschule zu Braunschweig zu verzichten und bei einem Regiment als Freiwilliger mich annehmen zu lassen. Es war dies im Jahre 1811.

Mein Vater gab gern seine Einwilligung, die Mutter war nicht dagegen, wenn es ihr auch manche Träne kostete. In diesem Jahre standen während des Sommers und Herbstes mehrere Infanterie-Regimenter in einem Übungslager bei Wilhelmstal. Ein Hauptmann von Dalwigk, welcher für das 4. Regiment in Hofgeismar Empfänge von Fleisch und Brot zu besorgen hatte, riet meinem Vater, mich in dieses Regiment eintreten zu lassen, und so wurde denn beschlossen, andern Tages dem Kommandeur desselben mich vorzustellen. Das Los war nun gefallen, ich konnte nicht mehr zurück, und nun überfiel mich eine namenlose Angst; ich ging in meine Schlafkammer und erleichterte mich durch einen Strom von Tränen, dann machte ich die Vorbereitungen zum Gang ins Lager, den ich mit meinem Vater morgens um 4 Uhr antrat. Ich war nach Möglichkeit herausgeputzt; bis an die Waden reichende Stiefeln, weiße baumwollene Strümpfe als Übergang zu den kurzen napoleonsfarbigen Kniehosen, bunte seidene Weste, ein dunkelgrüner Frack, rotes geblümtes Halstuch mit gesticktem Kragen und ein runder Filzhut bildeten den Anzug; als Nachweis meiner Ausbildung führte ich eine kleine Zeichnung bei mir, hatte im übrigen gute Kenntnisse im Lateinischen und Französischen, in Arithmetik, Geometrie und schrieb eine gute Handschrift.

„Nun, haben wir denn auch gelernt, was dem Soldaten nützlich ist: Geometrie, Astronomie?“ sagte ein Major Gautier, dem mich bei der Ankunft im Lager mein Vater vorstellte. „Geometrie habe ich gelernt, aber nur theoretisch“, antwortete ich, dachte aber, da ich weder auf der Erde noch am Himmel Messungen vorzunehmen imstande war, daß es mit der Annahme nichts sein würde. Als wir uns sodann zum Oberst von Laßberg begaben, einem freundlichen Herrn, welcher unlängst aus dem spanischen Kriege zurückgekehrt war, und dieser einige Fragen über den Stand meiner Kenntnisse an mich gerichtet hatte, ward mir der Bescheid, daß meine Einstellung erst im nächsten Frühjahr erfolgen sollte, weil dann der Dienst, das Exerzieren ꝛc. weniger beschwerlich sei. Im Herbst wurde Oberst v. L. zum Chasseur-Garde-Bataillon als Kommandeur versetzt, er benachrichtigte meinen Vater hiervon und erklärte sich bereit, mich als Freiwilligen bei diesem Bataillon anzunehmen, wenn der Kapitängeneral der Garden (der Maison militaire du Roi) General Chabert seine Einwilligung dazu geben wolle, zu welchem Ende ich ihm persönlich meine Bitte vortragen müsse. Da der Palastpräfekt General von Benneville, der früher Kapitän bei dem in Hofgeismar garnisonierenden Dragoner-Regiment gewesen, ein Freund meines Vaters war, so gab dieser mir

ein Empfehlungsschreiben an denselben, und ich wanderte im Dezember nach Kassel, kehrte bei Freund Schiede ein und ging mit diesem zu dem General v. B., der mich alsbald dem General Chabert vorstellte und ihm meine Bitte vortrug. Er sah das kleine Bürschchen lächelnd an, richtete einige französische Worte an mich, auf die ich ihm ganz kecke Antworten gab, und mit der Äußerung: „il est gentil“ bewilligte er meine Bitte. Nun ging's zum Schneider, um mir die Uniform anmessen zu lassen, und da dieser ein Franzose war, so teilte ich ihm mein Verlangen im geläufigen Französisch mit, das ich einem auswendig gelernten Gesprächsbuch entnommen hatte, und setzte ihn dadurch in nicht geringes Erstaunen, dem er durch die Worte Ausdruck gab: „Ma fois, Monsieur, vous parlez français si courammment, croyez-moi, vous ferez votre chemin“. Nun, wenn's der sagt, dachte ich, so wird's ja wohl wahr sein und ahnte nicht, daß mir später auf meiner Laufbahn Halt! zugerufen werden sollte, als sie sich gerade am glänzendsten zu gestalten schien.

Ich brachte nun den Rest des Winters im elterlichen Hause zu, beschäftigte mich hauptsächlich mit Mathematik und Zeichnen, und am 18. März 1812 trat ich bei dem Depot des Chasseur=Garde=Bataillons, welches einige Tage vorher nach Rußland abmarschiert war, als Chasseur ein und nach vier Wochen war meine soldatische Ausbildung soweit gediehen, daß ich aus der Rekrutenklasse entlassen wurde. Ich wohnte in der Kaserne in einer kleinen Stube mit drei zweischläfrigen Betten (nur Unteroffiziere schliefen allein in einem Bett), jeden dritten Tag hatte ich Stube, Gang und Treppe zu kehren und in Ordnung zu halten, auch Feuer anzumachen, was mir im Anfang sehr schwer fiel. Vormittags um 10 Uhr wurde eine gute Bouillon mit $^1/_2$ Pfund Rindfleisch in einem irdenen Topf serviert. Die Fleischportion nahm sich jeder heraus und in regelmäßiger Folge langten die Mitglieder der Korporalschaft mit ihren blechernen Löffeln zu; das Fleisch wurde bis nachmittags 4 Uhr aufgehoben, wo ein Napf mit Kartoffelgemüse in gleicher Weise verzehrt wurde. Ohne einigen Zank ging es selten ab, wenn Leute die Reihenfolge beim Zulangen nicht einhielten oder etwa mit perfider Geschicklichkeit die Zwetschen sich herausfischten, welche mehrmals in der Woche die sehr beliebte Zutat zu den Kartoffeln waren. Täglich kaufte ich mir für 6 Heller Butter, wovon die Hälfte zum Brote gegessen, die andere aber dazu benutzt wurde, um das Fleisch in einer Pfanne zu braten, was als große Delikatesse galt. Ich fand mich recht gut in die Lebensweise, doch gedachte ich oft, besonders des Abends, sehnsüchtig des elterlichen Tisches. Eine mir neue Beschäftigung war auch das Waschen der leinenen Hosen und Gamaschen, welche, um ihnen größere Weiße zu geben, mit weißer Farbe angestrichen und nach dem Trocknen ausgerieben wurden.

Einen wahrhaft väterlichen Freund hatte ich in dem Waisenhauskassierer Schiede, welchen ich oft abends besuchte und als denjenigen betrachte, der den größten Einfluß auf meine ganze Denk= und Sinnesweise gehabt hat. Er war Tuchmacher von Profession, hatte sich zur Zeit der französischen Revolution lange in der Schweiz aufgehalten und dort jenen Geist der religiösen und politischen Freiheit eingesogen, der die Welt in neue Bahnen trieb. Mit Eifer hatte er die Schriften der Enzyklopädisten, dieser Vorläufer der Neuzeit, sowie die alten Philosophen und Geschichtsschreiber in Übersetzungen gelesen, war in der deutschen Literatur wohl bewandert, und als er in Kassel sich als Tuchmacher niedergelassen hatte, suchte er seinen Wissensdurst in jeder Weise zu befriedigen, wie ich mich denn erinnere, ihn an seinem Webestuhl arbeitend gesehen zu haben, während er zugleich in einem aufgeschlagenen Buche Schillers „Wilhelm Tell“ las. Er war Freimaurer und bekleidete eine hohe Stelle in der Loge, wodurch er mit Männern aller Kreise in Verbindung trat, durch deren Vermittelung er die Stelle als Waisenhauskassierer erhielt, als er im Jahre 1806 durch die französische Okkupation Kurhessens an Tuchlieferungen für die kurhessischen Offiziere bedeutende Verluste erlitt. Er hatte sieben Kinder, welche alle vor ihm starben, unter ihnen zwei treffliche Söhne, von denen der älteste praktischer Arzt in Kassel, der jüngere als Naturforscher und Arzt in Mexiko war. Der schwergeprüfte Mann trug sein Unglück mit wunderbarer Fassung und gab mir selbst noch ein Beispiel, wie man sterben soll. Sein Hinscheiden war das eines Philosophen, aber eines Christen würdig.

Im Sommer wurde mein Eifer im Dienst aufs glänzendste dadurch anerkannt, daß ich zum Vizekorporal ernannt wurde, und mein hierdurch gesteigertes Selbstgefühl erhöhte sich noch, als kurz nachher der Generalkapitän Chabert die Kaserne visitierte und, wie er mich gewahrte, mir befahl, die Fragen niederzuschreiben und zu beantworten, welche er mir diktieren würde. Die erste war: Quel est le prémier devoir du soldat, und als ich diese mit: C'est d'être fidèle à son roi beantwortete, lächelte er beifällig und sagte: Très bien, mon enfant, je te ferai caporal. Und er hielt Wort; am 15. August, dem Geburtstag des Kaisers, ward ich zu dieser Würde, der Stufe zum General, erhoben und ich dachte der prophetischen Worte des Schneiders: vous ferez votre chemin. Am

15. November, dem Geburtstag des Königs, ward ich zum Fourier, den 15. Mai 1813 zum Sergeantmajor (Feldwebel) ernannt, eine Stelle, in der es mir gelang, mir die väterliche Zuneigung meines Kapitäns von Hugo zu erwerben, eines äußerst strengen Mannes, dem der Dienst alles war.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Stände.

Von Heinrich Keßler.

(Schluß.)

Wie energisch die Rodungen in Hessen namentlich im 12. und 13. Jahrhundert betrieben wurden, das ergibt sich wohl auch aus den 400 Wüstungen, wo in vielen Fällen Flächen, die sich als zum landwirtschaftlichen Betriebe ungeeignet erwiesen, doch dazu infolge der Rodungen verwendet wurden und dann später, da sie keinen Gewinn abwarfen, wüste gelassen werden mußten.

Das ist wohl nicht bei allen Wüstungen der Fall gewesen, aber doch bei einem großen Teil derselben. Oft geschah es wohl auch, daß in den unruhigen Zeiten die Bauern ihre Länder deshalb verließen, um gegen die Verwüstungen und Räubereien, denen sie in solchen Zeiten so sehr ausgesetzt waren, in den Städten Schutz zu finden.

Die Klöster wurden infolge ihres Reichtums an beweglichem Vermögen (Gold- und Silbergerät und barem Geld) vielfach in die Lage versetzt, weltlichen Grundbesitzern Darlehn gegen Realverpfändung zu geben, welche dann zu einem definitiven Übergang des verpfändeten Gutes in die geistliche Hand mitunter führten.

Für die Zeit vom Abgang der Karolinger bis zum Ende des 12. und zu den ersten Jahren des 13. Jahrhunderts ist vielleicht keine Tatsache des wirtschaftlichen Lebens von größerem Belange als die trotz der fortschreitenden Ausdehnung des großen Grundbesitzes zunehmende ökonomische Schwäche desselben und der Übergang der führenden Rolle in der nationalen Produktion von der großen Grundherrschaft auf die zahlreiche Klasse ihrer Ministerialen und Lehnsleute. Der große sozialökonomische Prozeß des Verfalls der großen Grundherrschaft blieb aber nicht bei dieser Wirkung stehen; auch die Emanzipation des Bauernstandes aus den Fesseln der persönlichen Unfreiheit und wirtschaftlichen Gebundenheit, zum Teil durch gewaltsame, beinahe revolutionäre Bewegungen hervorgerufen, ist eine mittelbare Wirkung derselben Tatsache; beide treten noch im Laufe des 12. Jahrhunderts mit voller Kraft in die Erscheinung und bestimmten nachhaltig die Geschicke des deutschen Volkes.

Die Grundherrschaften lagen oft nicht zusammen, sondern in den verschiedensten Gebietsteilen zerstreut. Die kleineren Grundherrschaften hatten 12—20 bäuerliche Grundbesitzungen, während die der Klöster sich in die Tausende beliefen. Immer näher rückten die Grenzen der einzelnen Grundherrschaften zusammen, immer mehr machten sie sich die Herrschaft über die Massen des Volkes und über die unbebauten Gebiete streitig. Bald war nur noch eine Vergrößerung der Herrschaft auf Kosten einer anderen möglich.

Das Bedürfnis, sich mit einem ritterlichen Dienstgefolge auszurüsten, führte immer mehr zu der unfruchtbaren Kapitalsanlage in Form lehnsrechtlicher Verleihung an Ministeriale. Da der Militärdienst mehr und mehr zum Reiterdienst wurde und gute Ausrüstung viele freie Zeit erforderte, mußten die Güter der reisigen Dienstleute größer sein als die der gewöhnlichen Bauernhufen. Die Grundherren verarmten durch den Aufwand, der ihnen durch ihre Ministerialen entstand, und durch ihr Streben nach Landeshoheit und die dadurch bedingte Vernachlässigung der Eigenwirtschaft größtenteils.

Andererseits kamen für die bäuerliche Leihe freiere Formen, namentlich die Zeitpacht, in Gebrauch. Aus dem Boden der alten Grundherrschaft wuchs die politisch, sozial und ökonomisch bedeutsame Ministerialität zu einem großen Einfluß hervor und zerstückte die alten Domänen mit ihren Gebieten, indem sie die Erblichkeit ihrer Benefizien und Lehen erlangte. Ohne Ministerialität aber konnte sich kein Grundherr politisch zur Geltung bringen, und eben das war nicht nur das nahe liegende Ziel alles Ehrgeizes, sondern auch die unerläßliche Voraussetzung zur Erlangung eines Anteils an den territorialen Hoheitsrechten, deren Inhalt wichtiger erschien als die Pflege wirtschaftlicher Nutzungen des Grundbesitzes.

Mit Verstärkung der allgemeinen Lage der hörigen Leute wurde auch den Arbeitern der Herrenhöfe Landbesitz zugänglich und damit ihr Übergang zu dem eigentlichen Bauernstand vorbereitet.

Die Selbstverwaltung der Güter, wie sie namentlich bei den alten Klöstern überall üblich war, hörte allmählich auf und machte auch bei den Herrenhöfen der Leihe Platz.

Schröder sagt in seinem „Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte" (4. verb. Aufl., 1902, S. 430/31): Seit dem 12. Jahrhundert trat die Eigenwirtschaft der Grundherren, auch des Fiskus, mehr und mehr in den Hintergrund, im Laufe des 13. Jahrhunderts hörte sie vollständig auf, selbst auf den Niederlassungen des Zisterzienserordens, dem bis dahin der eigene Wirtschaftsbetrieb als Ordenspflicht gegolten hatte. Schon gegen Ende des 12. Jahrhunderts war es vielfach üblich geworden, die Villikationen zu vermeiern, d. h. ihre Erträge ganz oder großenteils dem Meier gegen einen festen Pachtzins zu überlassen.

In der militärischen Entwickelung beinahe jeden Volkes wiederholt sich eine Stufe, wo die nötige Beweglichkeit nur in der Reiterei, die nötige Festigkeit nur in der schweren Rüstung und in den Mauern einer Burg zu finden ist. Wer die Rüstkammern aus dem Mittelalter durchmustert, wird selten eine Rüstung unter 90 Pfund Gewicht finden, die meisten wiegen 100—200 Pfund. Um mit einer solchen Last fechten zu können, mußte man von Jugend auf in ritterlicher Muße geübt sein, daher die vielen Kinderrüstungen. Durch die Ritterburgen wurde das platte Land eben so sehr beherrscht wie geschützt. In einer städtearmen Zeit mußten sie gewaltig hervorragen. Schon ins 11., größtenteils aber ins 12. Jahrhundert fällt der Burgenbau in Hessen und hängt mit der Immunität und der Bildung der Ämter zusammen. Er bezeichnet die vorgeschrittene Auflösung der Gauverfassung. Die Burgen erleichterten die Ausübung der Vogteirechte. Der Freie und später auch der kleine grundherrliche Dienstmann wurde zum Krieger herangezogen, sie zogen aus dem Dorfe auf das nächste Bergeshaupt, bauten eine Burg, starben dem agrarischen Interesse ab und lebten nur dem Schildesamt. Die ersten Burgen des niedern Adels sind nach einer Mitteilung von Landau zur Zeit Heinrich des Kinds erbaut.*) Die Ausübung der Vogteirechte wurde dadurch erleichtert, daß die Ritter als Vögte die in der Nähe ihrer Dörfer befindlichen Besitzungen der Herren verwalteten und hierdurch der so erschwerenden Verwaltung zerstreut liegenden Grundbesitzes gesteuert wurde. Landau sagt in seinen „Territorien" S. 359: Nachdem die Beamten Herren und die Amtsbezirke Herrschaften geworden, beginnen diese Herren auch Sorge zu tragen, ihre Besitzungen zu sichern, und dies geschah durch das Bauen von Städten und Burgen.

*) Burgsitze besaßen zuweilen auch Bürgerliche, in Felsberg z. B. Otto Gleim, Kammerschreiber, und eines Pfarrers Witwe, nach dem Felsberger Saalbuch von 1588.

Der Burgenbau hatte in Hessen zahlreiche Dorfgründungen im Gefolge, die größtenteils auf Rodeland, also in kolonisatorischem Anbau, zu erreichen waren. Ein nicht ganz unbedeutender Teil des Vermögens der Ritter bestand in Zinsen, Abgaben, Zehnten und Diensten, die ihnen die Bauern zu entrichten hatten. Teilweise ist auch schon hier des Geldes zu erwähnen, welches die Juden den Rittern dafür zu geben hatten, daß diese sie schützten und ihnen den Aufenthalt in ihren Besitzungen gestatteten.

Fast wichtiger war für den Adel der Besitz der Burg als der des Landguts. Sie stellte ein wertvolles Vermögensobjekt dar, insofern benachbarte Herren sich das Recht der Öffnung der Burg für den Fall eines Krieges oder einer Fehde um Geld oder andere Vorteile erkauften. Wie hoch die Burg geschätzt wurde, ergibt sich schon daraus, daß an ihrem Besitz die Landtagsfähigkeit mit allen ihren Vorteilen haftete. So war es auch in Hessen.

Große Ausgaben entstanden den Rittern durch die Kreuzzüge. Ein Zug nach Palästina war ohne Kosten für Reisebedürfnisse und Bewaffnung, für Unterhalt und Transport nicht ausführbar. Das Reich, Kaiser und Fürsten waren nicht imstande, diese Kosten sämtlich zu tragen, ein großer Teil derselben fiel den Kreuzrittern zur Last. Es sind ebenso Anleihe bei Lombarden und Juden, wie eine übliche Art von Wettvertrag bekannt, nach welchem der Pilger das Reisegeld unter der Bedingung erhielt, daß seine Erbschaft oder doch gewisse Güter, falls er nicht zurückkehrte, dem, der die Zahlungen geleistet hatte, zufielen.

Die karolingische Regierung hatte Recht und Ordnung im Reiche immer leidlich aufrecht zu erhalten vermocht. Auch der kleine Freie konnte sich auf seinem Erbe sicher fühlen. Im 10. und 11. Jahrhundert und auch darüber hinaus gab es Zeiten großer allgemeiner Unsicherheit; Erbe und Eigentum hatten nur innerhalb des grundherrlichen Verbandes Sicherung. Das Reich gewährte keinen Schutz. Eigene Gewalten mußten geschaffen werden, wenn die überhand nehmende Auflösung der alten gesellschaftlichen Ordnung nicht zu einem Zustand des permanenten kleinen Kriegs ausarten sollte. Unter solchen Verhältnissen war ganz besonders die wirtschaftliche Existenz der kleineren freien Herren gefährdet. Die großen Grundherren schützten mit ihren Dienstmannen sich selbst und ihre Hufen. Die geistlichen Anstalten speziell standen unter dem Schutz der Kirchenvögte. Wer aber keine Macht und keinen Vogt hatte, der mußte die Schwere solcher Zeiten wohl am meisten empfinden. Der Sicherung ökonomischer und sozialer Interessen der Freien hat sich die Vogtei keineswegs günstig

erwiesen. Nicht nur die Kirche, sondern auch die schwächeren Elemente des freien Laienstandes wurden der Vogtei in die Arme getrieben, einzeln oder in ganzen Verbänden. Jeder Eintritt in die Vogtei war schon von selbst eine Minderung der Freiheit. Bestimmte Abgaben und Leistungen mußten als Lohn der vogteilichen Vertretung entrichtet werden. Dies aber hatte nach der herrschenden Anschauung ohne weiteres eine Minderung der Standesverhältnisse im Gefolge. Der Eintritt in die Vogtei bewirkte, da die Vögte ganz überwiegend dem Stande der großen Grundherren angehörten, eine weitergehende soziale Differenzierung zwischen den großen und kleinen Freien zu Ungunsten der letzteren. Die seit dem 10. Jahrhundert während des ganzen Mittelalters laut gewordenen unaufhörlichen Klagen über die Mißbräuche und Bedrückungen der Vögte sind nach v. Inama-Sternegg zum guten Teile nur dem Haß der Kirche gegen die weltliche Gewalt entsprungen und zu dem Zwecke verbreitet, um mit der Vogteigewalt auch eine Reihe von Lasten abzuschütteln. Die Vogtei war ein Surrogat dafür, daß das Reich nicht imstande war, seine Untertanen gegen die immer mehr zunehmende Unsicherheit zu schützen. Daß das Reich hierzu nicht imstande, war im höchsten Grade zu bedauern und als eine charakteristische Äußerung des Verfalls geordneter Zustände im Reiche auf das tiefste zu beklagen.

Den Saal-, Lager- 2c. Büchern verdanken wir den geordneten Besitzstand der Klöster und die sorgfältige Verwaltung und Bewirtschaftung ihrer Güter, diese sowie sonstige Urkunden geben uns Nachrichten über die Vogteien. Aus den Saalbüchern — dieselben wurden durch Verordnungen Philipps des Großmütigen und seines Sohnes Wilhelms IV., wie sie in den Landesordnungen enthalten sind, den Beamten zur Benutzung empfohlen, beziehungsweise deren Anlegung angeordnet — ersehen wir, daß in Friedewald, Landeck, der Stadt Fritzlar, in allen herrschaftlichen Gemeinden im Amt Homberg, Neukirchen und Marburg vogteiliche Abgaben erhoben wurden.

Die Landgrafen bezogen als Schirmvögte von Kaufungen Einkünfte, welche sie dem Kloster gegen Abtretung des Zehntens von Mühlhausen bei Kassel im Jahre 1308 überließen. Es sollten hier nur einige Fälle von vogteilichen Abgaben erwähnt werden, um zu zeigen, daß in Hessen derartige Abgaben gebräuchlich waren. Die Vogtzinsen sind überall geringer als die Grundzinsen, auch finden sie sich in der Regel nicht bei adeligen und Pfarrgütern.

Das Bedürfnis der Verwaltung erzeugte eine Menge von Ämtern, die mit Unfreien besetzt, Veranlassung zur Gewinnung von Einfluß, Reichtum und Ansehen boten. Die Verwalter der Hofgüter, die Vorsteher der Handwerke und der einzelnen Zweige des Hofhalts und der Kanzlei machten höheres gesellschaftliches Ansehen auf Grund ihres Geburtsstandes geltend. Nicht selten erfolgte aus der bäuerlichen Bevölkerung der Eintritt in die Ministerialität.

In alle diese Zustände kommt mit der Mitte des 12. Jahrhunderts eine steigende Gährung, sie werden gesprengt und heraus wächst eine neue freiere Gestaltung mittelalterlichen Kulturlebens. Die treibende Kraft lag in den ersten losen Anfängen der Geldwirtschaft zunächst in den Städten. Es war dabei namentlich in den höher kultivierten Gegenden des Reiches schließlich zu einer Steigerung der Bevölkerung gekommen, für deren Ernährung die wirtschaftliche Tätigkeit bloßer Ackerbauer nicht mehr ausreichte. Das Land war völlig besiedelt, nicht mehr in der weiten extensiven Kultivierung jungfräulichen Bodens konnte eine Steigerung der Einnahmen erblickt werden, sondern nur in der intensiveren Bearbeitung des einmal aufgewonnenen Landes und in einer besseren Organisation des Betriebes. Die hierdurch steigenden Erträge fanden Absatz in der unendlich rasch wachsenden Bevölkerung der Städte, deren Aufgabe es damals war, dem platten Lande hierfür Ackergerät sowie überhaupt die Voraussetzung einer höheren Lebenshaltung zu geben. Durch die Kreuzzüge wurde der Geldwirtschaft Vorschub geleistet. Indessen auch für alle, welche in der Heimat blieben, entstanden ungewohnte Geldbedürfnisse, denn der neue sich steigernde Luxus war nicht durch Naturalien zu decken. Die städtischen Handwerker und Kunstschmiede und der Handel mit auswärtigen Stoffen, Schmucksachen forderten Geldzahlungen. Von allen Städten und Märkten aus verbreitete sich die Geldwirtschaft und brachte denen besondere Vorteile, welche bar statt in Landesprodukten einzukaufen vermochten.

Wenn Gierke sagt, daß die zur Zeit der mittelalterlichen Städtefreiheit blühenden Zünfte eine großartige Gesamtorganisation der gewerblichen Arbeit, wie die Welt sie weder vorher noch nachher gesehen, erzeugten, welche zum erstenmale in der Geschichte das Recht und die Ehre der Arbeit zur Anerkennung brachten, so darf man nicht vergessen, daß die gewaltigen Arbeiten, welche die freien und hörigen Bauern in den den Zünften vorangegangenen Jahrhunderten verrichteten, zu dem großen Ergebnis geführt haben, dem Bauernstand eine freiere Stellung in der deutschen Gesellschaft zu verschaffen. Die Bauern waren wohl größtenteils die Vorfahren der Bürger. Aus dem Bauernstand ging ein Martin Luther hervor.

Emilie von der Embde.

Nekrolog.

Am 14. Mai endigte der Tod ein Leben, dessen reicher Inhalt zumeist eine Verherrlichung des Hessenlandes gewesen war, dessen zu gedenken somit die Zeitschrift, die diesen Namen trägt, ganz besondere Ursache hat; am Nachmittage dieses Tages starb die Malerin Emilie von der Embde. Sie war am 12. Dezember 1816 als dritte Tochter des Malers August von der Embde geboren, ihre Mutter war die Schwester des Bildhauers Werner und des Oberbergrats Anton Henschel, und so hatte sie den Vorzug, ihre Jugend in den Kreisen des damaligen Kassels zu verleben, die mit allem, was ihre Vaterstadt geistig anregte, in enger Fühlung standen. Einfach war das Leben jener Zeit, wo fast jeder Einwohner der Stadt seinen Garten vor dem Tore hatte, in dem der der Ruhe gewidmete Teil seines Lebens behaglich verlief, anspruchslos die Genüsse, denen man sich hingab, Spaziergänge in Kassels herrliche Umgebung waren einer der größten und gesuchtesten darunter. So bequem wie jetzt freilich erreichte man ihn in jener noch bahnlosen Zeit nicht und eine Partie nach dem Hohen Gras oder dem Hirzstein nahm leicht einen ganzen Tag in Anspruch. Da mußte denn der Maler, der Studien in der Natur machen wollte, gut zu Fuße sein, und so sah man August von der Embde oft genug unterwegs, anfangs begleitet von seiner ältesten Tochter Karoline, späteren Frau Klauhold, die der Bequemlichkeit halber zu solchen Touren wohl auch Knabenkleidung anlegte, später nahm auch Emilie daran Teil. Aber während Karoline sich bald selbständig machte, blieb Emilie lange die treue Gehülfin des Vaters und in seinem Atelier machte sie den bei weitem größten Teil ihrer Studien. Manchem ferner Stehenden mochten solche nicht ernsthaft genug scheinen, freilich sehr mit Unrecht; denn streng wurden die Töchter zur Arbeit angehalten, Untätigkeit kannte man im Embdeschen Hause nicht, aber der Fleiß war nicht wahllos in seinen Zielen, systematisch wurden die Töchter ausgebildet. Der Besucher freilich merkte davon wenig. Heiterkeit und Fröhlichkeit empfingen ihn, das Atelier aber war ein Heiligtum, zu welchem nur wenigen der Zutritt offen stand. Dort war jede Störung ausgeschlossen, wie wäre es auch sonst möglich gewesen, eine solche Fülle so sorgfältig ausgewählter Werke zu schaffen. Bei August von der Embde artete diese Gewohnheit sich abzuschließen im Alter bei zunehmender Kränklichkeit fast in Menschenscheu aus, seine Töchter aber unterhielten den Verkehr mit der Außenwelt nur um so reger.

So war die Jugend Emiliens von der Embde für die Ausbildung einer Malerin der schönen Natur und des menschlichen Antlitzes die denkbar glücklichste. Gesundheit an Leib und Seele hat sie ihr zu danken gehabt. Aber nun sollte sie auch den Blick erweitern, sollte Kunstreisen unternehmen. Sie ist in Dresden und München gewesen, lange hat sie es freilich dort nicht ausgehalten, Heimweh trieb sie immer bald nach Hause zurück, wo sie ihrem Vater immer unentbehrlicher wurde. Sie war bald dessen treuer Schüler und Gehülfe, der dem älter werdenden Künstler die mechanischen Teile der Arbeit mehr und mehr abnahm und seine Entwürfe nach seinen Angaben untermalte, sodaß er nur die letzte Hand an das Werk zu legen brauchte, um es zum Kunstwerk zu machen. Aber auch selbständig zu arbeiten hatte Emilie frühe begonnen und zeigte gern und mit Stolz ihr erstes Ölbild vor, ein kleines, eine Gans am Bache vorstellendes Gemälde. Sie versuchte sich in Genrebildern, die wie die ihres Vaters das Naive des Kindes und des Landvolkes in glücklicher Weise darstellten. Während es ihre Schwester Karoline mehr zur Bearbeitung von Problemen zog, die an die Historienmalerei streiften, blieb sie der väterlichen Art getreu, beide aber bevorzugten für die Studien der landschaftlichen Umgebung ihrer Darstellungen das Fuldatal unterhalb Wolfsanger, zu welchem Zweck sie u. a. viele Wochen in dem damals so einsamen Kragenhofe zubrachten.

Wie die ihres Vaters war aber die Haupttätigkeit Emiliens der Porträtmalerei gewidmet. Hunderte von Bildnissen sind aus ihrem Atelier hervorgegangen und die dauernde Freude ihrer Besitzer geworden. Auch auf diesem Gebiete zeigte sich ihre besondere Gabe für die Darstellung des Naiven, und das Publikum wußte dies wohl zu würdigen, groß ist insbesondere die Zahl der Kinderbildnisse, die ihrem Pinsel ihr Dasein verdanken. Mit welcher Liebenswürdigkeit aber wußte sie auch die Kleinen ruhig und munter zu halten und dabei doch keinen für ihre Zwecke brauchbaren Augenblick zu verlieren. Als es ihr dann gelang, nach Zeichnungen und Photographieen das Bild eines Verstorbenen zur Zufriedenheit der Angehörigen in lebensfrischer Darstellung zu liefern, erhielt sie auch mehrere Aufträge dieser Art. Indessen arbeitete sie auf diesem immerhin etwas bedenklichen Gebiete nicht lange, ihre Kunst wandte sich nun auch der Darstellung der Blumen zu, die sie in ihrem Habitus an der Stelle, wo sie wuchsen, aber auch gepflückt und wohl auch zu Sträußen

vereinigt, in einzig schöner Weise wiederzugeben wußte. Für solche Zwecke bediente sie sich des Aquarells und hat so für alle Jahreszeiten die hessischen Pflanzen und Blumen zur Abbildung gebracht. Sie bilden den Inhalt eines dicken Bandes, dessen Herstellung ihre Lebensfreude war, der bald auf der Murhardschen Bibliothek zur Betrachtung seitens des Publikums vorliegen wird. Diese Arbeiten aber waren nur ihre Erholung, die strengere Porträtmalerei behielt deshalb ihr volles Recht.

Solcher Fleiß mußte seine Früchte tragen. Mit wenigen Mitteln hatten die von der Embdeschen Eltern ihren Hausstand gegründet, nun waren sie zu solchem Wohlstand gekommen, daß sie sich ein eigenes Haus in Gartenumgebung bauen konnten, in der sie glückliche Jahre verlebt haben. August von der Embdes Gattin, die liebenswürdigste, immer opferbereite Frau, hat es freilich nicht mehr gesehen, sie war kurz vorher gestorben, er selbst konnte noch das in ihm waltende Behagen genießen. Nach seinem Tode bewohnten es die drei jüngeren Schwestern, Klauholds waren nach Hamburg gezogen, bis eine nach der anderen und als letzte auch Emilie abberufen wurde. In ihrem Hause aber schufen sie auch ein Heim für die Sammlung der Originalgipsabgüsse von den Werken Werner Henschels, die der in Rom verstorbene Künstler seinen Nichten vermacht hatte. Sie bilden den Inhalt eines Gartensaals, und wie oft haben die Schwestern und ihre Gäste in dieser einzigen Umgebung Kaffee getrunken. Auch den 100jährigen Geburtstag des Bildhauers haben sie dort in größerer Gesellschaft als wohlgelungenes Fest gefeiert.

Der Charakter Emiliens spiegelt sich in ihren Bildern wieder. So objektiv wie möglich sucht sie ihre Gegenstände zu behandeln, von vordringlicher Manier, die ein besonderes Können hervorheben möchte, ist nicht die Rede. Sie will malen, wie die Natur die gewählten Vorwürfe zeigt, nur in der Farbengebung verschmäht sie Beschränkung, die Farbe liebt sie, und es ist ein liebenswürdiger Zug ihrer Bilder, namentlich ihrer Porträts, daß sie in dieser Hinsicht manchmal etwas über die Natur hinausgeht. Mag man dies hier und da tadelnswert finden, missen möchte man diesen Zug nicht, dem ja doch nur eine rührende Freude am Schönen, Leuchtenden zugrunde liegt. Sie bleibt auch stets in den Schranken künstlerischen Maßhaltens. So hat sie auch ihr Leben gestaltet, das ja auch ihr, wie jedem manches Trübe, manche Enttäuschung gebracht hat. Aber sie hat sich nie entmutigen, nie verbittern lassen, heiter blieb ihr Sinn, sich gleich die begeisterte Freude an allem Schönen.

Da dürfen wir denn auch nicht ihre große Liebe für die Musik zu erwähnen vergessen. Mit einer klangvollen Altstimme begabt, übte sie auch diese Kunst aus und hat in den Konzerten, die während ihrer Jugendzeit unter Spohrs Leitung die Musikvereine gaben, häufig auch als Solosängerin mitgewirkt. Geistige und körperliche Frische blieb ihr bis ins höchste Alter, erst als sie weit in die achtzig vorgeschritten war, fingen das Augenlicht und das Gehör ihr an zu versagen. Sie ist sanft eingeschlafen, nachdem sie unermüdlich gewirkt hat, solange es Tag war, bis auch auf sie die Nacht sich senkte, wo niemand mehr wirken kann.

E. G.

Glockentöne.

Es schneiden die Glockenklänge mir tief ins Herz;
Schon dacht' ich, es wäre so hart wie das Glockenerz —
Und doch und doch,
Ich höre die alten, die lieben Glocken noch. —

Ich zog fürbaß meine Straße von Jahr zu Jahr,
Hielt neue Lehren und Worte für klar und wahr —
Und mehr und mehr
Trieb ruhe- und trostlos ich in der Irre umher.

Das Wunder des alten Glaubens verschwand schon lang
Mit seinem Beten und Singen und Glockenklang, —
Und weit und weit
Liegt die wunderbeglückte, tiefsinnige Kinderzeit. —

Was zuckt es in meinem Herzen mit einemmal?
Wie kommt's, daß sich heimlich ins Aug' eine Träne stahl,
Und sacht und sacht
Eine seltsame, brennende Sehnsucht in mir erwacht? — —

Es schneiden die Glockenklänge mir tief ins Herz;
Das schwingt sich und klingt wie das tönende Glockenerz —
Und lang und lang
Wirkt wundertätig der alte, der liebe Klang.

Abendfeier.

Nun floh des Tags geschäft'ge Hast
Von dannen in dem ersten Dämmer;
Ich leg' beiseite meine Last, —
Und ruhiger gehn die Herzenshämmer. —

Wie hat der Tag so rauh und wild
Begonnen mit dem Sonnensteigen;
Und nun dies friedevolle Bild,
Bestrahlt vom ersten Sternenreigen.

Die Hände falt' ich zum Gebet;
Mein Auge blickt in dunkle Weiten —
Und eine große Sehnsucht geht
Nach lieben, lang entschwund'nen Zeiten.

München. **Gustav Adolf Müller.**

Wilhelm Specks „Zwei Seelen".

Wieder einmal seit den Tagen „Jörn Uhls" ist ein Buch erschienen, das die allgemeine Aufmerksamkeit auf einen außerhalb seiner Heimat bisher noch ziemlich unbekannten Dichter lenkte. Die angesehensten Zeitschriften und die Tageszeitungen der Großstädte erheben, eine nach der andern, ihre Stimme, um mit bewundernder Anerkennung auf diese neue literarische Erscheinung, Wilhelm Specks „Zwei Seelen", hinzuweisen. Diese Anerkennung muß uns in Hessen um so freudiger berühren, als Wilhelm Speck, der Verfasser des Romans, unser Landsmann ist und es nicht allzu häufig vorkommt, daß ein hessischer Dichter auch über die Grenzen seines engeren Heimatlandes hinaus einen derartigen Erfolg zu verzeichnen hat.

In Großalmerode geboren, besuchte Speck das Kasseler Gymnasium, studierte in Leipzig und Marburg, war dann als Pfarrer in Kirchditmold tätig und wirkte seitdem in verschiedenen Städten als Strafanstaltsgeistlicher, in welcher Eigenschaft er vor kurzem von Halle nach Berlin übersiedelte. Von seinen literarischen Werken sind bekannt die beiden im gleichen Jahr (1894) erschienenen Erzählungen „Ursula"*) und „Die Flüchtlinge". Dann ruhte seine Feder ein volles Jahrzehnt, um uns nun die „Zwei Seelen" zu schenken, die der Verfasser allzu bescheiden als „Erzählung" vorführt, wenngleich ihr in jedem Betracht die Bezeichnung Roman zukommt.

Es gibt Bücher, die uns noch wochenlang nach der Lektüre in ihrem Bann halten, deren Gestalten nicht aus unserm geistigen Auge schwinden wollen, so daß wir schließlich mit zwingender Notwendigkeit ein zweitesmal nach ihnen greifen, um dann noch tiefer und nachhaltiger all die Geschehnisse auf uns wirken zu lassen. Zu diesen wenigen Büchern gehört Specks Roman „Zwei Seelen". Es ist nicht nur das stoffliche Interesse, das wir an dem Roman nehmen, sondern nicht zuletzt auch die gradezu meisterhafte Darstellungskunst des Verfassers, durch die dieser Eindruck bedingt ist. Es ist die formvollendete abgeklärte Sprache der Klassiker der Erzählungskunst, die in ihrer edlen Einfalt und doch auch wieder in ihrem Reichtum an Gleichnissen und Bildern ihresgleichen sucht. Und der Stoff? Es ist der Roman eines Zuchthäuslers, der als Dreißigjähriger aus freier Wahl zwischen sich und die Welt, mit der er für immer abgeschlossen hat, die eisernen Fenstergitter seiner Zelle gebracht hat. Ihm, dem vom Tode Gezeichneten, hat man die eintönige schwere Arbeit genommen, hat ihm Feder und Papier und damit die Möglichkeit gegeben, mit dieser Feder in der Hand sein verfehltes und doch nicht glück- und liebearmes Leben zurückzudenken. Und während er dies tut, schwinden mählich auch die schreckenvollen Erinnerungen, die wie ein Alp auf seiner geängsteten Seele hockten.

Schon in früher Jugend lernte er im Elternhause die Not des Lebens kennen. Dem Vater, einem im Dienst verunglückten Bahnarbeiter, wird es redlich sauer, der zahlreichen Familie des Leibes Notdurft und Nahrung zu beschaffen; die Mutter, im ewig gleichen, mühevollen Kampf gegen Kummer und Hunger mürbe geworden, bleibt stumm gegenüber dem unerwarteten Segen, den ihres Sohnes Heinrich Obst- und Felddiebstähle ins Haus bringen. Dreizehnjährig kommt dieser zu Verwandten, die ihn als Hausierer auf die Landstraße schicken und so bald in schlechte Gesellschaft hineinzwingen. Kurz nach seiner Konfirmation, an der er nicht den geringsten inneren Anteil nimmt, bringen ihn die mit seinen Genossen verübten Diebstähle auf 4 Wochen ins Gefängnis. Dann folgt eine Zeit fleißiger Arbeit bei einem Schneider und steten Aufwärtsstrebens, bis ein unglückliches Liebeserlebnis mit rauhem Fuß die junge Saat dieser paar Jahre zertritt; die Folgen seines Jähzornes führen ihn, den schwer Gereizten, zum zweitenmal ins Gefängnis. Hier macht er eine Bekanntschaft, die für sein ganzes späteres Leben verhängnisvoll sein soll. Trotzdem läßt er nach verbüßter Strafe mit den besten Vorsätzen die Gefängnispforten hinter sich. Aber bei dem Bemühen, Arbeit zu finden, wird er als entlassener Sträfling schroff abgewiesen. Nach planlosem Umherwandern sucht und findet er unter dem Dache seines Vaterhauses Ruhe und in der Arbeit Vergessenheit. Doch schon nach wenigen Jahren unterliegt in dem steten Widerstreit der beiden Seelen, die in ihm wohnen, die eine, die ihn nach den Höhen schauen läßt, und die andre, die ihn hinabzieht in den Kot, gewinnt unter dem unheilvollen Einfluß seines ehemaligen Mitgefangenen die Oberhand. Von neuem ist der Strick zerrissen, der ihn vor dem Hinabgleiten in den Abgrund bewahrte. Heimlich schleicht er sich bei Nacht aus dem Vaterhause fort, einem Leben entgegen, das schließlich vor keinem Verbrechen mehr zurückschreckt, bis ihn der Arm der Justiz auf fünf Jahre ins Gefängnis führt. Ein Zellennachbar weiß ihn zur Flucht zu bestimmen. Diese gelingt, aber nach entbehrungsvollen gemeinsamen Irrfahrten erscheint ihm, dem Verzweifelten, nur ein Weg der Rettung: er wird an seinem Fluchtgenossen zum Mörder. Nun hat er

*) Im „Hessenland" 1892, Nr. 9—17.

keine Vergangenheit mehr und die Hoffnung, doch noch einmal den abgerissenen Faden anknüpfen zu können. Mit falschen Papieren, die einem auf der Landstraße verdorbenen und gestorbenen Schneidergesellen abgenommen sind, findet er Beschäftigung, zuletzt in einem bayrischen Alpendorf, wo er durch seine geschickte und rastlose Arbeit bei einem dahinsiechenden Schneider der Ernährer und Erhalter der Familie wird. Hier in diesem stillen, weltvergessenen Dorf, inmitten der gewaltigen Natur, kommt dem Schuldbeladenen fast das Vergessen all der Schrecken, die hinter ihm liegen. Der Verkehr mit den schlichten, freundlichen Leuten tut seiner wunden Seele wohl, und als ihm schließlich auch in der Tochter eines wohlhabenden Bauern eine edle Frauengestalt in den Weg tritt, breitet sich ein tiefer Feiertagsfrieden über sein Leben. Aber außerhalb des Pfades, wo glückliche Menschen wandern, geht sein Weg, und das Verhängnis schreitet weiter. Mit qualvoller Angst liest er in den Augen des Mädchens die deutliche Sprache der Liebe und kann sich doch nicht verhehlen, daß er, dessen ganzes Leben eine Fälschung ist, die gleichen Gefühle für die Jungfrau empfindet. „Schuft, der du bist“, schreit er sich an, „nimm deinen Stab und wandre.“ Aber er darf nicht, muß er doch der inzwischen verwitweten Schneidersfrau und deren Kindern das tägliche Brot erwerben. Er meidet den Hof des Bauern. Umsonst. Droben auf der Alm, beim Schein der majestätisch hinter den Bergen aufsteigenden Sonne, finden sich ihre Lippen und sie sinken einander in die Arme. Die schönste Stunde seines Lebens wird zugleich seine schwerste. „Heute abend, liebe Maria. Behüt dich Gott, du geliebtes Herz.“ Mit diesen Worten reißt er sich los. Übervoll des Glückes jauchzt ihm das Mädchen nach. Er will antworten, aber die Stimme versagt ihm. Nur seinen Hut kann er schwenken, bis ihm die hervorquellenden Tränen ihr Bild verschleiern. Im Wald wirft er sich nieder und ist mit seinem Gott allein. Noch am selben Tage zerreißt er seine Papiere und damit die Lüge seines Lebens. Dann macht er sich auf, das jüngste Kind der Schneiderswitwe gibt ihm eine Strecke weit das Geleit, und ein Hauch von diesen unschuldigen Kinderlippen ist das letzte, was er noch mitnimmt. Auf der Bahn reist er Tag und Nacht, bis er am Ziel ist. Hier geht er hin und stellt sich dem Gericht.

Daß uns neben der Sprachschönheit des Buches auch sein Inhalt so stark gefangen nimmt, kann freilich durch eine dürre Angabe der Geschehnisse, die noch dazu auf Vollständigkeit verzichten muß, nicht nahe gebracht werden. Es ist eine rein menschliche Anteilnahme, die diese bis ins feinste zergliedernde psychologische Charakterschilderung in uns erweckt. Eignen uns doch allen zwei Seelen, von denen uns die eine emporhebt zu den lichten Höhen unserer Ideale und guten Vorsätze, während die andre uns immer wieder in den trüben Schlamm hinabzieht, in dem uns unsere niederen Gedanken und Taten wie Schlinggewächse zu halten suchen. Jeder, der nicht in pharisäischem Hochmut stolz ist auf sein korrekt dahinfahrendes Lebensschiff, das nicht er allein, sondern zuvörderst ein gütiges Geschick ihm zimmerte, wird wärmstes Mitleid fühlen für diesen Heinrich. Wahrlich, dieser unglückliche Mensch ist ein Verbrecher, wie er denn auch dem strafenden Arm der Gerechtigkeit verfällt. Aber dieser Verbrecher hat sein Leben gesühnt, ehe er hingeht, um sich für immer den Mauern des Zuchthauses zu überantworten. Das eben ist die große Kunst Wilhelm Specks, daß er uns diesen Menschen nicht nur glaubhaft macht, dessen wechselvolles Leben von den Spielen der liebesarmen Kindheit an bis in die Einsamkeit des Kerkers er fast lückenlos an uns vorübergleiten läßt, sondern daß auch der Leser, mit gewollter oder ungewollter Anteilnahme, bebt vor jedem Schritt, der diesen Menschen weiter seinem Verhängnis entgegenführt; ja noch mehr, daß dieser Heinrich, trotzdem er hinabsteigt in die schmutzigsten Tiefen der menschlichen Gesellschaft und trotzdem er sein Gewissen besudelt mit dem Blut eines Nebenmenschen, uns ans Herz wächst und wir mit wärmstem Mitleid alles miterleben, was ihm auf seinem rauhen Wege nicht erspart bleibt. Nicht alles verzeihen, aber alles verstehen.

„Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.“

Eine Frage nur bleibt diesem wunderbaren Buch gegenüber offen, das sich als Ichroman darbietet. Wie kommt dieser einfache Schneidergeselle, der doch nicht die Bildung eines Rosegger hatte, zu einem solchen Stil, der an Treffsicherheit und Wohllaut kaum zu überbieten ist? Darüber komme ich nicht ganz hinweg. Aber es muß gesagt werden, daß der Verfasser zu wiederholten Malen und wohl nicht ohne Absicht versucht, diesem Bedenken seine Spitze zu nehmen, daß er an verschiedenen Stellen nicht nur die erfolgreiche Art zeigt, mit der Heinrich die Lücken seiner Erziehung auszugleichen sucht, sondern auch seine literarischen Interessen und Studien hervorhebt. Es führt zu weit, dies näher darzulegen; ebensowenig können wir hier den an sich höchst interessanten Vergleich mit Frenssens „Jörn Uhl“ ausführen, den Specks Buch an Straffheit der Komposition weit überragt, vor dessen lautem Erfolg wir es aber gern bewahrt wissen möchten. Uns soll es hier genug sein, in Wilhelm Speck unseren Lands-

mann begrüßen zu dürfen, der sich, nebenbei sei es gesagt, als solcher auch in einigen unserem Ohr recht heimatlich klingenden Redewendungen bekundet. Mag er uns mit einem neuen Werk noch ein weiteres Jahrzehnt warten lassen — wir sind voll der besten Hoffnung und haben ein Recht dazu.

Paul Heidelbach.

Der letzte Treuhardt.

Eine Geschichte aus dem Pfarrgarten von H. Bertelmann.

I.

Was aus dem Pfarrhause kommt, soll tröstlich klingen wie eine Friedensbotschaft. Darum liebt es die Stille und steht nicht gern an der großen Straße, wo die Sorgenwagen der Menschen vorbeirollen. Im traulichsten Winkel des Dorfes, am Hügel, der die Kirche trägt, das ist der rechte Ort, da es heimlich sinnet und sorgt, was dem Dörflein frommt.

So stand auch das Pfarrhaus zu Lindorf da als freundliche Nachbarstätte der hochragenden Kirche, umhegt von blühendem Garten.

Menschen, die etwas auf sich halten, zeigen der Welt stets ein anständiges Äußere. Doch ihr Bestes verwahren sie im verborgenen Winkel des Herzens, das plaudern sie nicht aus. So auch unser Pfarrhaus. Zu beiden Seiten der hohen Steintreppe vor dem Eingange wölbten sich zwei wohlgepflegte Kugelakazien unter der langen Fensterreihe des zweiten Stockwerkes. Von den weißen Kalkwänden hoben sich frisch und freundlich die hellgrünen Schaltern, die nie geschlossen wurden. Aber nach dem Garten zu, da wohnte die Gemütlichkeit.

Und die lag gar verborgen vor den Dorfleuten. Über die hohe Mauer wucherten Flieder, Jasmin und Holunder jahraus, jahrein. Die hielten stets gute Freundschaft, wie sich das in einem Pfarrgarten von selbst versteht. Drum hatten sie untereinander die Vereinbarung getroffen, sich nicht gegenseitig in das Blühen zu pfuschen. Zuerst kam der Flieder. Der streute am Maiabend seinen Duft über den Weg wie einer, der nicht weiß, wie reich er ist. Und wer noch einen Gang ins Dorf machen mußte, nahm seinethalben den Umweg am Pfarrgarten vorbei. Wenn aber erst verblühte Trauben die blassen Blutstropfen niederfallen ließen, dann saßen kleine Mädchen an der Mauer und fingen den duftigen Tod jubelnd auf. Sie steckten die niedlichen Röhren zu einem Kränzlein ineinander. Das legten sie heimlich in das Gesangbuch der Großmutter. Und wem es um Weihnachten in die Hände fiel, der dachte an den blühenden Mai auf dem Kirchpfade und lächelte. — Nach dem Flieder kam der Jasmin. Er überschattete laubenartig den Weg. Wenn er in vollem Schmucke stand, brütete die Nachtigall darin. Ihr Lied bezauberte manch Pärchen, das so gern hier ausharrte bis um Mitternacht. Denn dem neugierigen Mondenschein gelang es nie, die Liebesgeheimnisse des Jasminstrauches zu beleuchten. Und was die Nachtigall gesungen und was sich die Liebenden ins Ohr gesagt, der Jasminstrauch bewahrt es in der Tiefe seines Herzens und sprichts nicht weiter.

Der Holunder hatte es nicht sonderlich eilig. Erst wenn die blinkenden Sensen vorbeiwanderten, hinaus ins Getreidefeld, dann meinte er: „Nun wird's wohl Zeit!" Kaum daß die Duftdolden das satte Grün seines Gewandes mit einem gelbweißen Spitzenüberwurf zu zieren begannen, da kam auch schon der Kirchenjunge geklettert und rupfte und zupfte, bis ein gut Teil des Schmuckes in der Schürze der Totenfrau lag. Die sammelte ihn zu schweißtreibendem Tee für die Bauern im Winter. Und der Holunderbaum war stolz darauf und ließ es sich gern gefallen. Wer mit ihm ein Gespräch anknüpfte, der bekam es auch jedesmal zu hören: „Ja, das hab' ich immer gesagt und dabei bleibe ich: einen Pastor und einen Holunderbaum können die Bauern am wenigsten entbehren".

Hinter dem Flieder, Jasmin und Holunder da lag ein Plätzchen, nach dem alle Kinderaugen Lindorfs sich sehnten und es doch nie recht erreichten. Wenn der Kirchenjunge von den Aurikeln-, Krokus- und Tulpenbeeten erzählte und damit prahlte, daß er sie gießen müsse und gar anfasse, dann pufften ihn die Jungen neidisch mit der Faust und die Mädchen staunten ihn mit offenem Munde an. Denn die Kinder meinten nicht anders, wie der Pfarrgarten so müsse das Paradies aussehen.

An der entgegengesetzten Gartenseite stand das alte Waschhaus. Über und über mit Efeu bewachsen, trug es im Giebel eine üppige Krone, die allemal gegen den Winter hin ihre Blüten trieb. Und wer zu der Zeit vorüberging und sie mit rechten Augen ansah, dem wurde warm ums Herz und mutig dazu. Der verstand wohl auch, was das Grünen und Blühen unter dem Eis sagen wollte.

Nichts anderes, als: Wer dem Winter Trotz bieten kann, der hat den Frühling. — Freches Spatzenvolk hausierte in der grünen Efeuwand. Das frißt und stiehlt und streitet und brütet und

weiß nicht, daß ein ewiges, frohes Hoffen sein Nestlein beschützt. Und die Efeuranken trösten sich mit den Sonnenstrahlen, die müssen doch auch so manches sehen, was ihnen nicht lieb ist. Aber keiner läßt sich's merken und macht immer dasselbe herzensfrohe Gesicht.

Es war in der Woche nach Pfingsten am späten Nachmittag. Der Zeiger der Kirchenuhr war schon über die Fünf hinaus. Vom schwach bewölkten Himmel zitterte heiße Glut des ersten Sommertages über dem grünbemoosten Steindache der Kirche. Die alte Linde schien immer noch nicht aus ihrem Mittagsschläfchen aufgewacht zu sein. In ihren gewaltigen Wölbungen regte sich kein Blatt.

Da öffnete sich die Hintertür des Pfarrhauses und heraus trat der Pfarrer von Lindorf. Eine hohe, schlanke Gestalt mit glattrasiertem Gesicht. Über den Augen lag ein schwermütiger Zug. Die Hände auf dem Rücken, schritt der Herr gesenkten Hauptes durch die Tulpenbeete. Plötzlich kehrt er um, tritt auf den freien Raum vor der Efeuwand, wo ein einfacher runder Gartentisch und eine Lattenbank nebst einigen Stühlen aufgestellt waren, und starrt in das Grüne. Nach einer Weile knirscht sein Fuß durch den Kiesweg. Mehrere Stufen geht es hinab. Auf einem breiten Stege, der die beiden Teile des Pfarrgartens verbindet, bleibt er stehen, stützt sich auf das Geländer und lugt in den geschwätzigen Bach.

Die alte Haushälterin, das Trinemariechen, hatte längst den Kaffee auf den Gartentisch gestellt und die frische Serviette darunter gebreitet. Ärgerlich erschien sie jeden Augenblick oben am Küchenfenster und schüttelte den Kopf: „Er wird ja ganz kalt, du lieber Gott!" —

Endlich schien ihre Geduld zu Ende. Sie riß geräuschvoll die beiden Flügel auf. Da schellte es. Sofort war sie verschwunden.

„Ei, guten Tag, Herr Pfarr! Der Herr Pfarr ist im Garten. Wollen Se sich bitte runter bemühn! Er hat noch keinen Kaffee getrunken, denken Se sich! Und steht schon eine halbe Stunde parat! War Leiche heute. — Tiehöfers Frau. Im Kindbett ist se gestorben. War ein gutes Wesen. Die Besten müssen immer zuerst weg."

Damit begleitete das Trinemariechen den unverhofften Gast, den Pfarrer von Friedungen, einen wohlbeleibten älteren Herrn, der noch ganz unter dem Einfluß des heißen Weges stehend, sich fortwährend den Schweiß wischte, die Treppe hinab durch den Hausflur zum Garten.

Nur ein gedehntes „So, so" — klang zwischen den Wortschwall der Haushälterin durch den geräumigen Hausgang.

„Besuch, Herr Pfarr!"

Der Ruf ließ ihn emporschnellen.

„Schön willkommen, Herr Kollege! — Trinemariechen, noch eine Tasse!"

„Gleich, gleich, — das Wasser kocht noch."

„Aber bitte, machen Sie es sich bequem!"

Der Pfarrer von Friedungen setzte sich auf die Bank. Im anderen Eckchen nahm der Hausherr Platz.

„Ist das heiß heut', puh —! Hat mich die Sonne gebraten!"

„Das ist das Ungewohnte des ersten Sommertages. Mit der Zeit wird auch die Hitze erträglich."

„Sie hatten heute Beerdigung? Auch nichts Angenehmes an solchen Tagen."

Der Angeredete nickte und tat einen tiefen Seufzer.

Darauf eine lange Pause.

Der alte Herr sah verwundert zu seinem jüngeren Kollegen hinüber. Nach einer Weile griff er dessen Hand und meinte:

„Nichts für ungut, mein Lieber, es fällt mir schon lange auf, diese Schwermut sollte bei Ihnen nicht zu finden sein. Was kann Sie denn nur bedrücken? Inhaber der fettesten Stelle in der Umgegend! Dazu dürfen Sie am Orte wirken, da drei ihrer Vorfahren das Amt der Seelsorge in Treuen geführt. Mich deucht, Ihnen fehlt nur eins — und Ihre Schwermut wäre gebannt: ein treues Weib!"

In väterlicher Wärme klang die Rede an das Ohr des bleich gewordenen Mannes. Vor sich blickte er wie das Kind, dessen Geheimnis die Mutter erraten.

Der Friedunger lehnte sich behaglich zurück, schlug mit der Hand klatschend auf das Knie und fuhr mit Überzeugung fort: „Habe ich nicht recht?"

Es war, als sänke der Lindorfer immer tiefer in sich zusammen.

„Sie sind es auch Ihrer Gemeinde schuldig, daß Sie endlich einen Hausstand gründen. Das Trinemariechen" — —

Da kam sie eben aus der Tür und brachte den Kaffee. Der Friedunger hüstelte.

„Lassen Se sich 'n gut schmecken!" — Dann ging sie.

„Das Trinemariechen wird alt, wollte ich sagen. Und dann höre ich noch immer Ihren Vater, meinen lieben, alten Freund, sprechen: „Wenn mir nur der Junge nicht ledig bleibt!" — Sie haben mal so eine Jugendliebschaft gehabt. Na, das hat wohl jeder mit durchgemacht. Aber nachher muß doch die Vernunft siegen. Was kann das alles helfen? — Sehn Sie mal, Sie sind der vierte Treuhardt als Diener am Wort zu Lindorf. Fühlen Sie nicht die heilige Verpflichtung in sich, dieses Geschlecht der Gemeinde zu erhalten und so den Strom des Segens weiter zu leiten nach Gottes Willen?"

Da reckte sich endlich der Lindorfer empor. Seine Brust rang nach Atem. Die zitternde Linke fuhr über die Serviette, als wolle sie etwas wegwischen und war doch nichts da.

„Ich bin Ihnen Antwort schuldig. — Gerade heute. — Es ist eine Geschichte, die draußen am frisch gewölbten Grabeshügel ihren Abschluß gefunden.“ —

II.

Der Friedunger horchte auf, als der Lindorfer begann:

„Wir waren gute Spielkameraden, Kantors Marte und ich. Hier dieses Plätzchen war uns der liebste Ort. Der alte Efeu hat unserm Jubel gelauscht und glückstrahlende Kinderaugen gesehn. Der weiß alles.

Einmal — es war wohl um diese Zeit — rupften wir Efeublätter und wanden Kränze daraus. Damit geschmückt, nahm jedes eine rote Tulpe in die Hand. So gingen wir Arm in Arm hinunter über den Steg, würdevoll und mit Andacht der Laube zu. Wie wir hineintreten, sitzt der Vater drin. Der lächelt und schüttelt den Kopf. Wir liefen beschämt davon.

Ein andermal war's an einem Spätherbstnachmittag unter der Linde. Golden rauschte das Laub nieder. Wir Jungen spielten Verstecken. Das war ein Jauchzen und Jubeln über der halb zerbröckelten Mauer und den eingefallenen Gräbern. Auf der breiten Steintreppe saßen die Mädchen und fügten Lindenblätter zu langen Guirlanden zusammen.

Plötzlich stockte das Spiel. Alle stürzten auf die Mauer. Im Kreise der Mädchen stand Kantors Marte steif und still. Von ihrem Haupte hingen zwei Goldbänder schleppend herab. Hals und Brust und Saum des Kleides bedeckte derselbe Zierrat.

„Eine Braut, eine Braut“, riefen alle erstaunt.

„Da feiern wir Hochzeit,“ meinte ein Junge.

„Und wer ist Bräutigam?“ warf ich dazwischen.

„Tiehöfers Frieder“, kam's wie aus einem Munde. Denn er war der Größte.

„Dann bist du der Pastor, du mußt uns zusammentun“, erwiderte der und stieß mir mit dem Finger auf die Brust.

„Meinetwegen,“ gab ich zurück. „Und wo?“

Drauf der Frieder: „In der Kirche! Du holst uns den Schlüssel.“

Ein Jubelruf klang aus aller Munde. Es war ein Durcheinander wie im Bienenschwarm.

„Hochzeit, Hochzeit!“ riefen alle außer sich und tanzten um Marte herum.

Ich besann mich einen Augenblick, dann sprang ich davon.

Vor der Turmpforte unter dem Holunderbaum stellte sich der Hochzeitszug auf. Ich setzte mich im Pfarrstande in Positur. Voller Unruhe wartete ich eine Weile. Da knarrte die Tür. Durch das Gestühle kam's getrippelt und getrappelt. Lauter nickende, bekränzte Kinderköpfe. Hier und da unterdrücktes Kichern. Jetzt bog es um den Altar. Frieder führte Marte an der Hand. Nun standen sie geordnet wie die Alten.

Geräuschvoll trat ich aus dem Gittertürlein, schritt hüstelnd mit wichtiger Miene zum Altar, ein Buch in der Hand. Das hielt ich dicht vor mein Gesicht und fing an, auf irgend einer Seite den Text gedankenlos herunter zu lesen. Auf einmal hallte eine Donnerstimme durch den Raum. Aller Augen flogen nach der Pforte.

Der Herr Kantor. — Wie festgebannt standen alle. Nur Marte verließ ihren Standort. Hilfesuchend duckte sie sich an meiner Seite auf die Stufen des Altars.

Den Brautschmuck mit hastiger Hand aus den Haaren lösend, barg sie ihr Haupt in den dichten Falten des Altartuches.

Näher und näher rückte der gestrenge Mann erstaunten Blickes. Das Buch war meinen Händen entglitten. „Was treibt ihr hier? — Ihr miserablen Kinder! — Seit wann ist das Gotteshaus euer Spielplatz? Wer ließ euch ein?“

Keine Antwort. Doch blickten alle auf mich. Das war deutlich genug geredet.

„Du also — das wirst du deinem Vater melden!“

Bei diesen Worten war er in den Kreis der Kinder getreten. Jetzt erst nahm er Marte wahr.

„Du auch — warte nur!“ — Er zog das Kind hervor. Das hatte sich ganz in die Lindenguirlanden verwickelt. Zitternd und weinend wollte es alles abstreifen, aber es gelang nicht.

Die Ärmste tat mir so leid. „Herr Kantor,“ stammelte ich, „die Marte hat keine Schuld, ich — ich —“

Mir schien, als zöge ein heimlich Lächeln über die Züge des ernsten Mannes, der die Gruppe einen Augenblick mit stummen Blicken musterte.

In merklich milderem Tone fuhr er fort: „Jetzt hinaus mit euch! Das Andere findet sich.“

Und es fand sich. Für mich noch denselben Abend.

Die Nacht darauf träumte mir, ich stände auf der Kanzel. Zur Seite im vergitterten Stande saß die Frau Pfarrer. Die hatte das Gesicht von Kantors Marte. Über bekannte Köpfe hinweg sah ich drüben auf der Orgel dem Kantor ins Gesicht. Der nickte. Aus der Knabenschar zu seiner Seite bemerkte ich Frieder, der mich auslachte.

Seit jenem Traume zog es mich inniger zu Marte, ich gewann sie lieb wie eine Schwester.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Aus Heimat und Fremde.

Aus dem Nachlaß Daniel Sauls. Frau Elly Saul, die Witwe des im vorigen Jahre dahingeschiedenen Dr. Daniel Saul, des Mitbegründers und Redakteurs des „Hessenland", hat uns aus dem Nachlaß ihres Gatten gütigst zwei bisher ungedruckte Gedichte übersandt, die am Eingang der heutigen Nummer zum Abdruck gelangt sind. Das eine von ihnen ist älteren Datums, das andere rührt aus der letzten Leidenszeit des Dichters her.

Vermählung. Am 26. Mai fand die Trauung Seiner Hoheit des Prinzen Chlodwig von Hessen-Philippsthal-Barchfeld mit Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Karoline zu Solms-Hohensolms-Lich im Schlosse zu Lich statt.

Jubiläen. Am 26. Mai konnten folgende frühere kurhessische Offiziere den Gedenktag ihres vor 50 Jahren erfolgten Eintritts in die Armee begehen: Generalleutnant Harnickell, Oberst v. Bardeleben (Kassel), Oberstleutnant v. Trott (Oberurff), Major v. Lengerke (Marburg), Major von Löwenstein zu Löwenstein (Kassel), Major v. d. Malsburg (Eichenberg), Major v. Stockhausen (Eisenach).

Ernennung. Der ordentliche öffentliche Professor der kosmischen Physik an der Universität Innsbruck, Dr. Wilhelm Trabert, Sohn unseres langjährigen hochgeschätzten Mitarbeiters Adam Trabert, ist von dem österreichischen Minister für Kultus und Unterricht zum Korrespondenten der Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik ernannt worden.

Geschichtsverein. Am 13. Mai hielt der Geschichtsverein zu Hanau seine Jahresversammlung ab, in welcher der bisherige Gesamtvorstand durch Zuruf wiedergewählt wurde. Nach den geschäftlichen Erörterungen hielt Herr Gymnasialdirektor Dr. Braun einen durch Lichtbilder unterstützten Vortrag über „Troja" und Herr Oberlehrer Dr. Küster erstattete einen Bericht über die prähistorischen Funde im Kreise Hanau, die teils der neolithischen, teils der Hallstatt- und La-Tène-Periode angehören.

Vortrag. Dem „Göttinger Boten", deutsche Wochenschrift für Stadt und Land, herausgegeben von Hermann Ruprecht, entnehmen wir, daß unser Landsmann Herr Professor Dr. Edward Schröder am 13. Mai in Göttingen einen Vortrag über dortige Familiennamen gehalten hat. Vorwiegend sind diejenigen, die eine sichere Deutung zulassen, von in der Nähe befindlichen Ortschaften, von Völkernamen, von der Lage der Gehöfte, von Handwerks- und Gewerbe-Bezeichnungen, von Befehlsformen abgeleitet worden. Etwa 25—30 Prozent der Namen im Göttinger Adreßbuch sind jedoch nicht mit Sicherheit zu deuten. — Ähnliche Namens-Untersuchungen haben u. a. Hoffmann von Fallersleben und neuerdings Dr. L. Armbrust angestellt. (Vgl. Hessenland: „Melsunger Familiennamen bis 1626" Jahrg. 1900, Nr. 20—24, Jahrg. 1901, Nr. 1 u. 2, und „Hessische Studentennamen vor 1600", lfd. Jahrg. Nr. 7 u. 8.)

Hessischer Städtetag. Am 27. Mai wurde in Rinteln der 15. hessische Städtetag von Herrn Oberbürgermeister Müller aus Kassel eröffnet. Als Vertreter der Staatsregierung waren Seine Exzellenz der Oberpräsident der Provinz Hessen-Nassau Herr von Windheim, Herr Regierungspräsident von Trott zu Solz und Herr Regierungsrat Hoche zugegen. Die geschäftlichen Mitteilungen, wonach 53 hessische und 2 waldeckische Städte dem Verband angehören, gab Herr Stadtrat Bödicker-Kassel. Den Kassenbericht erstattete Herr Bürgermeister Schöffer-Gelnhausen. Im Laufe der Verhandlungen wurden von der Versammlung zwei Resolutionen angenommen. Die erste von Herrn Oberbürgermeister Müller vorgeschlagene betraf die Einrichtung von Ausbildungskursen für Polizei-Exekutivbeamten-Anwärter, die andere die Heranziehung der Beamten, Geistlichen und Lehrer zur Gemeindeeinkommensteuer. Ferner sei noch erwähnt, daß Herr Geheimer Regierungsrat Dr. Knorz-Kassel die Existenzfähigkeit der neugegründeten Ruhegehaltskasse und der Witwen- und Waisenkasse für die Kommunalbeamten des Regierungsbezirks Kassel nachwies. Als Ort für die nächste Jahresversammlung wurde Karlshafen gewählt. Nachdem die Tagesordnung erledigt war, besichtigte die Versammlung unter Führung des Herrn Oberstleutnants a. D. Bürgermeister Gaertner die Sehenswürdigkeiten Rintelns. Darauf begann im großen Rathaussaale das Festessen. Am folgenden Tage hielt Herr Metropolitan Braunhof-Rinteln einen Vortrag über die Rintelner Hexenprozesse, worauf die Verhandlungen ihr Ende erreichten.

Gedenktafel. Der Reichenbacher Schloßturm hat nunmehr eine aus schwarz poliertem Granit von den Herren Bildhauern Lohmann und Wolf in Kassel hergestellte Gedenktafel erhalten, die einen von zwei romanischen Säulen getragenen Rundbogen zeigt, in dessen Füllung die Wappen der einstigen Burgherren, der Grafen von Reichenbach (Adler

mit Ziegenkopf), der Deutschritter (schwarzes Kreuz) und der Landgrafen von Hessen (der hessische Löwe) dargestellt sind. Zwischen den Säulen kündet eine Inschrift die Hauptereignisse aus der Geschichte des Schlosses. Die an einigen Stellen der Inschrift angewandte altertümelnde Fassung hätte wohl vermieden werden können.

Beethoven-Briefe. In der Großherzoglichen Hofbibliothek zu Darmstadt sind von Herrn Hofbibliothekar Dr. Schmidt drei Briefe Ludwig van Beethovens aufgefunden worden, die wahrscheinlich aus dem Besitz Ludwigs I. stammen. Sie beziehen sich auf die „Missa Solemnis", auf welche der Großherzog subskribiert hatte und enthalten einige interessante Einzelheiten. So läßt er sich am 2. August 1823 an den großherzoglichen Privatsekretär Schleiermacher u. a. über den damaligen Darmstädter Hofkapellmeister André dahin aus, André habe sich so gegen ihn benommen, daß er (Beethoven) verweigert habe, jenen zu empfangen. „Ich hätte dies nicht getan," schreibt Beethoven, „wenn ich damals gewußt hätte, daß er in Seiner königlichen Hoheit Diensten stand."

Olbrich-Pavillon. Auf der Weltausstellung in St. Louis hat der vom Professor Olbrich in Darmstadt entworfene Pavillon großes Aufsehen erregt. Er wird vielfach „das Juwel der ganzen Ausstellung" genannt. Über ihn schreibt der amtliche deutsche Ausstellungs-Katalog: Die zu beiden Seiten liegenden Flügel enthalten die Räume von Baden, Württemberg und Elsaß-Lothringen. Diesen schließt sich im Mittelbau des Pavillons ein Komplex von sechs zusammenhängenden Räumen an. Diese durchweg von hessischen Firmen nach Entwürfen von Prof. J. M. Olbrich ausgeführten Interieurs (ein großes Wohnzimmer, ein Teesalon, ein Bibliotheksaal, ein Speisezimmer, ein Musik- und ein Rauchzimmer) bilden in ihrer Gesamtheit die hessische Abteilung. An der Ausschmückung derselben sind neben anderen Künstlern auch die übrigen Mitglieder der Künstlerkolonie: Prof. Habich, Cissarz, Haustein und Dr. Greiner beteiligt.

Todesfall. Der in Darmstadt am 23. Mai verstorbene Journalist Rudolf Ramspeck gehörte seit 1868 bis vor wenigen Jahren der Redaktion des „Neuen Hessischen Volksblätter" an. Mit besonderem Geschick wirkte er für die Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller und war auch bei der Gründung des Darmstädter Journalisten- und Schriftsteller-Vereins in hervorragender Weise beteiligt.

Hessische Bücherschau.

I. Roeschen, Prof. Dr. A. — Vogelsberg und Wetterau nebst den schönsten Teilen der Rhön. Unter Mitwirkung des Vogelsberger Höhenklubs bearbeitet. Mit über 100 Illustrationen, 4 Plänen und 3 Karten. Gießen (Verlag von Emil Roth) 1904. Preis M. 2.—

Dieses in dem rühmlichst bekannten Hassiaca-Verlag von Emil Roth in Gießen soeben erschienene Buch kommt gerade recht zur beginnenden Reisezeit. Die Stadtpläne von Gießen, Schotten, Gelnhausen und Fulda sowie die Karten, namentlich die mit den Farbenzeichen des Vogelsberger Höhenklubs von 1904, sind gut und die Landschafts-, Trachten- und Städtebilder, selbst in kleinsten Größen, deutlich erkennbar, so daß viele Worte zur Beschreibung von sehenswerten Bauwerken usw. erspart werden können. Am eingehendsten ist natürlich das Gebiet des Vogelsberges behandelt auf 169 Seiten, denen sich „Wanderungen durch die Wetterau" auf 43 Seiten anschließen, während für die Rhön nur 27 Seiten übrig bleiben. Aber auch das knappe Bild der Rhön wird gerade vielen Reisenden durch energisches Hervorheben eben des Wichtigsten willkommen sein. Man kann Roeschens neuem Führer durch das östliche Mittelgebiet der hessischen Lande, auf den ich noch eingehender zurückzukommen hoffe, nur angelegentlichst empfehlen, zumal ein gutes Orts- und Sachregister das Auffinden auch des weiter Abliegenden sehr erleichtert.

II. Statuta majoris ecclesiae Fuldensis. Ungedruckte Quellen zur kirchlichen Rechts- und Verfassungsgeschichte der Benediktinerabtei Fulda. Herausgegeben und erläutert von Dr. G(regor) Richter. Fulda (Druck der Fuldaer Aktiendruckerei) 1904. [A. u. d. T.:] Quellen und Abhandlungen zur Geschichte der Abtei und der Diözese Fulda. Im Auftrage des Historischen Vereins der Diözese Fulda herausgegeben von Gregor Richter. I. 8°. XLVIII, 118 S. Preis M. 3.—

Kurz nach Pfingsten erst hat diese wichtige Quellen-Publikation zur Fuldischen Geschichte die Presse verlassen, so daß ein ausführlicheres Eingehen auf den überreichen Stoff, nach seiner kritischen Verwertung durch Herrn Professor D. Dr. Richter vom Fuldaer Priesterseminar und auf die gründlichst eindringende Erklärung der oft schwierigen und unklaren Verhältnisse einem späteren Aufsatze vorbehalten bleibt. Für diesmal nur soviel, daß auf viele Zustände des ehemaligen Fürstbistums ganz neues Licht geworfen wird und gar manche Unsicherheit in unseren Kenntnissen dadurch beseitigt erscheint. Deshalb können wir diesen vielverheißenden Anfang der „Quellen und Abhandlungen des Historischen Vereins der Diözese Fulda" (nicht zu verwechseln mit dem Fuldaer Geschichtsverein!)

nicht nur allen Freunden hessischer Geschichte warm empfehlen, sondern auch hoffen, daß nunmehr auch alle die geistlichen Herren, welche ihrem Diözesan-Geschichtsverein noch nicht beitraten, dies tun werden, da der gering bemessene Beitrag durch solche Gaben wie der für 1903/4 ja reichlich aufgewogen wird. Aus bisher ungedruckten Quellen hat Herr Professor Dr. Richter, der seit Herrn Dr. Cartels Wegzug von Fulda auch die „Fuldaer Geschichtsblätter" herausgibt und schon durch seine Dissertation sich als tüchtigen Kenner altfuldischer Verhältnisse erwiesen hat, alles zusammengestellt, was sich auf die fuldischen Stiftskapitulare und Pröpste, namentlich auf ihre eigenartigrechtliche Stellung bezieht. 52 Seiten sind nach Widmung und Inhalt der eingehenden Vorrede und der gründlichen allgemeinen Einleitung gewidmet, dem sich unter 7 Absätzen Erläuterungen über die alten Statuten von 1395, die Dekrete dreier päpstlichen Nuntien und drei kleinere Fragen anschließen; danach folgen auf 112 Seiten Texte dazu nach, zu denen auf 6 Seiten ein sorgfältig gearbeitetes Register leichteren Zugang gestattet.

III. Grebe, Ed. Rud(olf). **Philipp der Großmütige, Landgraf von Hessen.** 8°. 57 S. Kassel (Carl Vietor) 1904. Preis M. 0,80.

Zwar ist dieses Heft als außerordentlich früher Vorläufer der im Juli und November sicher in Masse zu erwartenden Landgraf Philipp-Literatur schon im April d. Js. erschienen, und an anderer Stelle ist bereits mit Recht daran getadelt worden, daß auch darin noch immer der apokryphe Vertrag zu Friedewald (vom Oktober 1551) spukt und daß über die 15 letzten Jahre von Philipps Regierung nur ein paar dürftige Zeilen auf Seite 35/36 orientieren, ich halte aber meine Kritik noch zurück, weil ich mit Grund hoffen darf, daß eine Neuausgabe in Kürze die vorhandenen gröbsten Versehen wenigstens noch entfernen wird.

Bronnzell bei Fulda, 24. Mai 1904.

Dr. philos. Fritz Seelig.



Personalien.

Verliehen: dem Geheimen Forstrat Heyer in Gießen zum fünfzigjährigen Dienstjubiläum die Krone zum Ritterkreuz 1. Klasse des Philippordens und dem Oberlandesgerichtsrat Forch in Darmstadt aus gleicher Veranlassung das Komturkreuz 2. Klasse des Verdienstordens Philipps des Großmütigen; dem Geheimen Baurat Grimm in Darmstadt bei seinem Übertritt in den Ruhestand die Krone zum Ritterkreuz 1. Kl. des Philippordens; den Lehrern Allweins zu Gersfeld, Bischoff zu Hünfeld, Euler zu Kalkobes, Gonnermann zu Oberhaun, Gunckel und Hufnagel zu Hanau, Köhler zu Dörnberg, Schäfer zu Eschwege, Sperber zu Erdmannrode und Volkwein zu Aue bei ihrem Übertritt in den Ruhestand den Adler der Inhaber des Hohenzollernschen Hausordens.

Ernannt: Landgerichtsdirektor Barkhausen in Kassel zum Mitglied des Kaiserlichen Disziplinarhofes; prakt. Arzt Dr. Fahrig in Gemünden a. d. W. zum Sanitätsrat; Amtsrichter Küntzel in Neuruppin zum Landrichter in Kassel; Gerichtsassessor Kümmel in Kassel zum Landrichter in Dortmund; Gerichtsassessor Dr. Rolffs in Rinteln zum Amtsrichter in Perleberg; wissenschaftlicher Hülfslehrer Dr. Ackermann am Gymnasium zu Fulda zum Oberlehrer; die Referendare Wedemeier, Dr. Scheye, Buck und Sunkel zu Gerichtsassessoren.

Angestellt: Regierungsbausekretär Mirbach in Kassel in gleicher Amtseigenschaft bei dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten; Oberlehrer Dr. Sieke in Frankfurt a. M. als Seminaroberlehrer in Frankenberg.

Versetzt: Amtsgerichtsrat Schmitt in Gudensberg nach Düsseldorf; Oberlehrer Dr. Euler am Königlichen Gymnasium zu Marburg auf seinen Antrag an das Gymnasium zu Weilburg; Kreisbauinspektor Gyßling von Gumbinnen nach Biedenkopf.

Vermählt: Professor Dr. Karl Heldmann mit Fräulein Hedwig Grenacher (Halle a. S., 18. Mai).

Geboren: ein Sohn: Kaufmann Richard Fuhse und Frau Marianne, geb. Schäffer (Kassel, 16. Mai); Landrichter Dr. Forstmann und Frau Toni, geb. Schröder (Kassel, 21. Mai); Regierungsassessor Otto von Helmolt und Frau Elisabeth, geb. von Altenbockum (Gumbinnen, 24. Mai); — eine Tochter: Kaufmann Erdmann Jungnickel und Frau Frieda, geb. Landgrebe (Kassel, 22. Mai); Pastor Reinhardt und Frau Emilie, geb. Gerland (Krippehna, 27. Mai). Gerichtsassessor Dr. Eisenmann und Frau Ida, geb. Schellmann (Kassel, 29. Mai).

Gestorben: Frl. Johanna Lotz, 61 Jahre alt (Kassel, 14. Mai); Kunstmalerin Frl. Emilie v. d. Embde, 87 Jahre alt (Kassel, 14. Mai); Rechtsanwalt und Notar Valentin Michel, 44 Jahre alt (Gelnhausen, 15. Mai); Frl. Therese Gößmann, 68 Jahre alt (Kassel, 17. Mai); Rentner Herm. Sanner, 91 Jahre alt (Hanau, 17. Mai); Bürgermeister a. D. Jakob Schönewolf, Mitglied des Kreistags, 77 Jahre alt (Germerode, 18. Mai); Kaufmann Konrad Hohmann, 38 Jahre alt (Fulda, 18. Mai); verw. Frau Amalie Petri, geb. Klinkerfues, 67 Jahre alt (Kassel, 18. Mai); Frau Apotheker Auguste Wiskemann, geb. Krüger, 76 Jahre alt (Rotenburg, 19. Mai); Cäsar Junghenn (Tokio, 19. Mai); Frau Emma Rabeneick, geb. Bauer, 62 Jahre alt (Kassel, 20. Mai); Fräulein Sophie Helmke, 64 Jahre alt (Wahlershausen, 20. Mai); Zigarrenfabrikant Wilhelm Joseph, 79 Jahre alt (Witzenhausen, 20. Mai); Kommerzienrat Gustav Jung, 79 Jahre alt (Amalienhütte, 20. Mai); Kaufmann Heinrich Brinkmann, 51 Jahre alt (Kassel, 21. Mai); Generalarzt a. D. Dr. Friedrich Otto Eilert, 70 Jahre alt (Kassel, 21. Mai); Frau Johanna Wittmer, geb. von Dalwigk-Schauenburg, 81 Jahre alt (Bückeburg, 22. Mai); Journalist Rudolf Ramspeck, langjähriger Redakteur der „Neuen hessischen Volksblätter", 59 Jahre alt (Darmstadt, 23. Mai); Kaufmann Georg Malmus, 49 Jahre alt (Kassel, 24. Mai); Dr. med. Karl Cassian, 43 Jahre alt (Frankfurt a. M., 24. Mai); Direktor a. D. Konrad Krauß, 77 Jahre alt (Kassel, 26. Mai); Frau Anna Behre, geb. Damer, 69 Jahre alt (Kassel, 28. Mai); Amtsgerichtssekretär a. D., vorhinniger kurhessischer Garnisonauditeur Georg Flohr, 81 Jahre alt (Kassel, 29. Mai).

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 12. XVIII. Jahrgang. Kassel, 16. Juni 1904.

Sommertag.

Junidreiuhrsonnenstrahlen
Durch den stillen Garten fließen,
Junge Blumen, alte Bäume
Steh'n in ruhigem Genießen.

Aus der Schule, durch die Sonne,
Klingen helle Kinderlieder,
Melodien, liebe, reine,
Weh'n vorüber, auf und nieder.

Auf der Bank, an meiner Seite,
Mit den schlafverwirrten Löckchen,
Träumt das liebe Evekindchen,
Warm, mit sommerdicken Bäckchen.

Junidreiuhrsonnenstrahlen!
Weltenfern der Welt Gehaste!
Kinderträume, Kinderlieder,
Und das Glück bei mir zu Gaste.

Weimar. **Willy Schäfer.**

Die erste Rose.

Heut' sah ich mein Töchterlein
Ganz versunken stehen.
Denke ich, was fällt der ein?
Was ist da geschehen?
Hat ein Röslein in der Hand,
Sieht entzückt drauf nieder,
So, als sei's ihr unbekannt,
Beschaut sie's immer wieder. — —
Und die Lippen purpurrot
Küssen's rote Röselein!
„Mägdelein, Schockschwerenot!
Sag, was soll das sein?"

Sie schaut mich an befangen,
Rot steigt's ihr in die Wangen,
Sie flüstert unter leisem Beben:
„Er hat sie mir gegeben."

Kassel. **W. Spangen.**

Abendwunder.

Es geht schon über ferne Heiden
Die Sonne heim auf leisen Schuh'n,
Doch zögernd nur: sie will vor'm Scheiden
Noch einmal ihre Wunder tun.

Des Abendhimmels Wolkenlämmer
Bekleidet sie mit gold'nem Vließ.
Still staunt die Nacht, die schon den Dämmer
Des Hains zum Siegesritt verließ.

Des Meeres wilde Wogenrosse
Verbluten am geweihten Strand.
An jeder Hütte, jedem Schlosse
Entzündet sie gewalt'gen Brand:

Der Dächer Glüh'n, das farbenfrohe,
Gibt Glücksgebärde jedem Haus;
Aus allen Fenstern bricht die Lohe
Wie heiße Lebensfreude aus.

Wie Trost aus Gottes Gnadenfülle
Verklärt ein Glanz den Ernst der Gruft.
Goldlichter sprüh'n aus jeder Hülle,
Ein Goldgewirk die ganze Luft.

Auf jedes Haupt noch einen Segen
Legt sie vorm Abschied leis und stumm,
Und allen Bettlern an den Wegen
Wirft sie den Purpurmantel um.

Darmstadt. **Philipp Daab.**





Aus den Briefen eines Offiziers über Kurhessen in den Jahren 1829—1836.

(Fortsetzung.)

Die Trümmer der westfälischen Armee waren aus Rußland zurückgekehrt, neue Regimenter wurden mit außerordentlicher Schnelligkeit reorganisiert und zum Teil in Hüttenlagern ausgebildet, das neuformierte Chasseur-Garde-Bataillon bezog ein Lager auf dem Kratzenberge bei Kassel und während des Waffenstillstands im Juni wurde dasselbe bestimmt, den König auf einer Reise nach Braunschweig und Halle zu begleiten. An allen Orten, die wir passierten, waren Ehrenpforten errichtet, allenthalben ward der König mit jenen offiziellen Kundgebungen empfangen, welche ihm die Anhänglichkeit der Bevölkerung beweisen sollten und dem westfälischen Moniteur Stoff zu lobhudelnden Artikeln lieferten, in welchen die getreuen Untertanen Seiner Majestät wegen ihrer Loyalität gepriesen wurden, während diese den Augenblick herbeisehnten und dessen Nähe ahnten, wo das französische Joch von ihnen genommen wurde. Obgleich die Zeitungen und Proklamationen nur von Siegen der Franzosen zu erzählen wußten und der Waffenstillstand nur als ein Zugeständnis Napoleons dargestellt wurde, so war doch der Glaube an die Unbesiegbarkeit der Franzosen durch den schmählichen Ausgang des russischen Feldzugs erschüttert, die Desertionen der Soldaten wurden häufiger, wie denn z. B. aus dem vom Gardejäger-Bataillon bei Braunschweig bezogenen Lager in einer Nacht 10 Mann desertierten, und nur durch strenge Maßregeln wurde der Geist der Empörung niedergehalten, welcher durch Nachrichten über erlittene Niederlagen der Franzosen in Sachsen und Schlesien, sowie durch die im Rücken der französischen Armee von Streifkorps unternommenen Züge wachgerufen war. Von Halle, wo wir einen Teil der bei Kitzen gefangenen Lützower und die noch frischen Spuren von den daselbst stattgefundenen Gefechten sahen, marschierte das Bataillon nach Kassel zurück.

Bei den daselbst im Lager stehenden Truppen fanden oft Exekutionen von Deserteuren statt, welche kriegsrechtlich zum Erschießen verurteilt waren. Um abzuschrecken, wurden die Korps auf den Richtplatz, den Forst oder Kratzenberg, geführt, um Zeugen der Todesstrafe zu sein, wie ich mich denn erinnere, wie ein Leutnant Kupfermann und zwei Unteroffiziere gleichzeitig auf dem Forst erschossen wurden. Einige Kompagnien der Grenadier-Garde und die 6. Kompagnie der Chasseur-Garde unter dem Befehl von Major Ries erhielt um diese Zeit den Befehl, nach Wanfried zu marschieren, wo das Helwigsche Freikorps eine Abteilung westfälischer Truppen überfallen und einige Gendarmen gefangen genommen hatte. Bei unserer Ankunft daselbst wurden mehrere Verhaftungen vorgenommen, u. a. die des Mairie-Sekretärs Hohmann, welcher beschuldigt war, die Pferde der Gendarmen den Preußen verraten zu haben. Nach einem alsbald vorgenommenen Verhör ward Kriegsgericht über ihn gehalten und er zum Tode verurteilt; die Schwester Hohmanns, ein hübsches junges Mädchen, war nach Kassel geeilt, hatte vor dem König in der Orangerie einen Fußfall getan und um Gnade für ihren Bruder gebeten; ihre Bitte wurde aber nicht gewährt, und so ward dann von dem Oberstleutnant der Gendarmerie Großkreuz die Exekution angeordnet. Der Delinquent wurde auf das Feld nahe der Chaussee geführt und nach Vorlesung des Urteils ihm mitgeteilt, daß der König das Begnadigungsgesuch abgeschlagen habe. Hierauf wurden neun Unteroffiziere in drei Gliedern aufgestellt (ich kam auf meine Bitte ins 3. Glied), dem Hohmann wurden, nachdem er noch einen Blick nach Wanfried geworfen und seine Börse den ihn eskortierenden Gendarmen geschenkt hatte, die Augen verbunden und auf einen Wink entluden sich die Gewehre der zwei ersten Glieder auf ihn, er stürzte, war aber nicht tödlich getroffen und zwei Unteroffiziere aus dem dritten Gliede mußten in nächster Nähe auf Kopf und Herz schießen, ehe er verschied. Nach ihm wurde noch ein Bauer erschossen, der sich preußenfreundlich erwiesen hatte und den Eindruck machte wie einer, der nicht weiß, wie ihm geschieht.

Es war eine schwere Zeit, die auf dem Vaterlande lag, Wut über die Franzosenwirtschaft kochte in allen Herzen, ihr Ausbruch wurde nur durch den Glauben an die Allgewalt des mächtigen Kaisers zurückgehalten, dessen Proklamationen über erfochtene Siege ihn aufrecht zu halten suchten. Fast täglich marschierten französische Truppen-Abteilungen durch Kassel nach dem Kriegsschauplatz in Sachsen, doch waren das nicht mehr die siegewohnten und siegesmutigen Legionen, die im vorigen Jahre nach Rußland gezogen waren, vielmehr glichen sie ungeübten Milizen, namentlich

die sogenannten Kohorten, deren Mannschaft aus Kindern und Greisen bestand (die 4 N auf den Patrontaschen deutete der Volkswitz: Nur Nicht Nach Norden), und deren Offizieren oft ein Auge oder ein Arm fehlte.

Da nun auch Österreich sich gegen Frankreich erklärt hatte, so hofften alle Patrioten auf eine bevorstehende Änderung der Dinge, die denn auch für Kassel und das ephemere Königreich Westfalen unerwartet schnell eintrat, als der russische Parteigänger Tschernyschew am 28. September morgens vor Kassel erschien.

Ich war an diesem Morgen früh mit schriftlichen Arbeiten in meiner Kasernenstube beschäftigt, als ich gegen 5 Uhr auf der Straße Leute sprechen hörte, ich öffnete das Fenster und erkannte die Stimme des Kommandanten Grafen Wickenberg und meines Kommandeurs, des Obersten Bödicker; ihrer Unterhaltung hatte ich entnommen, daß Russen sich in Helsa gezeigt und die daselbst stationierten Gendarmen bis auf einen gefangen genommen hätten, welcher die Nachricht hiervon nach Kassel gebracht hatte. Als Oberstleutnant B. mich am Fenster bemerkte, gab er mir den Befehl, die Offiziere der Kompagnie rufen zu lassen, da ausgerückt werden solle. Kurz vor 6 Uhr wurde abmarschiert und zwar zum Leipziger Tore hinaus. Es lag ein dichter Nebel über dem Tal, so daß man nicht auf zehn Schritt weit sehen konnte; wir marschierten bis an den Messinghof, stellten uns in Gärten zu beiden Seiten der Chaussee auf, als eine Abteilung Jérôme=Husaren, welche zum Rekognoszieren vorgeschickt war, eiligst zurückkam und verkündete, daß sie auf Kosaken gestoßen sei, die sich denn auch bald durch Schießen und Lärmen bemerklich machten und truppweise unter vielem Geschrei auf uns ansprengten, aber dem Flintenfeuer auswichen, das sie von unserer Seite empfing. Der Nebel wurde etwas dünner, und als Hauptmann von Hugo erkannte, daß der Feind in beträchtlicher Anzahl von mehreren Seiten seine Angriffe auf uns richtete, befahl er den Rückzug, den er in der Tirailleur=Linie selbst leitete. Um der Mannschaft, die fast nur aus Rekruten bestand und zum Teil zitternd die Griffe beim Laden der Gewehre ausführte, Mut einzuflößen, griff er zu einem Mittel, das sich äußerst erfolgreich bewies. Ich höre ihn noch, wie er einem zitternden Helden mit lauter Stimme zurief: „er bocklederner Voltigeur, will er wohl die Griffe rein machen!" und diesen, nun französisch laut zählend, die Ladung nach 12 Tempos ausführen ließ. Von da an zeigte sich Selbstvertrauen, das sich durch Lachen und Späße ausdrückte; der kleine Feldwebel war so mit Hin= und Herlaufen beschäftigt und so sehr bestrebt, in den Augen des Hauptmanns und seiner Untergebenen sich hervorzutun, daß ihm auch nicht das leiseste Gefühl von Furcht ankam, die sonst wohl die tapfersten Männer bei ihrer Feuertaufe empfunden zu haben offen eingestehen. — Ich übergehe den Fortgang des Gefechts, das in dem „Tschernyschew" von Specht beschrieben ist, welchem ich das Material geliefert habe; aber einen Vorfall, der mich betrifft, will ich doch erwähnen.

Als die 6. Kompagnie, welche auf dem Rückzuge nach Kassel den rechten Flügel bildete, von den übrigen Truppen getrennt war, indem diese von den Russen in die Stadt getrieben waren, zog sie sich nach den Gärten zurück und wurde ohnweit des Dielenhausweges zum größten Teil in Kähnen übergeschifft; ich war bei einer kleinen Abteilung, die sich noch mit dem Feind herumschoß. Mit einem Chasseur in einer Gasse hinter einer Gartenhecke stehend, sah ich plötzlich 6 Kosaken mit einem blutjungen Offizier auf uns ansprengen, wir schossen auf 30 Schritt Entfernung auf dieselben, warfen uns dann mit dem Gesicht auf die Erde und jeder einzelne der Kosaken stach nach mir mit der Lanze, glücklicher Weise ohne mich zu verletzen; ich mag das Gesicht wohl tief in die Hecke gedrückt haben, denn noch jetzt steht mir genau das Gefühl vor, welches die Dornen und das trockene Gras verursachten. Nachdem ich mich aus der erwähnten kritischen Lage erhoben hatte, verbarg ich mich in einem Haufen zusammengestellter Bohnenstangen, wo ich unbemerkt den Zeitpunkt ersehen konnte, welcher es mir gestattete, unbelästigt vom Feinde das Ufer der Fulda zu erreichen und mich übersetzen zu lassen. Als mich Hauptmann Hugo landen sah, war er hocherfreut, er küßte und herzte mich und aus seinen Augen rannen Tränen — ich hatte den strengen Mann des Weinens nicht fähig gehalten.

Am 29. und 30. bestanden wir noch einige kleine Gefechte, am letzten Tage kapitulierte Kassel, der König war mit der Garde=du=Corps nach dem Rhein abgezogen. General Tschernyschew erklärte das Königreich Westfalen für aufgelöst, die Truppen wurden von ihren Offizieren entlassen, da keine oberen Behörden mehr vorhanden." — —

Nach der Rückkehr des Kurfürsten Wilhelm I. trat Weiß in die kurhessische Armee ein und machte als Sekondleutnant im 2. Landwehr=Regiment 1814 den Feldzug nach Frankreich mit, wo er mehrfach Gelegenheit fand, sich auszuzeichnen. (Vgl. v. Ditfurths „Erzählungen aus der hessischen Kriegsgeschichte", 2. Heft, S. 108 ff.) Zum Garde=Grenadier=Regiment versetzt, avancierte er bereits 1816 zum Premierleutnant. 1828 wurde er Kapitän.

Mit der regsten Anteilnahme alle Vorgänge in seinem engeren Vaterlande sowohl, wie in allen anderen Staaten verfolgend, schrieb er, wie bereits in der Einleitung bemerkt, an seinen nach Mexiko ausgewanderten Freund Dr. Wilhelm Schiede eine Anzahl die Zeitverhältnisse in eigenartiger Weise wiedergebender Briefe, mit deren Veröffentlichung wir nunmehr beginnen.

Kassel, am 27. Dezember 1829.

Schon einmal habe ich ein Blättchen an Dich mit eingelegt, aber wie Du schriebst, ist es nicht an-, sondern umgekommen, oder wer weiß, ob es nicht etwa bei einer hohen Polizei liegt und bei Gelegenheit gegen mich zeugen soll, — wissentlich zwar habe ich nichts berichtet, was irgend eine bestehende Regierung — gleichviel ob de facto oder de jure — übel deuten könnte, aber wer in ein Land schreibt, wo die weißen Bohnen schwarz sind, der scheint schon verdächtig. Dir werden in dem Kaktuslande Nachrichten von hier interessant sein, welche uns hier sehr unwichtig scheinen. Die Politik übergehe ich, da Du jetzt die Kasselschen Zeitungen und mit ihnen eine Übersicht derselben haben wirst, bemerke nur, daß Diebitsch den Balkan überstiegen und in Adrianopel den Frieden diktiert hat — daß dieser Frieden den Leuten mißfällt, welche sich ärgerten, daß wir (d. h. Du und ich und die anderen Alliierten) nicht Elsaß und Lothringen wieder deutsch machten, als wir es konnten, daß in Preußen ohne Konstitution mehr geschieht als bei manchen andern mit Konstitution, daß wir Hessen unbedingte Denkfreiheit haben und jetzt bei — 13 ° R gewaltig frieren, aber doch drei Tage hintereinander Kirchenparade gehabt haben. Am Sonntag war Santander*) hier und sah das 1. Bataillon unseres Regiments defilieren, er soll uns gelobt haben, und jedem echten Kasselaner tat es wehe, daß die Fontäne auf Wilhelmshöhe eingefroren war, sie hätte ihm sonst zeigen sollen, was der Hesse für ein Kerl ist, wenn er losgelassen wird.

Die Postställe und die Hallen bis an die Garnisonkirche sind abgebrochen, nächstes Jahr werden Häuser dahin gebaut, bis dahin gehören „die Baracken“ zu der schönsten Lage und sind als Wohnungen sehr gesucht. Das Schloß Wilhelmshöhe macht jetzt auch ein ander Gesicht (ächt Kasselscher Ausdruck), indem die Verbindungsgalerien zwischen den Flügeln und dem corps de logis zwei Etagen hoch aufgebaut sind. Vor dem Kölnischen Tore wird ein sehr großer Marstall gebaut, am Friedrichsplatz sind die Häuser fast alle um eine Etage gewachsen — längs dem Zeughause zunächst der Kastenalsgasse ist eine neue Straße gebaut und in der Verlängerung derselben hinter dem Lebonschen Hause erhebt sich das neuerbaute Garnisonlazarett mit der Inschrift: „Wilhelm II. seinen erkrankten Kriegern“. Das Wesertor ist auch im Begriff spazieren getragen zu werden, indem es künftig über Rodemunds Garten und den Henschelschen hinausgehen wird, in gerader Richtung mit der vom Kadettenhaus heruntergehenden Straße. Der Major Canitz, welcher riskierte, daß seine Mineraliensammlung zum Chausseebau benutzt würde, hat diese nach Berlin für 1200 Mark verkauft (Dr. Köhler ist jetzt hier sie abzuholen) und zieht nach Ötlihausen in der Schweiz unweit des Bodensees. So, das sind statistische Nachrichten, die Dich hoffentlich als Druselpflanze interessieren werden.

*) General in kolumbischen Diensten, kam von Hamburg und logierte im „Römischen Kaiser“.

Kassel, am 29. Juli 1830.

Der Pamphletschreiber vom vorigen Jahre stellt sich wieder ein und wieder besorgt er, daß er nichts schreiben kann das wert sei, die große Reise in die neue Welt zu unternehmen. Doch glaube ich, daß es meinen Briefen und den darin enthaltenen Nachrichten so geht wie gewissen Weinen, welche besser werden, wenn sie die Linie passieren.

Mein Vater war einige Zeit an heftigem Rheumatismus krank, aber das Geismarsche Bad brauchte er und natürlich war der Erfolg der beste. Schicke uns nur einmal einen einzigen Mexikaner, der an der Wassersucht leidet oder an sonst einem hartnäckigem Übel, nach Geismar ins Bad, Du sollst sehen, er wird geheilt und es wäre mir doch gar lieb, wenn mein Geburtsort in beiden Hemisphären berühmt wäre.

Mein Schwager Meisterlin*) hat im März das Unglück gehabt, sein rechtes Bein zu brechen und bis jetzt muß er noch auf Krücken gehen. Er ist als Deputierter zum Mitteldeutschen Handelsverein dermalen in Hannover, um das Netz zu spinnen, welches um Hannover, Kurhessen, Braunschweig und Oldenburg gelegt werden soll, um Preußen und die übrige Welt darin zu fangen. Du hast auch Vorteil davon, da der Hannoversche Handelskonsul in Mexiko nun auch der unsrige ist. Sei stolz auf Deine Nation — wo ist des Deutschen Vaterland? im mitteldeutschen Handelsverein. —

Der Bau unserer neuen Artilleriekaserne schreitet rasch vor, sie soll in einigen Monaten unter Dach sein. Professor Cäsar**) und Regierungsrat Nebel-

*) Finanz-Kammerrat.

**) Nathanael Cäsar war der letzte Rektor des alten Kasseler Lyceums. Er war zu Kassel 1763 geboren und starb in seiner Vaterstadt 1836. (Einiges Persönliche über ihn siehe Piderit-Hoffmeister „Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Kassel“, Seite 458, und „Hessische Erinnerungen“, Verlag von Klaunig, Kassel, 1882, Seite 195.)

thau, unsere großen Lokalpatrioten, haben täglich schöne, reine Freude, da nicht nur unsere Kasernen, sondern auch viele Privathäuser angestrichen werden. Die Orangerie wird mit bedeutenden Kosten restauriert, ob auch die römischen Kaiser wieder zu Ehren gebracht werden, weiß ich nicht. Die mit ihren Zöglingen promenierenden Hofmeister wünschen es mit allen Freunden der römischen Geschichte.

Der Kurfürst ist seit drei Wochen nach Wien gereist, von da geht er nach Italien, wohin er Dr. Diede und Bromeis*) mitgenommen hat, und nach seiner Zurückkunft wird mancher Bau unternommen.

*) Oberhofbaumeister.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus der „guten alten Zeit“.

Wer nur unsere Verkehrsverhältnisse, unseren Handel und Wandel von der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an in ihren verschiedenen Wandlungen und in ihren unermeßlich großen Fortschritten kennt, der wird die nachfolgenden Schilderungen aus der Jugendzeit eines noch Lebenden kaum glaublich finden und doch sind sie auf Wahrheit beruhend. — Mein Vater war Staatsbeamter und wurde 1832 pensioniert. Da er ein recht schönes Haus mit Ökonomiegebäuden und Gärten in einem Marktflecken Oberhessens besaß, dazu Äcker und Wiesen, so zog er mit Frau und vier Söhnen dorthin und betrieb die Landwirtschaft. Er konnte zwei Pferde halten und mit diesen in einer Kutsche mit uns auch manchmal eine Vergnügungsreise antreten. Das war nun auch nicht so leicht. Denn chaussierte Wege waren noch eine Seltenheit und eigentlich waren es die großen Landstraßen allein, auf welchen die Turn und Taxissche Post „Eilwagen“ gehen ließ. Für die Kaufleute war dies besonders schlimm, denn auf morastigen Wegen konnten sie in den später eingeführten leichten Reisewagen Kunden nicht aufsuchen und mußten Bestellungen auf ihre Waren zu Hause abwarten. Dazu brauchte man Zeit. In unserer neuen Heimat, die noch keine direkte Verbindung mit den größeren Städten hatte, erschien nur Mittwochs und Samstags das „Ranzenmännchen“, ein Postbote, der in einem großen Ranzen, aus Holz gebaut und mit Fellen überzogen, die Briefe von der nächsten Post, kleinere Pakete und das „Frankfurter Journal“ überbrachte. Diese alte, leider jetzt eingegangene Zeitung mit dem Beiblatt „Didaskalia“ wurde von fünf Familien in Gemeinschaft gehalten. — Unsere Wäscherin die „Annamarie“, eine sehr starke Person, wanderte jeden Samstag nach dem etwa 4 – 5 Stunden entfernten Hanau, auf dem Kopf einen schweren mit Butter, Käsen und Eiern beladenen Korb, wogegen sie auf Bestellung Waren aller Art von den Krämern in Hanau eintauschte und am Montag an die Besteller ablieferte. Die Wilddiebe und Schmuggler im „Langen Wald“ kannte sie alle, verriet aber keinen, denn das würde ihr bös bekommen sein. Den Sonntag hatte sie nötig, um die vielen Schnäpse, die ihr in Hanau freigebig gespendet waren, verdunsten zu lassen. Sie blieb uns treu bis zu unserem Wegzug und war ein Muster von Arbeitsamkeit und Ehrlichkeit bei dem geringen, aber damals üblichen Lohn. Das Geld war noch rar. — Neben dem Ranzenmännchen erschien von Zeit zu Zeit das „Zitronenmännchen“ aus Gießen, ein kleiner Warenhändler, der seine Sachen in zwei Körben von einem Esel in die Provinz tragen ließ. Er hatte vorzugsweise Zitronen, Feigen, Datteln, Rosinen u. dgl. und erregte durch sein Erscheinen jedesmal ungeheueren Jubel bei der Jugend; denn er schenkte uns, wenn die Eltern ihm recht viel abnahmen, ein paar Feigen oder Datteln, Früchte, gereift in einer anderen Flur, in einem anderen Sonnenlichte, in einer glücklichen Natur. Ungern sahen wir das Eselchen mit seinem kleinen Herrn seine Wege wieder ziehen. Aber nach drei Monaten kam es ja wieder. Eines Tags blieb Eselchen und Männchen aus und niemals sah man beide wieder. Dies sei ihr Denkmal. Es kam eine Zeit, in welcher man mehr als früher die Notwendigkeit erkannte, bessere Straßen zu bauen, aber lange dauerte es, bis sie in Zusammenhang mit den großen Verkehrsadern, den Landstraßen, gebracht wurden. Bis dahin entwickelte sich der Handel in anderer Weise, zumeist durch Hausierer auf dem Lande. In unserem Dorfe lebten drei Brüder namens Maier, Israeliten, von welchen der ältere und seine Ehegattin, die Kriselriffke, bei meinen Eltern personae gratae waren. Sie trieben Handel mit Schnittwaren, die der Mann in unser Haus brachte. Über die Preise wurde „gehandelt“, d. h. Maier forderte und schlug natürlich etwas vor, die Eltern boten etwas weniger und so kam der Verkauf zustande, indem Maier zum Schluß mit Resignation ausrief: „Herr L., Sie solle mich genieße!“ „Das möchte nicht gutschmecken“, meinte mein Vater. — Wenn Maier mit seinem Warenpack über Land ging, so nahm er vorher zärtlichen Abschied von Kriselriffke mit vielfach wiederholtem: „adiäis Kriselriffke“, bis sie wütend rief: „adiäis du Narr“. — Man sieht hieraus,

wie vielgestaltig die Liebe sich äußert. — So wie Maier war später in einer Stadt Oberhessens sichtbar ein alter Israelite, ein Hausierer: Kalme Levi Reis, dessen mancher Alte sich wohl noch erinnern wird und von dem viele recht amüsante Anekdoten existieren, deren Wiederholen hier zu weit führen würde. — Eine andere Erscheinung in der „guten alten Zeit" war der „Musterreiter"*). Kaufleute aus den Städten kamen selbst oder schickten ihre Kommis hoch zu Roß heraus in die lehmige Wetterau und in den steinigen Vogelsberg mit Warenproben oder Mustern, die sie auf ihrem Pferd im Mantelsack mit sich führten. Auch sie waren gern gesehene Gäste. Sie brauchten keine Wirtschaft aufzusuchen, Roß und Mann wurden von bekannten und befreundeten Kunden freundlichst aufgenommen und nach ausreichender Bewirtung wieder entlassen; das Geschäft wurde immer erst kurz vor dem Abschied abgeschlossen; die Gegenstände, die gekauft waren, kamen später oft durch eine Gelegenheit. Ein solcher Musterreiter, der aber mehr ein Mustergänger genannt werden konnte, war Herr Schreer aus H. Der fand sich gar oft bei uns ein, aber regelmäßig erst am Abend, blieb als Gast zum Abendtisch und über Nacht und ließ dann erst am Morgen seinen Packträger mit Waren und Mustern kommen, und dann wurde gehandelt. Herr Schreer hatte Pech an den Hosen, namentlich abends, wenn ihm mein Vater von seinem 1819er Laubenheimer vorsetzte, und konnte nicht zu Bett gehen. Dabei war er ein langweiliger Kerl. Meine Mutter brachte dann öfters ein selbst gezogenes „Gutlicht", stellte es brennend auf den Tisch mit den Worten: „Das Licht ist für den Herrn Schreer!" — Dieser kategorische Imperativ ist später in unserer Gegend sprichwörtlich geworden, wenn jemand über Gebühr sitzen blieb. Herr Schreer hatte nicht immer gute Waren. Aus einem Stück grauem Tuch, sehr schön anzusehen, — hatten wir Jungen neue Hosen bekommen, in welchen wir bei einem Besuch unseres Oheims in Hanau und Wilhelmsbad paradierten. Hier war ein Karussell aufgestellt. Als wir das besteigen wollten, platzten zwei der neuen Beinkleider an einer sichtbaren Stelle abwärts von den Schößen unserer Wämschen, und unsere Weißheit wurde coram publico offenbar. Herr Schreer hatte uns die Freude an unsere Reise in die ferne Stadt gründlich verdorben.

Wieder eine ähnliche und doch ganz andere Erscheinung war der Weinreisende für „Mörs und Rüppel": Herr Schmidt, von seinen Freunden „das Weinschmidtchen" genannt. Er kam mit freundlicher Miene, sah durch eine goldene Brille und offerierte in nicht widerzugebender Art seine Weine. Dabei gerierte er sich als alter Hausfreund und ging nicht eher, als bis man ihm etwas abgekauft bzw. bestellt hatte. Sprichwörtlich: „zur Vordertüre hinausgeschmissen, kam der Weinreisende zur Hintertüre wieder herein." Es soll öfters vorgekommen sein, daß der gelieferte Wein der Probe nicht ganz entsprach. — Das Weinschmidtchen, in späteren Jahren Inhaber obiger Firma, ist mir noch oft begegnet und wird meinen Altersgenossen auch noch im Gedächtnis sein. Mein Vater machte keine Geschäfte mehr mit Weinreisenden, nachdem er bei Chiron-Sarasin in Frankfurt ein ganzes Stückfaß Laubenheimer aus 1819 ersteigert hatte, von dem er an Verwandte und Freunde nur einige Ohm abgab. Daher kam es wohl auch, daß ich stets einen guten Wein gern getrunken habe und mich der Konsequenzen wegen scheute, dem Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke beizutreten. —

Ich will noch anfügen, daß nach dem Ausbau der Chausseen und Vizinalwege, die ja unser Oberhessen wie ein Netz umspannen, Frachtfuhrleute den Verkehr mit Frankfurt vermittelten. Der Fuhrmann Dondorf aus Gedern erhielt zu diesem Zweck von meinem Vater Briefchen an den Kauf- und Handelsmann U. Wunderlich in Frankfurt, die lediglich Bestellzettel waren. Dondorf zahlte die Preise, in Vilbel auch den Zoll, denn der Zollverein war erst im Werden, und erhielt bei Ablieferung der Waren Fracht und Auslagen. — Eine weitere Folge des Chausseebaues war das Auftauchen der „Familienwagen" oder „Blamagen", die den Personenverkehr der Oberhessen mit Frankfurt vermittelten. Ich weiß noch, welche Freude herrschte, als ein Düdelsheimer Fuhrmann an einem schönen Sonntagmorgen die erste „Blamage" durch meinen Heimatsort lenkte.

Ein gleicher Verkehr mit Hanau war unmöglich, weil der Kurfürst Friedrich Wilhelm nicht duldete, daß unsere bis an die kurhessische Grenze (mitten im Feld endigend) gebauten Straßen auf jenseitigem Gebiet weiter geführt wurden. Die kurhessischen Gemeinden haben dann minderwertige Vizinalwege in unsere Chausseen einmünden lassen.

Soweit habe ich aus dem Gedächtnis ohne Zuhilfenahme von Dichtung nur Wahrheit berichtet. Vielleicht wird mancher sagen: wozu braucht man das Zeug zu veröffentlichen? Das geschwätzige Alter tritt in den Vordergrund. Nun, wen diese Skizzen nicht interessieren, der lege das Blatt auf die Seite, ich habe nur einem freundschaftlichen Druck nachgegeben, als ich die Feder in die Hand nahm.

„Dixi et salvavi animam meam."

Ein alter Oberhesse.

*) Der Musterreiter führte in ledernen Halftern scharf geladene Pistolen mit sich. Das war damals noch gebotene Vorsicht. Ein paar lange Reiterpistolen, stark beschlagen, waren auch im Besitz meines Vaters.

Der letzte Treuhardt.

Eine Geschichte aus dem Pfarrgarten von H. Bertelmann.

(Fortsetzung.)

III.

Marte war ein kluges Ding. Darum nahm sie mein Vater gern mit mir in Privatunterricht. „Dann ist der gegenseitige Eifer um so größer", hatte er gemeint. Der Kantor war das gern zufrieden, denn er zahlte nichts. Marte wuchs wie die Tanne neben dem Eichbaum, die ihre schlanken, lichtdurstigen Triebe weit empor über das gern zur Erde sich neigende Geäst der Eiche schickt. Sie faßte alles so leicht. Ihre tadellosen Exerzitien wurden gar oft den mit Rotstift bestrichenen Arbeiten des Knaben als Muster gegenübergelegt. Da lernte ich an dem Mädchen emporschauen. —

Hier stand sie — an diesem Tisch. Der Zeiger der Kirchenuhr rückte stark auf drei. Sie blätterte in ihrem französischen Lehrbuch, dem Ploetz. Über das frischgebügelte blaue Nesselkleid mit den weißen Sternchen hingen zwei lange braune Zöpfe herab. Den Kopf über das Buch gebeugt, wurde das Mädchen des heranschleichenden Knaben nicht gewahr.

Plötzlich sprang der herzu, der Erschrockenen die Augen zuhaltend.

„Wer bin ich?" — „Laß nur los, Wilhelm!" —

Der sprang zur Seite und sah dem Mädchen lustig ins Gesicht.

„Geh, einen so zu erschrecken! — Kannst du denn schon alles?"

„Ach, er kommt ja noch lange nicht. Hab' noch Zeit. — Woll'n erst ein bischen spielen. — Zur Trinewase im langen Hause ist er geholt. Die kriegt das Abendmahl. Eine Stunde mag's leicht dauern." —

„Die Trinewase — sagst du? — Weiß ich ja gar nicht, daß die krank ist! Wird doch nicht sterben?" —

„Das ist doch immer so, wenn eine erst das Abendmahl kriegt, nachher stirbt sie auch. Marte, weißt du was? Ich wollte, wenn die Trinewase nun einmal doch sterben will, sie stürbe heute; Donnerstag wäre die Leiche. Dann fiele unsere Stunde aus. Das wäre ein Spaß! — Ist auch so lange niemand gestorben! Weißt noch, der alte Bornjost ist am Sonntag begraben. Was hatten wir davon?" —

„Ach, ich freue mich gar nicht, wenn die Trinewase stirbt. Ich sollte ja bei ihr das Nähen lernen. Und denkst du denn nicht mehr an die Dämmerstunde!"

„Du meinst die Märchen, die sie uns erzählt?" —

„Ja, — und in ihrer Stube ist es so — ich weiß nicht wie: das Vorhangbett, die Lade mit den Lilien dran, der Kachelofen" — —

„Ach du, hör auf — komm mit!" —

Da hatte ich sie in den Kiesweg gezerrt. In lustigen Sprüngen ging's hinunter auf den Steg. Wir legten uns auf das Geländer und guckten ins Wasser. —

„Du, jetzt fange ich Külköppe!"

„Ich geh mal mit hinunter."

Schnell waren wir durch das Stachelbeergebüsch und standen am Mauerrand.

Ich ging zuerst.

„Guck nur her, wohin ich trete — so — so — so" —

Unten war ich.

Marte ging etwas bange hin und her. Es war doch tief. Aber sie wollte nicht furchtsam scheinen. Mit zitternden Händen kauerte sie nieder und trat aufs Geradewohl in die Tiefe, am Grase sich haltend, das in den Fugen des Randsteines wuchs.

Ihr Fuß hatte den ersten Ruhepunkt in der Maueröffnung getroffen. Aber die Röcke waren hinderlich. Die wollte sie glatt streichen.

Platsch — pardauz — da lag Marte vor meinen Füßen.

Unser beider Angstschrei vereinte sich.

Das arme Mädchen war mit dem Kopfe auf einen dicken Stein geschlagen. Aus Mund und Nase quoll das Blut. Wie tot lag sie da. Die Wellen zerrten am Saume ihres Kleides und faßten die langen Zöpfe, als wollten sie sie mitreißen.

„Marte, Marte," rief ich in furchtbarer Angst, „ich konnte doch nichts dazu!" Schnell bog ich mich nieder, hob den triefenden Körper empor und stützte ihn auf meinem Knie. Mit zitternden Fingern versuchte ich das Gesicht vom Blut zu reinigen.

„Junge, Junge, was hast du gemacht!" tönte es auf einmal hinter mir. „Wenn das dein Vater gewahr wird!"

Der das sagte, war Tiehöfers Frieder. Er ahmte das Durchbläuen über seinem Knie nach und schob mich unsanft beiseite. Ich grollte ihm und atmete doch erleichtert auf, als er das Mädchen, das inzwischen die Augen aufgeschlagen, in seinen kräftigen Armen hielt.

„Mädchen, wie siehst du aus? Was sollen deine Leute sagen? Daß du auch hinter dem tollen Pastorjungen herläufst!" — Von den Kleidern tropfte es unaufhörlich. —

Ich ballte die Faust und hätte am liebsten dem Frieder eine gehörige Ohrfeige versetzt. Doch als ich das bleiche, blutbefleckte Gesicht des Mädchens an seiner Schulter sah, bezwang ich mich.

Ich sah ihn mit seiner Last den Bachlauf hinuntertappen. Atemlos stand ich da. Hinter grünen Hecken und tiefhängenden Weiden, die beiderseits das Ufer beschatteten, war er bald verschwunden. Nur noch das eigentümliche Geräusch, das durch Treten ins Wasser verursacht wurde, drang an mein Ohr. Ohne lange zu überlegen, was ich tat, eilte ich den Bach hinab hinter Frieder her. Am Ende der Gärten stieg ich über den Füllstein, wo das Wasser geschöpft wird, den Rain hinauf. Von der Linde, die droben stand, sah ich noch den Frieder um die Schulhausecke biegen. Was nun? Strümpfe und Beinkleider waren ganz durchnäßt. Über die Straße gehen wollte ich so nicht. Kurz entschlossen schlug ich denselben Weg ein, den ich gekommen.

Auf dem dicken Steine lag noch Blut. Ich suchte es abzuspülen. Vergeblich. Das graugrüne Moos schien Blut aufgesogen zu haben. Trübselig stand ich da.

„Um Gottes willen, Willem, was is denn passiert? Wir haben den Schrei drin gehört. Deine Mutter schickt mich. Wo ist Marte?" —

Das Trinemariechen stand auf dem Stege.

Ich berichtete kurz, was geschehen, und bat inständigst, ja der Mutter nichts zu sagen. Dann kletterte ich empor.

Wie wir noch beraten, wie es anzufangen wäre, damit die kranke Mutter sich nicht aufregt, tritt mein Vater daher. Das Trinemariechen ließ mich allein. —

Was nun zwischen Efeuwand und blühendem Flieder geschah, wissen die allein. Meine Lektion mußte ich noch abends hersagen, und es ging hart her dabei. Beim Abendessen erfuhr ich auch, daß die Trinewase sich wieder erholt habe und noch nicht sterben wollte. —

Tiehöfers Frieder aber hatte beim Kantor einen Stein im Brett. —

Der Sturz hatte dem Mädchen nicht ernstlich geschadet. Nach acht Tagen kam sie wieder zur Stunde herüber. Die Freundschaft hatte nicht gelitten. Nur von den Külköppen mochte sie nichts mehr hören.

IV.

Ich kam dann fort auf die höhere Schule. Bei meinem Kommen und Gehen begegneten wir uns immer in gewohnter Offenheit und Herzlichkeit. Meine Mutter starb. Marte weinte neben mir am teuren Sarge, als wäre sie meine Schwester.

Jahre vergingen. — Es kam die Zeit, da wir uns mieden. — Ich weilte als Student daheim. Pfingstsonnabend war's, vor Mittag hier im Garten. Die Fliedertrauben hingen vom Nachtregen schwer zur Erde. Ich lese den Reichsboten hier in dieser Ecke.

Da kommt's durch den Hausgang. Die Tür knarrt. In ihrem Rahmen steht eine liebliche Mädchengestalt. Marte war's, die eine blühende Jungfrau geworden.

Sie stutzte und wich nicht von der Stelle. Das schlichte Kattunkleid mit dem hellen Schürzchen drüber stand ihr prächtig. Die beiden vollen dunkelbraunen Flechten wanden sich um den Kopf und rahmten das Madonnengesicht natürlich ein.

Ich erhob mich grüßend. Da kam sie, wie im Kampfe mit sich selbst, schüchtern die zwei Tritte herab.

„Sie verzeihen, — ich dachte, — Ihr Herr Vater — wäre hier!" — Dabei wurde sie ganz rot.

Nie habe ich wieder ein so liebliches Bild voll jungfräulicher Anmut und Schönheit gesehen als hier auf diesem Platz. Und dahinter den blühenden Flieder! —

„Aber du wirst mich doch nicht „Sie" nennen wollen, Mädchen," gab ich zurück. „Weißt du denn nicht mehr, was wir hier alles erlebt haben, und dann „Sie"!" —

Ich reichte ihr meine Hand. Dabei sahen wir uns in die Augen und in das Herz dazu.

Daß das Wahrheit war, sagte freilich keins dem anderen.

„Wenn — du ja meinst! — Aber — du bist jetzt ein so gelehrter Mann!" —

„Davon schweig mir still", erwiderte ich. Sie lachte. Das klang noch so lustig wie einst. —

„Du wolltest also zu meinem Vater? Was wünschest du von ihm?" —

„Der alte Tiehöfer ist schwer krank. Frieder bat mich, im Vorbeigehen, deinem Vater zu sagen, er möchte ihn morgen ins Gebet einschließen."

Bei diesem Namen zuckte ich zusammen. Eine unangenehme Erinnerung störte den schönen Augenblick. Doch beherrschte ich mich und sagte: „Ich werde es besorgen". —

Sie dankte und wollte gehen. Ich hielt sie fest.

„Laß uns doch einmal den Garten besehen. Es steht alles so schön darin", bat ich. Sie willigte ein.

Vom nächsten Beete pflückte ich zwei rote Tulpen und reichte ihr die eine. Wir schritten die Treppe hinunter zum Steg. —

„Dort war es. — Weißt du noch?" sagte ich.

„Ja, ich weiß noch alles, wie der Frieder kam, und du hattest solche Angst um mich."

Ich sah sie vorwurfsvoll an. Doch sie schien nichts zu merken.

„Sieh, dort die ausgetretenen Mauerfugen! Und dort der Stein, auf den dein Kopf schlug!". —

Marte bog sich zur Seite. Leicht streiften sich unsere Wangen. Aber flugs stoben wir auseinander und hätten uns so gerne umschlungen.

Wir lösten die Hände vom Geländer und schritten durch den Gemüsegarten. Der Wein an der Mauer wagte es endlich, seine dürren Ranken mit üppigen braunen Trieben aufzuputzen. Zur Linken sproßte in den Reihenbeeten allerlei um die Wette. Die Laube am Ende des Gartens war noch nicht ganz geschlossen. Doch fing das Laub an, sich herrlich zu entfalten. Dorthin lenkte das Paar die Schritte. Wir saßen einander gegenüber.

„Weißt du noch?“ ging es hin und her.

Und „Weißt du noch?“ das wollte kein Ende nehmen. Und Auge ruhte in Auge. Es brannte Hand in Hand. Am hellen Mittag fanden sich die Lippen zum ersten Kuß. —

„Das sind mir ja schöne Geschichten“, donnerte es auf einmal von draußen in unser Glück. Des Vaters gestrenger Blick ruhte auf uns, die wir unwillkürlich emporschnellten.

„Das hätte ich von dir nicht erwartet, Marte. Du konntest dich soweit vergessen! Was soll dein Vater sagen?“ —

„Und du, Bursche — mit Liebesabenteuern leitest du deine Ferien ein! Das Handwerk werde ich dir legen. — Weißt du denn gar nicht, was du deinem Hause, meiner Stellung in der Gemeinde schuldig bist? Einen Bruder Lüderlich sollte ich großgezogen haben?“ —

Ich versuchte einige Worte der Entschuldigung, sie fanden kein Gehör.

„Marsch, vor mir her!“ —

So mögen Adam und Eva das Paradies verlassen haben. Gesenkten Hauptes ging das Mädchen voraus. Mit Unmut folgte ich.

„Ohne meine Gegenwart betrittst du meinen Garten nicht wieder.“ So rief der erregte Mann vor der Efeuwand dem tief beschämten Mädchen nach. Und ich mußte eine schlimme Standrede über mich ergehen lassen.

Mein Vater war ein stolzer Mann und tat sich darauf etwas zugute, daß er eine Freiin zur Frau hatte. So warf er mir denn vor, ob ich kein edleres Streben kenne, als einer Kantorstochter den Hof zu machen, in meinen Adern rolle blaues Blut. —

Der Pfingsttag kam ohne Sonnenschein. Die bestellte Fürbitte unterblieb. Am zweiten Feiertag verschied der Tiehöfer. — Bei der ersten besten Gelegenheit hatte der Kantor alles erfahren. Der war ein harter Mann. Die arme Marte! —

V.

Der Schlaganfall meines Vaters war, wie Sie wissen, die Ursache, daß ich so zeitig ordiniert und zum Gehilfen meines Vaters bestellt wurde.

An einem der ersten Sonnabende meiner Amtstätigkeit saß ich hier auf dieser Stelle und überdachte meine Predigt. Ein Nachmittag war es, wie heute. Da standen sie auf einmal vor mir, ein hochgewachsener, stattlicher Mann, der Frieder, und Marte. Sie hatte von ihrer Schönheit viel verloren. Harte Züge waren ihrem Gesicht eingeprägt.

Ich lud sie zum Niedersitzen ein.

„Morgen über drei Wochen dachten wir, Herr Pfarr, sollte die Hochzeit sein. Hier ist das Ding vom Bürgermeister.“ —

Mit den Worten legte er das Formular des Standesbeamten auf den Tisch.

Ich entfaltete es. Mir kam es vor, als solle ich eine fremde Sprache entziffern. Die Buchstaben tanzten durcheinander.

Ich hatte also diese beiden morgen als Brautleute zu proklamieren. Diese Tatsache lag mir im Augenblick so auf der Seele, daß ich keines Wortes mächtig war.

„Ich denke doch, der Herr Pfarr hält uns ’ne gute Rede. Wir sind doch Schulkameraden, und Marte hat mit Ihnen Französ’sch gelernt.“ —

Marte starrte zu Boden.

„Das versteht sich“, erwiderte ich in einem Tone, der gleichgültig klingen sollte, und ich weiß, wie erregt ich war.

„Na, dann wünsche ich Euch — von Herzen — Glück“, sagte ich, stand auf und reichte dem Paare die Hand.

Als Martes Hand in der meinen lag, war mir’s als sollte ich sie nicht wieder loslassen. Das Mädchen wurde totenbleich und sank ohnmächtig zusammen. Ich fing sie noch rechtzeitig in meinen Armen auf. Frieder stand verdutzt dabei: „Wasser, Wasser!“ rief ich. Da sprang er fort ins Haus.

Wie ehemals drunten in dem Bache hielt ich sie in meinen Armen. Aber sie gehörte einem anderen, eben dem, der sie damals mir entrissen. Und mir war das Los gefallen, diese Verbindung zu segnen. War das nicht hart?

Sie schlug die Augen auf, ehe Frieder zurückkam.

„Laß mich los, — Gott will’s nicht anders“, sagte sie tonlos.

Ich ließ sie. Sie tauchte ihre Hände in die Waschschüssel. Das Trinemariechen stand mit dem Handtuch bereit.

„Sie hat ’ne schwache Natur“, meinte Frieder. „Das muß sie sich noch abgewöhnen als Bauersfrau.“ —

Ich sah sie hinauswanken an Frieders Seite und lauschte hinter dem verblühten Fliederbüschen auf ihre Tritte. — —

(Schluß folgt.)

Aus alter und neuer Zeit.

Die Preußen kommen! Oft und gern erinnere ich mich einer kleinen Episode aus den aufregenden Junitagen des Jahres 1866. Es war am 18. Juni. Zwei Tage zuvor hatten unsere kurhessischen Truppen ihre Garnisonen verlassen und waren in der Umgegend von Fulda zusammengezogen; beängstigende Gerüchte durchliefen die heimischen Zeitungen, schon hatten sich die Preußen hier und da im Hessenländchen blicken lassen, sollten sogar schon am frühen Morgen in Melsungen eingerückt sein. Noch war zwar unser angestammter Landesherr auf seiner schönen Wilhelmshöhe anwesend, aber die mit Sehnsucht erwarteten Zeitungen brachten bange Gerüchte, mit Angst und Sorgen sah auch mein Vater, der Kommandeur der Staatsfestung Spangenberg, den kommenden Ereignissen entgegen. Oft ward von ihm die Frage erörtert, wie er sich wohl den Preußen gegenüber verhalten sollte, falls dieselben Besitz von der alten Feste ergreifen wollten? Auf alle Fälle ward das alte Alarmgeschütz aus den Freiheitskriegen, welches vorn auf einem ehemaligen Außenwerk in der Nähe des Wachthäuschens stand, geladen und beständig die Gegend nach allen Seiten observiert. Aber soviel wir auch Auslug hielten, es ließ sich kein Preuße blicken; weder im Süden vom Schmachtenhagen herunter, noch nördlich auf der Lichtenauer Straße und östlich im Pfiefetal, sowie endlich auf der Melsunger Straße wollte uns Helmfunkeln die gefürchteten Preußen zeigen! Die kamen sicher auf Schleichwegen, quer durch die Söhre, und wollten die alte Feste im Sturm einnehmen. —

Eines Tages aber, als wir gerade zu Mittag aßen (nur zu den Mahlzeiten verließ der Vater den Wall, von dem man die Gegend nach allen Seiten beherrschte), kam atemlos der Wachtkommandant, es war der alte Capitaine d'armes Müller, durch den Schloßhof gerannt, kaum nahm er sich Zeit den Helm aufzustülpen, das Sturmband hing ihm über die Stirn, und in der größten Aufregung rief er dem im Fenster stehenden Vater zu: „Herr Major, alleweil kommen die Preußen, sie sind schon ganz nah, auf dem Melsunger Fußpfad durch den Wald herunter kommen sie anmarschiert.“ Die Wirkung war eine unbeschreibliche, nun waren die gefürchteten Preußen also wirklich da und zwar schon ganz nahe an die alte Bergfestung herangekommen, wie der Augenschein sofort lehrte; schnell wurden die Schnepper sowie das rote Tor geschlossen! Die Kompagnie zu alarmieren war keine Zeit mehr, denn die wackern Krieger gingen im Städtchen alle ihrem Beruf nach, so befanden sich an Militärpersonen nur der Kommandant und die Wachmannschaft, mit dem wachhabenden Unteroffizier 6 Mann, auf der Festung. —

Näher und näher kamen die Feinde, sie schienen gut Bescheid zu wissen, denn jetzt schlugen sie einen Feldweg ein, der sie nach Elbersdorf führte, und plötzlich klommen sie durch die steile Wolfskehle den Schloßberg herauf, in unheimlicher Nähe funkelten die Helmspitzen. Aber was war denn das? Nicht der gefürchtete Preußische Aar, sondern der altvertraute Hessische Löwe blinkte im Sonnenschein den erwartungsvollen Blicken entgegen! — Es war ein Häuflein wackerer Hessen, ungefähr 70 Mann Reservisten und Urlauber, die auf Schleichwegen aus Kassel und den umliegenden Dörfern kamen, müde und hungrig Einlaß in die alte Bergfeste begehrten und den Herrn Kommandanten um nähere Instruktionen für den Weitermarsch zu ihren Truppenteilen baten. Mit der größten Vorsicht nur war es den Mannschaften, welche ein wackerer Unteroffizier befehligte, gelungen, sich durchzuschleichen, da wirklich bereits in Melsungen an demselben Morgen eine Kompagnie Preußen vom 30. Regiment eingerückt war, wie die Leute dem Vater berichteten. Da höchste Eile not tat, da ja die wirklichen Preußen schon in allernächster Nähe waren, versah der Vater in kürzester Zeit die müden Leute mit Quartierbilletts und geleitete sie selbst hinunter ins Städtchen, wo sie bei den braven Bürgern die gastlichste Aufnahme fanden. Nachdem sie mit Speise und Trank versehen waren, konnten sie bis zum Abend der wohlverdienten Ruhe pflegen, denn es standen ihnen noch anstrengende Märsche bevor. Als dann die Nacht ihre schützenden Fittiche über das Städtchen ausbreitete, verließ das wackere Häuflein unter vielen Dankesbezeugungen die gastliche Stätte und trat unter der sicheren Führung eines vom Vater genau instruierten Mannes abermals auf Schleichwegen den Weitermarsch zu seinen Truppenteilen an. Glücklich und ohne weitere Fährnisse erreichten die Leute ihre verschiedenen Regimenter, wie der nach mehreren Tagen zurückkehrende Führer meinem Vater berichten konnte.

Anna Bölke, geb. Gissot.

Merkwürdige Ortsbezeichnungen bei Gensungen. Am 31. Mai dieses Jahres machte die kgl. Oberförsterei in Fritzlar bekannt, daß auf den fiskalischen Grundstücken am linken Ederufer, „dem Pfingstrasen und Kämpfen“, die Jagd verpachtet werden solle. Die Grundstücke ziehen sich in schmalem Streifen durch die Gemarkungen Gensungen, Mittelhof und Böddiger. Nun gehört der Name (patronymisch) Gensungen zu den sehr

alten Ortsnamen Hessens, und der Ort ist als ehemaliger Sitz eines Erzpriesters und Gerichtsort bekannt. Das letztere wird durch Kopp, Hess. Gerichtsverfassung I, S. 277, fast sicher gemacht durch die Angabe, daß ein Gericht „in plenario juxta litus aquae in Gensungen“ abgehalten worden sei. Unter diesen Umständen gewinnen die angeführten Ortsbezeichnungen an Interesse, da „Pfingstrasen“ mit öffentlichem Kultus und „Kämpfen“ (Kämpfrasen bei Marburg) mit gerichtlichen Zweikämpfen immerhin in innerer Beziehung gestanden haben könnte. Sollte die Gerichtsstätte hier gewesen sein? Es würde sich bei einer näheren Untersuchung der aufgeworfenen Frage darum handeln, ältere Niederschriften der beiden Namen in Urkunden aufzufinden und Lokalbesichtigungen vorzunehmen, was ich einem Fachgelehrten überlassen will.

F. v. und z. Gilsa.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Am 10. Juni fand ein Ausflug von Mitgliedern des Hessischen Geschichtsvereins in Kassel nach Melsungen statt, wo die bemerkenswerten Gebäude, das um die Mitte des 16. Jahrhunderts erbaute Schloß, welches jetzt zu Beamtenwohnungen dient, das zur selben Zeit errichtete Rathaus und die weit ältere Stadtkirche sowie auch einige Privathäuser, besichtigt wurden. Im Kasinogarten teilte Herr Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf die näheren Umstände mit, unter denen der russische Oberst Bedriaga, dessen Grab auf dem Melsunger Friedhof die Versammelten zuvor aufgesucht hatten, bei dem Sturm auf Kassel am 28. September 1813 tödlich verwundet worden war. (Siehe „Hessenland“ 1903, S. 55 und 262.) Diesen Mitteilungen folgte im weiteren Verlauf des Nachmittags ein Vortrag des Herrn Lehrers Asmus über Melsungen, in welchem die Geschichte der Stadt, die bis in das 12. Jahrhundert reicht, von der Sage aber bis auf Kaiser Karl den Großen zurückgeführt wird, eingehend behandelt wurde.

Der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde wird am 25. und 26. Juli seine diesjährige Jahresversammlung zu Marburg abhalten und damit eine Gedächtnisfeier für Philipp den Großmütigen verbinden. Am 27. Juli werden die Festteilnehmer infolge einer Einladung der Provinzialstände der Enthüllungsfeier des Philippsdenkmals im Kloster Haina beiwohnen.

Hochschulnachrichten. Dem Privatdozenten Dr. Rupp, Abteilungsvorsteher am pharmazeutisch-chemischen Institut zu Marburg, wurde das Prädikat Professor verliehen. — Der Professor für Mineralogie an der Universität Gießen Dr. R. Brauns ist an die Universität Kiel versetzt worden.

Gewerbe-Ausstellung. In der Zeit vom 2. bis 31. Juli findet in Fulda eine Gewerbe-Ausstellung statt. Wie uns von dort geschrieben wird, ist die Beschickung eine überaus mannigfaltige und reiche, sodaß Anmeldungen nicht mehr angenommen werden können. Ein besonderes Interesse bietet den Besuchern die „Kunstgewerbliche Abteilung“, in welcher die Leistungen der Kunstschlosserei und -Tischlerei, Kunstschmiedearbeiten, sowie Erzeugnisse der Keramik usw. zur Ausstellung gelangen. Hier sind besonders die hessischen Kunsttöpferarbeiten, sowie die Erzeugnisse der „Wächtersbacher Steingutfabrik“ zu erwähnen. Weiter enthält diese Abteilung ganz hervorragende Leistungen der Gold- und Silberschmiedekunst, der Musikinstrumentenfabrikation, der Malerei und auch sehr kunstvolle Damenhandarbeiten, z. B. in Kunststickerei, Klöppelei, Häkelei, Nadelmalerei, Porzellanmalerei usw.

„Freistuhl“. Am 31. Mai wurde in Ehringen an der Erpe in Anwesenheit der Mitglieder des Kreisausschusses, des Vorsitzenden des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, sowie des Pfarrers und Ortsvorstehers der neu hergestellte „Freistuhl“ eingeweiht und von Herrn Landrat von Buttlar, nachdem er über die Bedeutung der Femgerichte geredet hatte, der Gemeinde übergeben. Darauf sprachen Herr General Eisentraut, als Vorsitzender des hessischen Geschichtsvereins, und Herr Pfarrer Todenhöfer im Namen der Gemeinde dem Kreisausschuß für die Bewilligung der Kosten zur Erhaltung dieses geschichtlichen Denkmals ihren Dank aus.

Verband der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein. Die Vorstände dieses Verbandes kamen am 30. und 31. Mai im Schloß zu Darmstadt in Anwesenheit des Großherzogs, der das Protektorat übernommen hat, zusammen. Bekanntlich versucht der Verband eine neue Art Kunstpflege, indem er einen Zusammenschluß aller ernsthaften Künstler und Kunstfreunde erstrebt, um jederzeit für starke eigenartige Begabungen gegenüber dem landläufigen

Geschmack durch öffentliche Anerkennung eintreten zu können. In der Erwägung, daß gerade, wie die Kunstgeschichte lehrt, in den widerspruchsvollen Begabungen sich die Entwickelung der Kunst vollziehe, sollen solche Künstler, die durch die Eigenart ihrer Werke zunächst keine Aussicht auf irgendwelchen Erfolg haben, durch Jahresgehälter usw. in die Lage gesetzt werden, sich trotzdem ungehindert zu betätigen. Die Entscheidung bei dieser Art von Kunstpflege ist in die Hände von Künstlern gelegt worden. Der Verband hat schon nahezu 2000 Mitglieder, darunter die bekanntesten Künstler und Kunstfreunde der rheinischen Länder. Die erste Ausstellung des Verbandes wird im Dezember d. J. stattfinden und zwar auf die Einladung des Großherzogs, der auch den diesmaligen Beratungen mit lebhaftem Interesse folgte und oft durch persönliche Vorschläge in sie eingriff, in Darmstadt. Es wird eine Wanderausstellung sein, die nachher namentlich in den rheinischen Städten gezeigt werden soll, wo sonst keine Kunstausstellungen stattfinden. — Über alle einzelnen Einrichtungen des Verbandes gibt der Schriftführer Wilhelm Schäfer in Düsseldorf, Grafenberger Chaussee 98, Auskunft.

Todesfall. Am 5. Juni starb zu Kassel Schulinspektor Pfarrer a. D. Emil Spangenberg. Am 5. März 1837 zu Eschwege als Sohn des dortigen Landbaumeisters geboren, besuchte er die Gymnasien zu Kassel und Hersfeld und studierte in Marburg und Göttingen Theologie. Nachdem er 1861 die Rektoratsprüfung abgelegt hatte, war er einige Jahre als Privatlehrer sowohl in seiner Heimat wie im Ausland tätig und leitete auch eine Privatschule, als er in Treysa 1865—71 bereits als Pfarrer angestellt war. In der Eigenschaft eines Feldlazarettpredigers machte er den Feldzug 1870/71 mit. Aus diesem zurückgekehrt, trat er in den Lehrkörper der höheren Bürgerschule zu Kassel ein und wurde 1876 Schulinspektor an der Knabenbürgerschule, später Inspektor der Bürgerschule I, welche Stellung er bis zu seinem Tode bekleidete. Daneben war er ein eifriger Förderer des Arbeiter-Fortbildungsvereins und langjähriger Leiter der Handwerksschule. Auch war er Mitbegründer und Vorstandsmitglied der Königin-Luisen-Stiftung. Literarisch ist der Verewigte ebenfalls hervorgetreten, er gab eine Zeitlang den „Boten aus der Schwalm“ heraus und veröffentlichte eine Abhandlung „Die Pädagogik Rousseaus im Lichte der heutigen pädagogischen Wissenschaft“ (Kassel 1873). In dem Dahingeschiedenen ist ein vortrefflicher Schulmann, der auf seine Schüler in idealer Weise zu wirken verstand, zu Grabe getragen worden. Sein Andenken wird bei ihnen unvergeßlich fortleben.

Personalien.

Verliehen: dem emeritierten Lehrer Noll zu Fulda, bisher in Hattenhof, der Adler der Inhaber des Kgl. Hausordens von Hohenzollern.

Ernannt: Amtsgerichtsrat Hinselmann in Eschwege zum Landgerichtsrat in Hildesheim; Gerichtsassessor Looff in Langenselbold zum Amtsrichter in Felsberg; die Referendare Ernst, Dr. Katzenstein, v. Lorentz, Siemon und Steinmetz zu Gerichtsassessoren; Regierungssekretär Michels aus Düsseldorf zum Rentmeister bei der Kgl. Kreiskasse in Hofgeismar; Hilfslehrer Kunstmaler Wenig zum etatsmäßigen Lehrer an der Zeichenakademie zu Hanau.

Versetzt: Kreisbauinspektor Paetz von Nakel nach Schmalkalden.

Überwiesen: Regierungsbaumeister Alfred Müller der Regierung zu Kassel zur weiteren dienstlichen Verwendung; Gerichtsassessor Goebel in Ziegenhain als Hilfsrichter dem Landgericht zu Kassel.

In den **Ruhestand** getreten: Kgl. Konzertmeister Dilcher.

Geboren: ein Sohn: Pfarrer Merzyn und Frau Corinna, geb. Möller (Kassel, 2. Juni); Alexander Baupel und Frau Elisabeth, geb. Kaletsch (Kassel, 5. Juni); Oberleutnant a. D. Knorr v. Rosenroth und Frau Emma, geb. Jungk (Kassel, 13. Juni); — eine Tochter: Regierungsbauführer Kruchen und Frau Maria, geb. Pfeiffer (Langenschwalbach, 9. Juni).

Gestorben: Privatmann August Arndt, 58 Jahre alt (Kassel, 31. Mai); verwitwete Frau Generalarzt Dr. Eilert, geb. Hünicke, 60 Jahre alt (Kassel, 1. Juni); Frau Minna Kornemann, geb. Vietor, 65 Jahre alt (Kassel, 1. Juni); Lehrer a. D. Kantor Philipp Quehl, 83 Jahre alt (Grifte, 2. Juni); Kaufmann Eduard Dithmar sen., 85 Jahre alt (Homberg, 2. Juni); Rentner August Pöschel, 75 Jahre alt (Kassel, 2. Juni); Städtischer Schulinspektor Pfarrer a. D. Emil Spangenberg, 66 Jahre alt (Kassel-Wehlheiden, 5. Juni); Frau Mathilde Schröder, geb. Plancke, 70 Jahre alt (Witzenhausen, 8. Juni).

Briefkasten.

E. R. in K., R. in Lichtenau. Besten Dank für die freundlichst übersandten Beiträge in Poesie und Prosa.

K. H. in Halle. Das Buch wird, sowie es eintrifft, Ihnen zugesandt werden.

W. Sch. in Weimar. Mit Dank empfangen nnd veröffentlicht. Der genannten Zeitung soll ein Exemplar zugehen.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 13. XVIII. Jahrgang. Kassel, 2. Juli 1904.

Sommerträume.

I.

Am Holunder hingen weiße Dolden,
Lindenduft lag süß auf allen Landen,
Als wir alle Herrlichkeit der Erde
Ausgestreut zu unsren Füßen fanden.
In den roten Purpur unsrer Liebe
Hüllten wir die todgeweihten Glieder.
Wie der Feuermohn am Rand des Feldes
Glühten in der Seele uns die Lieder.
Aus den Wolken holten wir die Träume
Schöpfergleich herab ins niedre Leben,
Unsrer Hoffnung wollten wir die Krone,
Unsrer Sehnsucht die Erfüllung geben.
In der Sonne reiften unsre Wünsche.
Heißen Lebens ungebeugter Wille —
Weiches Lächeln um des Glückes Lippen,
Und des Schicksals herber Mund war stille.

II.

Wir gingen weit hinein ins Land der Träume
Einst Hand in Hand. Es war ein selig Wandern,
Und keine Rückkehr haben wir gefunden.

Wir leben dort, wo unter Laubes Kronen
Ein heil'ger Friede durch die Stille schreitet,
Und haben unsres Alltags Not vergessen

Und wissen kaum, daß wir uns stets entbehren
Und weit getrennt im Lärm des Tages gehen,
Weil unsre Seelen zu einander halten.

Wir tauschen mit den andren wohl die Worte
Und werden auf der Städte Markt gesehen
Und wohnen doch in einem fernen Himmel.

Regensburg. M. Herbert.

Als du noch mein warst —

Als du noch mein warst und du oft
In deiner Art, ohn' daß du wolltest,
Mir weh getan, und wenn du dann
Weil ich gezürnt, mir lang noch grolltest —

Da dacht' ich wohl, viel besser wär's,
Wenn schnell wir auseinander gingen,
Eh daß durch dich nur neuen Schmerz
Mir künft'ge Stunden möchten bringen.

Was ich gedacht, jetzt ist's erreicht!
Wir mußten von einander scheiden,
Und ach, jetzt bet' ich Tag und Nacht:
„Könnt' ich durch dich noch einmal leiden!"

Kassel. F. B.

Mein Friede.

In schöner Abgeschiedenheit
Vollbring' ich meine Tage,
Und aus der Wälder Einsamkeit
Ich nicht zu treten wage,

Denn träte ich aus ihr heraus
— Es ginge wohl verloren
Der Duft von meinem Lebensstrauß:
Der Friede süßerkoren.

Oberklingen. Karl Ernst Knodt.



Die von Scholley zu Malsfeld in ihrer Beziehung zu Philipp dem Großmütigen.

Von Baron F. v. und z. Gilsa.

Zu der Zeit, als Landgraf Wilhelm der Mittlere von Hessen seiner schweren Krankheit wegen entmündigt wurde, erhielt derselbe neben andern durch die fünf ernannten Regenten aus der Ritterschaft Ludwig von Roßtorf und Hennigk Scholein als Hüter und Pfleger seiner Person überwiesen. Der Name Scholley kommt hier zum erstenmale in Hessen vor. Es muß dieser Schritt zwischen den Jahren 1506 und 1509, wo der Landgraf verstarb, erfolgt sein. In der offnen Klage desselben (Diplomat. der Kasseler Bibliothek 1508) über die Behandlung durch die ihm gegebenen Vormünder, heißt es nur unter andern „ein Märker", worunter etwa Hennigk verstanden sein könnte. Die Gunst jedoch, worin sich derselbe bei dem Sohne seines Fürsten durch seltne Treue und Pflichteifer in diesem seinem Dienste zu setzen verstanden hatte, beweisen bald nach seinem Regierungsantritt die Worte des Lehnbriefes im K. Staatsarchiv zu Marburg von 1518: „Daß wir demnach in ansehung vieler und getreuer Dienste, so unser kammerdiener*) und lieber Getreuer Hennig v. Scholei bisher dem Landgrafen von Hessen selig und uns gethan und hinfurter wol tun kann soll und mag" den Rottzehnten zu Lamerden und den Mühlenwerder zu Ebertshausen „verleihen".

Sonntag nach Exaudi 1518 stellt aber der Beliehene mit Bezug hierauf einen Lehnsrevers aus, der mit folgenden Worten beginnt: „Ich Hennigk Schole bekenne, nachdeme der durchlauchtig hochgeborne Fürst, Herr Philipp Landgrave zu Hessen aus Gnaden und meiner getreuen Dienste willen den Rottzehnden zu Lamerden und einen Hof darzu geliehen hat."

Es folgen weitere Belehnungen zuerst von Teilen von Malsfeld, welches allmählich ganz in die Hände der von Scholley kam und ihr Stammsitz wurde.

Der Grund zu diesen neuen Gunstbezeugungen des Landgrafen liegt offenbar in dem tapferen Benehmen Hennings im Felde bei dessen Kriegszügen, an denen er als „Einspänniger" teilnahm. In Lauzens Chronik wird von dem Treffen bei Flörsheim im Jahre 1519 erzählt, daß Heinrich von Scholley (Henning) dem Helwig von Rückershausen das Leben rettete, wobei er schwere Wunden davontrug. (Vergl. Rommel B. III, S. 257.) Auf den ersten Akt dieser Erwerbung deutet nachstehender Revers vom 16. Juni 1521 im Königlichen Staatsarchiv zu Marburg: „Ich Ludwig von Rostorf und ich Hennig Scholein Cammerdiner tuen kund, daß der durchlauchtige hochgeborne Fürst und Herr Philipps Landgraf zu Hessen uns die stücke zu manlehn verliehn hat welche Johann von Hebelde weiland zu Malsfeld besessen." Im Lehnbrief selbst aber heißt es im Eingang: „Daß wir der trewen und angenehmen dienste willen, so unser lieber getrewer Ludwig von Rostorf und Hennig Scholein unser cammerdiner unserm lieben Herrn und vater, seligen Landgraf Wilhelm zu Hessen gethan haben und uns fürther thun wollen und moghen." Dieselben erhalten „ein halbestheil am dorfe Malsfeld*) zu samtlehn, Holcz, Feld und Wasserweide."

Dieses Viertel vom Dorfe Malsfeld besaßen bis dahin die 1521 (Landau, Ritterburgen) ausgestorbenen Herren von Hebel, von welchen noch 1519 am 24. Dezember Hans von Hebelde „ein halb teil an Malsfeld und eine hube vor Gensungen gelegen" zu Lehn vom Landgrafen in Erneurung älterer Briefe empfangen hatten. Ludwig von Rostorf scheint bald von seinem Mitbesitz am Samtlehn zurückgetreten oder abgefunden zu sein, denn seiner wird später nicht mehr gedacht.

Henning von Scholey, wie der Name von hier ab gewöhnlich in den noch vorhandenen Urkunden lautet, hatte sich im Jahre 1524 mit Gertrude Koch, der einzigen Tochter des sehr wohlhabenden Kasseler Burgemeisters und Innungsvorstehers Ludwig Koch, verheiratet. Der anscheinend unbestraft gebliebene Todschlag zweier Stadtknechte bei der Hochzeit Hennings, welche am landgräflichen Hofe stattfand, ist durch Rommel Bd. II in den Anmerkungen 207 beschrieben worden. Durch diese

---

*) Entspricht einem Kammerjunker oder Kammerherrn nach späterem Sprachgebrauche.

*) Die Herren von Falkenberg, mit denen von Hebel stammverwandt (1613 ausgestorben), waren im Besitz der andern Hälfte von Malsfeld, welche Henning von Scholley etwas später durch Kauf von Hans von Falkenberg erwarb.

Heirat, welche die volle Billigung des Landgrafen hatte, erwarb derselbe auch den halben Zehnten zu Rothenditmold bei Kassel, welchen die Familie Koch 1516 durch Kauf erworben.

Diesen Übergang des Zehnten bestätigt ein Lehnbrief vom 7. April 1524 (Kgl. Staatsarchiv zu Marburg), worin es heißt: „Ich Tyle von Falkenberg itzund de eldiste zu Falkenberg, vor sich und seinen Bruder Hans von Falkenberg Tumbherrn zu Paderborn, bekenne geliehen zu haben dem achtbaren und vorsichtigen Henningen von Scholey, meines Herrn zu Hessen kammerdiner und Gerdrut seiner eheligen hausfrauen den halben Zehnten zu Rothendettmoll 2c.“ Die Herren von Löwenstein hatten auch Lehnrechte an demselben.

Auch das benachbarte Dorf Beisförth, vorher dem Herrn von Spede, aus Süddeutschland stammend, gehörig, kam noch in Scholleyschen Besitz.

Aus allen diesen Erwerbungen, auch des Hofes Michelbach in Oberhessen usw., geht hervor, in welch ganz besonderer Gunst seines Landesherrn Henning gestanden hat, der schon den Vater desselben in seiner Krankheit treu gepflegt hatte, wie in der einen Urkunde ausdrücklich hervorgehoben wird.

Im Jahre 1539, wo bekanntlich der Gedanke bei Landgraf Philipp von Hessen reifte, mit einer zweiten Frau sich neben Christine von Sachsen zu vermählen und zwar mit dem Hoffräulein Margaretha von der Sale, der Tochter der Hofmeisterin Anna v. d. S. zu Rochlitz, schickte derselbe, nachdem seine Gemahlin wunderbarer Weise ihre schriftliche Einwilligung zu der zweiten Ehe gegeben, unsern Hennig v. S. mit dem Kammerjunker Hans von Schönfeld nach Sachsen, um die Verhandlungen zum Abschluß zu bringen.*) Der Kämmerer von Scholley traf kurz vor Jahresschluß mit seinem Kollegen in Schönfeld in Sachsen ein und beide überreichten der Mutter Margarethens ihre Vollmachten. Frau von der Sale verlangte unter anderm die Anwesenheit des Kurfürsten und Herzogs Moritzens von Sachsen neben den Reformatoren Melanchthon und Bucer als Zeugen bei der Trauung, um die Ehre ihrer Tochter zu schützen. Am 10. Januar 1540 trafen die Gesandten beim Landgrafen auf dem Schloß Spangenberg wieder ein, der schon am 12. den Hans von Schönfeld zur Beseitigung der letzten Bedenken wieder zurück schickte. Es scheint demnach der Letztgenannte das größere diplomatische Geschick von beiden besessen zu haben. Zur Abholung der Frau v. d. Sale mit ihrer Tochter zu der in Rotenburg stattgefundenen Trauung derselben mit dem Landgrafen wurde wieder v. Scholley verwendet, der am 2. März 1540 dorthin mit dem landgräflichen Wagen zurückkehrte.*)

*) Die spätere zweite Gemahlin des Landgrafen Philipp hatte dieser bei einem Besuch seiner Schwester Elisabeth im Sommer 1539 in Kassel zuerst gesehen, indem ihre Mutter Anna die Stelle als Hofmeisterin und sie selbst, obgleich erst 17 Jahre alt, eine solche als Hoffräulein der Herzogin von Sachsen-Rochlitz bekleidete. Auf den damals zuerst aufgetauchten Gedanken einer zweiten Ehe ist in der eigenhändigen Instruktion des Landgrafen für seine Bevollmächtigten, am 23. Dezember 1539 im Schloß Friedewald niedergeschrieben, Bezug genommen. Da die Hofmeisterin v. d. Sale ihm einst gesagt (als von seiner Bewerbung um die Hand der Tochter die Rede war), die ausdrückliche Einwilligung der Landgräfin Christine dazu müsse zuvor festgestellt sein, so sollen sie sagen: „Wir hätten nicht unterlassen, mit unsrer freundlich lieben Gemahlin aufs allerfreundlichste gehandelt und ihre Liebe dahin beredet, daß sie ihre Einwilligung dazu gethan, wie sie solches hierneben aus ihrer eignen Handschrift zu ersehen.“

Daß sich seine Verdienste nicht auf den Hofdienst beschränkten, sondern auch auf dem Felde der Ehre erwuchsen, macht uns den Mann noch werter, das Verhältnis zu seinem Landgrafen aber ehrt Herrn und Diener gleichzeitig!

Nach einer mir vorliegenden vom vormaligen Kurhessischen Amt zu Melsungen beglaubigten Abschrift des Verzeichnisses der Akten im adligen von Scholleyschen Archive zu Malsfeld vom 25. Januar 1854 befand sich in diesem auch ein Währschaftsbrief vom Landgrafen Philipp, worin dieser 1525 „seinem getreuen Henning von Scholein“ auf Lebenszeit acht Goldgulden jährlich zusichert, damals eine erhebliche Summe! Leider ist es kaum noch zu ermitteln, worin hier die besonderen Verdienste unseres Mannes bestanden haben, dessen Sohn Otto Georg mit derselben bewunderungswürdigen Treue später an dem Landgrafen Wilhelm IV. hing, wie sein am 15. Dezember 1547 verstorbener Vater an Philipp dem Großmütigen. Otto Georg zeichnete sich bei den verschiedenen Kriegszügen der Hessen in dieser Zeit aus und starb als Oberst und Kommandant der Hauptstadt Kassel im Jahre 1583, wovon sein Grabdenkmal in der Brüderkirche noch der Nachwelt berichtet. Das Ansehen aber, zu dem die so kürzlich erst nach Hessen verpflanzte Familie durch die Verdienste ihrer ersten Mitglieder gekommen war, zeigen auch die Familienverbindungen mit den von Wersabe vorf Eschwege, von Hutten, von Hatzfeld**), von Boyneburg, von Tannenberg auf Offenbach in Bayern, von Seibelsdorf und der damals noch freiherrlichen Familie von Pappenheim zu Eberbach, deren Familienhaupt den Titel „Reichserbmarschall“ führte.

*) Dr. Rockwell, Dissertation S. 33, 34 u. 35.

**) Die Vorfahren der jetzigen Fürsten von Hatzfeld in Schlesien.

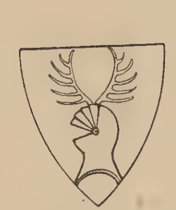
Mit Karl Wilhelm von Scholley, kurfürstlichem Hauptmann a. D., starb 1829 das letzte männliche Mitglied der Familie, dessen Vater Karl Ludewig August, geb. 24. Januar 1730 zu Malsfeld und gestorben daselbst den 28. Sept. 1813, die angesehene Stellung eines fürstlich hessischen Samt-Hofrichters über ein Menschenalter inne gehabt hatte.

Es ist wohl natürlich die Frage aufzuwerfen, von wo der Stammvater der in Hessen nach mehr wie dreihundertjähriger Blüte erloschenen Familie nach Hessen gekommen ist? Das Ergebnis meiner Untersuchung dieser Frage lege ich hier vor:

Vor mir liegt ein von dem Pfarrer Dallwig zu Malsfeld am 14. Mai 1830 nach den dortigen Kirchenbüchern und vorhandenen älteren Dokumenten aufgestellter und beglaubigter Stammbaum, welcher durch Lehensverwandtschaft resp. Mitbelehnung nach dem Aussterben der „Scholley" in meine Familie gelangt ist. Derselbe enthält die bestimmte Angabe, daß Henning von Scholley, fürstlicher Rat und Kämmerer, der Bruder eines George von Scholley auf Schehausen an der Uchte in der Altmark gewesen sei, der zu Berlin in einem Turnier blieb.*) Ein dritter Bruder, Johannes von S., wird als Domherr des Stiftes zu Magdeburg bezeichnet. Deren Vater Heinrich von S., vermählt mit Kathrina von Steinbeck auf Schehausen, der Großvater aber N. N. von S., Ritter, Erbherr auf Bergen und Schehausen in der Mark.

*) Zu vergleichen mit Riedel, Codex diplomat. Brandenburgensis, Namensverzeichnis Band III, S. 177, sub v. Schollen.

Durch die gütige Vermittlung des Herrn Geheimrats Dr. Bailleu erhielt ich aus dem K. Geheimen Staatsarchiv zu Berlin die zuverlässige Nachricht, daß 1531, also gleichzeitig mit unserem Henning, in der Altmark auf Berge drei Gebrüder aus dem Geschlechte von Schollen am Leben waren, welche die Vornamen Georg, Henning und Johann trugen, was mit den Angaben von Malsfeld übereinstimmt und uns zur Vermutung führt, daß die beiden Henning von Schollen und H. von Scholley identisch sind. Die Wappen der beiden Familien, der durch den nach Hessen eingewanderten Henning neugegründeten und der in der Mark zu Berge angesessenen alten Familie, sind nicht so verschieden, daß dieser Umstand dabei hinderlich wäre. Wappenveränderungen kommen nach Besitzwechsel und wichtigen Ereignissen öfters vor und das neue Wappen Hennings zeigt statt des Helmes mit Hirschgeweih als Helmzierde zwei goldne Straußenfedern in rotem Felde des Schildes. In beiden Wappen bildet Helm oder Helmzierde das unterscheidende Merkmal. Das Wappenschild der altmärkischen Familie ist nach dem Siegelabdruck einer Urkunde vom Jahre 1430 nicht mit einem Ritterhelm gekrönt. (S. d. Abb.)



Siegelabdruck von Otto, Cone und Volcze von Scholene, Gebr. in dem Gericht zu dem berge bei Stendal wohnhaft, den Sonntag vor „Pingesten" 1430.



Siegelabdruck Hennigs v. Schole 1518, Hennig v. Scholein 1521, Kämmerer des † Landgrafen Wilhelm II. und Philipps des Großmütigen.



Siegelabruck Ludwigs von Roßdorf 1521, Kämmerer des † Landgrafen von Hessen Wilhelm II. und dann Philipps des Großmütigen.

Die betreffende Urkunde des Geh. Staatsarchivs beginnt mit den Worten: Wy Otte, Cone unde Volcze bruder geheize von Schollene Bernt Schollenen sone, wonhaftig in dem gerichte to tem Berge bekennen in desem open brybe usw.*)

*) Die benutzten Urkunden befinden sich im geheimen Staatsarchive zu Berlin und dem Staatsarchive zu Marburg, solche aus neuerer Zeit im Familienarchiv zu Gilsa. Für das freundliche Entgegenkommen der beiden Staatsarchive meinen besten Dank!

(Fortsetzung folgt.)

Morgenstunden in der Kasseler Galerie.

Von Hans Altmüller.

I.

Ob selbst die Gebildeten unter den Einwohnern Kassels sich des hohen Wertes ihrer berühmten Bildergalerie voll bewußt sind, scheint mir weniger darum vielleicht fraglich, weil man im allgemeinen mehr das, was man nicht hat, als das, was man hat, zu schätzen geneigt ist, als vielmehr deshalb, weil gerade für die bildende Kunst eine gar nicht unbeträchtliche Summe kunsthistorischer Kenntnisse zu gründlicherem Verständnis und darum auch vielseitigerem Genusse allerdings unerläßlich ist, Kenntnisse zudem, die bei weitem nicht so leicht wie in andern Kunstgebieten erworben werden können. Gewiß wird ein Kunstwerk zunächst nur genossen und nicht studiert. Denn Kunst ist eben Kunst, ist Anschauung, Genuß, ist, wie ja Kunst von Können herkommt, auch für die Aufnahme etwas, was man „können“ muß, was also leicht ist und keine Anstrengung macht, und andererseits Ästhetik und Kunstgeschichte sind Wissenschaften, sind Dinge, die Arbeit und Mühe verlangen. Allein — man muß es doch eben können, und wie ein Buch einem Kinde nichts nützen kann, das nicht lesen gelernt hat, so bleibt auch ein Werk von höherem Kunstrang (nicht also etwa ein Volkslied usw.) unverstanden von dem, der nicht das ABC der Kunstsprache beherrscht, das Alphabet nur erst der äußeren Elemente, die in der bildenden Kunst zahlreicher sind als etwa in der Poesie und trotz aller heute zu Gebote stehenden Hülfsmittel, weil sie nämlich weder in der Schule noch wie bei der Musik im populären Verkehr verbreitet werden, auch von sonst Gebildeten gewiß nicht allzuhäufig gekannt sind.

Mit andern Worten: das Sehen muß erst gelernt werden, was nur durch wiederholte Übung erreicht wird. Dann erst ist auf diesem Gebiet auch nur ein naiver Genuß möglich. Soll dieser Genuß aber nun ästhetisch vertieft und historisch erweitert werden, so muß man vergleichen können, und zum Vergleichen gehören Kenntnisse, Tatsachen, geordnete Tatsachen. Das ist nicht jedermanns Sache. Es ist ganz falsch, was wohl öfters geäußert wird, daß Vergleiche einem Kunstwerk schadeten. Im Gegenteil: was einer Kunstschöpfung wirklich eigentümlich ist, kann nur durch Vergleiche mit andern, ähnlichen Produkten erkannt werden, wodurch sich dann das Selbständige vom Fremden langsam loslöst und als wahrhaft Großes und Neues uns entgegentritt; denn mehr oder weniger beeinflußt zeigt sich auch das Größte. Oder es ist etwas wirklich ganz unvergleichlich, dann erscheint es durch die Unmöglichkeit des Vergleichens doch eben erst infolge dieses Versuches als einzig in seiner Art, wie wir denn alles in der Welt lediglich durch den Unterschied erkennen, der wieder ohne Vergleiche nicht auffindbar ist.

Weiß ich und fühle ich, z. B. vor der Sixtinischen Madonna, was hier zunächst zu sehen ist, die Komposition, die Zeichnung, die Farbe, das Licht, der Ausdruck, die Idee, so gibt mir dies zusammen schon einen wahren Kunstgenuß. Dabei muß mir aber doch bereits, nur für diesen mehr unmittelbaren Genuß, eine ganze Anzahl Dinge bekannt sein: auch z. B. wer die Madonna ist, was das Christkind bedeutet, der heilige Sixtus mit der Papstkrone, die heilige Barbara mit dem Turm im Hintergrund, wo sie gefangen saß, usw. Es gibt eine Menge Leute unter uns, die dies nicht wissen, die also schon einen solchen Genuß ohne Anleitung nicht haben können. Denn die Kunst ist nicht populär und kann nicht im Handumdrehen begriffen oder auch nur gefühlt und genossen werden, abgesehen davon, daß für jeden Kunstgenuß nicht nur ein bestimmter Grad von Bewußtsein und Bildung, sondern vor allem eine gewisse reproduzierende Begabung unerläßlich ist, also eine Anlage, die eben meist nur ausgebildet werden muß, nie jedoch freilich durch Studium oder Anleitung ersetzt werden kann. Weiß ich nun aber ferner, was alles vorausgehn mußte, damit Rafael diese Madonna gerade so malen konnte, und was nachher geschah, so daß also das Werk auch seine historische Stellung erhält, sage ich mir endlich, warum denn dies Bild eine so tiefbeseligende Wirkung ausübt, was ich (freilich nur bis zu einem gewissen Grade) mir in der Tat klar machen kann, so erhöhe ich mir durch meine Kritik den Genuß doch entschieden um ein Wesentliches, aber durch Mittel, die ich mir erst sehr allmählich angeeignet habe.

Allerdings, die Sistina kann ich auf diese Art rein genießen. Sie ist für sich abgeschlossen wie in einer Tempelcella. Aber wie rette ich mich in den übrigen Sälen der Galerie vor der „Fülle der Gesichte“? Es gibt ja nichts Unkünstlerischeres als unsere Museen. Ein bedeutender Kunsthistoriker nennt sie mit Recht die „Waisenhäuser der Kunst“. Wie unleidlich drängen sich die Bilder durcheinander! Eins sitzt dem andern auf der Nase; sie stoßen sich wie mit Ellenbogen; die heterogensten Dinge finden sich beisammen wie auf einem Karneval. Will ich an der einen Wand etwa einem Apostel Respekt bezeigen, äugelt daneben schon ein Satyr zu mir herüber; sieht mich hier ein tränenüber=

strömtes Mariengesicht wie mitleidheischend an, pflanzt sich dort ein dicker Türke in brutaler Lebensgröße breitspurig vor mich hin. Kann man denn ohne Scheuklappen überhaupt etwas sehen? Wie schön muß es gewesen sein, als jene Madonna noch in ihrer einsamen Waldkapelle wohnte und das Abendrot gedämpft durch bunte Scheiben brach, das ihre Züge mild umspielte, und der andächtige Besucher ihr demütig zartes Lächeln mit auf den Weg nahm, ungestört noch ihrem Zauber hingegeben; oder als dieses Fruchtstück das behagliche Speisezimmer eines holländischen Patriziers schmückte und sich mit dem dunkeln Getäfel und den schweren Möbeln zu einem stilvollen Ganzen verband. Nun ist das alles wie in eine große Rumpelkammer geworfen, wo man alles sieht und darum nichts.

Doch immerhin, das Schöne ist nicht das Bequeme. Zwar erkaufte man durch die größere Mühe des Erreichens der einzelnen Kunstwerke an ihren ursprünglichen Plätzen, durch das Kennenlernen ihrer sie ergänzenden Umgebung, durch ihre ungestört gesammelte Betrachtung einen tieferen und nachhaltigeren Genuß, eine schnelle und bequeme Belehrung aber im ganzen können dagegen nur wieder unsere Museen bieten, und gerade wo es auf das vorhin geforderte Vergleichen ankommt, da leisten sie in hervorragendster Art das Gewünschte. Ein Museum ist also viel weniger ein Ort des Genusses als des Studiums. Für den Genuß ist es zu aufdringlich überladen, für das Studium ist selbst der Louvre, sind selbst die Uffizien kaum reichhaltig genug. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, was bietet uns nun die Kasseler Galerie?

Von den fünf Kulturnationen, die allein sich in der edelsten aller bildenden Künste, der Malerei, wahrhaft hervorgetan haben, den Italienern, Deutschen, Niederländern, Spaniern und Franzosen, sind gerade die beiden in unserer Galerie am besten vertreten, die wieder unter den fünfen die bei weitem wichtigsten in der Geschichte der Malerei sind, die Italiener nämlich und (hier vor allem) die Niederländer. In dieser Hinsicht gleicht die Kasseler Sammlung der Dresdener, während die Münchener, in Deutschland nach Dresden an zweiter Stelle stehend, abgesehen von ihrer (und natürlich der Dresdener) größeren Vielseitigkeit, ihrem Reichtum und ihrer Vorzüglichkeit überhaupt, mehr Deutsche und Niederländer vereinigt. Würde man nun einen historischen Kursus an den Bestand unserer Galerie knüpfen wollen, so täte man am besten, mit dem ältesten italienischen Bild zu beginnen, das sich bei uns befindet. Denn die italienische Malerei ist nicht nur die größte, sie ist auch die älteste im modernen Sinn und gibt als solche die besten Vergleichspunkte. Zudem ist zufälligerweise überhaupt das älteste Bild, das unsere Galerie zurzeit besitzt, gerade ein italienisches.

Dieser frühste Italiener, den wir haben, ist Lorenzo Mónaco (1370—1425). Seinen Beinamen verdankt er dem Umstand, daß er wie sein berühmter jüngerer Zeitgenosse, der köstliche Fra Giovanni da Fiesole, ein monaco, ein Mönch, war und zwar ein Kamaldulenser. Die wenigsten werden ihn kennen, und doch ist er kein Obskurer. Er gehört noch zur Nachfolgeschaft des großen Giotto, also zur florentinischen Schule, der bedeutendsten Italiens im Trecento und Quattrocento. Von dem, was diese Schule auszeichnet, von der Schönheit des symmetrischen Aufbaus der Komposition, dem dramatischen Leben und der plastischen Vollendung der einzelnen Gestalten können wir vor diesem Bild höchstens die letzte Eigenschaft einigermaßen gewahr werden. Dagegen zeigt das kleine Werk einen Vorzug, der sonst meist bei den Florentinern nicht zu finden ist: das schöne, leuchtende Kolorit. So verblaßt und mitgenommen das bescheidene Täfelchen von seinen Hin- und Herzügen aus irgend einer gotischen Kirche Italiens durch alle die Jahrhunderte auch ist, man ahnt immer noch den klaren Edelsteinglanz, der wie die Farben schimmernder Glasfenster einst von ihm ausging. Im übrigen sitzt dieser König David mit der Harfe, oder was er sonst ist, wahrscheinlich der Flügel eines Triptychons, noch ziemlich steif gotisch da. Wenn wir ihn aber mit einem Gemälde von Cimabue, der hundert Jahre früher schon seinerseits einen Fortschritt bedeutet, vergleichen könnten, würden wir einen noch größeren und zwar erfreulichen Unterschied gewahren wie zwischen ihm und den hier zunächst folgenden Florentinern: Filippo Lippi, Bastiano Mainardi und Sandro Botticelli. Wie viel freier und eigentümlicher erscheint Mainardis Madonna, selbst Fra Filippos andächtiger, in beabsichtigter Zurückhaltung gebundener Sankt Franziskus mit den Nonnen (freilich in regenwettermäßig verdrießlichem Kolorit) und dort Botticellis Maria mit dem Engel der Verkündigung! Denn nun ist inzwischen der Meister des Quattrocento, der große Masaccio, dagewesen und hat (leider nur nicht in unserer Galerie) gezeigt, wie der menschliche Körper zu behandeln, was individuelle Schönheit, ideale Naturwahrheit und Faltenwurf ist. (Man muß die großen Lücken der Kasseler Sammlung durch erinnernde Phantasie oder anderweitige Anschauung zu ergänzen suchen.)

(Fortsetzung folgt.)

Prähistorische Forschungen in der Rhön.
(Befestigungen.)

Von Wilhelm Lange.

Die Forschungen der Kasseler Kommission bewegten sich in diesem Frühjahr, wie auch im vorigen Jahre hauptsächlich auf dem Gebiet der Vorderrhön, das von der Felda und Ulster begrenzt wird; beide Flüßchen entspringen auf der hohen Rhön und ziehen von Süden nach Norden, wo sie in einem Abstand von zirka 10 Kilometer in die Ost-West fließende Werra (bei Dorndorf und Philippstal) fallen. Dieses sehr gebirgige Terrain besteht im Süden aus dem Massiv der hohen Rhön und geht in der Gegend von Dermbach in einen Landstrich mit einzelnen 6—700 Meter hohen Bergen über. Bis zum Spätherbst (November) 1903 war nun folgendes geleistet:

Der Öchsen bei Vacha wurde durch General Eisentraut, Direktor Böhlau und Lange untersucht und vermessen. Er erforderte allein eine ganze Reihe von Arbeitstagen. Wie sämtliche folgenden Befestigungen, von denen hier die Rede ist, besteht auch die Anlage auf dem Öchsen aus mächtigen Basaltsteinwällen ohne jeden Graben [= Reste von zyklopischen Mauern mit oder ohne Holzeinlage]; sie zeigt einen großen Doppel-Ringwall, dessen topographische Aufnahme durch das felsige unzugängliche Terrain ungemein erschwert war. Gefunden sind daselbst in den letzten Jahren bei Kulturarbeiten Schwerter, Messer u. dgl. der Latène-Zeit. Südlich an den Öchsen schließt sich der mächtige Dietrichsberg, der auf seinem südlichsten Ende, dem Geiskopf, eine sehr kleine Befestigung trägt. Sie besteht aus einem bogenförmigen Steinwall, der mit seiner Sehne an eine natürliche Basaltfelsbank stößt, die talwärts in steil abstürzendes Steingeröll übergeht, und wurde im vorigen Sommer von Lange topographisch aufgenommen.

Die Hessenkuppe bei Dermbach hat eine Wallanlage von ovalem Grundriß, deren nördliche Schmalseite frei geblieben ist, weil hier der Berg steil zu Tal stürzt. Die nördliche Schmalseite wird schräg von dem alten Eingang durchbrochen, der ziemlich komplizierte Verteidigungsvorrichtungen aufweist (vorspringende, schnabelförmige Seitenmauern fassen den Pfad vor dem Tore zwischen sich). Mit der von Eisentraut und Lange ausgeführten Vermessung gingen die Grabungen (Böhlau-Eisentraut-Vonderau-Lange) Hand in Hand, welche eine Eisenschere der Latène-Zeit, große Stücke von Mahlsteinen, Geschirrreste und Brandspuren ergaben. Zu derselben Zeit wurde der benachbarte große Doppel-Ringwall auf dem Beyer von Lange entdeckt und vermessen, während die Grabungen erst im Laufe dieses Sommers bzw. Herbstes vorgenommen werden sollen.

Außerhalb des oben näher bezeichneten Gebietes steht der Stallberg bei Rasdorf-Großentaft, ein einfacher Ringwall von großem Durchmesser, der von Lange aufgenommen wurde. Die Untersuchung des Walles (Vonderau-Fulda und Lange) ergab das archäologisch höchst wichtige Moment, daß die ganze Anlage ursprünglich eine nach außen lotrechte, aus Basaltsäulen unter Anwendung von Bindern hergestellte Riesenmauer bildete; diese Mauer wurde an verschiedenen Stellen bloßgelegt. Ebenfalls aus diesem Gebiet heraus fallen noch zwei andere Wehrbauten: der ziemlich geradlinig verlaufende Steinwall auf dem Habelberg bei Tann, dicht am linken Ulsterufer, und die Disburg bei Kaltensundheim-Aschenhausen auf dem rechten Feldaufer. Letztere Anlage zeigt einen ovalen geschlossenen Ringwall (Vermessen durch Eisentraut und Lange).

Die diesjährige Kampagne, welche der Schreiber bis jetzt allein durchführte, begann im April mit der Fortsetzung und Beendigung der Messung auf dem Öchsen; hieran schloß sich die topographische Aufnahme der Grasburg bei Mansbach — außerhalb des Felda-Ulster-Striches westlich der Ulster. Diese Anlage besteht aus einem Erdwall mit davorliegendem Graben, der einen von drei Seiten unzugänglichen Bergrücken an der vierten abschließt; er ist bedeutend jünger als die Steinwälle und gehört wahrscheinlich der fränkischen (karolingischen) Zeit an. Außerdem wurde auf dem südlich an den Dietrichsberg sich anschließenden Arzberg ein kleiner runder Steinwall von mir gefunden und aufgenommen. Von Dermbach aus wurde ferner die Gegend links und rechts der Felda untersucht; es fanden sich zwei neue bisher unbekannte Wehranlagen, von denen die eine auf der „Alten Mark" südlich Kaltensundheim am rechten Feldaufer liegt und deren Dasein schon im vorigen Jahr durch Herrn Bibliothekar Dr. Scherer-Fulda festgestellt war. Die Untersuchungen dieses Frühjahres erforderten eine dreimalige Reise in die Rhön und eine Arbeitszeit von zirka 3 Wochen.

Was die topographische Aufnahme dieser stets auf hohen Bergen gelegenen, oft in Dickungen

versteckten und außerordentlich schwer zugänglichen Wehrbauten anlangt, so erfolgt dieselbe vermittelst eines Fennelschen Tachymeter-Theodolits, welcher gestattet, Entfernungen bis 200 Meter auf etwa ½ Meter genau direkt an der Distanzlatte abzulesen. Die so gewonnenen Daten werden zu Haus an der Hand der Jordanschen Tafeln reduziert und sodann die einzelnen Punkte der Karte durch Koordinaten (nach Anweisung IX für amtliche Vermessungen) berechnet. Die Berechnung sowie Zeichnung der Karten und Pläne ist von mir fertiggestellt und wird ein Teil dieser Karten mit begleitendem Text noch im Laufe dieses Jahres in dem 1. Heft eines prähistorischen Atlas an die Öffentlichkeit treten.

Unsere Forschungen erfuhren übrigens eine sehr rege Unterstützung durch das freundliche Entgegenkommen der großherzogl. weimarischen Forstleute (der Herren Oberförster Krehan-Völkershausen und Arthelm-Dermbach, bzw. des kgl. preuß. Oberförsters Beneke-Burghaun); wir sind ihnen für mannigfache Mühewaltung, die Auszüge der Forstkarten, Stellung von Arbeitern u. a. m. zu großem Dank verpflichtet. Zum Nutzen derer, welche Interesse an unseren Forschungen nehmen und die besprochenen Wehranlagen etwa selbst besuchen wollen, sei schließlich noch darauf hingewiesen, daß vortreffliche Quartiere zu finden sind in Vacha (Hotel Adler, Besitzer Herr), in Dermbach (Hotel Sächsischer Hof, Besitzer Steinhauer), in Kaltennordheim (Hotel Hirsch, Besitzer Marschall) und in Tann (Hotel Münzel). Nähere Auskunft über diese Orte und ihre Umgebung (Sommerfrischen) erteilt gern die Sektion des Rhönklubs in dem betreffenden Orte.

Aus den Briefen eines Offiziers über Kurhessen in den Jahren 1829—1836.

(Fortsetzung.)

„Wie kommt Dir unsere ganze Wirtschaft vor, die wir hier treiben, glaubst Du etwa, wir trieben unsern Scherz mit Dir und bänden Dir mit Hülfe der Waisenhaus-Buchdruckerei etwas auf und die 160 Paragraphen unserer Verfassung seien so viel Lügen? Nein, auf Ehre! Alles ist wahrer Ernst, und wenn auch bei uns kein Orleans gesagt hat: „Die Charte soll fortan eine Wahrheit sein“, so hat sie auch bis jetzt niemand für eine Lüge gehalten.

Uns selbst kommt es oft vor, als gehörten wir noch zum Geschlecht der Karyatiden und alles sei nur eine Täuschung; da machen wir es dann, wie wenn zwei kommersierende Studenten Schmollis getrunken haben und sich nun durch öfteres Anreden in das Duzen hineinarbeiten; wir reden und schreiben uns ins konstitutionelle Leben hinein, bis es uns so unentbehrlich und natürlich ist wie das Atmen: Kommersiert wird auch und das kleinste Städtchen hat seinen Konstitutionsschmauß und seine konstitutionelle Nationalhymne; daß es an Nationalgarden nicht fehlt, den Festen die gehörigen Salven und Salbung zu geben, erfährst Du aus den Zeitungen, überschlage nicht die vom 19. Januar, wonach drei unschuldbekleidete Mädchen aus Treysa den dortigen Major mit Blumen bekränzt haben. Ich wüßte nicht, wann ich so gelacht hätte, als wie ich dieses gestern las, und doch meinte es der Berichterstatter so ernst und ehrlich.

Ehe die Soldaten auf die Verfassung beeidigt wurden, ist sie ihnen durch die Kapitäns einige Tage vorher erklärt worden. Wenn unser Konsul in Mexiko Dir den Eid etwa abnehmen will, so besorge ich, Du möchtest Schwierigkeiten machen wegen der letzten Zeilen des ersten Paragraphen*), ich will Dich beruhigen — weder Kassel noch Geismar wird vertauscht oder abgegeben, sondern die eingeleiteten Verträge beziehen sich auf die Riest und einige andere Orte, über deren Besitz man bis dahin nicht einig war. Ja, mit Abtretung und Vertauschen hat's jetzt gute Wege, im Gegenteil als konstitutioneller Staat fühlen wir uns, und wenn wir nur wollten und Vergrößerungspläne hätten, es wäre ein Kleines, ganz Deutschland kurhessisch zu machen. So! für heute genug, ich muß jetzt zur Wachtparade, die noch wie sonst in alter, ehrwürdiger Weise gehalten wird, so arg auch der langsame Paradeschritt mit dem Sturmschritt der Ereignisse kontrastiert.

21. 1. Du weißt, daß die Landstände dem Gründer unserer Verfassung ein öffentliches Denkmal votiert haben, und daß der Kurfürst zwar nicht wie Cato: Malo, mihi statuam cur non posuere, viator inquirat, quam si, cur posuere rogat . . ., aber doch ganz verständig geantwortet hat — und ich muß sagen, es freut mich, daß wir ein öffentliches Denkmal mehr hier haben werden

*) „Nur gegen einen vollständigen Ersatz an Land und Leuten, verbunden mit anderen wesentlichen Vorteilen, kann die Vertauschung einzelner Teile mit Zustimmung der Landstände stattfinden. Von dieser Zustimmung sind jedoch die mit auswärtigen Staaten dermal bereits eingeleiteten Verträge ausgenommen.“

(„Dann ziehen auch vielleicht mehr reiche Fremde hierher und machen die Logis teuer", jubeln die Philister); nur verlange ich mit dem Baumeister Wolff, daß es etwas Tüchtiges und auch Bezeichnendes ist. Hätte ich etwas zu sagen, ich würde es gar wohlfeil einrichten — da ist in unserm Museum eine Antike, sie stellt einen Mann vor, der sich einen Dorn aus dem Fuß zieht — was meinst Du zu der Allegorie, könnte nicht der Dorn die Souveränetät bezeichnen? usw. Aber was hilft mein Projekt, kein Mensch erfährt es als Du, und so wird's unberücksichtigt bleiben.

28. 1. 31. Unser Sturm hat sich ziemlich gelegt; nachdem die Gräfin Reichenbach zum zweiten Male weggereist ist, hat weiter kein Auflauf stattgefunden, ich will wünschen, daß die Regierung recht aufrichtig in den Sinn des neuen Systems eingehe, dabei aber auch etwas Kraft zeige und sich nicht durch Schreier irre machen lasse, wenn sie handelt, wie sie muß. Die Offiziere sind ziemlich gut konstitutionell und werden es noch mehr werden, wenn das Staatsdienstgesetz und der erwartete neue Etat gut ausfällt. Dein Freund hat etwas von den Doktrinärs an sich, er wird wahrscheinlich von beiden Extremen als Feind angesehen und scheint bei Revolutionen keine bedeutende Rolle spielen zu sollen, er freut sich aber recht aufrichtig über unsere Verfassung, hofft, daß die Menschen besser werden, und wünscht, daß kein verheerender Krieg die gute Saat zertrete.

29. Januar. Gestern hat unser Staatsministerium eine Bekanntmachung erlassen, worin es nachträglich zu dem geleisteten Eide versichert, der Verfassung *gemäß zu handeln*, und wir erwarten nun eine zweite Versicherung, daß es auch das in dieser Bekanntmachung geleistete Versprechen halten werde. — Zu den in den Zeitungen beschriebenen, Krieg andeutenden Himmelszeichen des Nordlichts und Kometen füge ich noch die Nachricht hinzu, daß auch der Ritter im Odenwalde mit dem gehörigen Lärm ausgezogen ist*) und daß also fast gar keine Friedenshoffnung aufkommen kann. Den kleinen Krieg als Vorschule des großen haben wir schon in der Nähe. Die Kreisräte lassen zur Beschwörung der Verfassung mehrere Gemeinden zusammenkommen. Da wird sie dann oft durch Schlägereien zwischen den benachbarten Gemeinden eingeweiht und durch Blut besiegelt. Im Kreise Kassel hat's schon einen Toten und viele Blessierte gesetzt. Wie wird's erst hergehen, wenn man ihnen ihr Palladium rauben will. Im Geiste sehe ich schon die Schaumburger der von Jungfrauen getragenen „Oriflamme Rintelns" (s. Kass. Zeit. v. 27. d.) folgen zur Verteidigung unserer Charte.

Kassel, am 23. Mai 1831.

Heute ist zweiter Pfingsttag, und Du weißt, was das für einen Kasselaner sagen will — stolz wie ein Kastilianer stellt er sich den Fremden als Besitzer der Oberneustadt und von Wilhelmshöhe dar und machte gern den die Herrlichkeiten zeigenden Kastellan, aber wehe, wenn die Fremden nicht entzückt sind; ich habe mich hier so eingebürgert, daß ich grade auch so ein närr'scher Kerl (vor der Konstitution K.rl geschrieben) bin; sehe ich heute eine Chaise zu einem andern Tor, als dem Wilhelmshöher, hinausfahren, so halte ich ihre Insassen für toll, oder sie tun mir in der Seele leid, daß sie weg müssen. Mit Wehmut schreibe ich es Dir, es sind wenig Fremde hier, Studenten sieht man fast gar nicht und unter diesen scheint die Sorte ganz auszugehen, welche durch ihr renommistisches Wesen mir als Junge so ungemein gefiel; gestern abend hat zwar mein Onkel Lautemann Deinem Vater geschrieben, daß sie bei der großen Fontäne sich treffen wollten, und die beiden Herren werden gewiß Randal und Ulk genug machen, aber zwei Schwalben machen noch keinen Sommer.

Ein Teil unseres Kontingents steht seit einiger Zeit auf dem Kriegsfuß, um allernächst die Ansprüche des Deutschen Bundes auf das Luxemburgsche geltend zu machen. Wehe Euch in Hespringen, Casperich, Aich usw., wenn Eure Hartnäckigkeit uns zwingt, Euch mit unserm Kriegsfuß zu zertreten. Ich habe aus dem Voßschen Homer gelernt, daß zur Bezwingung von Troja viele Völkerschaften auszogen, was ist das aber gegen die Legion deutscher Nationen, die jetzt als 9. und 10. Armeekorps die Majestät des Deutschen Bundes verkündigen sollen. Alle Befehlshaber sind schon bestellt, die unter Agamemnon-Hinüber befehlen sollen: Generalleutnant von Haynau führt uns und die Nassauer, General von Bardeleben die hessische Brigade, Ulysses gehen mehrere als Chefs der Generalstäbe mit. Oberst Kellermann bleibt hier, die Rolle des Achilles wird Dein bescheidener Freund übernehmen; unsere Taten aber der Nachwelt in einer Luxemburgiade zu überliefern, habe ich einen ehemaligen

*) Des Rodensteiners Auszug vom Schnellerts nach dem Rodenstein. Nach der Sage hat der tolle Fritz von Rodenstein Wien vor den Türken gerettet, worauf der Kaiser ihm sein verpfändetes Stammschloß auslöste und ihm zu Lehen gab. Dafür gelobte er bei einem drohenden Krieg dem Kaiser auch noch im Tode zu dienen und für Deutschland zur Schlacht zu ziehen.

„Im Frieden zog er zur Stammburg fort.
Treu hält er dem Kaiser und Reich sein Wort.
Begraben zwar liegt er auf Schnellertsschloß,
Dort starb er, dort stürzt er mit seinem Roß,
Doch wenn ein Krieg sich entspinnt im Reich,
So hört man Rodensteins Auszug gleich."

Nach A. L. Grimm.

freiwilligen Oberjäger in petto, der das erste Vierteljahr von 1814 seit 17 Jahren in Gesängen feiert.

27. Mai. Hier glaubt übrigens kein Mensch daran, daß es noch zum Ausmarsch komme, schade wäre es um die großen Anstalten, wenn sie vergeblich sein sollten. — Gestern war hier ein Fest*), wie es wohl lange keins gegeben hat. Auf dem Friedrichsplatz waren an 5000 Menschen vergnügt und froh bis Mitternacht zusammen und auch nicht ein Exzeß fiel vor; was für Späße aber getrieben wurden, findest Du aus dem Programm, das Dir Dein Vater schicken wird; unter uns gesagt, ich halte die großen Umstände, die man mit den Fahnen macht, für etwas lächerlich, es ist ja doch nur zum Staat und weiter nichts. Übrigens würdest Du deine Freude an der guten militärischen Haltung und dem Aussehen der Bürgergarde haben; man sieht recht, welche Kräfte auch ein kleiner Staat besitzt, wenn seine männliche Bevölkerung Mut hat und Zucht unter ihr ist. Am Mut der Kasseler zweifele ich nicht, aber — hier spricht der scheelsüchtige Militär — mit der Zucht steht's noch schlecht, was Dir auch andere Schönes davon schreiben mögen.

Mit unserm konstitutionellen Leben will es noch immer nicht recht ziehen. Die Beamten von oben bis unten können sich noch nicht recht hineinfinden: der Allergnädigste wird auch nicht recht begriffen und oft vom Ministerium und von den Landständen mißverstanden. Dabei sind so viele Wunden zu heilen, daß keiner weiß, wo er anfangen soll, und deshalb auch nichts angefangen wird. 1½ Monate ist der Landtag zusammen, was aber bis jetzt geschehen ist, will nicht viel sagen, wir, die Offiziere, haben noch nicht einmal Zulage erhalten, was doch gewiß das erste hätte sein müssen, wie wenigstens meine Kameraden meinen. Die Kurfürstin ist sehr beliebt, weniger scheint es der Kurprinz zu sein, welcher zum gestrigen Feiertage eingeladen und auch gekommen war, dem aber nicht einmal ein Vivat gebracht wurde, wahrscheinlich ist seine Verbindung mit Frau Lehmann Schuld daran und die verbreitete Meinung, daß er mehr zum Absolutismus hinneige.

*) Die Fahnenweihe der Bürgergarde.

Kassel, den 21. Juli 1831.

Gestern haben wir den Geburtstag des Kurfürsten gefeiert. Daß die Bürgerschaft ungeachtet der bestehenden Differenzen diesen Tag, der so ominös in die große Woche*) fällt, mit großen Festlichkeiten begangen hat, mag Dir beweisen, daß wir die konstitutionelle Monarchie immer besser begreifen; wäre der Kurfürst gestern hierhergekommen und hätte den Jubel gesehen, ich glaube, er wäre nicht wieder weggereist. Jetzt ist man begierig, was für Antworten auf die verschiedenen Adressen, die der Magistrat, das Ministerium und die Landstände an ihn erlassen haben und in denen sämtlich um seine Rückkehr gebeten wird, erfolgen werden. Die Bürgergarde defilierte gestern vor der Kurfürstin unter Führung des Lafayette-Schlemmer**), und Kenner versichern, daß ihre Haltung sehr gut war; Schreiber dieses weiß, was es mit Links — Rechts — Einundzwanzig — zwei rc. zu bedeuten hat und bestätigt jenes Urteil vollkommen. Die meisten haben auch Haare auf den Zähnen, und die Knebelbärte eines Prokurator Prollius, Hosbach u. a. nehmen es mit denen des Linien-Militärs auf. Solltest Du in dieser Bemerkung, die etwas spöttisch klingt, die gereizte Stimmung eines alten Stocksoldaten, d. h. eines Soldaten vom alten Stock, erkennen, so mußt Du das mir zugute halten, denn es kränkt nicht wenig, die Mysterien seines Standes profaniert zu sehen und infolge der ins Leben tretenden Bürgerbewaffnung wohl äußern zu hören, wir wären eine unnütze Last, die der Staat von sich werfen müsse. Aber warte nur, ehe dieser Brief den Ozean durchschifft hat, ist's vielleicht schon klar geworden, daß dem nicht so sei, und ist der holländische König wirklich ein so kriegslustiger Mann, als er sich stellt, so dürften wir doch vielleicht bald berufen werden, den Streit der zwei sich bekämpfenden Prinzipe zu schlichten.

*) der Juli-Revolution 1830.
**) v. Schlemmer, Oberstleutnant.

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Treuhardt.

Eine Geschichte aus dem Pfarrgarten von H. Bertelmann.

(Schluß.)

Der Hochzeitssonntag kam viel zu schnell. Wieder waren Braut und Bräutigam am Vorabend im Pfarrhaus gewesen, das Traugeld nebst einem weißen Taschentuch, der üblichen Gabe, zu bringen. Mich hatten sie nicht getroffen, da ich einen Kranken besuchte. Da waren sie zu meinem Vater gegangen. Der meinte am Abend, die beiden paßten doch so recht zu einander. —

Ein schwüler Sommertag dieser Hochzeitstag! Ein wolkenloser Himmel schaute schon vormittags auf welk gewordene Blätter und Blütenzweige. Vom Kirchturm klang das „Zeichen". Würde-

voll schritten die Hochzeitsleute über die Straße dem Hochzeitshause zu. Staunende Kinder standen an allen Ecken.

Es läutete „zusammen". Heute war die Kirche schnell gefüllt. Wie so bald es ausläutete! Der Pfarrer übersah den Kirchweg vom Fenster aus. Ein paar Alte humpelten noch die Treppe hinauf. Jetzt schlug seine Stunde.

Mühsam schleppte er sich zum Gotteshaus. Die Gemeinde erhob sich bei seinem Eintritt. Schlug ihn jemand ins Gesicht? Er hatte so das Gefühl. Die Orgel setzte ein. Welch festlich bewegte Klänge! Das altbekannte Trauungslied mit seiner Jubelmelodie ertönte. Er fühlte es hinter dem grauen Gitter, wieviel Festtagsfreude diese herrliche Weise, die er als Knabe immer so gern mitgesungen, in sich barg. Heute gerade fühlte er das, da er sich vorkam, als stände er, ein Fremdling, vor den Toren seiner feiernden Gemeinde und ihm seien versagt Freude und Jubel. Der letzte Vers der ersten Strophe, der in sämtlichen Tönen der Tonleiter all das Glück eines Menschenherzens ausklingen ließ, drang wie die Meereswoge auf den Pfarrstand. Dem Manne schien sich die Kehle zuzuschnüren. Er holte tief Atem. Durch die hellen Töne des Zwischenspiels hallten die Tritte des Kirchenjungen über die Steinplatten. Der eilte zur Tür und öffnete.

Wieder setzte die Orgel ein. Bei der zweiten Strophe mußte der Hochzeitszug die Kirche betreten. Aller Blicke waren auf die Tür gerichtet. Draußen gab es Bewegung. Da — eine grüne Krone über einem wallenden Schleier wird sichtbar. Im schwarzen Seidenkleid rauscht die Braut vor den Altar. Der Gesang stockt. Die Menge fühlt's: Es liegt etwas Heiliges darin, wenn eine Braut zum Altare geht.

In gemessenem Schritt folgt der Bräutigam. Dann die bunte Reihe der Mädchen und Burschen, Männer und Frauen.

Der Pfarrer hat sich erhoben. Ein Zittern geht durch seinen Körper, ein Gebet durch seine Seele. Die Orgelklänge verhallen wie in weiter Ferne. Der Augenblick ist gekommen, da er nicht sich selbst, sondern der Kirche gehört. Mit eiserner Hand zieht ihn die Pflicht. Die Hochtszeitsleute machen ihm ehrerbietig Platz. Ein kleines, blumengeschmücktes Mädchen hat sich zutraulich auf die Stufen des Altars gesetzt. Er geht bedächtig zur Seite und läßt es sitzen. —

Da hatte sie einst gesessen und sich verborgen. — Das fuhr wie ein Blitz durch seine Gedanken. —

„Kommet her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen." —

Das war der Text zu der Ansprache. Über die Myrtenkrone klang das Wort mit einer Festigkeit und Ruhe, daß jeder Mund an seinen Lippen hing. Der alte Kantor oben nickte unter Tränen ihm Zustimmung. Nur die Braut schlug kein Auge auf. Als aber der Priester segnend die verschlungenen Hände des Paares berührte, wagte sie einmal aufzusehen. Ein Blick heiligster Verehrung traf den Mann. Und als das Paar niederkniete unter dem Gebet der Gemeinde stieg wohl aus ihrem Herzen ein Gebet zu Gott empor, ein Gebet für den, der sie so getröstet und gestärkt. — —

Marte schien sich in die neuen Verhältnisse gut zu finden. Sie war eine tüchtige Bauersfrau geworden. Das mußte ihr der Neid lassen. Frieder war nicht wenig stolz auf sie. Sie schenkte ihrem Manne ein Mädchen, das prächtig gedieh. Ganz der Mutter Ebenbild. Wie durch Zufall fand es früh den Weg ins Pfarrhaus und wurde der Liebling desselben. Dort im Eckchen unter den Fliederbüschen spielte es stundenlang mit denselben Kieselsteinen, womit die Mutter einst gespielt. Und aus dem Efeu flocht es sich gar oft ein Kränzlein und trug es heim.

Manchmal kam es hier an den Tisch, ergriff meine Hand und sagte: „Komm!" Drunten vom Steg schauten wir dann hinunter in den Bach.

„Da" — sagte es dann wichtig zu mir. Und von neuem erlebte ich immer wieder die alte Geschichte: Ergreifen und Halten, Entreißen und Verlieren. — —

Dann ein frohes, unschuldiges Lachen und zwei freundliche Kinderaugen! — —

Marte besuchte fleißig das Gotteshaus, denn sie bedurfte des Trostes und der Ermunterung. Frieder hatte von seinem Vater neben viel irdischem Gut ein Erbteil mitbekommen, daß ihm zur Schande gereichte: er war dem heimlichen Trunke ergeben. Das brachte dann für Marte manche Bitternis. —

Eines Morgens kommt die achtjährige Marie und erzählt, daß daheim ein totes Brüderchen angekommen sei. Wenige Tage darauf ruft mich das Kind an das Krankenbett seiner Mutter.

Als ich in die Stube trat, wußte ich, daß ihre Stunde geschlagen. Frieder war nicht da. Marie saß am Bett. Sie schickte das Kind hinaus. Ich mußte mich niederlassen.

„Meine Zeit ist hin", sagte sie ruhig und gelassen. „Ich muß davon! Und gehe so gern. — Aber mein Kind — mein liebes Kind!" Sie barg das bleiche Haupt in beiden Händen. Als ich versprach, mich des Kindes anzunehmen, schien sie beruhigt.

Ich fragte nach ihrem Manne. Sie deutete mit der Hand auf das anstoßende Zimmer mit einer Bewegung, die den Zustand Frieders ahnen ließ. Gleich darauf weinte sie wieder und sah mich flehentlich an. Ich versuchte, einige Trostworte heiliger Schrift ihr ins Gedächtnis zu rufen. Da wehrte sie ab und sagte: „Laß das, Wilhelm! — Um mich mach dir keine Sorge. — Ich habe meinen Lauf vollendet. — Mein Ziel liegt klar. — Aber du! — Du — mußt noch bleiben! Du bedarfst des Trostes!“ — Ich erbebte bei diesen Worten und ergriff ihre beiden Hände. Sie hob sich in den Kissen. Ich sank in die Knie. Wie eine Verklärte schaute sie auf mich herab.

„Nur stille sein und ausharren! Gott stellt keine Aufgabe über unsere Kraft. —

Nie habe ich ihn geliebt. Zuletzt mußte ich ihn verachten, den Vater meines Kindes. Das war ein furchtbares Los. — Aber du hast mich's gelehrt, zufrieden damit zu sein. Dafür wollte ich dir danken. — Siehe, so sind wir nebeneinander hergeschritten die wenigen Jahre, ganz anders wie wir's uns in der Laube des Pfarrgartens ausgemalt. Nicht Hand in Hand, aber doch Herz bei Herzen! Und jeder ist fest geblieben, das ist das Beste!“ — Erschöpft fiel sie zurück in die Kissen und wiederholte: „Fest geblieben, — das ist das Beste!“ —

Ich hatte mich erhoben. Sie bat, den Vorhang etwas zu lüften.

„Siehst du drüben den Efeu? — Der schaute immer wie ein heimlicher Freund herüber, eine Zeit wie die andere. Wenn ich den sah, war ich nie im Zweifel, was ich tun mußte. Der Pfarrgarten, weißt du, meinte ich immer, der wäre an unserm Unglück schuld. Lange grollte ich ihm. Heute sag' ich doch: der Pfarrgarten war unser Glück. — Du verstehst mich!“ —

Ich war keines Wortes mächtig. Nur immer anstaunen mußte ich sie, mit welcher Ruhe sie das alles sagen konnte. Meine tränenbenetzte Hand legte ich auf ihre heiße Stirn. — —

„Habe Dank — habe Dank auch du! — Du warest mein Seelsorger! — Aushalten — das lernt' ich von dir! — Hier meine Hand! — Vor Gott allein gilt der Bund der reinen Herzen.“ — Unsere Hände brannten heiß ineinander. — Nun noch ein Kuß auf die bleichen Wangen, die schon des Todes Hand gestreift. Dann war es ein Weilchen still, — ach so still! — —

Polternde Tritte nahten. Frieder schwankte heraus. Er lallte einen Gruß. Ich trat durch die Tür in die Nebenstube und zwang ihn so, mir zu folgen.

Ob sie es überstehen würde, fragte er mich. Ich erwiderte, daß sie bereits das Schlimmste überwunden habe. Er schien mich nicht zu verstehen; denn er sagte: „Dann ist's gut, dann braucht der Doktor nicht mehr zu kommen, dann ist's gut!“

Die Nachbarsfrau war im Augenblick in die Krankenstube getreten. Die sprach auch von großer Besserung. Ich ließ Marie herbeirufen und betete in Gegenwart der Anwesenden mit der Kranken. Dann ging ich.

In der Nacht noch ist sie gestorben. — Heute haben wir sie beerdigt.

Wie bin ich so froh, daß ich sie in der Ruhe weiß! — Sie war die Einzige, die mein Herz besessen. Den Schlüssel nahm sie mit in die Ewigkeit. — Gott gebe mir Kraft, ihr Treue zu halten über das Grab hinaus.“ —

Der Lindorfer war aufgestanden. Er ging hinüber zu den Fliederbüschchen. Als er umkehrte, stand auch der Friedunger da, reichte ihm schweigend die Hand, schüttelte sie herzlich unter Tränen und sagte: „Ein rechter Treuhardt!“ — Stille wanderten sie nebeneinander durch den Garten. Am Stege blieben sie stehen und schauten eine Weile hinunter und schwiegen. —

Es war Abend geworden. Der Friedunger rüstete sich zum Heimgang. Schon war er in der Tür, da kehrte er noch einmal um. „Ein Sträußlein Efeublätter muß ich mir pflücken. Wissen Sie was? Sie begleiten mich ein Stück und zeigen mir draußen auf dem Friedhof das frische Grab. Ich möchte diese Sinnbilder der Treue dort niederlegen.“ —

Der Lindorfer nickte zustimmend. — — Dann gingen sie. —

Vom Kasseler Hoftheater.

X.

Auch der zweite Teil der nunmehr abgelaufenen Spielzeit brachte uns eine ganze Anzahl Neuheiten, so daß mit dem verflossenen Jahre wohl selbst die eingefleischtesten Nörgler zufrieden sein können, wenn sie es in seiner ganzen Ausdehnung überblicken. Wenn ich in meinem vorigen Bericht hauptsächlich über Neuerscheinungen auf dem Gebiete des Schauspiels berichten konnte, so überwiegt diesmal die Oper, sind doch nicht weniger als drei größere Werke zum ersten Male, teils sogar in Uraufführungen, über die Bretter gegangen, und eine ältere Oper wurde nach 17jähriger Ruhe neu einstudiert. Wenn auch nicht anzunehmen ist, daß allen diesen neuen Werken ein dauernder Platz auf unserm Spielplan beschert ist, und diese Annahme wird schon durch die Tatsachen bestätigt, so ist doch der Eifer anzuerkennen, mit dem sich unser königliches Kunstinstitut der Aufführung und Einführung neuer Werke annimmt.

Das erste derselben ist „Annmarei“, Oper in drei Akten von G. Kulenkampf, das hier seine Uraufführung

erlebte. Der Komponist ist hier nicht unbekannt, da vor 4—5 Jahren bereits seine Oper „Die Braut von Cypern" einigemal aufgeführt wurde. Zu einem größeren Erfolge wird es wohl sein neues Werk auch nicht bringen. Die Handlung spielt in Pommern in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und betrifft eine ziemlich spärliche Episode aus dem Leben des Herzogs Bugslav von Pommern und seines Mannen Heinz von Bredenbeck. Bei der Musik fällt der verhältnismäßige Mangel an ausgeprägten, interessanten Melodieen auf, und das wenige, was davon vorhanden ist, wird durch gekünstelte orchestrale Einkleidung und unvorteilhaft starke Instrumentation um den besten Teil seiner Wirkung gebracht. Auch die Besetzung an unserm Theater, namentlich der Damenrollen, konnte als zweckentsprechend nicht bezeichnet werden, und trotz guter Leistungen der Herren Wuzél, Ulrici u. a. blieb der Erfolg gering. Als ein sehr gewagter Versuch des Autors muß die Einführung des Dialekts in die Oper bezeichnet werden.

Eine weitere Neuheit für Kassel war das letzte Werk Offenbachs: „Hoffmanns Erzählungen", das allerdings schon vor über zwanzig Jahren erschienen ist. Bei der ersten Aufführung im Wiener Ringtheater am 7. Dezember 1881 brach dort der schaurige Brand aus, der 300 Menschen das Leben kostete. Dies traurige Ereignis ist auf das fernere Schicksal der Oper nicht ohne Einfluß geblieben. Erst in den letzten Jahren ist das Werk über die meisten größeren Bühnen gegangen. Der Stoff der Oper ist zusammengesetzt aus den phantastischen Erzählungen des bekannten Gespenster-Hoffmann, der selbst handelnd darin auftritt. Auch die Musik, deren feine und gewissenhafte Durcharbeitung sich von den früheren Werken Offenbachs vorteilhaft unterscheidet, ist auf diesen phantastischen Zug gestimmt, und bei glänzender Ausstattung und Regie fand die Aufführung, um deren Gelingen sich die Damen Kallensee und Gaehde sowie die Herren Batz und Bartram besonders verdient machten, starken Beifall.

Genau einen Monat nach dieser Première ging die letzte der neuen Opern in Szene, nämlich die nach dem Raimundschen Zaubermärchen von Richard Batka umgearbeitete dreiaktige Oper „Alpenkönig und Menschenfeind" mit der Musik von Leo Blech. Nach der Aufnahme der Oper zu schließen, dürfte unser Theater damit, wenn auch keinen Riesenerfolg, so doch einen achtenswerten Treffer erzielt haben. Der Komponist darf als eine starke künstlerische Persönlichkeit betrachtet werden, die allerdings zuweilen noch stark unter dem Einflusse Größerer steht, von der aber noch gutes zu erwarten ist. Die Aufführung unter der Leitung des Herrn Dr. Beier war vortrefflich, und in den Titelrollen taten sich die Herren Wuzél und Bartram ganz besonders hervor.

Die schon erwähnte Neueinstudierung war die der Auberschen Oper „Die Stumme von Portici", die mit Fräulein Ellmenreich in der Titelrolle und Herrn Weltlinger als „Masaniello" auch jetzt wieder ihre alte Kraft bewährte.

Der Schluß des Theaterjahres brachte auch diesmal wieder eine vollständige Aufführung des Wagnerschen „Ringes des Nibelungen", für die Verehrer des Meisters alljährlich ein Ereignis, stand jedoch sonst zu sehr unter dem Zeichen der Gastspiele, da unter dem Personal der Oper größere Veränderungen bevorstehen. Leider ist noch nicht für alle Scheidenden Ersatz gefunden.

Das Schauspiel brachte uns nur zwei Neuheiten. Zunächst das Schönthansche historische Lustspiel „Maria Theresia", das an die Gutgläubigkeit des Zuschauers etwas starke Ansprüche stellt, aber lustig und unterhaltend ist. Etwas über das sehr flache Niveau des Ganzen ragt nur eine Szene hervor und das ist noch dazu eine Kinderszene. Im grellen Gegensatze hierzu steht die zweite Novität, nämlich das dreiaktige Schauspiel von Herzl: „Solon in Lydien", ein sehr ernstes und nachdenkliches Stück, das die soziale Frage behandelt, trefflich dargestellt wurde, aber auf Beifall nur bei ernsteren Theaterbesuchern zu rechnen hat, die nicht lediglich Unterhaltung im Theater suchen. In dem ersten Stücke zeichnete sich vor allem Fräulein Ellmenreich als Maria Theresia aus, im zweiten schuf Herr Jakobi in der Titelrolle wieder eine seiner markigen Figuren und ließ uns das Bedauern über sein Scheiden besonders nahe gehen.

Von Neueinstudierungen sind zu verzeichnen die von Grillparzers Estherfragment, die wohl fast ausschließlich literarisches Interesse beansprucht, und von Hauptmanns „Hannele", das auch diesmal wieder geteilte Aufnahme fand, dessen Ernst jedoch auch die Gegner Hauptmanns und seiner Kunst in seinen Bann zwang. Als Hannele schuf Fräulein Hannewald eine anerkennenswerte Leistung.

Die Neueinstudierung des Moserschen „Bibliothekars" hätte ebensogut oder besser auch unterbleiben können, das oberflächliche Stück ist gänzlich veraltet und vermag kaum noch das Interesse des Publikums zu fesseln.

Das Osterfest brachte die übliche Faustaufführung, in der Herr Bohnée als Faust eine beachtenswerte Vertiefung seiner Faustauffassung bewies. Den Mephisto spielte nach Jahren wieder Herr Jürgensen, auch er faßte diesmal seine Rolle von einem höheren Standpunkte als dem des Haschens nach Effekt auf.

Nicht unerwähnt lassen kann ich die erfreulichen Fortschritte eines unserer jüngeren Mitglieder des Schauspiels, ich meine Fräulein Berka, die in einer Anzahl größerer Rollen ihre bedeutende Befähigung für das klassische Fach nachwies. Ihre Recha im „Nathan", Johanna in der „Jungfrau von Orleans", Louise in „Kabale und Liebe" und Georg im „Götz von Berlichingen" waren, wennauch noch nicht alle vollkommen einwandfreie, doch beachtenswerte Leistungen, die für die Zukunft zu den schönsten Hoffnungen berechtigen.

Einen schmerzlichen Verlust, für den noch kein Ersatz gefunden ist, erleiden wir mit dem Ausscheiden des Herrn Jakobi aus unserm Ensemble. Mit einer seiner besten Rollen, der des Götz, verabschiedete er sich am 9. Juni vom hiesigen Publikum.

Für das Fach des ersten Charakterdarstellers und Intriganten, das seit Herrn Felsings Scheiden unbesetzt war, ist nun endlich auch ein Vertreter gefunden in Herrn Stiewe aus Prag, einem jungen Künstler, der zwar noch manche Schwäche überwinden muß, der aber sicherlich das Zeug dazu hat, in unserm Ensemble sich zu behaupten; seine Leistungen als Wurzelsepp, Mephisto und Shylock geben wenigstens Veranlassung zu dieser Hoffnung.

B. F. C.

Aus Heimat und Fremde.

Siebenter Jahresbericht der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck. Über die am 7. Mai zu Marburg stattgefundene Versammlung der vorgenannten Kommission ist bereits in Nr. 10 eine Notiz gebracht worden. Anknüpfend daran sei noch das Nachfolgende aus dem nunmehr erschienenen Jahresbericht weiter mitgeteilt:

Nach der von Herrn Professor Wenck gehaltenen Festrede zum Gedächtnis Philipps des Großmütigen gedachte der Vorsitzende Herr Professor Freiherr von der Ropp der schweren Verluste, welche die Kommission durch den Hingang der Herren Geh. Regierungsrat Dr. O. Hartwig in Marburg, Professor Dr. Höhlbaum in Gießen und Sanitätsrat Dr. Schneider in Fulda im verflossenen Berichtsjahre erlitten habe. Sie hatten der Kommission seit ihrer Begründung angehört und Professor Höhlbaum insbesondere nicht nur seine reichen, bei der rheinischen Gesellschaft für Geschichtskunde gesammelten Erfahrungen inbezug auf Organisation und Einrichtung der Kommission bereitwilligst zur Verfügung gestellt, sondern auch seine nie rastende Arbeitskraft als stellvertretender Vorsitzender und in Ausschüssen unausgesetzt betätigt. In dankbarem Gedenken an seine der Kommission erwiesenen Dienste hat der Vorstand einen Kranz an seinem Grabe niederlegen lassen. Zu Ehren der Dahingeschiedenen erhob sich die Versammlung von ihren Sitzen.

Aus dem Bericht über die wissenschaftlichen Unternehmungen geben wir das Nachfolgende wieder:

Fuldaer Urkundenbuch. Auch im verflossenen Berichtsjahr konnte der Druck des ersten Bandes nicht wieder aufgenommen werden, weil Herr Professor Tangl zufolge des Hinscheidens von Professor Mühlbacher in Wien die Vollendung des ersten Bandes der Karolingerurkunden für die Monumenta Germaniae historica übernehmen mußte. Doch hat er unter Beihilfe des Herrn Dr. E. Stengel in Berlin das Manuskript für den ersten Band abgeschlossen und soll der Druck sogleich nach Pfingsten fortgesetzt werden.

Landtagsakten. Herr Dr. Glagau hat die Bearbeitung der Akten aus der Periode Philipps des Großmütigen nahezu beendet, doch sind noch eine Reihe von Nachträgen einzufügen, die sich speziell bei der Ordnung des Kaufunger Stiftsarchivs vorgefunden haben. Er hofft im Laufe des nächsten Berichtsjahres mit dem Druck des zweiten Bandes beginnen zu können.

Landgrafenregesten. Herr Dr. Grotefend hat die Bearbeitung übernommen und die in Marburg und Darmstadt vorhandenen Urkunden bis zum Jahre 1308 regestiert. Es soll jetzt mit der Bearbeitung des auswärtigen Materials begonnen werden.

Ortslexikon. Die Übersiedelung des Herrn Geh. Archivrat Dr. Reimer nach Koblenz hat die Arbeit einstweilen ins Stocken geraten lassen. Herr Reimer hat seine reichhaltigen Sammlungen, welche für die Grafschaft Hanau bis zu einem gewissen Grade abgeschlossen sind, aber auch Fulda und andere Gebiete umfassen, der Kommission überlassen, doch hat sich ein Nachfolger in der Arbeit bisher noch nicht gefunden.

Urkundenbuch der wetterauer Reichsstädte. Das Erscheinen des ersten Bandes vom Friedberger Urkundenbuch ist durch die Versetzung des Bearbeiters Dr. Foltz nach Danzig und noch mehr durch seine Einberufung zum Militärdienst verzögert worden. Denn demzufolge müßte die Bearbeitung des Registers Herrn Dr. Dersch übertragen werden. Der Druck ist nunmehr vollendet. — Als Bearbeiter des Wetzlarer Urkundenbuches ist im November 1903 Herr Dr. Wiese in Gießen eingetreten, der zunächst die umfangreiche gedruckte Literatur durchforscht und die in Gießen befindlichen Urkunden und Handschriften erledigt hat. An Stelle des dahingegangenen Professor Höhlbaum wurden bis auf weiteres die Herren Haupt und von der Ropp mit der Leitung betraut.

Münzwerk. Herr Dr. Buchenau hat die Beschreibung des Münzfundes von Seega, welche in Gemeinschaft mit der historischen Kommission für Sachsen und Anhalt herausgegeben wird, noch nicht abzuschließen vermocht, weil er durch eine Arbeit über den „Brakteatenfund von Niederkaufungen bei Kassel" länger aufgehalten wurde, als er erwartete. Doch hat er die Beschreibungen von über 500 der nachgewiesenen zirka 560 Typen des Seegaer Fundes vollendet und die entsprechenden Gipsabgüsse angefertigt, sodaß mit dem Druck von Tafeln und Text gegen Ende des Sommers wird begonnen werden können.

Urkundliche Quellen zur Geschichte Landgraf Philipps des Großmütigen. Die Arbeit ruht, bis das von der Direktion der Staatsarchive veranlaßte und im Druck befindliche Repertorium über das politische Archiv des Landgrafen Philipp vollendet sein wird.

Urkundliche Quellen zur Geschichte des geistigen und kirchlichen Lebens in Hessen und Waldeck. Der im vergangenen Jahre eingesetzte Ausschuß, bestehend aus den Herren Haupt, Küch und Varrentrapp, legte einen ausführlichen Plan für die Ausgestaltung des Werkes vor und wurde Herr Lic. Dr. Köhler in Gießen mit der Bearbeitung eines ersten Teiles betraut.

Quellen zur Geschichte der Landschaft an der Werra. Die Herren Graf von Berlepsch, Landrat von Bischoffshausen und Freiherr von Scharfenberg haben die Herausgabe von Quellen zur Geschichte der Landschaft an der Werra im Mittelalter in Anregung gebracht und in Gemeinschaft mit den Herren Landrat von Keudell in Eschwege und Direktor Dr. Fabarius in Witzenhausen einen jährlichen Beitrag von 1100 Mark auf fünf Jahre bewilligt. Beides wurde mit herzlichem Danke begrüßt und auf Grund eines ausführlichen Gutachtens von Prof. E. Schröder in Göttingen beschlossen, dem Antrage Folge zu geben. In den Arbeitsausschuß für dieses Werk wurden die Herren Graf von Berlepsch, Schröder und von der Ropp gewählt und Herr Dr. Huyskens mit der Bearbeitung zunächst der Archive der Klöster jener Landschaft betraut.

Herr General Eisentraut, der die von dem Verein für hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel in Angriff genommene Herstellung von Grundkarten leitet, legte die bereits fertigen Sektionen Berleburg und Marburg vor und berichtete, daß die Arbeit an den weiteren Sektionen rüstig fortschreite.

Geschichtswerk über Melsungen. Als Supplementband der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde wird eine Geschichte der Stadt Melsungen erscheinen, welche

Herrn Dr. L. Armbrust, den unseren Lesern wohlbekannten hochgeschätzten Mitarbeiter unserer Zeitschrift, zum Verfasser hat. Die Drucklegung ist dadurch ermöglicht worden, daß die Hälfte der Kosten durch die Stadt Melsungen übernommen worden ist, wofür die dortige städtische Verwaltung gewiß höchste Anerkennung verdient. Kommt es doch nicht oft vor, daß ein nicht großes und nicht allzu vermögendes Gemeinwesen Mittel für einen solchen Zweck zur Verfügung stellt. Aber auch der Verdienste der Herren vom hessischen Geschichtsverein, die diese Angelegenheit zu erfreulichem Ende geführt, muß dankbar gedacht werden.

Hochschulnachrichten. Dem Professor Dr. Romberg in Marburg ist die Stelle eines Professors für spezielle Pathologie und Therapie und Vorstandes der medizinischen Klinik an der Universität Tübingen übertragen worden. — Der außerordentliche Professor der klassischen Philologie Dr. Karl Kalbfleisch an der Universität Marburg ist zum ordentlichen Professor daselbst ernannt worden.

Todesfälle. Zu Worms starb am 15. Juni im Alter von 82 Jahren Dekan Elard Briegleb, der Verfasser der Gedichtsammlungen „Wie's klingt am Rhei'" und „Links am Rhei' ist gut sei", mundartlichen Gedichten aus der hessischen Pfalz. Wegen seiner Lieder zum Lobe des Vogelsbergs wurde er auch der „Sänger des Vogelsberges" genannt. — Am 23. Juni ist Kommerzienrat F. L. Biermann in Frankfurt a. M., wo er sich auf der Durchreise befand, gestorben. Er war 1837 in Kassel geboren, wurde zum Kaufmann ausgebildet und ließ sich in Bremen nieder. Dort trat er als Teilhaber in die Zigarren-Firma Leopold Engelhardt ein und gründete eine Zigarren-Fabrik, die sich unter der weltbekannten Firma Engelhardt & Biermann nach und nach zu einer der größten in Deutschland entwickelte. Der Dahingeschiedene nahm unter den deutschen Industriellen eine der ersten Stellen ein und sorgte dabei väterlich für die vielen Tausende, die in seinem großartigen Geschäftsbetrieb tätig waren. — In Kirchhain starb am 25. Juni der Pfarrer Dr. Karl Sallmann. In Kassel geboren, hatte er in Marburg Theologie und Germanistik studiert und ist fast ein Menschenalter hindurch als Oberlehrer am deutschen Gymnasium in Reval tätig gewesen. Als die Russifizierung der Ostseeprovinzen einsetzte, verließ er Reval und nahm in seiner Geburtsstadt Kassel eine Stelle als Pfarrer an der lutherischen Kirche an, von wo er vor etwa zwölf Jahren als Seelsorger nach Kirchhain übersiedelte. Während seines Aufenthaltes in Rußland hatte der Verewigte für das Deutschtum eifrig gewirkt, in seiner Heimat wandte er sein Studium in den Mußestunden der hessischen Geschichte zu und erfreute sich in den Gelehrtenkreisen ebenso wie in seiner Gemeinde eines hohen Ansehens.

Hessische Bücherschau.

Briefwechsel der Brüder Grimm mit Ernst v. d. Malsburg. Von Dr. Wilhelm Schoof (Detmold). 62 S. 8°. Halle a. S. (Buchh. d. Waisenhauses) 1904. [Sond.-Abdr. aus: Zeitschr. f. Deutsche Philol. Bd. 36.]

Der Briefwechsel enthält im ganzen 28 Briefe, von denen 18 auf die Brüder Grimm, die übrigen auf Malsburg fallen. Die Grimmschen Briefe hat Schoof im Jahre 1901 im Escheberger Familienarchiv der Malsburgs aufgefunden, während die Malsburgschen Antworten, soweit sie noch erhalten sind, sich im Grimmschrank der Königl. Bibliothek zu Berlin vorfanden. Das Ganze bildet eine wertvolle Ergänzung zu den bereits früher publizierten Jugendbriefen der Brüder Grimm, für deren Veröffentlichung wir dem Herausgeber ebenso dankbar sein können wie dem Herrn Vizemarschall Hans v. d. Malsburg, der die Erlaubnis zu der Veröffentlichung des Briefwechsels seines Oheims bereitwilligst gegeben hat. Ernst v. d. Malsburg war der ältere früh verstorbene Bruder des als Freund und Gönner Geibels, Bodenstedts und anderer Poeten wohlbekannten Kammerherrn Karl v. d. Malsburg und hat sich selbst als romantischer Dichter, noch mehr aber als Übersetzer aus dem Spanischen einen Namen gemacht. 1786 zu Hanau geboren war er nicht nur ein spezieller Landsmann, sondern auch ein Altersgenosse von Jakob und Wilhelm Grimm, mit denen zusammen er später auf denselben Schulbänken des Kasseler Lyceums gesessen und dann nachher auch die Universität Marburg besucht hat. Gleiche literarische Neigung führte die Jünglinge zusammen und bildete zwischen ihnen ein Freundschaftsband, das besonders zwischen Wilhelm Grimm und Malsburg eng und vertraut gewesen ist. Von Wilhelms Hand stammen auch die meisten der hier veröffentlichten Briefe, während „der Schäks" (Spitznamen für Jakob) sich gegen seinen adeligen Schulkameraden, der ihm nach seiner Ansicht die fettesten Stipendien wegschnappte, etwas zurückhaltender zeigte. Die Briefe datieren aus den Jahren 1802—1823, also bis kurz vor Malsburgs Tod, der im Herbst 1824 zu Escheberg gestorben ist. In den ersten Briefen berichtet Wilhelm dem Jugendfreunde, der mit Jakob zusammen ein Jahr vor ihm die Universität bezog, über seine Schulerlebnisse am Lyceum Fridericianum mit interessanten Kritiken über die Kasseler Theaterverhältnisse. Als dann später Wilhelm nach Marburg kam und Malsburg ein Jahr darauf mit seinem Onkel Karl, dem kurhessischen Gesandten am Hofe Napoleons, in Paris weilte, folgte ein lebhafter Gedankenaustausch, der einerseits die Zustände in der französischen Hauptstadt, andererseits die Ereignisse, die damals die Marburger Universitätswelt bewegten, zum Gegenstand hat. Malsburg ließ sich von den Grimms literarische

Neuigkeiten mitteilen und Bücher besorgen, die Jakob „das gute Thier“ ihm sogar einbinden lassen mußte, während er den Brüdern über das französische Theater ausführlich Bericht erstattete. Als Malsburg nach Marburg zurückkehrte, zogen die Brüder nach Kassel, wo Jakob seine erste Anstellung als Kriegssekretariatsakzessist fand. Malsburg verkehrte viel im Hause des als Dichter bekannten Oberforstmeisters v. Wildungen, wo Theatervorstellungen stattfanden, für die sich Wilhelm Grimm sehr interessierte. Als dann Malsburg seinen Onkel auf einer Gesandtschaftsreise nach Berlin begleitete, da hatten die Brüder, die damals schon auf das eifrigste „alte Sachen“ wie Volkslieder, Volksbücher und dgl. sammelten, eine Menge Aufträge für ihn. Interessant ist, was Jakob Grimm damals über die Hauptstadt der „sandigen Mark“ dachte, in der er den Abend seines Lebens verbringen sollte und in deren „nicht einmal markigen Sande“ er nun schon seit mehr als 40 Jahren schlummert. Er sagt: „In Berlin mögte ich einen Tag sein, die Stadt zu sehen u. 1 Monat das Theater, sonst ist dort wohl nicht viel zu thun.“ Namentlich die literarische Arroganz der Berliner ist ihm zuwider: „Es ist wohl nichts fataler in Berlin, als daß die Affectation der Berliner einer gelehrten Bildung, wirklich in ihre Natur übergegangen zu sein scheint, so sollen sich darin die reichen Juden besonders hervorthun.“ — In den späteren Jahren, als Malsburg als Legationsrat in Dresden lebte, wurde der Briefwechsel mit den Brüdern spärlicher. Es sind aus dieser Zeit nur einige Briefe Malsburgs an sein „herzliebes gutes Grimmchen“ erhalten, die beweisen, daß das freundschaftliche Verhältnis bis zu Malsburgs Tode (24. Sept. 1824, in Buttlars Stammtafeln steht wohl irrtümlicherweise 1825) gedauert hat. Wilhelms Antworten sind leider, wie es scheint, verloren gegangen.

Schoofs Ausgabe dieses Briefwechsels ist mit kurzem verbindenden Text und zahlreichen gewissenhaften Anmerkungen versehen und bildet alles in allem eine wertvolle Bereicherung der Grimm-Literatur, durch die sich der fleißige Sammler auf dem Gebiete der hessischen Literaturgeschichte — wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf — ein unbestrittenes Verdienst erworben hat. Ph. L.

Wenck, Prof. Dr. Karl. Landgraf Philipp der Großmütige. Rede, gehalten auf der 7. Jahresversammlung der Hist. Kommission für Hessen u. Waldeck am 7. Mai 1904. 13 S. Marburg (Elwert) 1904.

„Der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde wird in einigen Monaten einen ausschließlich dem Gedächtnis Landgraf Philipps gewidmeten Band seiner Zeitschrift (N. F. XXVIII) herausgeben. Den zahlreichen dort zum Druck gelangenden Einzelstudien wird diese Rede als allgemeine Würdigung des Landgrafen voranstehen.“ So sagt der Verfasser im Vorworte. Er schildert Philipps Eigenart, soweit sie für dessen geschichtliche Stellung in Betracht kommt. Die Zuverlässigkeit in den Einzelheiten und der gewandte Stil machen das Schriftchen empfehlenswert, zumal für diejenigen, die sich rasch über den jetzt so viel genannten Landgrafen unterrichten wollen. Jedoch darf der Leser sich nicht bloß das Schlußwort einprägen: Philipp sei einer der begabtesten Herrscher seiner Zeit gewesen und unter seinen Mitfürsten der vornehmste und wirksamste Förderer des Evangeliums. Denn hierdurch wird der Inhalt der Rede nur zum Teil erschöpft.

Personalien.

Verliehen: dem Landesrat Dr. Schröder zu Kassel das Fürstlich Waldeckische Verdienstkreuz 4. Klasse; dem Oberlehrer an der städtischen höheren Mädchenschule Dietrich zu Kassel das Prädikat „Professor“; dem Pfarrer Quentel zu Niederdünzebach und dem Beigeordneten Bürgermeister Siebert zu Marburg der Rote Adlerorden 4. Klasse; dem Stationsassistenten Brunne zu Niederhone bei seinem Übertritt in den Ruhestand der Kronenorden 4. Klasse.

Ernannt: Pfarrer Bansmann zu Deisel zum Pfarrer in Wettesingen: Pfarrer extr. Eisenberg zu Wernswig zum Pfarrer in Oberhülsa; Pfarrer Otto zu Wettesingen zum Pfarrer in Deisel; Dr. Gunkel, Assistenzarzt am St. Hedwigskrankenhause zu Berlin, zum Dirigenten des Landkrankenhauses in Fulda; Regierungsbauführer Baumann aus Kerspenhausen zum Regierungsbaumeister; Landmesser Kullmann zu Rotenburg zum Oberlandmesser an der Spezialkommission in Witzenhausen; die Referendare Levie u. Hupelsberg zu Assessoren.

Geboren: ein Sohn: Regierungsassessor Dr. Fechner und Frau Paula, geb. Renner (Berlin, 19. Juni); eine Tochter: Kaufmann Julius Truß und Frau Marianne, geb. Sälzer (Kassel, 14. Juni); Oberleutnant von Gilsa und Frau Frieda, geb. Dieckmann (Kassel-Hamburg, 17. Juni); Pfarrer Otto und Frau Elli, geb. Renisch (Rothenditmold, 24. Juni); Kaufmann Hubert Elbers und Frau Johanna, geb. Francke (Kassel, 27. Juni); Kaiserlicher Bankvorstand Peine und Frau Luise, geb. Rintelen (Göttingen, 27. Juni).

Gestorben: Königlicher Obersteuereinnehmer Kind, (Hünfeld, 14. Juni); Landesdirektionssekretär Karl Strüning, 42 Jahre alt (Wahlershausen, 15. Juni); Privatmann Johannes Floto, 78 Jahre alt (Kassel, 16. Juni); Pfarrer Philipp Rommel, 64 Jahre alt (Wernswig, 16. Juni); Frau Marie Scheffer, geb. Lange, 51 Jahre alt (Kassel, 18. Juni); Rechnungsrat Joh. Gottlieb Koch, 75 Jahre alt (Kassel, 19. Juni); Frau Pauline Kern, geb. Zintgraff, 79 Jahre alt (Kassel, 21. Juni); Privatmann Georg Ludwig Becker, 68 Jahre alt (Großalmerode, 21. Juni); Kaiserl. Geheimer Rechnungsrat Paul Hoppe (Ems, 21. Juni); Kaufmann Oskar Kühnemann, 41 Jahre alt (Kassel, 22. Juni); Leutnant Paul Dieterich, 24 Jahre alt (Torgau, 22. Juni); Kommerzienrat F. L. Biermann, 67 Jahre alt (Frankfurt a. M., 23. Juni); Pfarrer Dr. Karl Sallmann (Kirchhain, 25. Juni); verwitwete Frau Geheime Oberjustizrat Julie Bartels, geb. Voigt, (Wiesbaden, 26. Juni); Hauptmann a. D. und Fürstlich Schaumburg-Lippischer Kammerherr Kurt von Specht, 40 Jahre alt (Langenschwalbach, 26. Juni); Gymnasialdirektor a. D. Geheimer Regierungsrat Dr. Eduard Goebel, Mitglied des Hauses der Abgeordneten, 73 Jahre alt (Fulda, 30. Juni).

Briefkasten.

N. N. N. Bestellt.

C. G. in Kassel. Die Gedichte sind noch nicht erschienen.

W. D. in Göttingen. Die übersandten Gedichte eignen sich nicht zur Aufnahme.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 14. XVIII. Jahrgang. Kassel, 16. Juli 1904.

Das Marburger Mahl (1647).

Die Lande zerrissen von Hader und Not,
Vom Kaiser geächtet, von Nachbarn bedroht,
Die Treue ein Fähnlein, vom Kriegsglück gedreht —
Schmach dem, der jetzt die Regentin verrät!

Landgräfin Amalie! so leuchtend und mild
Strahlt über den Wirren dein standhaftes Bild.
Dein furchtloser Wille, dein gläubiger Mut
Hebt klar sich aus geifernder Hassesglut!

Weh, Feldherr Melander! dein Kriegsruhm zerstiebt,
Hast mehr wie die Ehre die Ehren geliebt.
Wo einst du das hessische Banner erprobt
Und Treue dem fürstlichen Kinde gelobt,

Im Land, das geboren dich und dich genährt,
Da würgt in des Kaisers Sold nun dein Schwert —
Da lodert zum Himmel der mordende Brand
Und wandelt zum Friedhof das blühende Land. —

Wo Hunger sich einet mit List und Verrat,
Da hält auch der tapferste Held nicht die Stadt.
Drum nahm nach harter Belagerungspein
Melander das standhafte Marburg ein.

Amaliens Feldherr, der wackere Stauf,
Zieht grollend zum Bergschloß, dem festen, hinauf:
„Hier laßt uns behaupten das Felsengebäu,
Und wenn wir verhungern! wir sterben treu!"

Horch! drunten schmetternd Trompetengebraus,
Es ladet Melander die Fürsten zum Schmaus.
Am Fuße des Schloßbergs, im festlichen Saal
Harrt ihrer ein köstliches Siegesmahl.

Da lacht der hessische Oberst von Stauf:
„Halloh, Herr Melander, ich trage euch auf!
Die schönsten Oliven, gepfeffert aufs best,
Die sollen euch würzen das Marburger Fest!

He, Burschen! — wie hungrig und bleich seht ihr drein!
Dort laben sich Schurken an Braten und Wein!
Halloh! Batterie — die Kanonen gericht't,
Zum Festsaal hinunter — begreift ihr denn nicht?"

Ei, wie sie begriffen das kühne Gebot!
Vergessen sind Hunger und all' ihre Not —
Jetzt schmettert zum dritten das Hörnersignal,
Jetzt nahen die Gäste zum festlichen Mahl.

Da dröhnt es wie Donner zum Felsen herab —
Ein blutiger Gastmahl kein Sieger noch gab!
Der Markgraf von Baden, zu Tode erschreckt,
Statt Wilpert die eigenen Zähne heut schmeckt.

Auf Scherben der Zeugmeister Fernamont ruht
Und mischt mit vergossenem Würzwein sein Blut —
Und dort der Verräter an Pflicht und an Ehr',
Melander bricht keinen Treuschwur mehr!

Doch Marburg, geplündert, entfestigt, beraubt,
Hob langsam und stetig sein ehrwürdig Haupt,
Und heut dem Verräter der Volksmund noch droht:
„Dem täten auch Staufsche Oliven not!"

Glatz. **Theodore von Rommel (Thé von Rom).**



Unsicherheit in Hessen
beim Regierungsantritte des Landgrafen Philipp.

Von Dr. L. Armbrust.

Zu allen Zeiten hat es Raubgesellen gegeben, die die hessischen Straßen unsicher machten; aber nie blühte ihr Weizen schöner, als wenn die Regierung in Bedrängnis schwebte. Mochten äußere oder innere Feinde ihr Haupt erheben, immer nutzten die Beutelustigen schleunigst die Gelegenheit aus. Häufig hingen sie sich ein Parteimäntelchen um und plünderten und brannten dann statt im eigenen Namen in dem eines größeren Herrn.

Der Tod Wilhelms des Mittleren (1509) brachte Hessen in arge Verwirrung. Zwei Testamente hatte der Landgraf hinterlassen. Im ersten setzte er Mitglieder der Ritterschaft zu Regenten des Landes und zu Vormündern seines jungen Sohnes Philipp ein. Im zweiten übertrug er seiner Gemahlin Anna von Mecklenburg die Regentschaft. Die hessischen Landstände entschieden sich für die ritterschaftliche Regierung. Anna von Mecklenburg, eine Frau von Klugheit, Ehrgeiz und Tatkraft, lauerte nun auf eine Gelegenheit, sich der Herrschaft zu bemächtigen. Die Umstände waren ihr günstig. Der schwachsinnige Landgraf Wilhelm der Ältere und noch mehr dessen Gemahlin, Anna von Braunschweig, fühlten sich in ihren Rechten gekränkt. Unzufriedene fanden sich auf ihrem Sitze Spangenberg ein und schürten das Feuer. Aufstände brachen hier und da aus, und schließlich wurde der Kaiser zur Entscheidung angerufen. Dem Lande erwuchsen durch den Streit gewaltige Unkosten. Unzufriedenheit verbreitete sich in allen Kreisen. Als so der Boden genug vorbereitet war, da trat (1514) Anna von Mecklenburg auf und bemächtigte sich der Regentschaft. Sie hatte von vornherein mit zwei Gegnern zu rechnen: den vertriebenen Regenten nebst ihrem Anhange und den meisten sächsischen Fürsten, denen sie die Obervormundschaft bestritt. Da sie sich ungern vom Gelde trennte und auch an eine Teilung der Macht nicht dachte, geriet sie obendrein mit ihrer Schwägerin, Anna von Braunschweig, in Zwiespalt. Das war ein gefährlicher Kampf, der vor dem Reichskammergerichte ausgefochten wurde. Die Reichsacht drohte der hessischen Regentin. Im Anfange des Jahres 1518 war Anna am Ende ihrer Weisheit angelangt. Ihr Versuch, ihren Sohn Philipp etwas mehr in den Vordergrund zu schieben, die Regentschaft selbst aber beizubehalten, mißlang. Der 13½jährige Knabe ward auf seine Bitte am 16. März 1518 für mündig erklärt.[1])

Es herrschten also Jahre lang Zustände, die Hessens offene Feinde und das Raubgesindel geradezu aufforderten, im Trüben zu fischen. Abgesehen von Franz von Sickingen haben die Grenznachbarn die Lage nur in bescheidenem Maße ausgenutzt. Desto mehr machten kleinere Draufgänger die Landstraßen unsicher.

Übel stand es dazumal fast allenthalben im Hessenlande, niemand konnte eine Meile Weges unbekümmert wandern. So berichtet der zeitgenössische Chronist Wigand Lauze[2]), der das am eigenen Leibe erfahren hatte. Er verschweigt aber die Namen seiner Angreifer, „wiewohl sie und ihre Voreltern mit ihrem unehrlichen Zugreifen und ihren Plackereien verdient hätten, daß man solche böse Vögel mit ihren Federn und Fängen den übrigen zum Abscheu abmalte". Von anderen Raubrittern erzählt er, so von Hermann Schütze, dem Bedränger Fritzlars, und von Wigand von Lüder.

Wigand von Lüders Sache fällt zwar kurz vor Philipps Regierungsantritt, sie bietet aber recht bezeichnende Seiten. Daher mag sie hier zu Anfang ihre Stätte finden. Wigand von Lüder hatte sich schon zu Wilhelms des Mittleren Lebzeiten als Raubritter hervorgetan. Aber man ergriff ihn damals und warf ihn ins Gefängnis. Nach dem Tode des Landgrafen ließen ihn Landhofmeister und Regenten frei (1513). In der üblichen Urfehde sagten sie ihm Sicherheit zu und nahmen ihm bloß das Versprechen ab, wegen seiner Gefangenschaft so lange keine Forderung zu erheben, bis

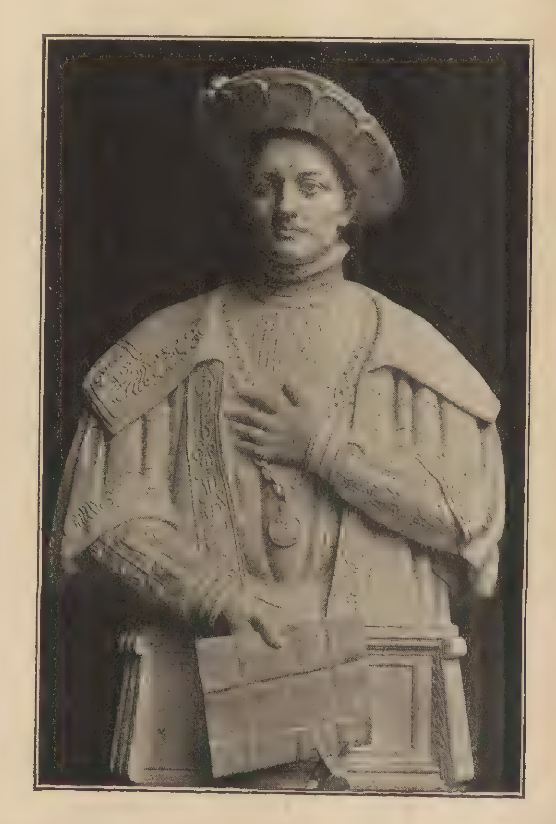
---

[1]) Der bisher übersehene Zusammenhang zwischen der vorzeitigen Mündigkeitserklärung und dem Prozesse mit Anna von Braunschweig ist erörtert in der „Zeitschr. für hess. Gesch.", N. F. XXVIII (Entführung der Landgräfin Elisabeth von Hessen 1518). — Wer von der Regentschaftszeit ein anschauliches Bild haben will, dem empfehlen wir Glagaus „Anna von Hessen".

[2]) Wigand Lauze, Leben und Taten Philippi Magnanimi. — Zeitschr. für hess. Gesch. Suppl. II., S. 17—19.

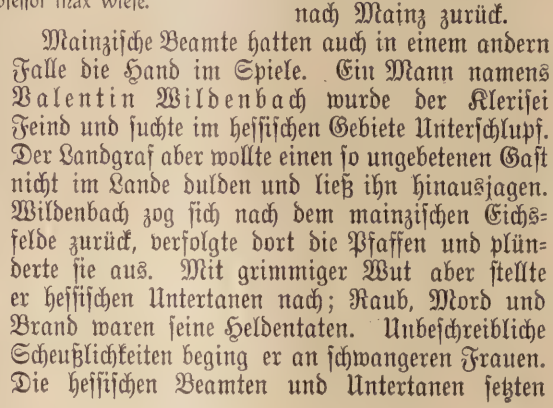
der junge Landgraf Philipp zur Regierung gelangt sei.[3]) Allein dem Junker Wigand wurde die Zeit zu lang oder der Geldbeutel zu kurz. Aus nichtigen Gründen schickte er der hessischen Regentin einen Verwahrungsbrief. Die landgräflichen Untertanen, Männer wie Frauen, bedrohte er mit den ärgsten Schandtaten. Auf dem Hainchen und im Seulingswalde (n. und s. Rotenburg a. d. Fulda) raubte er Fuhrleuten ihre Wagen und Pferde und preßte ihnen für ihre Freilassung ein so hohes Lösegeld ab, daß sie in die äußerste Armut gerieten. Den Hersfeldern entwendete er Pferde, für deren Rückgabe dann aber Graf Wilhelm von Henneberg, damals Schutzherr der Stadt, sorgte. Im Frühling 1517 verfiel Wigand von Lüder seinem Schicksal. Sein Ende war eines solchen Helden würdig. Ein einfacher Sälzer aus Hessen riß ihn vom Gaule und nahm ihn gefangen. Die Landgräfin säumte nicht, Anklage gegen ihn zu erheben. Im Herbste desselben Jahres (angeblich am 28. oder 30. Oktober 1517) fiel zu Königshofen in Franken sein Haupt unter dem Schwerte des Henkers.[4])

Daß es um Tod und Leben ging, wird ihm und jedem Beutemacher dieser Zeit klar gewesen sein. Trotzdem setzten sie alles aufs Spiel, im Vertrauen auf die Zerfahrenheit im Lande und auf die Jugend Philipps, von dessen früher Reife sie keine Ahnung hatten. Jeder wollte, wie Wigand Lauze sagt, auf alle Gefahr hin dem jungen Fürsten eine Feder aus dem Flügel zupfen. In manchen war allerdings der Trieb der Selbsterhaltung stark genug, daß sie im Notfalle durch Fürsprache ihrer Freunde Leben und Freiheit wieder zu gewinnen suchten, oder noch besser von Anfang an sich einen Nachbarfürsten oder dessen Beamte verpflichteten; unter deren Schutze konnten sie viel wagen und jeder Zeit entweichen. In solcher Hinsicht waren die Beamten des Erzstiftes Mainz besonders unangenehme Nachbarn für Hessen.



Denkmal des Landgrafen Philipp des Großmütigen von Hessen für Haina.
Modelliert von Professor Max Wiese.

Im Juli 1518 befand sich Landgraf Philipp in Frankfurt, wo kaiserliche Kommissarien des Weinzolls halber eine Tagsatzung abhielten. Er ließ sich Wein und Brot durch hessische Untertanen dorthin bringen. Den Ärmsten erging es schlecht. In der Nähe von Frankfurt wurden sie von Reisigen überfallen und mißhandelt, einer sogar totgestochen, die Pferde ausgespannt und weggeführt, drei Weinfässern der Boden ausgeschlagen. Als Täter kamen in erster Linie Leute aus dem Stifte Mainz in Betracht. Denn der mainzische Vitztum (vicedominus) Johann Moer war dafür bekannt, daß er Hessens Widersachern Hülfe und Vorschub leistete. Nicht lange vorher hatte er ruhig angesehen, daß hart vor Mainz Kaufleuten ihre Güter und Wagen geraubt und sie selber niedergeworfen waren. Als die Sache ruchbar wurde, entwich er für einige Zeit nach Schloß Reifenberg im Taunus, kam dann aber nach Mainz zurück.



Mainzische Beamte hatten auch in einem andern Falle die Hand im Spiele. Ein Mann namens Valentin Wildenbach wurde der Klerisei Feind und suchte im hessischen Gebiete Unterschlupf. Der Landgraf aber wollte einen so ungebetenen Gast nicht im Lande dulden und ließ ihn hinausjagen. Wildenbach zog sich nach dem mainzischen Eichsfelde zurück, verfolgte dort die Pfaffen und plünderte sie aus. Mit grimmiger Wut aber stellte er hessischen Untertanen nach; Raub, Mord und Brand waren seine Heldentaten. Unbeschreibliche Scheußlichkeiten beging er an schwangeren Frauen. Die hessischen Beamten und Untertanen setzten

---

[3]) Kopialbuch E 1 (Vormundschaftliche Regierung 1510—13) Bl. 239 b. Wie die folgenden handschriftl. Quellen im Staatsarchiv Marburg.

[4]) Johann Nuhns (Nohes) hessische Chronik, bei Senckenberg, Selecta juris et histor. V, 517.

dem Mordbuben nach, sechs Meilen weit über die eichsfeldische Grenze, und nahmen ihn mit einem Genossen gefangen, während die übrigen Raubgesellen entkamen. Man richtete nun an die eichsfeldischen Amtleute die Bitte, die Täter dem Gerichte zu übergeben. Die Amtleute sagten das zu, setzten einen Tag an und versahen die hessischen Abgeordneten dazu mit schriftlichem Geleite. Als aber die Hessen am Richttage erschienen, und ihnen der Missetäter mit Urteil und Recht zum Tode zugewiesen war, erhoben die mainzischen Untertanen einen gewaltigen Lärm und Aufruhr. Sie verwundeten den hessischen Scharfrichter, der ebenfalls mainzisches Geleit hatte, auf den Tod und nahmen ihm Pferd und Geld ab. Im Gedränge entkam der Verbrecher. Die Hessen eilten ihm nach und erwischten ihn glücklich wieder. Sie gaben ihn auf Bitten des eichsfeldischen Amtmanns diesem in die Hand, unter der Bedingung, daß er laut des Urteils gerichtet würde. Allein die Eichsfelder entrissen den Räuber dem Amtmanne nochmals und halfen ihm davon. Die Hessen hatten den eichsfeldischen Beamten ersucht, auch den zweiten gefangenen Mordgesellen dem Gerichte zu überliefern. Allein den ließ man jetzt gleichfalls laufen. Wildenbachs Schandtaten blieben ungesühnt. Nur einer seiner Genossen, der schon vorher auf hessischem Gebiet ergriffen war, wurde hingerichtet. Der Landgraf ersuchte später den Kaiser, den Erzbischof von Mainz zum Richten der Friedensbrecher anzuhalten.[5]) Aber auch der Kaiser läßt keinen hängen, er hätte ihn denn zuvor. —

Manchmal darf man aber nicht schlechtweg von Habgier und Beutelust reden, da wirklich begründete Ansprüche zugrunde lagen. So hatten die von Breidenbach, genannt Breidenstein, Forderungen an das Landgrafenhaus, die schon von Heinrich III. und Wilhelm dem Mittleren herrührten. Um zu seinem ausstehenden Gelde zu kommen, „strengte" Gerlach von Breidenbach den Landhofmeister und die anderen hessischen Regenten „in mannigfaltiger Weise an". Endlich vertrug man sich mit ihm (1511). Gerlach und sein ältester Sohn erhielten die Zusage, so lange die Regentschaft und Vormundschaft dauerte, sollten ihnen jährlich 8 Malter Korns vom Rentmeister zu Biedenkopf entrichtet werden. Sobald Philipp aber mündig würde, hätten die Breidenbacher mit ihm eine neue Vereinbarung zu treffen.[6]) Also wieder wurde dem jungen Fürsten die Gefahr der endgültigen Entscheidung überlassen. Übrigens befand sich Gerlach im September 1518 unter den 80 hessischen Ritterbürtigen, die sich für den Landgrafen im Darmstädter Vertrage mit Sickingen verbürgten.

[5]) Aktenstücke vom 8., 9., 19. Juli, 4. und 18. August 1518, unter den Akten betr. Landgraf Philipp, Nr. 177 und 178.

[6]) Kopialbuch E 1 Blatt 155 b.

(Schluß folgt.)

Morgenstunden in der Kasseler Galerie.

Von Hans Altmüller.

I. (Schluß.)

Botticelli (1446—1510) ist bereits ein so eigenartiger Künstler, daß man seine Bilder gleich auf den ersten Blick erkennt, wie ja überhaupt, gegenüber dem vorhergehenden Jahrhundert, das Quattrocento die Zeit des Individualismus ist, während das spätere Cinquecento in der Vereinigung des Typischen mit dem Individuellen die beiden früheren Jahrhunderte großartig zusammenfaßt. Was die Renaissance, deren Anfänge man neuerdings mit Recht in weit ältere Zeiten als sonst gewöhnlich setzt, Neues brachte, war ja nur zum Teil das Wiederanknüpfen an die Antike, vor allem war es eine Stärkung und Befreiung der Persönlichkeit und eine gründlichere Beachtung des wirklichen Lebens, des „Weltlichen", das von der Kirche so lange als verwerflich hingestellt war, also ein aufmerksames Naturstudium. In Italien hat auf diesen Gebieten, besonders natürlich für die Vertiefung des religiösen persönlichen Empfindens, der heilige Franz von Assisi den größten Einfluß gehabt, und bald schon nach seinem Tode (1226) brach auch in der Kunst ein wirkliches rinascimento, eine Wiedergeburt, an, die freilich erst zwei Jahrhunderte später, eben im Quattrocento, durch eine fast übergroße Fülle schöpferischer Individualitäten den künstlerischen Ausdruck fand, den wir im engeren Sinn mit „Renaissance" bezeichnen, speziell mit „Frührenaissance" (1400—1500). Und hier tut sich Botticelli als eine der markantesten Persönlichkeiten hervor. Er ist phantasie- und seelenvoll, weich und lieblich im Ausdruck, aber hart in den Formen, von einer gewissen herben Grazie. Seine Figuren haben leicht etwas Schwermütiges und Leidendes, auch seine Engel. Eine eigene Mischung

von leidenschaftlich=stürmischer Bewegung und devoter Zurückhaltung der Gefühle ist charakteristisch für ihn, auch ein sonderbar manierierter Faltenwurf, eine knotig aufgebauschte Gewandung. Wie weit diese Eigenschaften auf unserem Gemälde der Verkündigung zum Ausdruck kommen, ist interessant zu untersuchen. Ob das Bild etwa nur aus der Werkstatt Botticellis stammt oder eine alte Kopie eines verschollenen Originals ist, darauf kommt es hier zunächst nicht an. Kennzeichnend für des Künstlers Eigenart ist es jedenfalls. (Namentlich die geziert=gespreizte Fingerbildung läßt allerdings auf eine Schülerarbeit schließen.)*)

Von dem bedeutenden Zeit= und Kunstgenossen Domenico Ghirlandajo, der, während Botticelli mehr zum Extremen neigt, dagegen mehr harmonisch, ruhig, sicher, aber auch breit, äußerlich, von einer würdig=behaglichen Oberflächlichkeit erscheint, haben wir zwar unmittelbar kein Werk, mittelbar aber lernen wir ihn wenigstens etwas kennen durch die bereits erwähnte Madonna von Bastiano Mainardi (gestorben 1513), der sein Schwager war und ganz in seiner Art malte. Zu beachten ist die anmutige Haltung der Madonna und die reizende Landschaft im Hintergrund. Denn zu den neuen Stoffgebieten, die das Quattrocento für die Kunst erobert, gehört in erster Linie die Landschaft. Ein Jahrhundert früher hatte Petrarca den Mont Ventoux bei Avignon erstiegen, um — unerhört für die damalige Zeit und auch für die ganze frühere — sich an der schönen Aussicht zu erfreuen. So etwas liegt in der Luft. Es zeigt sich bald, daß alle Welt diesen Berg miterstiegen hat. Jedermann bekommt Sinn für landschaftliche Schönheit. Und alsbald dringt die Landschaft, zunächst nur als Ausschnitt und Staffage, miniaturartig reich und fein ausgeführt, auch in die Malerei des Quattrocento ein. Dies Jahrhundert sieht gern zum Fenster heraus. Unzählig sind damals Fensteraussichten gemalt worden, Städte, Wälder und Berge, gerade durch ihre räumliche Beengtheit und spielzeugartige Niedlichkeit unwiderstehlich anlockend und entzückend.

Neben Botticellis Verkündigung hängt ein Christus am Kreuz mit Heiligen von Raffaellino del Garbo (1466—1524). Kein großer Name in der Kunstgeschichte! Raffaellino war sozusagen ein Enkelschüler des Filippo Lippi (1406—1469), indem er nämlich der Schüler von Filippos Sohne, von Filippino Lippi, war. Und doch, welcher Reichtum an Kunst muß damals in Florenz vorhanden gewesen sein, wenn ein so edles Werk wie dieser Christus nur gleichsam nebenbei entstehen konnte! Ich denke hier nicht an äußere Vorzüge. Komposition und Zeichnung sind zwar bewundernswert, doch ist die Farbe, namentlich das Inkarnat, unangenehm fahl und grau. Aber der Ausdruck — wie schlicht, ernst, fromm und ergreifend! Welche Einfalt und Wahrhaftigkeit! Wer könnte heute einen solchen Heiland malen, von einer so tiefen Ergebenheit und Reinheit! Wie seelenvoll blickt der heilige Franziskus auf, wie rührend bringt Magdalena das Opfer ihrer Tränen dar und wie schön fügen sich auf der anderen Seite Hieronymus und Johannes ein! Wer so malen konnte, glaubte auch so, und diese Ehrfurcht vor dem Heiligen, aber auch vor dem Natürlichen, himmelweit, ja eben um einen Himmel weit entfernt von der frechen Effekthascherei unseres modernen Naturalismus, ist es, die die damalige Kunstwelt überhaupt erfüllte. In ein solches Bild muß man sich versenken wie in ein stärkendes Bad. Es erweckt, es verlangt aber auch Liebe und Pietät. Nicht flüchtig, wozu unsere Galerien ja so anreizen, nicht wie in einem Schnellzug vorbeifahren darf man an solchen Kunstwerken, sondern sich in sie vertiefen muß man, sozusagen in persönliche Beziehungen zu ihnen treten. Denn was mit Begeisterung geschaffen ist, muß auch mit Begeisterung aufgenommen werden, mindestens aber von vornherein Respekt und Sammlung finden. Fast alle diese Meister haben uns mehr zu sagen, als wir uns selbst geben könnten, und das macht sie eben zu Künstlern. Zum Geben und Empfangen gehören aber Zwei, und zum Empfangen gehört ein offener Sinn und willige Ruhe. Mit Neugier und Zerstreuungssucht ist hier nichts zu wollen. Nicht amüsieren soll uns ein echtes Kunstwerk, sondern erheben. Und auch im Reich der Kunst heißt es: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen."

Wenn wir die zuletzt besprochenen Bilder in einer gewissen Entfernung zusammen betrachten und mit dem Bild vergleichen, das rechts neben Raffaellino hängt, so muß uns im Kolorit ein großer Unterschied auffallen. Es ist, als ob plötzlich die Sonne aufging. Dies für uns jetzt neue Bild ist nämlich mit Ölfarben und die anderen Bilder sind noch mit Temperafarben gemalt. Die Errungenschaft der Ölmalerei ist erst um 1500 in Italien durchgedrungen, vom Norden aus, wo sie entstand. Immer aber noch hält man sich mehr an Lokalfarben als an einen Gesamtton. Unvermittelt bunt treten die Farben nebeneinander, so auch auf diesem Ölbild. Es ist kein eigentliches Original, diese Anbetung der Hirten von Giovanni Antonio Sogliani (1492—1544), sondern eine Art autorisierter Kopie nach dem Bild seines Lehrers Lorenzo di Credi, auf der Akademie in Florenz. Der

*) Ganz kürzlich sind mehrere italienische Bilder, die unserer Galerie vom Berliner Museum nur leihweise überlassen waren, darunter auch Botticellis Verkündigung, leider wieder entfernt worden.

landschaftliche Hintergrund ist von Sogliani völlig selbständig behandelt, schwerlich aber zum Vorteil des Bildes. Bei Lorenzo sieht man eine baumreiche Felsenlandschaft, bei Sogliani eine Stadt. Im übrigen zeigt das Bild, obwohl Sogliani ja schon der „Hochrenaissance" (1500—1600) angehört, mehr die Eigenschaften des Quattrocentokünstlers Lorenzo di Credi, eines Mitschülers von Lionardo da Vinci bei dem Bildhauer und Maler Andrea Verrocchio: eine etwas eckige Komposition, Befangenheit in der Haltung, aber einen höchst zarten und lieblichen Ausdruck.

Der letzte Florentiner, den wir hier im Original kennen lernen können, ist auch bereits ein Künstler der Hochrenaissance, Bacchiacca, eigentlich Francesco Ubertini (1490—1557), ein Schüler des Franciabigio, der wieder seinerseits ein Schüler und Freund des bekannten Andrea del Sarto war. Es ist ein melancholisches Gemälde, was wir von ihm haben. Ein Porträt, aber wen stellt es vor? Das Bild zieht mehr durch den Stoff als durch seine Behandlung an. Einen alten Mann stellt es dar mit hageren, trübseligen Gesichtszügen von einer wächsernen Gelbheit, in schwarzem Gewand, das so traurig ist wie seine dunklen Augen. Er weist auf einen Totenkopf hin. Neben ihm steht eine Sanduhr und im Hintergrund sieht man vor dem Eingang eines ummauerten Friedhofes den Triumphwagen des Todes über Leichen fahren. Welche Bilder der Vergänglichkeit, der Schwermut, des Grauens und des Entsetzens! Man denkt an eine Bußpredigt Savonarolas. Aber das Bild ist ja viel jünger. Ist es ein Arzt, der bei einer Pest die Opfer nicht retten kann, oder ist es ein Philosoph, der sich in die schauervollen Mysterien des Sterbens, des Hinschwindens aller irdischen Dinge grüblerisch versenkt? Der Eindruck des Trostlosen wird verstärkt durch das trockene; sozusagen unbarmherzige Kolorit. Ein merkwürdiges Gemälde, aber kein reines Kunstwerk.

Neben der florentinischen Schule sind im Quattrocento die wichtigsten die umbrische und die venezianische. Aus der umbrischen Schule haben wir nur zwei Künstler, einen Anonymus, vielleicht Perugino (auf Namen kommt es hier schließlich nicht an, sondern auf Dinge), mit zwei kindlich innigen Altarflügeln, und Luca Signorelli (1450—1523), aus der älteren venezianischen, die dann im Cinquocento durch Tizian, Tintoretto und Veronese ihre eigentliche Blütezeit erreicht, nur einen einzigen, Marco Basaiti (1470—1527), mit einem würdevollen, aber allzu bunten Christus, und hätten noch Cima da Conegliano mit einer Madonna, wenn das Bild nicht, wie der Katalog von den 1880er Jahren an bis 1903 versichert, fortwährend „restauriert" würde.

Von Signorellis hochbedeutenden Künstlereigenschaften, seiner kräftig sicheren Zeichnung, seiner virtuosen Beherrschung der menschlichen Körperformen, seiner Tiefe und dämonischen Gewalt im Ausdruck, kann man vor unseren beiden Bildern, wahrscheinlich kleinen Predellen eines größeren nun zerstückelten Altarwerkes, kaum eine Ahnung bekommen. Nichtsdestoweniger sind es zweifellos Originale. Die energische Art der Zeichnung und die trübe Farbe gehören ihm ganz. Es sind Darstellungen aus dem Leben der Maria, ihr Tempelgang und ihre Vermählung, diese vielleicht (gleich Peruginos Bild) von Orcagnas Relief in Or San Michele zu Florenz beeinflußt. Die dramatische Bewegtheit und die geschlossene Komposition weisen Signorelli eigentlich mehr der florentinischen Schule, in der er auch unterrichtet wurde, als der umbrischen zu, die sich durch Einfachheit und liebliche Innigkeit auszeichnet, während die venezianische schon von alters her auf den Glanz des Kolorits das meiste Gewicht legt.

Dem knospenhaften Reiz der Frührenaissance, dem ungestümen Drängen und Wachsen des Frühlings, folgt der volle, reife Sommer der Hochrenaissance, der dann im farbenfrohen Venedig in den bunten Herbst übergeht, bis endlich als Nachzügler die fleißigen Ährensammler der bolognesischen Schule, die Eklektiker, auftreten, und bald ein allgemeines Welken den Untergang der Kunst beschleunigt. Die größten Namen, die die Geschichte der Malerei kennt, drängen sich in den Anfang und einige wenige in das Ende des Cinquecento zusammen: Lionardo, Michelangelo, Rafael, Correggio, Tizian, Tintoretto und Veronese, die ersten drei mehr die Künstler des inneren Menschen, die letzten mehr die des äußeren; alle in ihrer Art einzig und unerreicht und ihrer Art nach selbst schon groß und epochemachend. Von dreien wenigstens dieser Größten besitzen wir Originalwerke und von den übrigen, mit Ausnahme Lionardos, zum Teil doch tüchtige Kopien. Wir müssen hier ökonomisch verfahren und wie ein guter Hausvater mit Wenigem auszukommen suchen. Wenn wir dies Wenige aber um so intensiver genießen, werden wir uns nicht schlecht dabei stehen.

(Wird fortgesetzt.)

Klänge aus der Studentenzeit.

Mein Marburg.

Jüngst zog ich als Mulus so keck in die Welt,
Die Musenstadt mir zu erkiesen,
Doch war's um die Wahl so schwer nicht bestellt:
Traut Marburg, warst stets mir gepriesen!
Nun sing' ich als Füchslein mit fröhlichem Mut:
„Mein Marburg, du feines, in dir lebt sich's gut!"

Und schlendre als Bursch ich durch Gäßchen und Gass',
Grüßt am Fenster mein Mädel hernieder.
Und schreit' ich im Maien das Lahntal fürbaß,
Im Herzen die lustigsten Lieder:
Dann singe als Bursch ich die Wälder entlang:
„Mein Marburg, du feines, dir klingt stets mein Sang!"

Und zieh' nach Examens Qualen und Pein,
Das Haupt mit Weisheit beschweret,
Ins Philisterium mit Wehmut ich ein,
Als Alter Herr nun geehret:
Dann singe ich immer noch jauchzend aufs neu:
„Mein Marburg, du feines, wir bleiben uns treu!"

Couleurbummel.

Sonntags in lachendem Sonnenschein
Geht es hinunter die Lindenreihn,
Grüne und rote und blaue Mützen
Hell im Morgenglanz leuchten und blitzen. —
Heut werden die allerhöchsten Kragen
In blendender Weise als Prunkstück getragen,
Und das zierliche Stöckchen mit silbernem Griff
Pfeift durch die Luft mit Schneid und mit Schliff.
Das ist ein Grüßen und Mützeschwenken!
Die Mädels errötend die Köpfchen senken:
Glüht wohl unterm schattenden Sommerhut
Ganz heimlich das junge, verliebte Blut —,
Und die Füchse alle, das krumme Gelichter,
Die schwärmen für hübsche Mädchengesichter.
Nur Couleurhund Karo mit langsamem Schritt
Geht uns zur Seite bedächtig mit.
Von fernher wogen auf wiegender Welle
Die Walzerweisen der Jägerkapelle —
Da dröhnt vorbei an der Promenade
Mit klingendem Spiel die Wachtparade:
Der Mittag auf Straßen und Plätzen blinkt,
Und verlockend im „Ritter" der Frühschoppen winkt.

Schwetz i. Westpr. **Bruno Pompecki.**

Aus den Briefen eines Offiziers über Kurhessen in den Jahren 1829—1836.

(Fortsetzung.)

„3. 8. 30. Ich mußte gestern abbrechen und zur Parade gehen. Mir entgegen kam Hauptmann Petri von der Artillerie. „Weiß, weißt Du es schon?" Was denn? „Allgemeiner Aufstand in Paris, 500 Tote liegen in den Straßen, 5 Regimenter sind zu den Widersetzlichen übergegangen, die Deputiertenkammer hat sich konstituiert." Die gestern angekommenen Zeitungen bestätigen beinahe diese Nachrichten, und Du kannst Dir denken, mit welcher Begierde und Besorgnis wir weiteren Nachrichten entgegensehen. Ich bin alt genug, um jede Selbsthülfe von unten herauf, wo der Pöbel und alle Leidenschaften losgelassen werden und kein Quos ego . . . oder „bis dahin und nicht weiter" gehört wird, fürchterlich zu finden. Bestätigen sich die Nachrichten, die durch Handels-Estafetten hierher gekommen sind, so ist kein Ende abzusehen. Nur das glaube ich: eine Revolution wie 89 usw. gibt es nicht, denn wie unendlich verschieden ist der gesellschaftliche Zustand und der öffentliche Geist in Frankreich jetzt gegen damals. — — —"

Zwischen diesem Brief vom 3. August 1830 und dem folgenden liegt fast der Zeitraum eines halben Jahres, denn es war eine Sendung von Schiedes Vater nach Mexiko abgegangen, ohne daß Weiß dazu gekommen war, für seinen Freund irgend welche Mitteilungen aufzuzeichnen. „Diesmal will ich es gescheiter machen", schreibt er deshalb unter dem 20. Januar 1831, „und meine Epistel jetzt schon anfangen, wenn dann später auch Verhinderungen durch Krieg, Wachen, Durchmärsche, Rebellion, Unlust, Bälle, Krankheit oder dgl. eintreten, so ist der Brief doch lang genug und Du kommst nicht zu kurz."

Die Liste der Abhaltungen, die Weiß aufstellt, deutet auf die immer unruhiger gewordenen Zeiten hin. In Kurhessen waren in diesen wenigen Monaten die weittragendsten Veränderungen vor sich gegangen. Kurfürst Wilhelm II., der in Karlsbad lebensgefährlich erkrankt gewesen war, hatte, von dort zu Anfang des Septembers zurückgekehrt, dem Drängen der Bürgerschaft und des Volkes nachgegeben und die Verfassung ausarbeiten lassen, deren feierliche Verkündigung am 8. Januar 1831 stattfand. Zwei Tage später aber kam es infolge des Eintreffens der Gräfin Reichenbach auf Wilhelmshöhe, die dort wie vordem „als des Hauses Frau" gewaltet, zu einer Revolte, die den

Erfolg hatte, daß die mißliebige Gräfin sich nach Hanau begab. Kurfürst Wilhelm II. blieb noch bis zur Schließung des Landtags am 9. März in Kassel, dann reiste er nach seinen Schlössern am Main ab und sah seine Residenzstadt nicht wieder. Am 30. September desselben Jahres erfolgte die Erklärung des Kurfürsten, daß er den Kurprinzen Friedrich Wilhelm zum Mitregenten angenommen habe.

Nach diesen notwendigen Erörterungen sei in der Wiedergabe des Briefes vom 20. Januar 1831 fortgefahren.

„Jetzt muß ich Dir noch einige statistische Nachrichten geben, da Du gewiß die hohe Meinung von Kassel auch dort bewahrt hast, wisse denn, daß am Königsplatz jetzt anstatt der Hallen, worin früher die Kriegersche Buchhandlung war, drei große, schöne Häuser stehen, die mit noch dreien in die Königstraße hinunterreichenden ein großes zusammenhängendes Gebäude ausmachen. Nächsten Montag wird auch der Teil der Post abgebrochen, welcher in der Königsstraße steht, und durch ein schöneres Gebäude ersetzt. Ein sehr besuchter Platz ist jetzt der Weinberg mit seinen neu und geschmackvoll angelegten Biergärten, die von guter Gesellschaft täglich besucht werden; wie das Philistertum immer mehr schwindet, kannst Du daraus abnehmen, daß der Professor C. sich oft da einfindet, und noch angefüllt vom Geist der alten Klassiker, die er täglich erläutert, beim Genuß des Felsenkellerbiers die Marseillaise, Brabançonne, Varsovienne und Parisienne singt. Letzteres habe ich nicht selbst gehört, aber von andern. Wenn das im Bau begriffene Spritzenhaus (mein vis-à-vis) fertig ist, das eine neue Zierde der Stadt wird, soll das Tuchhaus mit Hauptwache und Stadtkeller weggeräumt werden, damit die Martinskirche einen gehörigen Platz erhalte. In Wilhelmshöhe ist zwar das Wasserwerk noch ziemlich in Ordnung, aber übrigens wird an den Anlagen wenig gearbeitet. Zum Ständehause liegen viele Projekte vor, bis jetzt aber ist noch nichts Bestimmtes darüber entschieden; Du kennst die deutsche Gründlichkeit.

Vor 14 Tagen habe ich mit mehreren Freunden eine Partie auf den Meißner gemacht. Wir gingen über Walburg nach Kassel zurück. Ein Turm des Schlosses Reichenbach ist vor einigen Jahren eingestürzt; wir fragten die Bauern über die frühere Geschichte dieser Burg und hofften Original-Märchen und Sagen zu hören, da hättest Du aber hören sollen, wie die Leute Altes und Neues vermischten, sie ließen ehrlich das Geschlecht noch blühen und einen Abkömmling die Freundin unseres Kurfürsten sein!

30. 9. 31. Heute vor 18 Jahren kam Tschernyschew nach Kassel und für uns brach die Morgenröte der Freiheit an, es mag aber wohl die Schamröte der Freiheit bloß gewesen sein, denn jetzt müßte es doch bald Tag werden, anstatt dessen haben wir jetzt wieder bloß Morgenröte, und was das Schlimmste ist, wir wissen nicht, wo die Sonne uns aufgehen wird, ob in Fulda oder Philippsruhe, wir sind nämlich in einem Interim oder Provisorium befangen, welches für Krieger- und Kriecher sehr mißlich ist. In den ersten Tagen der nächsten Woche wird der Prinz erwartet. Wie wird sich da die Sonne beleben, wie wird man eilen, der Gräfin Schaumburg, seiner angetrauten Gemahlin, die fürstlichen Ehren zu erweisen, welche früher der Reichenbach, wie nun jeder weiß, nur mit dem äußersten Widerstreben und durch Zwang veranlaßt, erwiesen wurden. Vorgestern kamen Equipagen des Kurfürsten nebst der Garde-Gendarmerie, welche dem Prinz-Regenten überwiesen wurden, von Philippsruhe hier an und ich kann nicht leugnen, daß einiges Mitleid über mich kam und mir les adieux de Fontainebleau von Vernet einfielen; wo der Kurfürst auch sich hinwenden mag, so lange er in Kassel einen anderen herrschen sieht, wird er einen Seelenschmerz empfinden, der sich mit dem des Gefangenen auf St. Helena vergleichen läßt, vielleicht richtiger auf Elba, denn es könnten ihm mit der Zeit Gedanken kommen, das Reich wieder zu erobern.

9. 10. 31. Wir haben nun den Prinzen-Mitregenten in unsern Mauern, und gestern haben wir schon eine Menge Ordres erhalten, von denen wohl für Dich die wichtigste die ist, daß wir anstatt Säbel künftig Degen tragen, die Symbolik dieser Ordre liegt klar am Tage, nicht krumme, sondern grade Wege sollen künftig zum Ziele führen.

11. 10. 31. Die Gräfin Schaumburg ist auch da, sie wohnt im Palais und ist heute zum ersten Male mit dem Prinzen ausgefahren. Es wird als übele Vorbedeutung ausgelegt, daß ein Pferd stürzte.

Am 7. Dezember 1831 fand nach Schluß des Theaters, als das Publikum der Kurfürstin Auguste, die ihre Loge nach längerem Fernbleiben wieder besucht hatte, eine Ovation bringen wollte, ein Zusammenstoß zwischen dem Militär und der Bürgerschaft statt. Das bedauerliche Vorkommnis wurde auf ein Mißverständnis zurückgeführt, und auch Weiß schreibt, der fatale 7. Dezember werde wohl nie klar werden, was auch am besten sei. Nachdem er dies in einem Brief vom 28. Juni 1832 besonders betont hat, fährt er fort:

„Es wird Dir bekannt sein, daß seit geraumer Zeit in Hessen nur das eine Geschrei gehört wurde: Gesetze! gewiß ein mäßiger Wunsch, es schien aber, als ob absichtlich deren Erscheinen verzögert würde, was denn auch seine Richtigkeit haben mag. Eggena hatte mit seinem ärgerlichen Witz, mit seinen allzufeinen Feinheiten es dahin gebracht, daß Stände und Regierung als Feind sich gegenüberstanden. Die ganze Taktik bestand darin, das Gegenteil von dem zu erstreben, was die andere Partei wollte; nun muß ich der Regierung zu ihrer Ehre nachsagen, daß sie sehr oft gar nicht wußte, was sie wollte, dagegen aber auch gegen die Stände billig sein und ihnen nachsagen, daß es ihnen oft nicht besser ging. Es war die Aussicht dazu da, daß die Ständeversammlung ohne Resultat bis zum Anfange der nächsten zusammenbleiben würde, wenn nicht plötzlich Eggena vom Prinzen entlassen wäre. Jedermann wunderte sich hierüber, da man den merkwürdig gescheiten, instruierten, geistreichen und witzigen Mann für unentbehrlich hielt, bedachte aber nicht, daß die einfache, ehrliche Wahrheit meistenteils weiter führt, als solche Schmackucken. Genug, Eggena trat ab zur Freude der Landstände und mit dem Willen des Prinzen, welcher den Liberalen, der er durch und durch ist, wohl merkte; da ich nachher noch einige unserer Haupt-Männer skizzieren will, so soll Eggena auch noch etwas abhaben. Über seine merkwürdigen Qualitäten ist nur eine Stimme, aber es fehlt ihm an Charakter, er darf nicht allein stehen, nicht verantwortlicher Minister sein. Die Sache vom Papier ins Leben zu führen, das versteht er nicht. Für eine Opposition wäre er ein unvergleichlicher Mann. Der allzeit rüstige Hahn brachte ihm eine Nachtmusik, aber es zog nicht recht. — Nun war Holland in Not, man wußte wohl, daß die Minister nicht die Sitzungen besuchen würden, wer aber Landtags-Kommissar werden sollte, das wußte man nicht, man suchte und suchte, und endlich wurde Meisterlin dazu bestimmt, und seit dieser Zeit geht alles viel besser. Es ist ein besseres Vernehmen zwischen Regierung und Stände eingetreten und die Hauptgesetze werden wohl bald erscheinen, drei sind schon heraus und beglücken das Land. Der Kriegsminister General von Loßberg, über dessen Herz ich kein Urteil fällen kann, nicht als ob er keins hätte, sondern weil ich ihn nicht genau genug kenne, ist im Ministerium der Repräsentant des Adels und des Militärs nebst deren alten Vorrechten, gestützt ist er auf einen großen Teil der Umgebungen des Prinzen und gemeinschaftliche Gesinnung. Er hat einen unüberwindlichen Eigensinn, aber dadurch, daß er, wie die Aufregung im Lande sehr groß war, nicht den Kopf verlor, sondern die Regierung etwas stärkte, gewann ihn der Prinz besonders lieb und er einen entscheidenden Einfluß auf seine Kollegen. Diese Kollegen sind nun zwar seitdem gestorben oder verdorben, aber es sind andere an ihre Stelle gekommen, und die bedürfen eines Stabs, Hassenpflug wohl ausgenommen... Hassenpflug ist erst kürzlich eingetreten und versieht jetzt das Innere wie die Justiz, man gibt ihm Schuld, daß er das konstitutionelle Wesen nicht begreife oder anerkenne, er gehört zur Berliner Schule, die ihre Doktrin des göttlichen Rechts auf eine sehr geschickte Weise in Berlins politischem Wochenblatt (der Gazette) verteidigt und predigt. Er ist das Orakel des Prinzen in allem, was nicht das rein Militärische betrifft."

20. 7. 32. „Du mußt nämlich wissen, daß unser Deputierter Pfeiffer als Referent des Militärausschusses darauf angetragen hat, das aktive Armeekorps auf die Hälfte zu reduzieren, wogegen das Ministerium darauf besteht, außer zwei zu reduzierenden Eskadrons alles auf dem alten Fuß zu lassen. Da ist nun bei den Schwertträgern, die pro domo kämpfen, gewaltige Entrüstung gegen P. und das konstitutionelle System. Das Schlimmste aber ist, daß P. und das Ministerium Unrecht haben, z. B. will ersterer anerkannte Zweckmäßigkeit nicht als Motiv zu einer Verwilligung gelten lassen — er verweigert eine kleine Summe für Schulen, Schwimmen und Bajonettieren, was ein verständiger Liberaler auf jede Art unterstützen sollte, da es vortreffliche Turnanstalten sind, — er will die Kinder des Landes lieber als ungeschickte Rekruten eine leichte Beute des Feindes werden lassen, als einige 1000 Reichstaler mehr bewilligen usw., — das Ministerium, weil es zu viel fordert, das Militär als eine Avancementsanstalt betrachtet, auf die Not des Landes zu wenig Rücksicht nimmt und sich von den verfluchten Garnisonslüsten nicht losmachen kann. So stehen sich die Fordernden und Verwilligenden schroff gegenüber. Beide glauben Recht zu haben, haben es auch teilweise, wollen aber nichts nachgeben, und das Ende vom Liede wird sein, daß der deutsche Bundestag als Schiedsrichter aufgerufen wird — wie da entschieden wird, ist leicht einzusehen. — Den 27. sollen die Landstände auseinander gehen, ich war vorgestern bei Meisterlin in Gesellschaft, wo sie fast alle gegenwärtig waren, und darüber waren sie alle einig, daß es nicht möglich sei, bis zu diesem Zeitpunkt die notwendigsten Geschäfte zu erledigen — nach meinem juste-milieu-Verstande hätten sie auch fleißiger sein können. Die Bundesbeschlüsse vom 28. v. M., welche in allen Zeitungen gestanden haben, sind den Ständen noch nicht mitgeteilt worden, man wird sie wahrscheinlich ganz still ins

Gesetzblatt aufnehmen, und wenn das nach dem 27. geschieht, so hat man den Lärm gespart, den sie verursachen würden. Da sich mehrere der Hauptmänner (nicht Kapitäns), u. a. Jordan, dahin ausgesprochen hatten, es sei bloß ein Schreckschuß, der Bund werde so schlimm nicht sein &c., so hatten jene Beschlüsse nicht den gewaltigen Eindruck gemacht, wie ich glaubte — ich muß aber gestehen, daß ich dieses Dokument gar nicht für so unbedeutend und ohne Folgen halte als jene, vielmehr glaube ich, daß es den hohen Herrschaften und besonders den Konstitutionellen damit voller Ernst ist. Letztere haben tausendfältig mehr Furcht nach unten als nach oben, und wenn denn doch einmal mediatisiert werden soll, so ziehen sie die diplomatische Manier der großen Höfe der groben beleidigenden der Demokratie vor. Ich glaube, daß die kleinen großen Herrn einen großen Schritt zu ihrer Mediatisierung durch das Eingehen in die Vorschläge Österreichs und Preußens getan haben, und was alle demagogischen Umtriebe nicht bewirkt hätten, Deutschland in größere Massen zu scheiden, das hat jener Beschluß seiner Erfüllung nahe gebracht. Die Sehnsucht nach einem einigen kräftigen Deutschland, so dunkel und unbestimmt auch noch die Begriffe hierüber sein mögen, hat doch in der letzten Zeit, wo die Presse frei wirken konnte, so sehr überhand genommen und ist unter den starken Gefühlen so sehr ein stehender Artikel geworden, daß selbst noch so strenge Zensurgesetze — die wir nächstens von Frankfurt erwarten — sie nicht werden vertilgen können. Bayern soll die meisten Umstände gemacht haben, jenen Beschlüssen beizutreten, da es die Suprematie der zwei europäischen Mächte nicht gern anerkennt und selbst gern ein Röllchen spielen und in den Rat berufen werden möchte, wenn geteilt wird. In dem Verbieten der Steuerverweigerung liegt das Gebot, alles zu verwilligen, was die Regierungen fordern. Die Stände werden alsdann bloße Ratgeber, und wahrscheinlich Geheime Räte, da man die Unschicklichkeit der Öffentlichkeit wahrscheinlich auch bald proklamieren wird. — Zum Bau eines Ständehauses gibt der Prinz auch seine Einwilligung nicht, da status nicht darauf eingehen wollten, die Kattenburg fortzubauen und in ihr ein Lokal zu ihren Sitzungen zu bestimmen. Was mir als die sehr erfreuliche Folge des Fenstereinwerfens bei dem Bäcker Sinning im September 1830 erscheint, ist das neue Rekrutierungsgesetz; da ich gesehen habe, wie hart der Soldatendruck früher auf dem Lande lag, und welche unbeschreiblich böse Folgen das frühere System nach allen Seiten hin hatte, so schätze ich das neue Gesetz, samt seinen Mängeln, um so höher. — Cont. 23. Juli am Tage Liborii.

Über den Pfeifferschen Bericht wird erst heute diskutiert, ich gäbe viel darum, wenn er gar nicht gedruckt wäre, und es wäre viel klüger gewesen, wenn P. nicht so viele Existenzen bedroht und dadurch bei den Offizieren, so zu sagen auch Menschen, nicht eine so üble Stimmung hervorgebracht hätte; der Regent benutzt das; so sprach er z. B. gestern auf Parade mit den jungen Leutnants über die schlechten Intentionen Jordans und Pfeiffers, und überhaupt weiß jeder, daß er in der Verfassung nur ein Hindernis findet, das Volk zu beglücken. Da nun auch in Frankfurt dieselbe Ansicht herrscht, die sich durch ein Verbot des „Freisinnigen" und des „Wächters am Rhein" wieder ausgesprochen hat, so ist die beste Hoffnung da, daß unser Spaß bald zu Ende sei. Das Ministerium, d. h. Hassenpflug, handelt ganz im Sinne des Bundestags und hat u. a. eine Versammlung, die der Redakteur und der Verleger des Verfassungsfreundes nebst Habich auf heute im Östreichschen Saale angesagt hatten, verboten; Feldmann, der Redakteur, ist kein übler Mann, der unterrichtet und manchmal auch geistreich, aber auch etwas eitel ist. Der Verleger Geeh hat außer einem bedeutend starken Bart nichts von Bedeutung an und in sich — Habich ist wohl die Hauptperson bei allen den Bewegungen gewesen, die unsere Verfassung herbeigeführt haben. Wahrscheinlich wollten sie eine Petition an die Stände zustande bringen, daß Jordan zum Ausschuß bestimmt werde, man sagt es wenigstens, das sei die Absicht gewesen — sie mögen aber der strengen Zensur des Verfassungsfreundes auch wohl entgegenwirken wollen, da der Regierungsrat Nebelthau, jetzt Zensor, das Streichen zu arg treibt. Ich weiß nicht, ob Du diesen Mann kennst, er ist althessischer Patriot, der mit dem durch stetes Lesen und Erklären der römischen und griechischen Klassiker zum Freiheitsmanne gewordenen Professor C. seit langer Zeit täglich Kassel durchwandert, um sich am Anstreichen der Häuser zu ergötzen; auch schleicht er sich wohl an Fremde heran, um ihnen abzulauschen, wenn sie Wilhelmshöhe und unser schönes Militär loben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Lahn hat gerufen.

(Nach einer alten Lahnsage.)

Es öffnet sich nächtlich das Mühlentor,
Scheu tritt eine bleiche Maid hervor,
Verweint, mit verworrenen Haaren.
„Keine Ruh und Rast, nur wühlendes Weh
Um ihn, den ich nimmermehr wiederseh',
Der treulos von hinnen gefahren!

Wo bleibt er, wann holt er seine Braut?
Weh, daß ich so ganz mich ihm anvertraut,
Bin ruchlos verraten, — verloren.
O Vater, o Mutter, welch schrecklich Geschehn!
Ich kann's nicht verschweigen und darf's nicht gestehn.
O, wär' ich doch nimmer geboren!"

Zwei Augen glühn düster in wildem Wahn;
Da rauscht es herauf von der nahen Lahn
Wie sehnsuchtgewaltiges Stöhnen.
„Die Lahn hat gerufen, — ich weiß, was ich tu',
Verberg' mich im Wasser, dann komm ich zur Ruh'
Und höre kein Hadern und Höhnen!" —

Die Flut glänzt im Mondschein, der Nebel wallt;
Durch die Weiden huscht eine junge Gestalt
Hinab zu des Ufers Stufen. —
Bald schimmerts vom Grund alabasterweiß,
Kühl wallt's um ein Herze, das vorher so heiß:
Nun ruht es; — die Lahn hat gerufen. — — —

Marburg. **Heinrich Winter.**

Wie Schäfers Martin zu seinen Schimmeln kam.

Von Emmy Luise Grotefend, Marburg.

„Als mein Vadder noch bei Schoof heire dhoat" — das war für ihn die glänzendste Erinnerung des Lebens. Da war sein Vater der König gewesen, dem rings die Welt gehörte — — die schöne Welt droben auf der Heide, ein gut Teil dem Himmel näher, als sie's unten im Dorf hatten. Da wuchs auf hügeliger Höhe spärliches Gras, welches die Schafe trotzdem nährte. Wachholderbüsche standen immergrün in kleinen Haufen oder einzeln. Die Leute aus der Stadt wanderten vorüber, wenn sie an der Dammmühle Kaffee trinken wollten. Die schauten dann in die Ferne und gerieten außer sich über den großartigen Blick auf das Schloß mit seinen stolzen Zinnen, auf die Waldkomplexe, welche wie weiche Massen weit dahinten lagen.

Und er, der Schäfer-Martin, lachte sich derweilen ins Fäustchen und blinzelte schlau in die Nähe. Was hatten die feinen Stadtleute da zu tun? Aus lauter Pläsiervergnügen kämen sie herauf, hatte der Vater gesagt. Und wenn sie keuchend und sich den Schweiß von der Stirn wischend glücklich unter den „drei Linden" angelangt waren, dann wollten sie das Schloß sehen, welches ihnen doch alleweil in der Stadt vor der Tür stand.

Ja — als es den Schäfer-Martin gelüstete, das Schloß zu sehen, da hatte ihm die Mutter eines Tags das Gesicht geschrubbt — daran dachte er ungern, denn die Mutter ging anders zu Werk als wenn er selbst den Kopf unter den Brunnen hielt —, ihm die Haare gestrählt und mit Wasser fest an den Kopf gepappt, das Sonntagshabit angezogen und ihn zum Lichtmeßmarkt mit in die Stadt genommen. Vor dem riesengroßen Schloß hatte er gestanden und Rosinenkuchen gegessen, und der Turm hatte oben an den Himmel gereicht. Als ihm das Weinen kommen wollte, gab's Bier zu trinken; und dann wußte er vor lauter Müdigkeit nichts mehr, bis er am andern Morgen erwachte. Er knuffte seine Mutter, mit welcher er gemeinsam unter der rotgewürfelten Decke schlief, und sagte: er sei nur froh, daheim zu sein, denn er hätte zu gruselig vom großen Schloß geträumt.

Er war aber kein Traum gewesen.

Was es wirklich da droben zu sehen gab, davon hatten die Stadtleut keine Ahnung. Nicht von den viel verschiedenen Blumen, welche in zartester Farbenpracht den moosig grasigen Grund durchwirkten; nicht von den Vogelnestern in den Wachholdern und anderem niedrigen Gestrüpp. Der Lehrer hatte streng verboten, dieselben auszunehmen, und doch verhandelte er sie manchmal samt den Eiern an seine Dorfkumpane. Allerdings nur, wenn er Hosenknöpfe brauchte für ein sinnreiches, von ihm für sich erfundenes Spiel.

Und gar im Sommer! — Ja, von all der Herrlichkeit, die sich dann dort oben erschloß, wußte wirklich außer dem Schäfer-Martin nur noch der junge Naturforscher, welcher mit der Lupe den kleinen Lebewesen zu Leibe zog. Denn dann war's zu heiß und sonnig, um Spaziergänger heraufzulocken. Sonngolden leuchtete dann der Ginster, und es summte und kroch, zirpte und harfte ein ganzes Heer winziger Geschöpfchen unaussprechliches Leben durch die menscheneinsame Gegend.

Der Martin lag stundenlang auf dem Rücken, ein braunes Bein hochgezogen und das andere lang

und nackt in die blühende Heide gewühlt, die Hände unter dem zottigen Krauskopf. Er blinzelte der Sonne zu, ob er ihr wohl einmal mit weit offenen Augen ins Gesicht schauen könnte? Aber es gelang ihm nicht.

Schäfer-Vater saß derweil auf einem umgestürzten Baumstamm, kaute Tabak, den er in gemessenen Zwischenräumen um sich herum ausspuckte, und simulierte, manchmal auch wohl darüber, was mit dem Martin anzufangen sei. Der versäumte von sechs Schultagen der Woche gewöhnlich einen, und der Lehrer wollte die Entschuldigung nicht gelten lassen, daß er seinem Vater beim Schafehüten helfen müsse.

Der Lehrer hatte ja im Grunde Recht, denn die Schafe hüteten sich so schon allein. Aber es wäre so bequem gewesen. Dabei kam der Bengel seinem Vater nicht nah genug, wenn der ihm drohte: Nun müßte ich Dich doch eigentlich verhauen.

Ja, der Lehrer — was ging's den an. Der Schäfer war zufrieden und hatte niemals Lesen oder Schreiben gelernt.

Martin nahm die Prügel in der Schule wohlgemut entgegen. Mußte es sein, so mochte es sein. Aber fragte ihn der Lehrer einmal ganz erbost: „Du willst wohl ein ordentlicher Galgenstrick werden?" so antwortete er nichts und dachte nur: Nein, Kutscher, aber mit Schimmeln. — — —

* * *

Der junge Naturforscher kam zu allen Jahreszeiten auf die Heidehöhe gestiegen. Er war ein Stiller, Einsamer. — — Zu Haus war für ihn hinten am Steinweg, drei Treppen hoch, ein dürftiges Junggesellenheim, und das Waisenhaus mit seiner Uniform war's schon für den ganz kleinen Knaben gewesen, — Uniform in der Kleidung und in der Liebe.

Es hatte da wohl auch Sonnenschein gegeben und viel freundliche Stunden, besonders wenn ihm in Garten und Feld die Augen und das Herz aufgingen für die winzige, krabbelnde Tierwelt. Die Beschäftigung mit derselben machte ihn zum unnützen Gärtner, ließ aber endlich jemand auf ihn aufmerksam werden, welcher es fertig brachte, daß der arme Waisenknabe das Gymnasium und die Universität besuchen durfte.

Er lernte, lernte. Die großen, blauen Augen suchten jeden Tag stundenlang in den Büchern den Rätseln nach, welche das Leben dem ganz jungen Burschen bereits zu raten gab.

Die großen Rätsel stehen ja von Anfang um jeden Menschen und starren ihn an; aber meist spielen die Kinder höchst vergnügt unter ihren Blicken und sehen sie gar nicht. Hans Ahlert sah sie aber schon ganz früh, und seine Augen wurden weit und forschend. Damals war er noch zu jung, um sich zu fürchten.

In Quinta hatte er Religionsstunde. Vom Katheder her klang's: „Gott ist die Liebe. Wiederhole das, Hans Ahlert."

„Gott ist die Liebe."

„Erkläre mir, warum Du das glaubst."

„Ich glaube das nicht, Herr Lehrer."

„Daß Dich, Du Schlingel" — und eine schallende Ohrfeige von berufener Hand brachte ihn der Erkenntnis dieser großen Wahrheit um keinen Schritt näher. Denn er konnte nur an die gelben Erbsen mit Speck denken, welche es gestern bei den Bäckersleuten gegeben hatte, bei denen der Waisenknabe untergebracht war. Gelbe Erbsen mit Speck vertrug er nicht. Und an die Mutter von Fritz Ollmann mußte er denken, die heute früh jedem ihrer Jungens eine Hand voll Kirschen zusteckte und dem kleinsten einen Kuß dazu gab; und wie es wohl wäre, wenn man eine Mutter hätte, eine wirkliche, die einen lieb hat.

Er lernte!

Eine Mutter würde gesehen haben, daß nach anstrengendem Studieren die Pupillen sich weiteten, bis die Augen fast schwarz aussahen. Er hatte auch kaum das Gymnasium absolviert, da mußte er sich die Brillen angewöhnen, weil er nicht mehr scharf sehen konnte.

Das Innenleben des stillen Burschen wurde reich. Nur daß er immer die schweren Seiten im Leben sah und daß ihm das Rätselraten so viel Mühe abverlangte. Er machte sich ordentlich schmal und beugte den Nacken, weil ringsum der Kampf aller gegen alle ihn drängte. Er empfand große Bitterkeit, wenn er immer das größere Lebewesen sich entwickeln und kräftigen sah, weil es das kleinere verschlang. Und war's denn viel anders bei der Spezies homo?

Die verträumten blauen Augen von Hans Ahlert sahen zu viel davon; und er hatte niemand, der ihn sanft an der Hand nahm und ihm all das andere, das Schöne auch zeigte.

In den Büchern fand er davon und draußen in der Natur. Vor allem da droben auf der Heidehöhe, wo er ganz allein sein durfte. Da wuchs in seinem Herzen eine große Liebe, und er träumte manchmal, daß er dieselbe in die Hand nehmen und vor einem reinen, stillen Menschenkinde niederknieen möchte, dem er diese Liebe still in den Schoß legen wollte, und den schweren, denkmüden Kopf dazu — ob das wohl glücklich machen würde?

Da war wieder ein Rätsel: Wie mochte es sein, wenn jemandem einmal das Glück begegnete? Würde man gleich wissen, daß es das Glück sei, und

würde man's festhalten und recht tief empfinden können?

* * *

Langsam stieg Hans Ahlert einmal den Berg hinan. Er war durch Ockershausen gekommen, wo rote Geranien an den kleinen Fenstern üppig blühten, die Hühner auf den Dunghaufen emsig scharrten und auf dem Platz vor dem Schulhause die kleinen Bauernmädel sich so flink im Kreise gedreht hatten, daß die steifen Röckchen wie Teller um sie abstanden. Das hatte ausgesehen, als ob merkwürdige Pilze lebendig geworden wären. Die Gänse in der Dorfgasse streckten die langen Hälse weit vor, fauchten und schnatterten dazu.

Jetzt war er auf den neuen Weg gekommen. Der Frühherbstwind fegte ihm entgegen. Er zog die Mütze tief in die Stirn, damit sie nicht wegwehe, und ging mühsam bis hinter den aufgeworfenen Sandhaufen, den eine leichte Grasnarbe deckte, und in dessen Schutz sich allerlei seiner winzigen Freunde fleißig regten. In Stößen kam der Wind und schien am Westrande die schiefen Obstbäume vollends niederlegen zu wollen. Hielt er den Atem an, dann zirpten die Grillen wieder, und schien die Sonne warm. Zu Füßen zogen Ameisen ihren Pfad in langer emsiger Reihe. Hinten am Waldrand machten Hasen ihre Männchen.

„Die wissen, daß ich kein Jäger bin" — dachte Hans Ahlert, und seine Augen lächelten. Er hatte ein eigenes Lächeln nur in den Augen, sonst verzog er keine Miene. Ein steifes, ungeübtes Lächeln war's. Auch das will gelernt sein, und er hatte so selten Gelegenheit dazu.

Die Ebereschenbeeren fingen an sich zu röten, und eine Schar Krähen flog auf.

Da sah er den Schäfer-Martin, welcher ihn bereits erwartete. Die Beiden waren Freunde, wenn sie auch nicht viel Worte über dies Verhältnis verloren. Martin sammelte Käfer, Schmetterlinge oder Schnecken für den jungen Naturforscher, welcher ihn zur Belohnung durch seine Lupe schauen ließ. Diesmal brachte er in einer kurzhalsigen Arzneiflasche einen wundersamen Knäuel, der sich bei näherer Betrachtung als ein Gewirre von Regenwürmern entpuppte. Hans Ahlert verzichtete aber auf den Besitz derselben und befahl die Flasche zu zerbrechen und dem Knäuel die Freiheit zu schenken.

„Dörf ich nu net gucke?" fragte der enttäuschte Martin.

Hans überließ ihm die große runde Lupe. Dann legte er sich auf den Bauch und kroch den Ameisen nahe; und der Wind spielte wie Finger in seinem wirren Haar. Plötzlich witterte seine feine Nase einen toten Maulwurf, und er schüttelte sich.

Langsam stand er auf und trat den Heimweg an.

* * *

Hans Ahlert hatte seinen Doktor gemacht und hätte nun wohl stolzer das Haupt erheben und sich auch ein wenig mehr Raum in die Breite gönnen dürfen. Aber daran dachte er nicht, sondern weiter, in fremde Länder. Sehr gern hätte er eine Südpolexpedition oder eine zoologische Forschungsreise nach Indien oder in das Innere Afrikas mitgemacht. Dazu fehlten ihm natürlich die Hauptbedingungen: Geld und Verbindungen. Um Stipendien zu erlangen, mußte er Bekanntschaften machen.

Jemand hatte ihm geraten, sich zu dem Zweck einen Frack und helle Handschuhe zu besorgen; auch den Zylinder, welchen er sich zu den verschiedenen Examen immer nur geborgt hatte, käuflich zu erwerben, Besuche zu machen und in Gesellschaften zu gehen.

Bald fehlte es dem jungen Gelehrten nicht an Einladungen. Aber er machte eine unglückliche Figur, wenn er sich an Festabenden in den Ecken herumdrückte. Die blauen Augen wurden verträumter denn je, wenn er sie über die geputzten Menschen schweifen ließ. Er konnte dieser Art von Verkehr kein rechtes Verständnis abgewinnen. Aber wie ein Rausch überkam es ihn oft in der Atmosphäre der Salons. Seine unverdorbenen Sinne und kurzsichtigen Augen bemerkten nichts von dem allerlei Schein, der sich unter Heiterkeit und Eleganz barg, wie viel weniger von der Anhäufung von Unwahrheiten, welche die Menschen gegenseitig unterstützten. Er bemerkte auch gar nicht, daß er seine Gastgeber enttäuschte und die meisten ihn ganz unverhohlen als langweiliges Übel mitnahmen. Er stand in den Ecken umher und dichtete sich eine Märchenwelt in den duftdurchhauchten Rahmen.

Mächtig zog es ihn oft dorthin, wo es frischen, gesunden Frohsinn gab, und leuchtende Augen, und Mädchenaugen, die ihm zu raten gaben, ob aus ihnen wohl solch ein gutes, stilles Menschenherz hervorschaue, wie er es gern kennen lernen möchte. Aber in den Kreis der Jugend hätte er sich nie gewagt.

(Fortsetzung folgt.)

Dem Buren sin Sunndag-Namedag.

(Mundart des sächsischen Niederhessens.)

Kümmet de Sunndag=Namedag [1]),
Dann hüppet mek dat Hert [2]) vör Freude.
Da gah ek [3]) met dem Glockenschlag
Üm Dree upt [4]) Feld un up de Weide.

De Sunne schient mek up den Hot [5]),
Un öbern Acker teht [6]) de Kraken [7]).
Ek gucke, of [8]) de Früchte got [9])
Un wat am neudigsten [10]) to maken.

Wenn da im liesen Susewind [11])
De schwaren [12]) Halme sanft sek [13]) bläihen,
Da frogg' ek mek [14]) wie'n kleenes Kind
Un kann mek nümmer [15]) satt dran sehen.

Un wie de Segen öberquillt,
So will min Hert auk [16]) öberquellen.
Wie an dem Baum de Knospe schwillt,
So föhl [17]) de vulle Brost ek schwellen.

Ut övervullem Herten mot [18])
Ek usem leeben [19]) Herrgott danken
Un wünschen, dat de Ernte got,
Wenn he mek röpt [20]) vör sine Schranken.

Kassel.

[1]) Sonntag=Nachmittag, [2]) Herz, [3]) geh ich, [4]) Um 3 aufs, [5]) Hut, [6]) ziehn, [7]) Raben, [8]) ob, [9]) gut, [10]) nötigsten, [11]) leisen Säuselwind, [12]) schweren, [13]) sich, [14]) freue ich mich, [15]) nimmer, [16]) auch, [17]) fühl, [18]) muß, [19]) unserm lieben, [20]) ruft.

C. Grandjot.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Am 8. Juli fand im Lesesaal der ständischen Landesbibliothek wie alljährlich vor der Hauptversammlung eine außerordentliche Monatsversammlung des Kasseler Zweigvereins statt. In dieser Versammlung wurde die Wahl des Vorstandes vorgenommen, welche satzungsgemäß noch der Genehmigung der Jahresversammlung unterliegt. Die seitherigen Vorstandsmitglieder wurden hierbei sämtlich wiedergewählt.

Der inzwischen ausgegebenen Festordnung für die in Verbindung mit der Feier des 400. Geburtstags Philipps des Großmütigen am 25., 26. und 27. Juli in Marburg stattfindende 70. Mitgliederversammlung entnehmen wir folgendes:

Montag den 25. Juli, 5 Uhr nachmittags: Sitzung des Gesamtvorstandes im Restaurant Lederer. Von 8 Uhr ab ebendaselbst Zusammensein der Mitglieder und Gäste. — Dienstag den 26. Juli: Von 8 Uhr morgens bis 5 Uhr nachmittags sind für die Festteilnehmer folgende Sehenswürdigkeiten unentgeltlich zu besichtigen: Elisabethkirche, Rathaus, lutherische Kirche, Universität, Schloß (Rittersaal, Kapelle, Archivausstellung, Altertumssammlung des Geschichtsvereins). Zur Führung stehen an Ort und Stelle Mitglieder des Marburger Zweigvereins bereit. Kunstgeschichtliche Vorträge in der Elisabethkirche haben übernommen Herr Professor Dr. Bauer und Herr Bezirkskonservator Professor Dr. v. Drach. Um 1/2 11 Uhr: Satzungsgemäße Jahresversammlung der Mitglieder des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde im Rittersaale des Schlosses. Um 1/2 12 Uhr: Festakt im Rittersaale des Schlosses (für die Festteilnehmer, welche Festkarten gelöst haben, und die geladenen Gäste); Festrede des Herrn Professors Dr. Wiegand über Philipp den Großmütigen. Um 1 Uhr: Frühstück in Bückings Garten (bei Regenwetter im Turnergarten), den Festteilnehmern und Gästen gegeben von der Stadt Marburg. Um 5 Uhr: Festessen im Museum. Nach dem Festessen: Italienische Nacht im Garten und in den Räumen des Museums, auf Einladung und unter Teilnahme der Museumsgesellschaft. — Mittwoch den 27. Juli: Fahrt nach Haina auf Einladung des Hessischen Bezirksverbandes zur Teilnahme an der Enthüllung des Denkmals Philipps des Großmütigen. — Die Ausgabe der Festabzeichen und der Festkarten findet am 25. Juli in der Filiale der N. G. Elwertschen Universitäts-Buchhandlung, Elisabethstraße Nr. 4 (gegenüber der Elisabethkirche) statt.

Enthüllungsfeier in Haina. Für die am 27. Juli stattfindende Feier zur Enthüllung des von den Landständen errichteten Denkmals des Landgrafen Philipp des Großmütigen ist folgendes Programm festgesetzt: Kirchliche Feier in der Klosterkirche um 2 Uhr nachmittags; sodann Zug nach dem Denkmalsplatze, Enthüllung des Denkmals, Festrede des Herrn Superintendenten Wissemann; gesellige Vereinigung auf dem Festplatze und in den Gartenanlagen, wo einfache Speisen und Getränke gegen Zahlung bereit gehalten werden. Es ist dafür gesorgt, daß die Teilnehmer unter Führung von Sachverständigen die kunstgeschichtlich bedeutenden Bauwerke des alten Zisterzienserklosters Haina kennen lernen. Für die Fahrt nach und von Haina von bzw. nach Frankenberg und Wildungen werden Wagen zur Verfügung stehen. Von Marburg nach

Frankenberg und zurück sowie von Kassel nach Wildungen und zurück werden Extrazüge für die Teilnehmer an der Enthüllungsfeier eingestellt. — Unsere Leser finden auf S. 187 eine Abbildung des Hainaer Denkmals.

Hochschulnachrichten. Der Geh. Medizinalrat Professor Dr. Gaffky, Direktor des Gießener hygienischen Instituts, hat einen Ruf an das Reichsgesundheitsamt in Berlin als Leiter des hygienischen Instituts erhalten und angenommen.— Dr. J Haller, ordentlicher Professor der Geschichte in Marburg, früher in Rom, wird als Nachfolger des Professors Dr. Höhlbaum nach Gießen übersiedeln.

Fuldaer Gewerbe-Ausstellung. Die im Monat Juli in Fulda stattfindende Gewerbe-Ausstellung für den Handwerkskammerbezirk Kassel, welche vom dortigen Gewerbe-Verein angeregt ist, wurde am 2. Juli in Beisein des Herrn Oberpräsidenten feierlich eröffnet. Als Ausstellungsplatz dient der Schloßgarten. Die Ausstellung umfaßt folgende 7 Abteilungen: 1. Handwerkserzeugnisse; 2. Motoren; 3. Maschinen, welche durch Motorenkraft betrieben werden; 4. Handmaschinen, Werkzeuge und Geräte; 5. Rohstoffe, Hilfsstoffe und Halbfabrikate; 6. Kunst- und Handelsgärtnerei; 7. Kunstgewerbe. Aus allen Teilen des Kammerbezirks haben sich zahlreiche Handwerker beteiligt. Wohl kein Gewerbe dürfte nicht vertreten sein. Besonders Hervorragendes bietet die Möbelschreinerei, der Wagenbau, die Kunstschlosserei, Kunstschmiederei, wie überhaupt auch das Kunsthandwerk in seinen einzelnen Zweigen würdig vertreten ist. Großes Interesse bieten auch die zahlreichen Kollektivausstellungen. Der illustrierte Katalog enthält eine Abhandlung über „Das Zunftwesen in Fulda" von Dr. jur. Werbrun. Über die Bedeutung der Handwerkskammern, ihre Aufgaben und Ziele verbreitet sich Syndikus Thanheiser von der Handwerkskammer in Kassel. Lehrer G. Ritzel hat zwei Arbeiten zum Katalog beigesteuert: „Fulda" und „Ein Gang durch die Stadt".

Philipps-Festspiel. Zur Gedächtnisfeier für Philipp den Großmütigen wird in Marburg die Aufführung des Volksbühnenspiels „Philipp der Großmütige" von Franz Treller durch die Bürgerschaft und Studenten vorbereitet.

Todesfälle. In Darmstadt starb im Alter von 54 Jahren der Direktor der Hofbibliothek Dr. Gustav Nick. Er hat sich besonders um die Geschichte seines Heimatlandes Hessen verdient gemacht. Viele Jahre hindurch war er der Herausgeber der „Quartalsblätter" des Historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen. 1896 erschien eine Schrift Nicks „Georg der Fromme, Landgraf zu Hessen". Aus Nicks Tätigkeit als Bibliothekar sind zwei wissenschaftliche Arbeiten hervorgegangen. Die eine behandelt die Druckwerke und Handschriften der Bibliothek des Historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen, die andere die Gießener Universitätsbibliothek.

Am 30. Juni verschied hochbetagt zu Fulda der Gymnasialdirektor a. D. Geheime Regierungsrat Dr. Eduard Goebel. Von 1863 bis 1898 war der Verstorbene der Leiter der altbewährten Fuldaer Gelehrtenschule. Rücksichten auf seine Gesundheit zwangen ihn damals, von seinem verantwortungsvollen Posten zurückzutreten, nachdem er 35 Jahre lang das Gymnasium in verdienstlichster Weise geleitet und sich die ungeteilte Liebe seiner Amtsgenossen und Schüler erworben hatte. Der Magistrat der Stadt Fulda überreichte dem in der Bürgerschaft allgemein verehrten Herrn den Ehrenbürgerbrief. Geheimrat Goebel war als klassischer Philologe und Sprachforscher bekannt. Ausgestattet mit reichem Wissen und sicherem pädagogischen Takte, verstand er es, die Schaffenslust und Lernbegierde bei den Schülern zu wecken. Er war ein geistvoller Interpret der alten Klassiker und ließ es sich daneben ganz besonders angelegen sein, die Liebe zur deutschen Muttersprache zu wecken und das Studium derselben zu fördern. Seit dem Jahre 1899 gehörte Goebel als Abgeordneter für Fulda dem preußischen Landtage an.

Hessische Bücherschau.

Erinnerungen eines 13er Husaren-Offiziers aus den Jahren 1866—1871 zusammengestellt von F. v. Bardeleben. Herausgegeben vom Verein ehemal. 13er Husaren. Frankfurt am Main. Preis Mk. 2,50.

Im Vorwort wird gesagt, daß der Verfasser die Schrift aus Tagebüchern, Briefen und Erzählungen seines Vaters sowie aus schriftlichen und mündlichen Mitteilungen ehemaliger Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften zusammengestellt hat. Von Seiten des Regiments ist die Verwertung des geschichtlichen Materials aber leider verweigert worden, wahrscheinlich mit Rücksicht auf die bevorstehende Veröffentlichung der gesamten Geschichte des Regiments. Die ersten 35 Seiten des vorliegenden Buches behandeln die Ereignisse von Mitte Juni 1866 bis zu der im Herbst erfolgten Übergabe der kurhessischen Division an Preußen. Was in jener Zeit im ganzen geschehen, ist allgemein bekannt, als Einzelheit ist jedoch die auf Seite 8 und 9 gemachte Mitteilung hervorzuheben, nach welcher Sekondleutnant Baron v. Ochs, der eine Patrouille auf der Straße nach Waldeck und Westfalen kommandierte, am 16. Juni den Fürsten von Waldeck und den

preußischen Gesandten General v. Röder, die in einem hochbepackten Reisewagen von Kassel her gekommen seien, angehalten und zu Gefangenen gemacht habe. Nach einer dem Regimentskommandeur erstatteten Meldung sei aber der Befehl ergangen, die Herren ihres Weges ziehen zu lassen. Von einem solchen Zwischenfall ist bisher nichts bekannt gewesen. General v. Röder hielt sich noch die folgende Zeit in Kassel auf, und da auf seinen Fortzug mit Sack und Pack doch der hochbeladene Reisewagen schließen läßt, so bedürfte dieser Vorfall noch einer Erklärung. Der Krieg von 1870/71 ist tagebuchartig geschildert und die gemachten Mitteilungen geben ein sehr lebhaftes Bild von der Teilnahme des Regiments an den kriegerischen Ereignissen, indem auch die beachtenswerten Taten der einzelnen Offiziere und Soldaten verzeichnet sind.

Die Kasseler Frauenvereine 1812—1904. Ein Beitrag zur Entwicklung der sozialen Frauenarbeit. Von Johanna Wäscher. Im Anhang: Sonstige dem Volkswohl dienende Vereine, Anstalten, Stiftungen und Vermächtnisse. Herausgegeben vom Verbande der Kasseler Frauenvereine. Kassel (Kommissionsverlag von Ernst Hühn) 1904.

Als Motto hat die Verfasserin die Worte „Liebe ist Kraft“ gewählt und dafür sogleich den Beweis in ihrem eigenen Buch erbracht, denn ohne die Liebe zur Sache hätte sie wohl nicht die Kraft gehabt, ein so umfangreiches Sammelwerk zu liefern. Sogar eine außerordentliche Fülle von Kraft hat dazu gehört, die Geschichte all' dieser Vereine zusammenzustellen, sich durch die Menge von gedrucktem und geschriebenem Material hindurchzuarbeiten und die mündlichen Mitteilungen für den gegebenen Zweck zu verwerten. Die Kraft ist aber vorhanden gewesen und hat einen Band von über 400 Seiten zutage gefördert, in dem die Arbeitstätigkeit der Frauen in den von ihnen gegründeten Wohltätigkeits-, Erziehungs- und weiblichen Berufsvereinen eingehend geschildert wird. Das zweite nach den Zwecken geordnete Inhaltsverzeichnis gibt eine willkommene Übersicht über die sämtlichen Vereine, Stiftungen und Vermächtnisse, die in Kassel auf dem hier in Betracht kommenden Gebiete bestehen. Die Orientierung ist also eine sehr leichte, umsomehr wird man aber erstaunen über die umfassende Wohltätigkeit, die in Kassel geübt wird und die bis auf die Zeit von Heinrich dem Kinde zurückführt, dessen zweite Gemahlin Mechtilde das Elisabethen-Spital gründete. Die allseitig um sich greifende Entwicklung der Wohltätigkeit nach den verschiedenen Richtungen hat jedoch erst in dem verflossenen Jahrhundert begonnen, und mit bienenartigem Fleiße ist in der vorliegenden Schrift alles gesammelt worden, was hierauf Bezug hat, so daß diese einen sehr wertvollen Beitrag zur Geschichte der Stadt Kassel bildet.

B.

Personalien.

Verliehen: den Amtsgerichtsräten Dr. Schmidt und von Stiernberg zu Kassel bei ihrem Übertritt in den Ruhestand der Kronenorden 3. Klasse; dem 2. Pfarrer an der lutherischen Gemeinde zu Kassel Nordmann der Rote Adlerorden 4. Klasse; den Hegemeistern Kling in Wirtheim und Simon in Niederrodenbach der Kronenorden 4. Klasse.

Ernannt: die Amtsrichter Rhiel in Fulda, v. Boltog in Weyhers, Hildebrand in Volkmarsen, Steinhauß in Eschwege und Knochenhauer in Jesberg zu Amtsgerichtsräten; die Regierungsassessoren Pommer und von Schutzbar gen. Milchling in Marburg, Dr. Joel in Eschwege, Tuercke in Rinteln und Rahmsdorff bei der Eisenbahnverwaltung in Kassel zu Regierungsräten; Oberförster Hartmann in Bracht zum Regierungs- und Forstrat in Bromberg-Schönlanke; der bisherige Verwalter der Oberförsterei Haina-West Oberförster Friedrichs zum königl. Oberförster in Melsungen; Pfarrer Kümmell zu Wittelsberg zum Pfarrer in Niederasphe; der Regierungssekretär Kiem zu Kassel zum Geheimen Registrator in der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts; der Regierungs-Supernumerar Giesler zu Kassel zum Regierungssekretär.

Übertragen: dem königl. Oberförster Moebes in Zwangshof, Westpr., die Oberförsterstelle zu Bracht; dem Kaiserl. Forstassessor Anthes aus Lothringen die Verwaltung der Oberförsterei Haina-West.

Versetzt: der Spezialkommissar Regierungsrat Tuercke von Rinteln nach Rotenburg; Landmesser Hellwig von Rinteln nach Limburg a. L.

In den **Ruhestand** getreten: Amtsgerichtsrat Stoeber in Obernkirchen.

Bestätigt: die Wahl des Direktors des Realprogymnasiums nebst Realschule in Lüdenscheid Schulte-Tigges zum Direktor des Realgymnasiums in Kassel.

Verlobt: Amtsrichter Karl Hellwig in Wolfhagen mit Fräulein Anna Zülch, Tochter des Medizinalrats Dr. Zülch und dessen Gemahlin Minna, geb. Bernhardi.

Vermählt: Gymnasial-Oberlehrer Dr. Wilhelm Schoof in Detmold mit Fräulein Elsa Baldenecker (Biedenkopf, 6. Juli).

Geboren: ein Sohn: Praktischer Arzt Dr. Ewald und Frau geb. Güngerich (Wolfhagen, 4. Juli); Leutnant Nelle und Frau Ottilie, geb. Trost (Schlettstadt, 14. Juli); — eine Tochter: Regierungspräsident und Kammerherr von Trott zu Solz und Frau Eleonore, geb. von Schweinitz (Kassel, 13. Juli).

Gestorben: Großherzogl. Regierungs- und Baurat August Dittmar, 64 Jahre alt (Darmstadt, 21. Juni); Frau Mathilde Boedicker, geb. von Reinhart (St. Louis, 28. Juni); Schauspieler Karl Walter 34 Jahre alt (Kassel, 30. Juni); Stiftsfräulein Freiin Agnes Treusch von Buttlar, 46 Jahre alt (Kassel, 30. Juni); Königl. Rechnungsführer a. D. Wilhelm Hornhard, 88 Jahre alt (Kassel, 30. Juni); Major a. D. Felix Karl Friedrich von Löwenstein, 61 Jahre alt (Trier, 2. Juli); Fräulein Karoline Beckmann, 59 Jahre alt (Kassel, 2. Juli); Frau Auguste Schäffer, geb. Zimmermann, 62 Jahre alt (Kassel, 3. Juli); Frau Rechnungsrat Minna von Loßberg, geb. Scheffer, 66 Jahre alt (Marburg, 3. Juli); Apotheker August Pfänder, 29 Jahre alt (Schnellenberg, 4. Juli); verw. Frau Kreisbauinspektor Julie Chelius, geb. Schellenberg, 77 Jahre alt (Marburg, 9. Juli); Kaufmann Fritz Bürmann, 39 Jahre alt (Kassel, 10. Juli); Frau Justine Großcurth, geb. Bättenhausen, 60 Jahre alt (Kassel, 10. Juli); Privatmann Georg Korngiebel, 60 Jahre alt (Kassel, 11. Juli).

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 15. XVIII. Jahrgang. Kassel, 2. August 1904.

Gedichte von Auguste Wiederhold.

Kleines Englein.

Kleines Englein guckt herunter,
Schlüpft zur Himmelstür heraus:
— Ei, wie sieht's so bunt, so munter
Drunten auf der Erde aus!

Klingt's auch nicht, als ob man's riefe?
Winkt's denn nicht herauf von fern?
— Kleines Englein reist zur Tiefe,
Reist hinab auf einem Stern.

Aber wie's da angekommen,
Tut ihm schon der Fürwitz leid;
Zitternd steht es, angstbeklommen,
Weiß auf Erden nicht Bescheid!

Böser Wind hat ihm gestohlen
Seine goldnen Flüglein bald,
Sind zum Gehn zu zart die Sohlen,
— Weinend duckt es sich im Wald.

Guckt so traurig, wo es bliebe?
— Aber bald mit leisem Fuß
Wandert durch den Wald die Liebe,
Die da Seelen suchen muß.

Und sie nimmt's in ihre Arme,
Hüllt es in den Mantel auch,
Bläst ins Mündlein ihm das warme
Leben ein mit ihrem Hauch.

Schenkt ihm, weil's so lichtdurchscheinend,
Blut und Glieder warm und lind.
Leib und Seele sanft vereinend
Wandelt sie's zum Menschenkind.

Und daß es auf Erden fände
Heimat und sein Menschenlos,
Tragen's zärtlich ihre Hände
Einer Mutter in den Schoß! —

An den Schlaf.

O Freund, wann willst du kommen?
In's Dunkel starrt mein Aug' und wacht.
Hast du denn nicht vernommen
Vom Turm den Ruf der Mitternacht?

Geduldig wart' ich weiter,
Bis du zu mir herniedersteigst
Auf goldner Himmelsleiter
Und mitgebrachte Träume zeigst!

Bis du mir lind und kühle
Die Stirne rührst mit deinem Kuß,
Daß alles, was ich fühle
Und was ich denke, rasten muß.

Du kommst, du wirst mir legen
Mein Kissen, daß ich köstlich ruh'.
Mit sanften Flügelschlägen
Wehst du mir nun die Augen zu.



Unsicherheit in Hessen
beim Regierungsantritte des Landgrafen Philipp.

Von Dr. L. Armbrust.

(Schluß.)

In keinem erkennbaren Zusammenhange mit Gerlachs Sache steht die Johanns von Breidenstein. Johann, einer der Ganerben von Reifenberg im Taunus, war ums Jahr 1515 mit dem Kurfürsten von der Pfalz in Fehde geraten. Dabei raubte er aus hessischem Gebiete 200 Ochsen, in der Meinung, daß sie pfälzisches Gut seien. Als er wegen dieses Friedensbruches als hessischer Landsasse und Lehensmann bestraft werden sollte, wurde er (und hierauf auch sein Genosse Johannes Weise von Feuerbach) der Landgrafschaft Feind, und beide beschädigten von Reifenberg aus die umliegenden hessischen Besitzungen. Landgraf Philipp erhielt daraufhin die Erlaubnis, seine Feinde zu suchen, wo er sie nur treffen könnte; und dem mainzischen Kapitel wurde anbefohlen, dem Fürsten hierin nicht zuwider zu sein. Trotzdem fand Breidenstein, der „offenbare Straßenräuber und Friedensbrecher", Schutz im Erzstifte Mainz. Die Burg Reifenberg wurde von da aus mit Pulver, Büchsen und Proviant versehen und mit einem Büchsenmeister und 26 Fußknechten belegt, alles unter dem Vorwande der Burghut. Einige von den mainzischen Knechten nahmen auch an einem Raubzuge ins Hessische Teil. Johann von Breidenstein überfiel nämlich die Herden der Stadt Homburg vor der Höhe und ließ das Vieh nach Reifenberg treiben. Die Bürger setzten den Räubern nach, zogen aber im Handgemenge den kürzeren und verloren vier Tote. Es gelang ihnen jedoch, zwei mainzische Knechte gefangen zu nehmen, als wichtige Zeugen gegen das Erzstift, mit dem die Hessen damals durchaus friedlich standen.

Landgraf Philipp war um so empörter, da er vor kurzem mit dem mainzischen Statthalter die freundschaftlichsten Briefe ausgetauscht hatte. Erzbischof Albrecht von Mainz und Magdeburg hatte nämlich nicht lange vorher sein Stift verlassen und dem Domdechanten Lorenz Truchseß von Bommersfelden seine Vertretung übertragen. Lorenz teilte das dem Landgrafen mit und bat ihn, gute Nachbarschaft zu halten. Philipp sagte zu und begehrte ein Gleiches von ihm. Zugleich befahl er seinen streifenden Reisigen ernstlich, wenn sie auf Mainzische stießen, guten Bescheid von ihnen zu nehmen und ihnen zu geben. Und nun diese feindselige Handlung! Aber es kam noch schlimmer. Zum Schutze seiner Untertanen hatte Philipp streifende Rotten nach Rüsselsheim, Rosbach und Eppstein (nö. Wiesbaden) gelegt. Dem Eppsteiner Amtmanne und Hauptmanne Helwig von Lehrbach (Lauberbach) kam eine Warnung zu, daß ein Überfall auf den landgräflichen Hof Hausen geplant sei. Er machte sich daher mit 28 Reisigen auf den Weg. Da sie aber bei Hausen nichts Verdächtiges bemerkten, zogen sie in der Liederbach nach Höchst zu und weiter mainabwärts. Lehrbach war so unvorsichtig, bei dem Dorfe Flörsheim am Main (zwischen Mainz und Höchst) mainzisches Gebiet zu betreten, im Vertrauen auf den zwischen dem Erzbischofe und dem Landgrafen bestehenden Vertrag, daß keiner den andern hindern solle, nach seinen Feinden zu streifen. Da stieß er plötzlich auf eine starke mainzische Rotte unter dem Befehle des Marschalks Frowin von Hutten. Dessen Vorhut wollte von den Landgräflichen keinen Bescheid annehmen, sondern rief: „Ihr seid hessisch!" und drang feindselig auf sie los. Die Hessen wehrten sich ihrer Haut und stießen die Mainzischen von den Pferden herab. Dann aber halfen sie ihnen wieder auf, tadelten sie, daß sie den freundlichen Bescheid abgelehnt hätten, und ritten mit ihnen zu dem Marschalk von Hutten zu fernerer Unterhandlung. Allein Hutten wollte nichts hören und befahl sofort seinen Schützen, auf die Hessen zu schießen. Die Landgräflichen fanden nicht einmal so viel Zeit, den Harnisch anzulegen. Schon wurden auch in Flörsheim die Sturmglocken geläutet. So ging es mit erdrückender Übermacht auf die kleine hessische Schar los. Einer blieb tot auf dem Platze, andere wurden schwer verwundet und alle überwältigt. Unter ihnen befanden sich außer dem tapferen Hauptmanne Helwig von Lehrbach die Ritterbürtigen Helwig von Rückershausen, Wigand und Eckhard von Gilsa, Gebrüder, und die Einspännigen Henning von Schollei, Johann Hirtzberger, Johann von Züschen, Dietrich Wolff und andere. Gleich im Felde fragte der mainzische Marschalk

jeden einzelnen nach seinem Namen und nahm ihnen das Gelübde ab, sich sofort nach Mainz ins Wirtshaus zum Roß in Gefangenschaft zu begeben. Vergeblich baten die Landgräflichen um Aufschub. Nicht einmal ihre Beteuerung, daß sie weder gegen den Erzbischof noch gegen Frowins Person ins Feld gestellt wären, half ihnen etwas. Nur den Verwundeten wurde Zeit gelassen, ihre Wunden auszuheilen, dann aber hatten sie sich ebenfalls als Gefangene zu stellen. Bei ihrer Ankunft in Mainz nahm sie (am 19. Juni 1518) der Domdechant nebst zwei Vitztumen vor und stellte ihnen vorläufige Freilassung bis zum 28. Juli in Aussicht, wenn sie schwören wollten, dann in die Gefangenschaft zurückzukehren und auf jede Rache an dem Erzbischof und den Mainzischen zu verzichten. Die Hessen aber erwiderten, durch einen solchen Eid würden sie dem Landgrafen, den die Sache zunächst anginge, die Hände binden, und dazu fehle ihnen die Befugnis. So blieben sie gefangen. Von den verwundeten Knechten, die zu Rüsselsheim lagen, starb noch einer, die übrigen stellten sich (am 8. Juli) im Wirtshause zum Rosse in Mainz ein. Der Herbergswirt schenkte den Gefangenen weder Treu noch Glauben, alle Woche verlangte er bare Bezahlung. Da es hieran haperte, holte er den Richter des weltlichen Gerichts herbei und ließ den hessischen Knechten verkünden, daß ihre Pferde verkauft würden, um die Zehrung zu begleichen. Von 18 Gäulen wurden dann einige Tage später die 12 besten für 179 Gulden losgeschlagen, ein Spottpreis selbst für die damalige Zeit, in der ein einigermaßen gutes Ritterpferd etwa 60 Gulden wert war, das Roß eines Knechtes aber doch gewiß die Hälfte galt. Das alles waren Handlungen, die sich nur bei offener Fehde entschuldigen ließen, aber nicht mitten im Frieden.

Landgraf Philipp sah ein, daß er den Stier bei den Hörnern greifen mußte. Er untersagte seinen Untertanen, die mainzische „Pfaffheit" beim Einsammeln ihrer Zehnten im Hessenlande zu unterstützen. Da wären die Früchte auf dem Felde verdorben, statt in die geräumigen Scheuern der Geistlichkeit zu wandern. Schleunigste Abhülfe tat not. Aber noch war man zu stolz, den Landgrafen um gut Wetter zu bitten. Man erhob Beschwerde beim Kaiser, der gerade in Augsburg einen Reichstag abhielt. Am 9. Juli 1518 erließ Maximilian zwei Mandate an Philipp. Im ersten forderte er, daß die Sperre über die mainzischen Zehnten in Hessen aufgehoben würde. Im zweiten verbot er dem Landgrafen, wegen der Gefangennahme seiner Reisigen das Erzstift anzugreifen, vielmehr solle er die gefangenen Mainzer freigeben. Die hessischen Reichstagsgesandten, Ritter Konrad von Mansbach, Hofrichter Peter von Treisbach und Kanzler Johann Feige, rieten ihrem Herrn, dem Kaiser in dieser Sache entgegenzukommen, um ihn in anderer Hinsicht[7]) desto willfähriger zu machen. So kam am 4. August 1518 durch kaiserliche Vermittlung ein einstweiliger Vergleich zwischen Mainz und Hessen zustande: Breidenstein und die Bewohner von Reifenberg sollten sich dem Landfrieden gemäß halten, Mainz die abgesagten Feinde Hessens nicht mehr unterstützen. Den Austausch der beiderseitigen Gefangenen übernahm der Kaiser und betraute den Reichsschultheißen von Frankfurt mit der Vollziehung dieses Auftrages. Die Hessen erhielten ihre Rüstungen zurück; der Wert der verkauften Pferde wurde ihnen in Geld ersetzt. Der Erzbischof von Mainz bezahlte einstweilen, bis zur endgültigen Regelung der Sache, die noch rückständigen Zehrungskosten der hessischen Gefangenen. Der Landgraf hinwiederum hatte unverzüglich sein Verbot aufzuheben, damit für die mainzische Geistlichkeit Zehnten und Zinsen eingesammelt werden konnten. Zur völligen Beilegung des Streites, zumal zur Entscheidung über die Niederlage bei Flörsheim, beraumte der Kaiser zum 1. Oktober nochmals einen Tag an.[8]) Johann von Breidenstein scheint ohne Strafe davongekommen zu sein. Als der Erzbischof von Mainz und dessen Beamte aufhörten, für ihn eine starke Mauer zu bilden, schloß er sich (im September 1518) an Franz von Sickingen zum Kriegszuge gegen Hessen. Im Darmstädter Vertrage nahm sich Sickingen seines Kampfgenossen kräftig an.

In den Jahren 1522 und 1523 hielt der Landgraf mit Sickingen und seinen Anhängern Abrechnung. Im Spätherbste 1522 überzog er Frowin von Hutten und gewann ihm Stadt und Schloß Salmünster ab. Im folgenden Winter wurden einige, die vom Schweinfurter Rittertage heimkehrten, durch landgräfliche Reisige überfallen und niedergeworfen. Auf diese Weise fanden ihre Strafe auch manche von denen, die bei Flörsheim mit den Hessen „ihren Mutwillen getrieben hatten".[9])

Nicht so gut wie Johann von Breidenstein erging es etwas später einem hessischen Schnapp-

---

[7]) Es handelte sich um den Streit mit Philipps Tante Anna von Braunschweig.

[8]) Vgl. Anm 5. — Wig. Lauze S. 22—25, 26, 30. — Rommel, Gesch. von Hessen, III, 256. — Landau, Hess. Ritterburgen, III, 261 ff. Dort ist auch Ausführlicheres über die fesselnde Persönlichkeit Frowins von Hutten nachzulesen.

[9]) Wig. Lauze, S. 48 und 53.

hahne, der den Grafen Wilhelm von Henneberg zum Rückhalte gewählt hatte. Hermann Moller, landgräflicher Schultheiß zu Spangenberg, blieb bei der Amtsniederlegung seinem Herrn eine Summe Geldes schuldig, die er nicht bezahlen konnte. Im Unmute schmähte er dann Philipps Mutter, Anna von Mecklenburg, als eine parteiische Frau. Die Landgräfin verklagte ihn deshalb beim Kasseler Stadtgerichte und erlangte das Urteil, daß Moller öffentlich widerrufen solle. Der ehemalige Schultheiß gelobte, sich dem Urteile zu unterwerfen. Darauf aber besann er sich eines Besseren und erhob Berufung beim Reichskammergerichte. Der Verkehr mit auswärtigen Gerichten wurde immer übel vermerkt, darum zog Hermann Moller es vor, seinen Wohnsitz ins Hennebergische zu verlegen. Es fiel ihm nicht schwer, dort vom Grafen Wilhelm einen Geleitsbrief zu erlangen.

Zwischen Henneberg und Hessen bestanden damals mancherlei Zwistigkeiten. Schmalkalden war gemeinschaftlicher Besitz und durch einen Burgfrieden gesichert. Trotzdem beging der dortige hennebergische Amtmann, Wolf Marschalk, an seinem hessischen Amtsgenossen, Georg von Reckerode, Totschlag. Hennebergische Diener nahmen einen gewissen Henn Rydt im Gebiete der Landgräfin-Witwe gefangen. Leuten aus dem Amte Vacha an der Werra und von Neukirchen im Ziegenhainischen raubten sie Pferde, Hab und Gut und teilten das unter sich. Sie konnten dies allerdings als Vergeltung für Taten ausgeben, die im hessischen Namen begangen waren. Graf Otto von Rittberg und Hermann von der Malsburg hatten Einwohner von Schleusingen und von Themar (zwischen Meiningen und Hildburghausen) ausgeplündert und auf den Rittberg und die Malsburg geführt. Der hessische Schutz, unter dem Schleusingen früher gestanden hatte, war zwar der Stadt gekündigt, allein der Überfall verdroß gleichwohl die hessische Regierung nicht wenig. Mit Unrecht berief sich Otto von Rittberg auf einen hessischen Befehl. Es fehlte in Kassel nur an einer dringenden Veranlassung und einem ausreichenden Rechtsgrunde, etwas an der Sache zu ändern; denn der Graf war sein eigener Herr, und die Malsburg lag auf mainzischem Gebiete. Aber der Raub war wenigstens durchs hessische Land geführt und Hermann von der Malsburg stand im hessischen Dienste.[10]) Mithin traf den Landgrafen einige Verantwortung.

Die Verhältnisse zwischen Henneberg und Hessen waren also derartig, daß Hermann Moller zu kühnem Zugreifen ermutigt wurde. Einen Fehde- und Verwahrungsbrief nach dem andern schickte er ins Hessenland. Einem Manne aus dem Amte Vacha nahm er dann einen Gaul weg. Er mußte die Tat schwer büßen. Von Schmalkalden aus stellten die landgräflichen Diener ihm nach. Auf hennebergischem Grund und Boden wurden sie seiner habhaft, und ehe Graf Wilhelm den ehemaligen Schultheißen als seinen Schutzbefohlenen einfordern konnte, war das Todesurteil an diesem vollzogen.[11])

Graf Wilhelm von Henneberg selbst erschien (vor dem 23. Sept. 1518) in feindlicher Absicht mit 300 Reisigen vor der hessischen Stadt Vacha. Der frühe Morgen und ein dichter Nebel schienen sein Vorhaben zu begünstigen. Einige Frauen aber gewahrten beizeiten die Vorreiter, schlossen die Pforte und schlugen Lärm. Bürger besetzten die Stadtmauer und schossen auf die Angreifer. So mißlang die Überrumpelung. Graf Wilhelm mußte ruhmlos abziehen.[12])

Man sieht, daß Landgraf Philipp, wenn auch mit wechselndem Glücke, von Anfang an für Ruhe und Sicherheit im Lande sorgte. Und da er dieses Ziel mit Beharrlichkeit verfolgte, konnte es ihm an endlichem Erfolge nicht fehlen.

Besonders wirksam scheint es gewesen zu sein, daß Philipp die Räuber zum Schadenersatz anhielt. Mit Recht behauptete der Landgraf (1540), man würde im deutschen Reiche nicht leicht einen Fürsten finden, der zur Verhütung des Straßenraubes und zur Bestrafung der Übeltäter mehr Unkosten, Fleiß und Mühe aufgewendet hätte.[13])

So bewährte sich sein Wort: einen Fürsten soll man an Reinhaltung seiner Straßen, an seiner Münze und an Haltung seiner Zusagen erkennen.

---

[10]) Wig. Lauze, S. 20, 222, 232.

[11]) Akten btr. Landgräfin Anna, Gemahlin Wilhelms I., Bündel III.

[12]) Wig. Lauze, S. 28.

[13]) Wig. Lauze, S. 414—415.

Die von Scholley zu Malsfeld in ihrer Beziehung zu Philipp dem Großmütigen.

Von Baron F. v. und z. Gilsa.

(Schluß.)

Die Änderung des Namens in Scholein und zuletzt in Scholley, wohl nach der in Hessen eingebürgerten Aussprache, kann um so weniger befremden oder einen Zweifel an der Identität der Familien hervorrufen, als in der ältesten Urkunde im Staatsarchive zu Marburg vom Sonntage nach Exaudi 1518 sich unser Mann mit den Worten einführt: „Ich Hennigk Schole“ 2c.! [1])

Auch das wiederholte Vorkommen derselben Vornamen in beiden Familien, Otto, Georg und Johann zeigt an, daß den ersten Generationen des nach Hessen verpflanzten Zweiges dieselben noch genau bekannt waren.

Aus den letzten Lebensjahren Hennings berichten uns einige im Archiv zu Marburg aufbewahrte Akten, von welchen sein am 13. Februar 1541[2]) errichteter letzter Willen, leider nur in einem gerichtlichen Auszug, vorhanden ist. Er beginnt mit den Worten: „Ich Henning von Scholey, Kammerdiener zu Hessen, bekenne öffentlich hierin vor mich und meine Erben und thue kund, nachdem ich zu gemüt und Herzen geführt hab', daß ich allem Menschlichen unterworfen und die Stunde zu gewärtigen hab, wo der allmächtige Gott mich nach seinem göttlichen Willen von diesem Jammerthal fordern wird, damit ich nun ohne vermächtniß meines letzten Willen nicht absterbe, auch künftigen mißverstand und widderwillen zwischen meinen Erben zu verhüten, habe ich dies mein Testament, wiewol mit schwachheit des leibes beladen, doch bei ganzer unverrückter Vernunft aufgericht und gesagt.“

Nach damals üblichen weiteren Rechtsformeln, um die Ausführung des Testaments sicher zu stellen, söhnt er sich mit seinem Gott aus, woran sich die Bemerkung zu knüpfen Gelegenheit bietet, daß v. S. mit seinem Herrn dem Landgrafen offenbar zum Protestantismus übergetreten war. „Und anfänglich bitt ich von Grund meines Herzens, mein Gott und himmlischer Vater, daß mir alle sünde und missethat, damit ich sein göttliche Majestät je erzürnet, durch Jhesum Christum nachlaßen und erkenntniß seines geliebten sones unsres Heilandes verleihen wolle.“ Er bittet alle Menschen um Gottes Willen um Verzeihung, die er „Zeit seines Lebens erzürnt und beleidigt“, während er „allen und jeden verzeiht, so mich mit worten oder werken in zeyt meines Lebens beleidigt“.

Nach Aussetzung eines Legats von 200 Gulden für in Notstand befindliche Leute kommen nun die Bestimmungen über einzelne Gegenstände seines Vermögens:

„Meine Kleider, pferde, harnasch und was zu meinem leibe gehört, sollen auf meinen Sohn George fallen, welches ich ime auch hiermit legire, ausgeschieden mein bestes Pferd, so ich bei meinem tödlichen Abgang verlassen werde, und mein bestes Schwert, so mit silbern [Beschlägen am Gürtel?] verziert und ein sammeten Scheiden hatt, vermache ich meinem gnädigsten Fürsten und Herrn, verschaffe und legire mit unterthänigster Bitt, seine fürstlich Gnaden wollen in Ansehung meiner treuen Dienste und des mir mündlich und schriftlich Versprochnen, diesen meinen letzten willen, mein verlassen weib und kinder, desgleichen die vermunder in seinen gnädigen befelch und schutz und schirm als Landesfürst, oberster Vormunder nehmen und sie gnediglich handhaben, hegen und vertheidigen.“

Balthasar von Joß (Jossa) zu „Schneilnhoff“ [3]) als „Tochtermann“ [4]) erhält ein Legat von fünfzig Gulden unter gewissen Bedingungen, welche Georg v. Scholley nach einer Bemerkung am Rande den Sonntag auf Reminiscere 1541 „uf geheiß meines vaters“ wieder gelöscht hat. Der einzige Sohn, bei Abfassung des letzten Willens 16 Jahre alt, soll zuvor haben Malsfeld [5]) mit Zubehör und dem halben Zehnten zu „Boysheim“ [6]), den Hof zu Tabelshausen (Dagobertshausen), den „Schneiln“ oder „Schnellhof“ mit Anteil an der Pfandschaft auf den Hof zu „Schwerczelfurt“ [7]) und die Wiesen zu „Gruneis“ [8]), ebenfalls ein ausgegangenes Dorf, woran noch die Grüneismühle an der „Beise“ erinnert, die Besitzung zu Lamerden und andere, an der Diemel gelegene alte Lehen. Diese Güter

[1]) Die letzte Veränderung des Namens besteht in der Verdoppelung des „l“ in neuerer Zeit, während noch 1677 in einem Lehnbrief des Landgrafen Karl „von Scholey“ geschrieben wird.

[2]) Sonntag nach Appolonia 1541. — Auf S. 171 der Nr. 13 ist bei Erwähnung des Ablebens Hennings von Scholley zu lesen statt am 15. Dezember 1547 „kurz vor dem 1. Februar 1542“.

[3]) Jetzt Schnegelshof; vgl. Landau, Hessengau S. 168.

[4]) Balthasar v. Jossa oder Josse, der Gemahl Margaretens v. S.

[5]) Vgl. Hess. Beiträge II. 26. Malzfeld.

[6]) Beisheim. Landau, Hessengau S. 166.

[7]) Beschreibung der wüsten Ortschaften in Kurhessen durch Landau S. 85.

[8]) 1442. Grüneis.

sollen bei ihm und seinen „mannleibeserben alldieweil die vorhanden bleiben, falls er aber ohne männliche Nachkommen sterbe, was Gott gnädig verhüten wolle, sollen sie auf seine Töchter und deren Erben fallen". Von Lehn und Eigengütern sollen die bestimmten Vormünder den Töchtern „eine ziembliche Erstattung aus der fahrenden Habe geben". „Danach setze ich zu meinen rechten waren erben meinen Sohn Georgen und meine drei Töchter Cathrine, Agnese und Elisabeth zu gleichen teilen." [9]) Die Kinder sollen sich untereinander beerben.

Für den Fall, daß „Frau Gerdrut zu einer andern Ehe schreiten würde, sollen die vormünder ihr zustellen: die Brautgift, welche sie mitpracht", den halben Zehnten zu „Rodenditmold" mit 10 Malter Korn, 6 Malter aus dem Zehnten zu Weimar, 6 desgleichen zu Volmar und „Crombach", 4 Malter aus dem „Berlepschen Hofe zu Hohenkirchen" und gleiche Gefälle aus Albshausen und Ritte, von den Riedeseln herrührend, endlich zweihundert Gulden in Gold und das Haus am Markte in Kassel.

Zu Pflegern seiner Kinder in diesem unverhofften Falle bestimmt Henning den Bürgermeister Ludwig Koch zu Kassel, den Großvater der Kinder, den Doktor der Rechte Johannen Walter, Johann Gerharten, Cyriax Hofmann, Schultheißen zu Hersfeld, Heinzen von Lüttern und Michael Nußbicker, „meine geliebten schweher, vettern und gute freunde"! Dieser Ausdruck ist bekanntlich nur hergebrachte Form, da wirkliche Verwandte außer dem Bürgermeister Ludwig Koch, dem Schwiegervater, nicht darunter befindlich. Ganz besonders freundlich berührt uns aber die Gegenwart des tapfern Heinz von Lüder, des späteren ersten Obervorstehers zu Kloster Haina, der ebenso wie v. Scholley an den vielen Kriegszügen und Kämpfen der ersten Regierungszeit Landgraf Philipps sich rühmlichst beteiligt hatte, daher Waffengenosse desselben war, dessen treue Anhänglichkeit an seinen Herrn später sprichwörtlich und bei der bloßen Erwähnung des Namens [10]) schon hessische Herzen schneller schlagen läßt.

Am Schlusse des Testamentes heißt es: „und hab ich gebeten, die hochgelehrten erbaren Ludwig Kochen, meinen schweher und vatter, Johann Walter, der Rechte Doktor, Michel Nußbicker, Martin Berkhawern, schultheißen zu Melsungen, Rietzen Pfeil und Heinrich Wehrnenner, schöffen, und Martin Koller, stadtschreiber dasselbst, mein Testament zu sigeln."

Aus der Art und Weise der Abfassung des Dokumentes scheint hervorzugehen, daß Henning v. S. bei Abfassung desselben durch Krankheit bereits sehr mitgenommen war, wie er z. B. den Testamentsvollziehern darin zuviel zumutet, wenn er die Abfindung seiner drei Töchter von den Gütern ihnen völlig zu bestimmen überläßt. Wirklich lehnen mehrere der hiermit Beauftragten das lästige Amt ab, als ihre Dienste nach Eröffnung der letztwilligen Bestimmungen am 1. Februar 1542 verlangt wurden.

Der Kämmerer v. S. ist also in den letzten Tagen des Monats Januar 1542 gestorben. Am 20. Februar erscheint dann die Witwe Gerdrut v. S. vor dem Statthalter v. Boyneburgk mit der Anzeige, wegen vorgefundenen Mangels in ihres verstorbenen Mannes Bestimmungen stoße der Vollzug derselben auf einige Hindernisse. Jedenfalls sind die getroffenen Anordnungen im ganzen genommen erfüllt worden, da die genannten Güter dreihundert Jahre im Besitze der v. Scholley verblieben. Die ganz besonders guten Beziehungen Hennings zu seinem Landesherrn gehen auch aus dem Testament mit Sicherheit hervor.

Aus einem durch Brand etwas beschädigten, im Original mir vorliegenden Aktenstücke vom 6. und 7. Aprilis 1553 ergeben sich noch folgende Interesse erweckende Tatsachen. Die Aufschrift lautet: „Unterricht wie die Bauern zu Malsfeld auf den fahrenden Dienst der Riedeselschen Zinsleute halben abzuhören sein." Die Freiherren von Riedesel, deren Stammsitz in dieser Gegend liegt, besaßen damals noch einen Hof zu Malsfeld als hessisches „subfeudum" neben einem „Viertenteil" des Landgrafen selbst, welcher Besitz sich später in der Hand der Familie von Scholley vereint. Die zweite Frage ist folgendermaßen formuliert: „Ob nit die riedeselschen Männer hätten Folge geleistet zu den Heerwagen und Wagenknechten, so man gehabt im Wirtembergischen, im oberländischen und im braunschweigischen (?) Zog?"

Kurt Franks Zeugenaussage soll hier mit Teilen andrer Berichte der Malsfelder Bauern zur bleibenden Nachricht dienen:

Nach Honraden hab es (das Riedeselsche Gut) einer genannt Sellher gebaut, ungefehr ein Jahr lang und darvon geackert, geeggt und andre gemeine Fahrten zu Wegen, Stegen wie die andern Nachburen getan. Folgends hab es Brutheinz eingekriegt und als man Hafer von Felsberg nach Kassel fahren sollen zu der Zeit als unser gnädiger Fürst und Herr Landgraf Philips seinen fürst-

[9]) Nach Inventur des vormaligen v. Scholleyschen Archivs zu Malsfeld befand u. a. sich darin: Ehepakten Balzers v. Josse und Margaretens v. S. von 1533 und desgleichen Philipps Jak. v. Schwarzenstein auf Engerberg in Bayern und Cathrinas von S. vom Jahre 1552.

[10]) Gebrüder Grimm, Deutsche Sagen, 564.

lichen Beilager gehabt, hab Brudheinz einen eigen Knecht und einen Karren bei der Nachgebauern Wagen geordnet und den Hafer mit nach Kassel fahren helfen. Hat nicht gehört, daß dies Gut des Schneiddienstes wegen sei gefreit gewesen.

Cottenhen antwortet auf die Frage, was sein Bericht sei des Riedeselschen Gutes halben, ob auch die vorigen Inhaber davon unserm g. Fürst und Herrn zu Hessen, denen von Hebell und folgends Scholey geackert und geeggt, bei seiner Wahrheit. Vor ungefähr einundzwanzig Jahren hab er und sein Schwager Sipp das „Riedesell" Gut um einen jährlichen Zins empfangen und hätten davon müssen ackern und eggen auch mit andern Nachbaren angespannt zu Wegen, stegen und allen andern gemeinen Dingen und deshalb dieses Guts halben vor einem andern Nachbaren gar keine „beschaurung"[11]) gehabt. Weil sie ohnehin ihres Guts halben drei Tage Schnitterdienst tun müssen, seien sie in Sonderheit wegen des Riedeselischen Gutes nicht angelangt.

Henn Korber zu Dabelshausen (Dagobertshausen) berichtet, daß Ort zwei Dritteil des Riedeselschen Gutes unter Händen gehabt und das dritte Dritteil Hennigk von Scholey selig selbst im Gebrauch gehabt.

Jeder der im Malsfelder Bezirkringe ein Haus stehn habe, er sei Ackermann oder Kottner, der müsse drei Tage mit der Hand schneiden. „So manch Rauch, so manch Fastnachthun oder Rauchhun sei der Obrigkeit erschienen." Andre Bauern haben ihren Junkern Frucht nach Gudensberg und Felsberg, auch bisweilen dem Domherrn Ciliax (Cyriacus) von Hebel nach Fritzlar gefahren.

Aus 1677 liegt eine im Jahre 1702 am 20. Februar beglaubigte Abschrift eines Lehnbriefes des Landgrafen Karl von Hessen vor (in meinem Besitz befindlich), welcher um seines auf ältere Verhältnisse bezüglichen Inhaltes willen an dieser Stelle eine teilweise Wiedergabe wohl verdient.

„Von Gottes Gnaden wir Carl Landgraf zu Hessen usw. tun kund vor uns und unsre Erbnehmer und nachkommende Fürsten zu Hessen offentlich bekennende, daß wir nach aufeinander erfolgtem tödlichem Verfahren der beiden Gebrüder Ottens und Georgen von Scholey, als weiland Philipsens von Scholey gewesenen hiesigen Regierungsrates, auch den hohen Hospitalien und adelichen Stiften in Hessen Obervorstehers seel. Söhnen des jetztgenannten Georgen v. S. hinterlassene Wittiben, Annen Christinen geborner von Gilsa als Mutter und neben ihr Eitel Moritzen von Gilsa, auch Peter Moritzen von Löwenstein, allen dreien sein Georgens von Scholey seel. hinterbliebenen Sohnes Philipsen v. S. verordnete Vormünder, anstatt gedachten ihres pflegebefohlenen Sohnes und Vetters und allen dessen Mannleibslehnserben, gnädigst geliehen haben und leihen ihnen gegenwertiglich in Macht und Kraft dieses Briefs, ein Gut und Vorwerk gelegen in und vor dem Dorfe Felde und Feldmark zu Dabelshausen, mit aller seiner in und Zubehör, nichts davon abnoch ausgesondert, inmaßen ihres Pflegebefohlenen uhr-uhr-alt-Vater Henning von Scholey seel. mit Verwilligung weiland des Hochgebornen Fürsten, Herrn Philipsens des Eltern Landgrafen zu Hessen unsers geliebten uhr-uhr-uhr-Altvaters gottseligen christlichen Gedächtnisses, solch Gut und Vorwerk an sich gelöst, dasselbe folgends zu neuem Mannlehn berührtem Henning v. S. gereicht und angesetzt hat, er und seine Erben also zu Mannlehn gehabt und getragen haben nach Ausweisung darüber nach und nach gegebner Lehnbriefe." Für den Fall des Ausganges der von Scholley im Mannesstamme und dem Heimfall des Lehens, sollen, ehe anderweit darüber verfügt wird, die anderthalb hundert Goldgulden, womit Henning das Vorwerk an sich gelöst, zurückerstattet werden.

In einem Erbleihbriefe vom 12. Septbr. 1815 aber bezeichnet sich der Letzte seines Stammes als Erbherr zu Malsfeld, Beiseförth, Cämmershagen, Fleckenbühl und des vierten Teiles vom Gericht Schönstädt, welche Güter durch das Ableben seines Vaters, des gewesenen Hessischen Hofrichters und ritterschaftlichen Obervorstehers ihm Karl Wilhelm von S. zugefallen seien, dessen elf Geschwister fast alle als Kinder bereits starben, während seine einzige Tochter unvermählt verschied, nach Angabe des Kirchenbuches zu Malsfeld und Gerichtsakten den 24. Dezember 1847 in Kassel.

Damit endete das letzte Reis des aus altmärkischem Boden in hessische Erde verpflanzten Stammes dieser durch manches Mitglied im Kriegs- und Staatsdienste[12]) der neuen Heimat sich rühmlichst auszeichnenden Familie in einem Zeitraume von über dreihundert Jahren! Ganz besonders groß müssen die Verdienste Hennings in Krieg und Frieden aber gewesen sein, wie aus den zahlreichen Gnadenerzeigungen seines Fürsten, Landgraf Philipp des Großmütigen, für ihn mit Sicherheit hervorgeht. Ehe wir den Gegenstand verlassen, verdient noch erwähnt zu werden, daß der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Hessen — bald nach dem Aussterben der alten Ritterfamilie —

[11]) „Beschwerung" ist gestrichen und durch dieses Wort ersetzt.

[12]) Am 26. Juli des Jahres 1757 fiel in der Schlacht bei Hastenbeck Philipp George v. S. als landgräflich hessischer Leutnant.

seinen beiden Stiefsöhnen aus der ersten Ehe seiner Gemahlin der Fürstin Gertrude von Hanau den Namen Freiherrn von Scholley neu verliehen hat. —

Verzeichnis

der im Archiv zu Marburg befindlichen Lehnbriefe und Reverse Henning von Scholleys in der Zeit von 1518—1540.

1. 1518 Samstag nach Exaudi (Mai 22.): Rottzehnten zu Lamerden, dazu gehörigen Kotenhof und Mühlenwerder zu Ebertshausen. Nur auf Lebenszeit des Belehnten. (Lehenrevers; auch im Kopiar XXII.)
2. 1520 Donnerstag nach divisio apostolorum: jährlich 8 Gulden auf dem Rathause zu Frankenberg auf Lebenszeit. (Kopiar XVII.)
3. 1521 Sonntag nach Barnabam (Juni 16.): zusammen mit Ludwig von Rostorf: Dorf Malsfeld, halb. Erbliches Mannlehen. (Lehenrevers.)
4. 1525 Samstag nach visitationis Marie (Juli 8.): 8 Gulden jährlich auf dem Rathause zu Frankenberg. Erbliches Mannlehen. (Lehenrevers.)
5. 1525 Samstag nach visitationis Marie (Juli 8.): Hof im Dorfe Michelbach. Erbliches Mannlehen. (Lehenrevers.)
6. 1525 Samstag nach visitationis Marie (Juli 8.): Rottzehnten zu Lamerden und dazu gehörigen Kotenhof und Mühlenwerder vor Ebertshausen. Erbliches Mannlehen. (Lehenrevers.)
7. 1527 Donnerstag nach conceptionis Mariae (Dez. 12.): Dorf Malsfeld, halb. Erbliches Mannlehen. (Lehenrevers.)
8. 1529 Montag nach Katharinen (Nov. 29.): Gut und Vorwerk zu Tabelshausen. Erbliches Mannlehen. (Lehenrevers.)
9. 1530 Quasimodogeniti (April 24.): $1\frac{1}{2}$ Acker Garten vor der Neustadt Kassel auf dem Baumgarten gelegen. Erbliches Mannlehen. (Lehenrevers; Lehensakten.)
10. 1539 Mittwoch nach Francisci: die Lehen Malsfeld halb mit seinen Gerechtigkeiten und Zugehörungen; den Rottzehnten zu Lamerden; das Mühlenwerder zu Eberschütz; 4 Malter Frucht zu Michelbach; 8 Gulden jährlich auf dem Rathause zu Frankenberg, sollen nach dem Tode des Sohnes ev. auf seine eheliche Tochter übergehen. (Lehensakten.)
11. 1540 Freitag nach Cantate (April 30.): Zu Malsfeld halb, das früher die von Hebele gehabt, noch $\frac{1}{4}$ Mansfeld, aber diese $\frac{3}{4}$ [13]) von dem Erblehen sollen auf männliche und weibliche Nachkommen übergehen. (Lehenrevers; Lehensakten.)

[13]) Im Jahre 1585 erfolgte die erste Belehnung über das ganze Dorf Malsfeld nach Inventar des ehemaligen Archivs der v. S. Zu beachten ist auch die 1539 erfolgte Umwandlung des Mannlehns in Weiberlehn zugunsten Hennings, welches bei hessischen Lehen im ganzen nicht üblich war.

Wie Schäfers Martin zu seinen Schimmeln kam.

Von Emmy Luise Grotefend, Marburg.

(Fortsetzung.)

Die Baronin Türkheim gab einen musikalischen Tee, und Dr. Ahlert erhielt eine Einladung. Er war sehr erstaunt über dieselbe, da er der Baronin kaum einmal begegnet war. Außer ihm wunderte sich niemand. — Wie andere Briefmarken oder Münzen oder Ansichtspostkarten sammeln, hatte die Baronin eine wahre Leidenschaft dafür, Menschen an ihren Teeabenden um sich zu sehen, die nicht zu den ganz alltäglichen Erscheinungen gehörten. Hans Ahlert wäre weniger geschmeichelt gewesen, wenn er gewußt hätte, daß die Einladung dem jungen, gelehrten Sonderling aus dem Waisenhaus gelte, und daß ein merkwürdiges Mal im Gesicht ihm den gleichen Vorzug gebracht haben würde.

Er hatte sich über der Arbeit verspäten müssen und empfand den Dunst unangenehm, welcher sich nach der eigentlichen Ladenschlußzeit in den engen Gassen breit machte. Aus den Läden wurden faulige Gemüsereste gefegt, roch es nach Fisch und Petroleum, und die harten Klänge des Orchestrions aus einer kleinen Kneipe, begleitet von rohen Menschenstimmen, folgten ihm, bis er endlich auf die Universitätsstraße gelangte und von dort in den vornehmen Stadtteil. Da war Villa an Villa gereiht, da waren die Straßen eben und die Steige gepflegt.

Ein feiner Regen sprühte, und aus den Gärten durchhauchte wundersüßer Duft den Maiabend, balsamischer infolge des weichen Frühlingsregens.

Hans Ahlert betrat als letzter Gast die festlich erleuchteten Räume der Baronin. Er machte ihr seine linkische Verneigung, auf welche dieselbe, nach freundlich geflüstertem Willkomm, mit theatralisch großer Handbewegung um Schweigen bat.

Im Nebenraum wurde bereits musiziert.

Hans war gänzlich unmusikalisch. Er trat in die Nische eines der weit geöffneten Fenster, welche nach dem Garten hinausführten, und plötzlich wandelte ihn die Lust an, statt in Gesellschaft ganz allein

in diesen schönen Räumen sein zu dürfen. Wenn dann aus den süßen Frühlingsdüften da draußen ihm eine Nachtigall entgegenschlug — —

Beifallklatschen unterbrach seine Gedanken und veranlaßte ihn sich umzuschauen. In überschwenglicher Begeisterung rauschte die Baronin an den Flügel.

„Unvergleichlich, liebste Lilli, unvergleichlich!"

Das seltene Lächeln spielte in Hans Ahlerts Augen, als er dann noch sah, wie sie einen feinen, blonden Mädchenkopf an ihren geräumigen Busen gewissermaßen feierlich anlehnte und einen Kuß auf den welligen Scheitel hauchte.

Mit kaum merkbarem Unwillen wurde derselbe zurückgezogen. Da erblickte Hans eines jener Menschengesichter, die man nicht vergißt. Unter dem lichtblonden, welligen Haar sahen zwei schöne, braune Augen hervor. Ein gerades, feines Näschen über einem vornehmen Mund, und zwischen den Augen die tiefe Falte, welche in einem jungen Antlitz viel zu raten gibt.

Dem Mädchen mit dem Blondhaar wurden hier und dort Komplimente gemacht; sie schien aber ziemlich fremd. Und als nun eine Violine gestimmt wurde, setzte sie sich unweit von Hans Ahlerts Fensternische in einen niedrigen Lehnstuhl und legte die Hände ineinander. So konnte er ihr gerade in die Augen sehen und die goldnen Lichter beobachten, welche darin tanzten.

Er stand ganz versteckt und wußte nicht, daß er eine Indiskretion begehe, wenn er sich dies junge Mädchenantlitz zum Gegenstand seines Studiums, zur Unterhaltung dienen lasse. Daran dachte er ebenso wenig, als daß er hingehen und mit Lilli reden dürfe.

Ein Musikstück folgte dem andern. Dazwischen reichten Diener Erfrischungen. Es wurde nicht feierlich zu Tisch geführt, und von Minute zu Minute fühlte Hans Ahlert sich wohler. Ihm war dieser Abend viel interessanter als irgend ein vorangegangener, und doch hatte er seit der kurzen Begrüßung mit der Wirtin noch mit keinem Menschen geredet.

„Lilli, Liebling, bitte noch ein Liedchen" — flötete plötzlich die Stimme der Baronin in unmittelbarer Nähe. Er schrak zusammen, so losgelöst von der Umgebung war sein Geist.

Das junge Mädchen erhob sich freundlich, und Hans Ahlert trat aus seiner Nische hervor. Er wollte sie mit Bewußtsein singen hören und wollte ihre Augen sehen, während sie sang.

Ein einfaches Volkslied schwebte klar und glockenrein durch den Raum.

Hans Ahlert hörte aber doch nicht mit Bewußtsein zu. Er empfand die Lieblichkeit des jungen Weibes, welches da neben dem Flügel stand. Er sah den schlanken, schmiegsamen Leib im weichen, weißen Faltenkleid und die goldnen Lichter in den braunen Augen, in die sich, während sie sang, eine Welle ihrer reinen Mädchenseele ergoß. Die trank er in seine tiefe Seele hinein. Und als das Lied beendet war und Stimmengewirr und Beifallklatschen Dank ausdrücken wollten, schlich er sich fort.

Er hätte nicht reden können.

* *
*

Es gibt Menschen, die so zu sagen gar nicht denken; und es gibt Menschen, die keinen Gedanken richtig zu Ende führen und sich infolgedessen dumm denken; und es gibt Menschen, deren tiefes Denkleben sich in unschätzbare, geistige und sittliche Werte ummünzt.

Zu der letzten Klasse gehörte Hans Ahlert. Sein Geistesleben hatte sich in dieser Zeit vertieft und einen Klärungsprozeß durchgemacht. Da verlernte er von selbst überall nur die Schattenseite zu sehn. Gründliches Forschen brachte ihm reiche Erkenntnis, und unbeabsichtigt war in ihm ein starkes Gottesbewußtsein erwachsen, an welches seine ganze stille Natur sich anklammerte, und dessen fester Halt ihn nur noch einmal in seiner schwersten Zeit scheinbar verließ.

* *
*

In dem altmodischen Haus am Steinweg war schon seit mehr als zweihundert Jahren nichts geändert worden. So lange hatte sich die in demselben betriebene Bäckerei allemal vom Vater auf den Sohn vererbt, und war in Ecken und Winkeln nur ausgebessert, aber niemals umgebaut worden.

Unregelmäßig waren die Treppen, und in den Zimmern konnte sich nur zurechtfinden wer bekannt war. Fremde stolperten regelmäßig über Stufen, welche man just da nicht erwartete, wo sie eines Baumeisters Weisheit vor soviel Menschenaltern für nötig gehalten hatte. Ein schmaler Gang führte von der schmalen Haustür in den Hintergrund, wo die Treppe ansetzte, wo Mehlsack an Mehlsack stand, so daß der Durchgang erschwert wurde und es immer dämmerig war. Für das Treppenhaus gab es keine andere Beleuchtung als durch hier und da in den unregelmäßig liegenden Zimmertüren eingesetzte Glasscheiben; denn das Haus war in den Fels gebaut, so daß man aus dem obersten Stockwerk hinten hinaus in einen kleinen Garten gelangte. Zur Anlage von Fenstern nach jener Seite fehlte also die Möglichkeit. Bewohnt war das Haus von einer Kolonie verschiedenster Geister. Schuhmacher Junks im dritten Stock waren die einzigen Mieter, welche keine Kinder hatten. Dafür vermieteten sie zwei Zimmer an einen Herrn, und für diesen und

teilweise von ihm lebten sie, wie die meisten Bürger der kleinen Stadt mit der großen Universität.

Der Zimmerherr der Schustersleute hieß Hans Ahlert.

* * *

Am Johannistag war's. Auf einzelnen Wiesen wurde schon Heu gewendet. Überrieselt von Traubenblüten der Goldregen und Glycinen waren die Gärten, und die Rosen blühten.

In der Mittagsstunde hatte ein heftiges Gewitter etwas Abkühlung gebracht nach tagelanger, trockener Glut. Nun zogen mißmutige Wolken nach Nordost, weil die Sonne lächelnd Schreck und Grauen schon wieder vergessen machen wollte. Aber noch zitterten Baum und Strauch, daß klare Tropfen leise zur Erde fielen.

Hans Ahlert saß am Schreibtisch, den Kopf mit der Hand gestützt, und konnte sich nicht zur Arbeit sammeln. Beide Fenster standen weit auf, und da seine Zimmer nach rückwärts lagen, hatte er gleich unter denselben den kleinen Gartenfleck, auf welchen seine Wirtin so stolz war. Sie zog da allerlei Küchenkräuter, und der Mann hatte aus Pfählen und Latten eine winzige Laube an die Wand gebaut. Sogar ein Hollunderstrauch, ziemlich hoch und breit gewachsen und voll stark duftender Blüten, fristete sein bescheidenes Dasein; er mußte die Wurzeln wohl geschickt zu verteilen wissen in dem kärglichen Boden. Die größte Zierde war aber augenblicklich ein großer Zweig voll rosa blühender Kletterrosen, der sich aus dem Nachbargarten herübergespielt hatte in die Ecke, wo früh zu allererst die Sonne schien.

An diesem Kletterrosenzweig fing sich des jungen Gelehrten Blick. Er blieb aber da nicht haften, sondern glitt weiter über den Hang voller Obstbäume, der mählich in die Höhe stieg. Oben lag schwer und gewaltig das alte Schloß, und die Sonne blinzelte aus seinen Fenstern als wolle sie ihn verständigen, daß sich's verlohne, einmal hinaufzusteigen. Da stand er auf, und langte den Hut von der Wand. Heute wurde es nichts mehr mit der Arbeit. — In den Straßen war es bereits wieder lebendig nach dem Unwetter. Das Wasser gurgelte noch in den Dachrinnen, und floß dann reinigend an beiden Seiten der engen Straßen zu Tal.

Im Hainweg merkte man von der Abkühlung noch nichts; da spürte man zwischen Hecken nur der Erde feuchtwarmen Atem, der düfteschwanger den Fuß träge machte.



Ruine Kugelburg bei Volkmarsen.
Nach einer Zeichnung von Ernst Happel.

Aus einer der Studentenkneipen scholl Gesang — ein froh schwermütiges Burschenlied; ein einsames Grillchen zirpte; im Busch gurrte in einiger Entfernung eine wilde Taube — — und das junge Herz, welches einsam zum Schloß hinaufgetragen wurde, vergaß, daß es einem weisen Manne angehörte, dessen Ideale in Hinterindien oder Afrika lagen. Es klopfte in fremder, beklemmender Unruhe, und wußte nicht, daß es seinem Lenz entgegentrieb, und wußte nicht, daß es in Knospen stand.

Dem Hexenturm gegenüber, unter dem Schloßhof, schlängelt sich ein schmaler Fußpfad, den nur sehr wenig Menschen nicht übersehen, so daß das Gras von beiden Seiten über ihm zusammenwächst. Zur rechten Seite steigen die Fundamente des Schlosses und einige Trümmer früherer Befestigungen auf. Links ziehen Gemüsegärten in Terrassen abwärts; und wenn man den engen Pfad zu Ende schreitet, dann steht man plötzlich an der abschüssigen Spitze, welche vorsichtig ein Gitter einfriedet, und schaut über die Oberförsterei auf den nördlichen Teil der Stadt, übers Tal zu waldigen Höhen hinüber.

An diesem Aussichtspunkt stand ein junges Mädchen. Die Hände stützte sie auf das eiserne Einfriedigungsgitter. „Flocke“ — rief sie — „Flocke!“

Es kam keine Antwort, sie schaute sich nach allen Seiten um. Als sie Hans Ahlert gewahrte, ging

sie schlicht auf ihn zu und fragte, ob ihm nicht ein Mädelchen im rosa Kleid begegnet sei mit langen, blonden Haaren.

„Gewiß“ — sagte er — „unterm Hexenturm sitzt's auf einer Bank.“

Da sah er, daß Lilli vor ihm stand; Lilli, die er belauscht hatte, während sie sang, und deren Bild irgendwo in seinem Herzen unbewußt sich eingenistet haben mußte, denn sie kam ihm so bekannt vor, daß er sich ihr wie selbstverständlich anschloß und schweigend neben ihr her durchs feuchte Gras den schmalen Pfad zurückwanderte.

„Sie sangen neulich bei der Baronin Türkheim“ — unterbrach er plötzlich seine stillen Betrachtungen.

„Waren Sie denn auch dort?“ — fragte sie, und sah ihn treuherzig an.

„Ich bin Dr. Ahlert“ — stellte er sich vor.

„Ach“ — lächelte sie, und die goldnen Lichter tanzten in ihren Augen — „dann kann ich mich Ihrer allerdings nicht entsinnen. Sie kamen spät und verschwanden ohne Abschied, zum Entzücken der Baronin.“

„Warum sagen Sie zum Entzücken der Baronin?“

„Weil Sie ihr damit gewissermaßen den Beweis lieferten, wirklich eine Art menschlicher Kuriosität zu sein; und die sammelt sie ja zu ihren Teeabenden.“

Da mußten sie beide lachen.

Das kleine Mädchen im rosa Kleid stand noch an der Bank unterm Hexenturm. Es hatte eine Anzahl Schnecken vor sich, denen es eifrig zusprach: „Nun marschiert mal ordentlich in der Reihe. Ich bin jetzt eure liebe Schultante, und die will's haben. Schade, daß ihr euch nicht die Hände geben könnt, weil ihr keine habt.“

Dabei glühten die Bäckchen der kleinen Sechsjährigen vor Eifer.

„Aber Flocke! — wie konntest du nur zurückbleiben; ich ängstigte mich schon so, als du auf einmal nicht neben mir warest.“

„Ach Lilli“ — schmollte die kleine Person — „du ängstigst dich viel zu leicht. Den dunkeln Weg mag ich doch nicht gehen, und ich war hier ganz artig.“

„Das kann ich bezeugen“ — sagte Dr. Ahlert; worauf das kleine Mädchen ihm augenblicklich höchst zutraulich die klebrige Hand hinhielt und „Guten Tag“ sagte.

„Ihre kleine Schwester?“ — fragte er Lilli — „sie hat Ihre Augen, nur mit ganz anderm Ausdruck.“

„Wohl“ — antwortete das junge Mädchen zögernd — „mein Leben war eben voll Sorge und Kummer. Jetzt geht es uns besser, obgleich mein Herzvater gestorben ist. Und den jungen Geschwistern möchten Mutter und ich die Kindheit sonnig erhalten.“

Daher die Falte, dachte Hans Ahlert; eine Narbe, Erinnerung an bange Tage und Nächte in der Kinderzeit.

Dann nahm er die klebrige, kleine Hand noch einmal, und fragte das Kind: „Wie heißest du?“

„Adele Hinüber“ — gab sie zur Antwort — „Papa nannte mich aber immer „Flocke“, weil ich mit den Schneeflocken auf die Welt gekommen bin. Es is aber schon fubba lange her, und ich weiß nix mehr davon.“

„Ade, ade, und grüßt euer Mütterchen und zankt euch ja nich“ — rief Flocke den Schnecken noch zu. Dann kletterte sie behende wie ein weiches Kätzchen die Stufen zum Schloßhof hinauf, und Lilli und Hans Ahlert folgten ihr mit freundlichen, still friedlichen Gesichtern, und gingen neben einander her, als könnte es nicht anders sein.

(Fortsetzung folgt.)

Erhaltungsarbeiten an der Ruine Kugelburg bei Volkmarsen.

Von Ernst Happel.

Die schöne Ruine der Kugelburg bei Volkmarsen hat in den letzten Jahren einige dringend notwendige Erhaltungsarbeiten erfahren, die hier mitgeteilt sein mögen. Der viereckige Turm, wohl der älteste niederhessische Burgturm, der noch emporragt, zeigte auf seiner Südwestecke einen langen, bis untenhin reichenden feinen Riß, das Mauerwerk der Südostecke fehlte gänzlich und bröckelte zusehends ab. Gerade dieser Turm also mußte zunächst in Angriff genommen werden, um dem drohenden Einsturz vorzubeugen. Es wurde nun die fehlende Ecke in einer Höhe von 5 m auf dem alten Fundament wieder ergänzt und die Mauerbruchflächen schräg abgestützt. Der noch in einer Mauerschnittfläche sichtbare Eingang wurde außen mit einem Rundstein angedeutet, auch wurden die tief ausgewitterten Fugen der vier Eckverzahnungen neu mit Mörtel verschmiert. Gleichzeitig stellte Schreiber den Grundriß des Kellers unter dem Wohnbau fest und wurde nach dessen Ausschachtung die größtenteils fehlende Gewölbedecke wieder erneuert. Später wurde auch der Windelsteig, soweit er in den Keller führt, in neuen Hausteinen wieder eingebaut. Die Ringmauer der Vorburg war total in Auflösung und mußte an einigen Stellen ganz neu aufgeführt werden, leider versagten hier die Mittel, so daß die noch fehlende Mauerkante mit den zerstörten Strebpfeilern ihrer Erstehung noch harrt.

Der Rest der Ringmauer am runden Turm erhielt auch seine fehlende Hausteinverblendung ersetzt, jedoch kam auch diese Arbeit zum Stillstand, als die Mittel ausgingen. Die Stadt Volkmarsen ist seitens des Staates mit 50 Mark jährlich für die Unterhaltung der Ruine verpflichtet, doch ist es unmöglich mit dieser Summe, die gewiß ausreichen wird, wenn erst alles in Ordnung ist, dem verwahrlosten Zustande gegenwärtig abzuhelfen. Kürzlich stellte Schreiber an der Nordseite Grabungen an, um die unter Schutt und Gestrüpp verlorene Kontur aufzufinden. Dieses gelang völlig und stellte sich heraus, daß noch ein in den Halsgraben vorspringender Wehrbau vorhanden war. Er ist zweifellos später angebaut, um die Burg gegen das Angriffsgelände noch besser zu verwahren. Hiermit fällt die Annahme eines Nordtores gänzlich, wenn auch ein Steg in der Höhe hinüber nach der Vorburg auf dem Füllen nicht ausgeschlossen ist. Es wäre nun ebenfalls wünschenswert, wenn auch diese letztgefundenen Mauern verwahrt werden könnten und noch einmal 500—600 Mark zur Verfügung ständen, damit die unvollendeten Arbeiten mit letzterer zur Ausführung gelangen könnten. Für die dortige Ortsgruppe des Niederhessischen Touristen-Vereins besteht noch eine dankbare Aufgabe in der Abräumung von Schutt und Geröll, zunächst im oberen Burghofe, wo noch interessante Fragen ihrer Lösung harren. Jedenfalls müßten diese Abräumungen, wenn auch langsam, so aber doch systematisch betrieben werden, ehe man zur Aufstellung der ominösen „Verschönerungsbank" übergeht.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Die 70. Mitgliederversammlung des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde, die in Marburg am 25. und 26. Juli stattfand und zugleich die Feier des 400. Geburtstags Philipps des Großmütigen, sowie ferner die Enthüllung des Denkmals dieses Fürsten in Haina am 27. Juli in sich schloß, hat einen sehr glänzenden Verlauf genommen und wird eines der denkwürdigsten Blätter in den Jahrbüchern des Vereins bilden.

Die Einladung des Hessischen Geschichtsvereins, des Marburger Zweigvereins und des dortigen Festausschusses, sowie des Hessischen Bezirks-Verbandes hatte eine große Anzahl Festteilnehmer nach der alten, so überaus romantischen Lahnstadt gezogen, wo sie die beste Aufnahme fanden.

Die Jahresversammlung begann am Montag Nachmittag mit einer Sitzung des Gesamtvorstandes, die bis zum Abend dauerte, während welcher Zeit die bereits von auswärts eingetroffenen Mitglieder und die dort einheimischen Angehörigen des Vereins sich im Restaurant Lederer versammelten. Auf dessen Terrasse, die einen weiten Blick in die wälderreiche Umgebung bietet, entwickelte sich ein lebhafter Verkehr, der bis in die Nacht hinein währte. Die Frühzüge am 26. brachten noch eine Menge Gäste, Damen und Herren, so daß kurz nach 8 Uhr die Elisabeth-Kirche eine stattliche Versammlung in ihren Hallen sah, woselbst Herr Professor Dr. Bauer einen eingehenden Vortrag, der durch Zeichnungen und Grundrisse unterstützt wurde, über die Entwickelung dieses großartigen Bauwerks hielt, weitere sehr interessante Erklärungen knüpften sich an die Grabdenkmäler im Landgrafenchor. Hiernach gab Herr Bezirkskonservator Professor Dr. von Drach kunstgeschichtliche Erläuterungen. Gleichzeitig hiermit fiel der in der lutherischen Kirche gehaltene Vortrag des Herrn Dr. Armbrust. Die geschichtlichen Ausführungen der vorgenannten drei Herren können als grundlegend für die Stimmung des Tages betrachtet werden.

Nach der Kirchenbesichtigung teilte man sich in verschiedene Gruppen, um das Rathaus, die Universität, in deren Aula die neuen Wandgemälde von Professor Janssen in Düsseldorf die Aufmerksamkeit fesselten, oder die Archivausstellung und die Altertumssammlungen im Marburger Schloß zu besuchen, in dessen unteren Räumen auch die Antiquitätensammlung des Hessischen Geschichtsvereins vorläufig Platz gefunden hat. Ferner ist noch zu erwähnen, daß die N. G. Elwert'sche Verlags- und Universitätsbuchhandlung in dem Urkundensaal eine Ausstellung veranstaltet hatte, auf die wir an anderer Stelle zurückkommen.

Zur festgesetzten Stunde — 10½ Uhr — fand im Rittersaal des Schlosses die Jahresversammlung des Vereins statt, die von Herrn General Eisentraut, als erstem Vorsitzenden, eröffnet wurde. Herr Beigeordneter Schimpf begrüßte im Namen der Stadt Marburg die Versammlung, wonach Herr Geheimrat Dr. Könnecke die Erschienenen im Namen der Schloßherrschaft mit warmen Worten willkommen hieß und auf das Bild des Landgrafen Philipp hinwies, der als genius loci über dieser Stunde walten möge. Der Herr Vorsitzende stattete darauf der Stadt Marburg und allen, die zu der Veranstaltung des Festes mitgewirkt hatten, Dank ab und ging dann zu den geschäftlichen Mitteilungen über. Es sei daraus entnommen, daß der Verein von 1600 auf 1700 Mitglieder gestiegen ist, wozu u. a. die Herren Oberlehrer Dehnhard in Hersfeld, Apotheker Ritter in

Oberkaufungen, Kanzleirat Hartdegen in Eschwege, Rektor Schenk in Frankenberg beigetragen haben. Zu Ehren der dahingeschiedenen Mitglieder erhoben die Versammelten sich von ihren Sitzen.

Der Herr Vorsitzende führte weiter aus, daß die seit einigen Jahren bestehende historische Kommission dem Verein einen großen Teil seiner Arbeit abgenommen habe, infolgedessen es möglich sei, sich Aufgaben zuzuwenden, denen man bisher nicht habe in genügender Weise gerecht werden können. Besonders sei viel getan worden in Auffindung und Erhaltung der vorgeschichtlichen Befestigungen, mit denen, ohne das Dazwischentreten des Hessischen Geschichtsvereins, schonungslos aufgeräumt worden wäre. Leider fehle es aber immer noch an genügenden Geldmitteln. Für die Erhaltung der Altertümer sei viel zu hoffen von der Tätigkeit der „Pfleger", die mit den Gegenden innig vertraut, ein wachsames Auge darauf haben müßten, daß kein Vandalismus vorkomme. Im Interesse der Volkskunde sei beabsichtigt innerhalb des Vereins eine Sektion für dieselbe zu bilden. Was das Spangenberger Schloß betreffe, so habe die Regierung von der Überlassung an eine Privatperson Abstand genommen, die Mittel des Domänen-Fiskus seien aber zu gering, um das Schloß würdig in Stand zu erhalten, es sei deshalb zu erstreben, daß die Verwaltung des Gebäudes an den Bezirksverband übergehe, alsdann sei die schwebende Frage in befriedigender Weise gelöst.

Nach Rechnungsablage seitens des Herrn Landesrat Wolff von Gudenberg und erteilter Entlastung, wurde auf Vorschlag des Herrn Superintendenten Wissemann der seitherige Vorstand wieder gewählt. Die Wahl als Ort der nächstjährigen Versammlung fiel auf Schlüchtern, das bereits im vorigen Jahre eine Einladung hatte ergehen lassen.

Nach Schluß der geschäftlichen Verhandlungen wurde der Saal von neu hinzukommenden Damen und Herren, die dem Festakte beiwohnen wollten, bis auf den letzten Platz gefüllt. Mittelalterlich gekleidete Fanfarenbläser ließen ihre Instrumente ertönen, die zu den Nebenräumen führenden Türen öffneten sich und unter dem Schmettern der Trompeten zogen die Vertreter der Studentenschaft in vollem Wichs mit ihren Bannern in den Saal, ein farbenfrohes Bild bietend, das auf die Versammlung eine tiefgehende Wirkung ausübte. Außer den Damen bestand diese bis dahin zum größten Teil aus „alten" und älteren Herren, so daß das plötzliche Hereinwogen der Jugend mit wallenden Fahnen, blinkenden Schlägern, Cerevis und federgeschmückten Baretts, Koller und Kanonen die Versammlung um das Element bereicherte, dem vornehmlich doch die Zukunft gehört. Die Studentenschaft zu der Feier einzuladen, war ein glücklicher Gedanke, und dem, der ihn zur Ausführung gebracht, gebührt besonderer Dank.

Als Einleitung zu dem Festakt sang die Marburger Liedertafel in trefflicher Weise das „Lobe den Herrn!" Herr General Eisentraut begrüßte sodann den Herrn Regierungspräsidenten von Trott zu Solz als Vertreter der Staatsbehörde, Seine Magnifizenz den Rektor der Universität Marburg, die Damen und die Studentenschaft, worauf Herr Professor Dr. Mirbt, der Rektor der Hochschule, in zündender Rede ausführte, daß die alma mater Philippina nicht mehr als eine kleine Landesuniversität zu betrachten sei, sondern eine Entwickelung genommen habe, die mit ihrer Bedeutung weit über die hessischen Grenzen hinausreiche. Das urwüchsige Alte aber, das uns in dem Hessenlande begegne, zeuge von einer schönen Kraft hessischer Eigenart, und der hessischen Volkskunde müsse man die weiteste Sympathie zu teil werden lassen.

Die nun folgende Festrede wurde von Herrn Professor Dr. Wiegand gehalten. Der Herr Redner schilderte in vortrefflicher Ausführung das Leben des Landgrafen Philipp von seiner an Liebe armen Jugend bis zu der Höhe seines Ruhms, der Einsetzung des Herzogs Ulrich von Württemberg in sein ihm entrissenes Land sowie seinem kirchenpolitischen Erfolg in Wittenberg. Von dem Jahre 1540 an, in welchem er die Doppelehe eingegangen sei, habe Philipp sich in seinen Unternehmungen unsicher gefühlt. Redner erwähnte in diesem Zusammenhang den Separatvertrag, den Philipp mit dem Kaiser abschloß, und aus späterer Zeit sein Verhalten gegenüber dem Interim. Als Philipps Hauptwerk nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft hob Professor Dr. Wiegand die hessische Kirchenordnung hervor. Die Schlußworte des fesselnden Vortrags waren im Hinblick auf die unvergänglichen Taten Philipps, des Gründers der Marburger Universität, der die festeste Stütze der Protestanten gewesen sei, ungefähr folgende: „Unserm so wenig begünstigten Lande hat wenigstens einmal die Sonne des Glücks und des nationalen Ruhmes geschienen unter Philipp dem Großmütigen."

Nach dem von der Liedertafel gesungenen Beethovenschen Chor „Die Himmel rühmen" war der Festakt beendigt und die Anwesenden begaben sich nach Bückings Garten, wo die Stadt Marburg ein Frühstück spendete, dem allseitig in kurzer Zeit solche Ehre angetan wurde, daß ein hereinbrechender Gewitterregen nicht tragisch empfunden wurde. Um 5 Uhr begann darauf im Museum das Festmahl, an dem ungefähr 150 Personen teilnahmen. Nach dem von Herrn General Eisentraut ausgebrachten Kaiserhoch folgten gegen Ende des Mahls noch eine

Reihe Toaste. Herr Beigeordneter Schimpf trank im Namen der Stadt Marburg auf das Wohl des Geschichtsvereins, Herr Geheimrat Dr. Knorz auf die Universität. Seine Magnifizenz Herr Professor Dr. Mirbt weihte sein Glas der akademischen Jugend, deren Mitwirkung zur Verschönerung des Festes wesentlich beigetragen habe. Herr Geheimer Archivrat Dr. Könnecke, der sich mit den Vorbereitungen für die Jahresversammlung außerordentliche Mühe gegeben hatte und dem hauptsächlich die so überaus stimmungsvolle und wohlgelungene Anordnung der Feier zu verdanken ist, sprach im Namen des Marburger Vorstandes. Herr Superintendent Wissemann brachte ein Hoch auf den Festredner Herrn Professor Dr. Wiegand aus, welcher seinerseits auf den hessischen Geschichtsverein toastete. Weiter sprachen noch Herr Bankier Fiorino, Herr Landgerichtsrat Gleim, Herr Rechtsanwalt Krug, Herr Pfarrer Stroh. Den Beschluß machte Herr Direktor Henkel mit einem Trinkspruch auf Herrn General Eisentraut.

Unter den eingegangenen Begrüßungstelegrammen befand sich u. a. auch eines von Sr. Exzellenz dem Herrn Oberpräsidenten Grafen von Zedlitz und Trützschler. Mit Ball im großen Saal und italienischer Nacht im Garten des Museums, wo die Kapelle des Gießener Regiments Nr. 116 konzertierte, nahm die so überaus glänzend verlaufene 70. Jahresversammlung des Hessischen Geschichtsvereins ihr Ende.

Enthüllung des Denkmals Landgraf Philipps des Großmütigen zu Haina.

In Erinnerung an die wohltätigen Einrichtungen, die das hessische Land Philipp dem Großmütigen zu danken hat, war von dem Hessischen Bezirksverband der Beschluß gefaßt worden, ihm bei der Wiederkehr seines 400. Geburtstages im Landeshospital Haina, das er gestiftet, ein Denkmal zu errichten. Bildhauer Professor Max Wiese in Hanau ward mit der Ausführung desselben betraut und der 27. Juli für die Enthüllung bestimmt. Dieser Tag war, wie schon früher bekannt gegeben, statt des 13. November aus dem Grunde gewählt worden, weil mit der Enthüllung ein Volksfest verbunden sein sollte, zu welchem Zweck ein Sommertag am geeignetsten erschien. Die Denkmalsenthüllung wurde ferner in Verbindung mit der satzungsmäßigen Jahresversammlung des Hessischen Geschichtsvereins gebracht, so daß ein großer Teilnehmerkreis an der festlichen Veranstaltung von vornherein gesichert erschien. An dem bestimmten Tage hatten sich denn auch in dem fern von dem lauten Getriebe der Welt gelegenen Haina eine außerordentlich große Zahl von Festteilnehmern zusammengefunden, so daß sie die Klosterkirche, in welcher die Feier begann, nicht alle zu fassen vermochte. Der Anstaltsgeistliche Pfarrer Weiß schilderte in seiner Festpredigt das wahrhaft christliche Wesen Philipps, das so recht deutlich in seinen milden Stiftungen sich offenbart habe. Herr Generalsuperintendent Werner hielt darauf das Schlußgebet. Nach Absingung des Liedes „Eine feste Burg ist unser Gott" bildete sich der Zug zu dem Denkmalsplatz. Nach den Vertretern der Studentenschaft folgten die Staatsbehörden, an deren Spitze sich Seine Exzellenz Herr Oberpräsident von Windheim, Herr Regierungspräsident von Trott zu Solz und Herr Konsistorialpräsident von Altenbockum befanden. Die Universität war durch den Rektor Professor Dr. Mirbt und zahlreiche Professoren vertreten. Sodann folgte die Geistlichkeit, die Ritterschaft, der Hessische Geschichtsverein, der Kommunallandtag, die Landesverwaltung und die sonstigen Festgäste.

Nachdem die Versammlung bei dem noch verhüllten Denkmal Aufstellung genommen hatte, sprach Herr Professor Wiese seine Freude und seinen Dank dafür aus, daß ihm die Schöpfung dieses Denkmals übertragen worden sei. Kammerherr von Pappenheim als Präsident des Kommunallandtags hieß darauf die Versammlung willkommen und mahnte daran, im Sinne des Landgrafen Philipp weiter zu schaffen und zu wirken und stets eingedenk dessen zu sein, was er durch seine wohltätigen Stiftungen für das Land getan habe. Herr von Pappenheim übergab das Denkmal, dessen Hülle nun gefallen war, dem Landeshauptmann Freiherrn von Riedesel zu Eisenbach, welcher es dem Schutze des Leiters des Landeshospitals Herrn Sanitätsrat Dr. Scheel anvertraute. Dieser versicherte, daß der Geist der Milde und Barmherzigkeit, der den Stifter der Anstalt beseelte, auch fürder hier walten würde, und legte einen Kranz am Sockel des Denkmals nieder, ein zweiter Kranz brachte die Dankbarkeit der Pfleglinge zum Ausdruck. Nach Erledigung dieser Formalitäten, bei denen von jedem der Herren des Landgrafen in Dankbarkeit für das Gute, das er geschaffen, gedacht worden war, hielt Herr Superintendent Wissemann aus Hofgeismar die Festrede. Er feierte den Landgrafen als Helden der Reformation, an dem sich Schillers Wort über Wallenstein: „Von der Parteien Haß und Gunst getragen, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte" bewahrheite. Doch könne gerade er viel Schatten vertragen bei dem vielen Licht, das uns in seinen Taten namentlich auf sozialem Gebiete gerade hier im stillen Wohra- und Waldtal zu Haina entgegenleuchte. Sei das Kasseler Denkmal ein Zeichen seines Heldenmuts und evangelischen Bekenntnisses, so stehe er hier als treuer Landesvater der Ärmsten und Elendesten seines Volkes und als makelloser Säkularisator.

Getrost können wir die dunkelsten Falten seines Lebens vor Freund und Feind enthüllen lassen, das Licht überwiegt zu sehr. Seine Werke auf sozialem Gebiete, vor allem Haina, haben vier Jahrhunderte überdauert und werden will's Gott dauern, wie des Herrn Wort in Ewigkeit (Philipps Wahlspruch). Nach dem Gesang des Liedes „Nun danket alle Gott" bestieg Seine Exzellenz Herr Oberpräsident von Windheim die Rednertribüne und faßte die große geschichtliche Bedeutung des Hessenfürsten, wie seine Vorsorge für die Einwohner seines Landes in einer kurzen, aber wirkungsvollen Rede zusammen, die mit einem Hoch auf Seine Majestät den Kaiser schloß. Das in Bronze gegossene Denkmal (vgl. die Abbildung S. 187 im vorigen Heft) erhebt sich auf einem Granitpostament, das die Inschrift trägt:

Landgraf Philipp dem Grossmuetigen
Geboren 13. November 1504
Dem Stifter dieses Hospitals
das dankbare Hessenland. 1904.

Fürstlicher Wohnsitz. Ihre Hoheiten Prinz und Prinzessin Chlodwig von Hessen-Philippsthal-Barchfeld haben ihren Wohnsitz im Schloß zu Rotenburg a. F. genommen und sind von dem Magistrat und der Einwohnerschaft der Stadt Rotenburg festlich empfangen worden.

Gedächtnisfeier. Aus Aschaffenburg wird uns von geschätzter Seite geschrieben: Die Gedächtnisfeier der Gefechte von Laufach und Aschaffenburg am 13. und 14. Juli 1866 fand auch in diesem Jahre wieder in würdigster Weise statt. Das Österreicher-Denkmal sowie die Grabstätten in Laufach und Aschaffenburg waren Tags zuvor durch das Königl. bayrische 2. Jägerbataillon in Aschaffenburg reich geschmückt worden und fanden an den Tagen selbst, nach Abspielung von Choral und Gebet durch die Kapelle, erhebende Ansprachen des Bataillons-Kommandeurs Oberstleutnant Schuchhardt statt. Außer den Offizieren des Bataillons und anderen Herren war auch Ober-Expeditor Günther, der Verfasser der sehr verdienstvollen Darstellung des „Gefechts von Aschaffenburg", anwesend.

Da von dem damaligen 2. Hessischen Husaren-Regiment zwei Schwadronen an dem Kampfe rühmlichen Anteil nahmen und drei in demselben gebliebene Unteroffiziere Stamm, Stückhardt und Krauskopf auf dem Aschaffenburger Friedhof ihre letzte Ruhestätte unter vielen andern Opfern des Kampfes gefunden, wird man in deren hessischem Vaterlande die pietätvolle Feier dieses Tages durch das Königl. Jäger-Bataillon auch in diesem Jahre wieder nur mit besonderer Befriedigung und lebhaftem Dankesgefühl vernehmen.

Philippskarten. Anläßlich der Jahresversammlung des Hessischen Geschichtsvereins in Marburg ist von der N. G. Elwertschen Verlags- und Universitätsbuchhandlung daselbst eine Postkarte mit dem Bildnis des Landgrafen in Kupfergravure auf Büttenpapier nach dem H. Brosamerschen Stich herausgegeben worden. Die Karte ist vorzüglich in der Ausführung und macht einen vornehmen Eindruck. — Eine weitere Philippskarte ist in der durch ihre hessischen geschichtlichen Ansichtskarten bekannt gewordenen Hellerschen Buchhandlung in Lichtenau erschienen; sie enthält außer dem Porträt des Landgrafen auch eine Geschichtstafel.

Todesfall. Am 22. Juli starb zu Detmold der Generalsuperintendent a. D. Johannes Ludwig Credé, ein Sohn des Hessenlandes. Geboren am 10. September 1827 zu Bettenhausen als Sohn des dortigen Lehrers Peter Credé, besuchte er das Lyceum Fridericianum zu Kassel, studierte dann in Marburg Theologie und wurde zuerst Hülfspfarrer zu Oberkaufungen und dann Pfarrer der Gemeinde Velmeden am Meißner. Im Jahre 1860 wurde Credé nach Lippe berufen und zwar zuerst als Pfarrer der Gemeinde Wüsten, 4 Jahre später übernahm Credé die Leitung des Landesseminars zu Detmold. 21 Jahre hatte er die Stellung als Direktor dieser Anstalt inne, und die Liebe und Verehrung der vielen Lehrer im Lipperlande zeugt von seiner außerordentlichen Befähigung zu diesem Amt. Beim Rücktritt des Generalsuperintendenten Koppen, der auch ein Hesse war, nahm Credé auf besonderen Wunsch des damaligen Fürsten Woldemar die Stellung als Generalsuperintendent an, obgleich es ihm sehr schwer wurde, seine ihm liebgewordene Lehrtätigkeit aufzugeben. 15 Jahre hatte der nun Verstorbene die oberste geistliche Stellung des Landes inne, als ihn Krankheit nötigte, dieselbe aufzugeben. Er hatte schon zwei Jahre früher um seine Pension ersucht, gab aber trotz mangelhafter Gesundheit den dringenden Bitten der Geistlichkeit nach und blieb noch zwei Jahre im Amte, dann trat er in den wohlverdienten Ruhestand. Credé zeichnete sich durch vielseitiges, tiefes Wissen, strengste Rechtlichkeit bei weitgehendster Milde aus. Daneben besaß er einen seltenen Humor, ein wahres Vergnügen war es, ihn von alten Zeiten erzählen zu hören. Die große Zahl der Leidtragenden, die vom Lipperlande am Sonntag zur Teilnahme an seinem Begräbnis herbeigeeilt waren, zeugte von seiner großen Beliebtheit und der ihm gezollten Verehrung. W.

Elwertscher Verlag. Während der Jahresversammlung des Hessischen Geschichtsvereins zu Marburg hatte im Urkundensaal des dortigen

Schlosses die N. G. Elwertsche Verlags- und Universitätsbuchhandlung eine Ausstellung speziell hessischer Literatur und Kunst veranstaltet. Sind die Erscheinungen des genannten Verlages auch hier schon im einzelnen gewürdigt worden, so wollen wir doch nicht versäumen, auf die Hauptsachen und vor allem einige neue Unternehmungen kurz hinzuweisen.

In drei Fensternischen befand sich der Buchverlag, vor allem die Werke der Historischen Kommission: die ersten Bände der Hessischen Landtagsakten, hrsg. von Glagau, des Friedberger Urkundenbuches, hrsg. von Foltz. Letzterer Band ist gerade zur Versammlung fertig geworden. Ferner „Das Interim in Hessen" von Herrmann, „Anna von Hessen" von Glagau, beides Werke, die von der Kritik glänzend besprochen sind. Im Anschluß an das letztere wollen wir auch das tragische Spiel Theodor Birts: „Anna von Hessen", erwähnen, das im November in Kassel zum erstenmal aufgeführt wird. Von Schriften über Philipp lag noch aus das neue Werk von Rockwell: Die Doppelehe Philipps des Großmütigen. Die Ausgabe desselben soll in aller Kürze erfolgen.

Neben einer Reihe wissenschaftlicher Werke über hessische Geschichte, Literatur, Sprache und Kultur fanden wir die vorzügliche Erzählung Valentin Traudts: Leute vom Burgwald. Wir können unsern Lesern das Buch, das ein Stück unserer hessischen Heimat in ganz vollendeter Weise schildert, mit gutem Gewissen warm empfehlen; es ist mit Bildern von Otto Ubbelohde geschmückt. In die Zeit vor 1866 versetzen uns die Erinnerungen eines alten Kurhessen, des Generals von Bischoffshausen, herausgegeben von dessen Tochter E. Coester. Auch dies Büchlein sei als Reiselektüre empfohlen. — Schriften für hessische Volks- und Schulbibliotheken bildeten einen weiteren Teil der Ausstellung, selbstverständlich war auch der Lokalverlag in Büchern und Bildern vertreten. Die praktischen Führer von Schneider mit neuen Karten für Oberhessen und das reich illustrierte Werk E. Happels über die Burgen in Niederhessen und dem Werratal dürften dem, der in Hessen wandert, ja bekannt sein, und wer seine Heimat noch nicht kennt, kann sie an der Hand dieser Bücher am besten kennen lernen.

Doch nun zu dem Glanzpunkt, den Werken von Bickell, Justi, v. Drach. Diese monumentalen Tafelwerke waren auf zwei großen Urkundenschränken ausgestellt. Bickells Hessische Holzbauten, 80 Blatt im Lichtdruck, Bickells Kreis Gelnhausen, 360 Blatt in Lichtdruck, sämtlich neben ihrem kunsthistorischem Wert auch von wunderbarem malerischen Reiz, Justis Hessisches Trachtenbuch, 24 farbige Blätter, die hessischen Trachten vorzüglich wiedergebend mit eingehendem Text über Alter, Herkunft und Bedeutung der Trachten, v. Drachs, „Hessische Silberarbeiten", Boehlaus „Niederhessische Töpfereien des XVII. Jahrhunderts" und so manches andere interessante Werk fesselte uns. Nach letzterem Werk hat die Firma es unternommen, Nachbildungen in Ton herstellen zu lassen. Die Marburger Industrie beginnt sich wieder zu neuer Blüte zu erheben.

Von hessischen Bildern waren Original-Lithographien von Bantzer und Ubbelohde ausgestellt, Originalzeichnungen und Reproduktionen von W. Thielmann. Bekannt ist ja Bantzers Abendmahl in einer hessischen Dorfkirche und sein Bauerntanz. Neu war uns Bantzers Hessischer Hochzeitsschmaus. Das Original befindet sich zur Zeit in Dresden. Das Reproduktionsrecht ist auf die Firma Elwert übergegangen, die zum Herbst auch von diesem hochinteressanten Bild eine farbige Wiedergabe zu billigem Preis erscheinen läßt. Neu war ferner die Reproduktion von Thielmanns Spinnstube. Auch dies Bild ist äußerst lebendig und typisch und wird sicher überall Beifall finden. Die übrigen Bilder von Thielmann sind aus der Hessischen Landes- und Volkskunde von C. Heßler den meisten Lesern sicher wohlbekannt. Der 1. Band, die Landeskunde, soll im Laufe des nächsten Jahres folgen. Das Erscheinen in diesem Jahre wird nicht möglich sein. Dieser erste Band wird mit mehreren hessischen Landschaftsbildern geschmückt sein. Separat aus dem I. Band liegt übrigens schon der geologische Teil von Professor Kayser vor, der eine neue geologische Karte von Hessen enthält.

Der mehrere tausend Nummern umfassende Antiquariatskatalog zeigte, daß auch auf diesem Gebiete die Firma Elwert obenan steht. Möge ihre Opferfreudigkeit bei der Förderung hessischer Literatur und Kunst nicht unbelohnt bleiben.

Personalien.

Verlobt: Gerichtsreferendar Georg Riebeling mit Fräulein Karoline Bramer, Tochter des verstorbenen Regierungs- und Baurats Bramer und seiner Gemahlin Jeannette, geb. Henkel (Wolfsanger, Juni).

Geboren: ein Sohn: Apotheker Oskar Jacobi und Frau Emma, geb. Weidemann (Flamersheim, Rhld., 26. Juli); — eine Tochter: Major Emil Freiherr von und zu Gilsa und Frau Margarete, geb. von Bülow (Kassel, 14. Juli); Kgl. Rentmeister Hartmann und Frau Johanna, geb. Henkel (Hünfeld, 15. Juli); Hauptmann Kuchenbecker und Frau Hedwig, geb. Gräfin v. d. Schulenburg (Kassel, 23. Juli); Kaufmann Ernst Timaeus jr. und Frau Auguste, geb. Rocholl (Kassel, 31. Juli).

Gestorben: Frau Katharina Baldewein, geb. Zängerlin, 75 Jahre alt (Rinteln, 14. Juli); Privatmann Justus Koelschtzky, 80 Jahre alt (Kassel, 14. Juli); Praktischer Arzt Dr. Wilhelm Grutz (Oeventrop, 15. Juli); Königlicher Kreissekretär Kanzleirat Wilhelm Winhold, 64 Jahre alt (Kassel, 16. Juli); Landessekretär a. D. Reinhard Schorr, 77 Jahre alt (Kassel, 16. Juli); Privatmann Andreas Homburg, 59 Jahre alt (Göttingen, 18. Juli); Kaufmann Erwin Meyer, (Haina, 18. Juli); Frau Geheime Regierungsrat Bertha Born, geb. Degen, 57 Jahre alt (Kassel, 21. Juli); Frau Pfarrer Dorothea Bernhard, geb. Briede, 69 Jahr, alt (Marburg, 21. Juli); Bürgermeister August Poppelbaum (Sachsenhagen, Juli); Frau Clementine Eubell, geb. Müller, 49 Jahre alt (Kassel, 21. Juli); Landgerichtsrat a. D. Friedrich Ludwig Witz, 82 Jahre alt (Kassel, 22. Juli); Oberlehrer Dr. Mertz, 85 Jahre alt (Biedenkopf, 22. Juli); Frau Pastor Wilhelmine Landgrebe, geb. Sippel, 61 Jahre alt (Langendreer, Westfalen, 24. Juli); Frau Marie Zimmermann, geb. Curth, 73 Jahre alt (Kassel, 24. Juli); Bürgermeister Friedrich Freise, 52 Jahre alt (Poggenhagen, 25. Juli).

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 16. XVIII. Jahrgang. Kassel, 16. August 1904.

Abend im Gebirge.

Rings leuchten purpurn alle Gipfel,
In tiefem Schatten ruht das Tal,
Noch schimmert auf der Bäume Wipfel
Der letzte Abendsonnenstrahl.

Und Wölklein wallen in die Ferne,
Hinziehend wie ein schmaler Strom;
Schon blinken goldne Himmelssterne,
Und stille wird's im Weltendom.

Talaufwärts weiße Nebel steigen
In Schleiern, dünn und geisterbleich; —
Nun naht die Nacht mit ernstem Schweigen,
Die Herrscherin im Schattenreich.

Frankfurt a. M. **George Münz.**

Ich möchte wohl manchmal ein Knabe sein!

Einst wußte ich mehr von Blumen und Steinen,
Von Vögeln und Bäumen, von Wiese und Quell.
Da war ich ein Kind. Da konnte ich weinen
Und lachen in Einem. Wie lief ich da schnell
Dem Schmetterling nach über blühende Felder,
Nach Kieseln; ein jeder war eigner Gestalt.
Da waren so weit die verwachsenen Wälder,
Da hatte der Wind eines Riesen Gewalt.

Da sah ich das Märchen. Der Mond und die Sterne
Sie hatten, ein jedes, ihr sondres Gesicht.
Wie glaubte ich all den Geschichten so gerne
Von Eden bis zu dem jüngsten Gericht.

Heut' weiß ich viel anders. Ich las in dem Leben,
Ich las in den tausend Büchern . . . Allein,
Hat all das mir höheren Frieden gegeben?
— Ich möchte wohl manchmal ein Knabe sein!

Ober-Klingen. **Karl Ernst Knodt.**

Rückblick.

Die Tage mit den frohen Festen,
Das waren nimmer mir die besten.
Doch dünket mich in meinem Sinn,
Der allerreichlichste Gewinn
Ist kommen von den schlimmen Tagen,
Da ich mußt' wehren mich und schlagen.
Da wuchs der Seele Flügelkraft,
Da war's, wo ich am Glück geschafft.

Kassel. **H. Bertelmann.**





Beiträge zur Geschichte der Brüder des gemeinsamen Lebens (Kugelherrn) in Hessen.

Von Otto Gerland.

Benutzte Quellen:

Bertram, Geschichte des Bistums Hildesheim. Hildesheim 1899.
Bücking, Geschichtliche Bilder aus Marburgs Vergangenheit. Marburg 1901.
Doebner, Annalen und Akten der Brüder des gemeinsamen Lebens im Lüchtenhofe zu Hildesheim. Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens, herausgegeben vom Historischen Verein für Niedersachsen. Band 9. Hannover und Leipzig 1903.
Piderit (Hoffmeister), Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Kassel. 2. Auflage. Kassel 1882.
Schulze, Heinrich von Ahaus, in Luthardts Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft und kirchliches Leben. 3. Jahrgang. Leipzig 1882.
Wintzer, Die Schule der Kugelherrn in Marburg um 1520, in den Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, herausgegeben von Kehrbach, Jahrgang 13. Hessen-Nassau-Heft. Berlin 1903.

Eine hervorragende Bedeutung unter der Reihe der geistlichen Genossenschaften des Mittelalters beanspruchen die im 13. Jahrhundert durch Gerhard Groote zu Deventer gestifteten Brüder des gemeinsamen Lebens, clerici et fratres vitae communis, fratres devoti, Fraterherren, auch nach ihrer Kleidung, einem grauen Mantel mit einer Kapuze (Gugel), Kugelherren, Gugelherrn usw. genannt. Ihr Zweck war die Erneuerung des gemeinsamen Lebens der ersten Christen, ohne aber an ein Gelübde für das Leben gebunden zu sein. Wenn sie auch Armut, Keuschheit und Gehorsam zu geloben hatten und Gebet und Betrachtung, sowie das Studium der heiligen Schrift als eine ihrer Hauptaufgaben ansahen, so schlossen sie doch ein nur beschauliches Leben und das Betteln für ihren Lebensunterhalt aus, verlangten im Gegenteil von ihren Mitgliedern anstrengende Arbeit, durch die sie ihren Lebensunterhalt verdienten, der aus der durch den Erlös ihrer Arbeit gebildeten gemeinsamen Kasse bestritten wurde. Ihre Hauptarbeiten bestanden im Schulunterricht, im Abschreiben, Binden und Verbreiten von Büchern, im Gartenbau, im Betriebe von Handwerken, der Brauerei, Bäckerei, namentlich des Backens von Hostien, der Schneiderei und Schusterei. Diese Richtung erweckte Anstoß bei den Mönchen (den Religiosen), weil sie an die Stelle von deren ausschließlich beschaulicher Tätigkeit anstrengende Arbeit setzten, vielfach auch in den Bürgerschaften, weil sie den Handwerkern Konkurrenz machten, in welcher Richtung sie sich daher mannigfache Beschränkungen gefallen lassen mußten. Diese für die damalige Zeit neue Art religiösen Wandels bezeichnete man auch als „die moderne Devotion“; ihre Anhänger waren in Bruder- oder Schwesterhäusern gesammelte Männer oder Frauen; die Männer nannten sich nie Kanoniker oder Religiose, sondern nur Devote, während die Frauen als Canonicae bezeichnet wurden. Jedes Haus stand unter einem Rektor, Pater oder Senior, zählte vier oder mehr Priester, die doppelte Anzahl Kleriker und Novizen. Sie verbreiteten sich rasch in den Niederlanden und von da nach Deutschland, die Häuser führten eigne, aus besonderen Umständen entlehnte Bezeichnungen, z. B. in Münster „zum Springborn“, in Hildesheim „zum Weißen Hofe“, in Marburg „zum Löwenbach“, in Kassel „zum Weißen Hof“. Nach der Reformation bestanden diese Kongregationen in katholischen Ländern weiter, verwandelten sich aber allmählich in förmliche Klöster.

In Deutschland wurde diese Gemeinschaft eingeführt durch Heinrich von Ahaus (Hendrik Ahuys). Dieser war 1370 oder 1371 als natürlicher Sohn des Dynasten Ludolf von Ahaus und der Hedwigis von Schöppingen geboren, trat 1396 in den geistlichen Stand und wurde durch seines Vaters Schwester Jutta, die dem Schwesternhause in Deventer angehörte, bewogen, in das dortige Bruderhaus einzutreten. 1400 begab er sich nach Münster und gründete dort das erste Haus der Brüder vom gemeinschaftlichen Leben in Deutschland. Von dort breiteten sich die Brüder- und Schwesternhäuser weiter in Deutschland aus und kamen auch nach Hessen. 1454 wurde die Brüderschaft im Weißen Hof zu Kassel gegründet, 1459 hören wir von der Anlage eines Schwesternhauses zu Immenhausen, 1464 entstand das Haus zu Butzbach, und 1476 wurde das Kugelhaus in Marburg gestiftet.

Von wo aus die Niederlassung zu Butzbach veranlaßt wurde, mag hier dahin gestellt bleiben, das

Haus zu Marburg verdankt dortiger Opferfreudigkeit seine Entstehung, Kassel und Immenhausen leiten ihren Ursprung auf den Lüchtenhof zu Hildesheim zurück, der auch, wie die nachfolgende Darstellung zeigen wird, stets als eine Art Mutterhaus für den Weißen Hof betrachtet wurde. Es entstanden dadurch Beziehungen zwischen Hildesheim und Kassel, die möglichenfalls dazu beigetragen haben, den Blick des Landgrafen Hermann, des Sohnes Ludwigs I. des Friedsamen, auf den Bischofstuhl zu Hildesheim hinzulenken, den zu erlangen er 1471—1472 vergeblich erstrebte.[1])

Über die Tätigkeit der Brüder des gemeinschaftlichen Lebens in Hessen, die wir nach unserm hessischen Sprachgebrauch einfach Kugelherren nennen wollen, ist nicht allzuviel ermittelt. Was über Butzbach geschrieben ist, kann ich nicht angeben. Über Immenhausen ist noch garnichts mitgeteilt. Bezüglich des Kugelhauses zu Marburg hat Bücking in dem eingangs erwähnten Buch Mitteilungen gemacht, zu denen im nachfolgenden einige Ergänzungen gegeben werden sollen.[2]) Über das Kugelhaus zum Weißen Hofe in Kassel sind so gut wie gar keine Nachrichten bisher veröffentlicht worden. Die Annalen des Hildesheimer Lüchtenhofes enthalten eine Menge solcher Nachrichten, und hierauf wesentlich stützt sich auch der Inhalt dieses Aufsatzes. Ich bin aber weit entfernt, zu behaupten, daß ich damit eine ausführliche und abschließende Geschichte des Weißen Hofs geben würde; es kann das hier Gesagte nur als ein Beitrag zu einer solchen Geschichte gelten, wie dies auch von Bückings Aufsatz über das Marburger Kugelhaus gesagt werden muß. Bei der großen Bedeutung, die die Kugelherren für unsere Kulturgeschichte haben, dienen aber diese Mitteilungen vielleicht dazu, einen jüngeren Forscher, dem die königlichen und städtischen Archive in Hessen zugänglich sind, zur Abfassung einer ausführlichen Schilderung über die Tätigkeit und Wirksamkeit der hessischen Kugelherrn anzuregen, wobei auch insbesondere festzustellen wäre, um die Verbreitung welcher Bücher diese Brüder sich namentlich verdient gemacht haben und wohin ihre aufgesammelten Bücherschätze gelangt sind: vielleicht lassen sich auch am Weißen Hof zu Kassel trotz dessen Umbaues noch Überbleibsel der ursprünglichen Einrichtung nachweisen, wie ja auch das an dem Hause angebrachte überstrichen gewesene Basrelief „Marienelend" aus der Zeit der Anlage des Kugelhofs wieder aufgedeckt wurde.

Den Weißen Hof zu Kassel haben wir als die älteste Niederlassung der Kugelherrn in Hessen zu begrüßen. Der Pater der Schwestern des gemeinsamen Lebens zu Münster Hermann von Werne, der aus einer hessischen Adelsfamilie stammte, stand dem Landgrafen Ludwig I. dem Friedsamen[3]) (1413—1458) nahe, auf seine Anregung genehmigte der Landgraf die Gründung einer Niederlassung von Kugelherrn in Kassel und schenkte dazu den Weißen Hof, der auf der Freiheit am Ausgang der alten Stadt Kassel (am alten Tor) in der damals Brühl genannten Straße lag. Ob es nur ein Zufall war, daß dies Haus in einer Straße angelegt wurde, die denselben Namen führte wie diejenige, in welcher der Lüchtenhof zu Hildesheim lag, oder ob absichtlich der gleichen Straßenbezeichnung wegen gerade diese Örtlichkeit gewählt wurde, mag dahin gestellt bleiben. Der Weiße Hof stand im Eigentum des Landgrafen, war ihm als eingezogenes Gut des 1389 wegen Hochverrats verurteilten Bürgers Kunze Seeweiß zugefallen und soll von diesem früheren Eigentümer seine Bezeichnung als Weißer Hof abgeleitet haben, wenn man nicht, wie es nach der verschiedenen Art der Bezeichnung des Hofes in den nachfolgenden Urkunden vielleicht begründeter ist, annehmen könnte, der Hof habe seinen Namen von seinem Aussehen, z. B. einem helleren Anstriche oder mit Rücksicht auf sonst etwas erhalten. Nach Piderit soll der Weiße Hof das Sankt Georgenstift der Kugelherren geheißen haben, eine Quelle für diese Angabe wird aber nicht genannt.

Die Stiftungsurkunde des Landgrafen hat folgenden Inhalt[4]):

„Wir Ludwig von Gottes Gnaden Landgraf zu Hessen 2c. bekennen für uns, unsere Erben und Nachkommen, Fürsten des Landes zu Hessen, und tun kund allen Leuten, die diesen unsern offenen Brief sehen oder hören lesen, daß wir zu Herzen genommen, angesehen, betrachtet und besonnen haben, daß alle diejenigen, die Gottes Dienst und Ehre dem allmächtigen Gotte, Marien, seiner werten Mutter und allem himmlischen Heere

---

[1]) „Vgl. Landgraf Hermann zu Hessen, erwählter Bischof zu Hildesheim und die Hildesheimer Bischofsfehde 1471 bis 1472", „Hessenland" 1903, Nr. 12 ff.

[2]) Die päpstliche Bestätigungsurkunde vom 25. April 1477 abgedruckt bei Doebner a. a. O. S. 176 und eingerückt in die in Kuchenbeckers Analecta Hassiaca, Coll. 7 S. 32—35 abgedruckte Urkunde vom 21. Oktober 1477.

[3]) Doebner gegenüber will ich die gewohnte Bezeichnung der beiden hier zu erwähnenden Landgrafen Ludwig als I. und II. beibehalten.

[4]) Die hier mitzuteilenden Urkunden mögen, was den Lesern dieser Blätter erwünscht sein dürfte, so weit es notwendig erscheint, in neuerer Sprachform und Schreibweise wiedergegeben werden.

vorsetzen, mehren und bessern, die stiften und fundieren, besondern großen Lohn und Freude von dem allmächtigen Gotte haben, finden werden und empfangen. Darum so haben wir uns in dem Namen unseres lieben Herrn Jesus Christus zu ewigem Gedächtnis, zu Heil, Trost und Seligkeit unserer Voreltern und Eltern seligen, auch unser und allen unserer Erben und Nachkommen dem allmächtigen Gotte, Marien, seiner werten Mutter und allem himmlischen Heere zu Lob und Ehren mit gutem freiem Willen rechtlich und redlich, so wir dann rechtlichs und redlichs vermögen, aufgelassen, aufgegeben uud aufgetragen, lassen, tragen und geben auch gegenwärtig auf in und mit Kraft dieses Briefs erblich und ewiglich unsern freien Hof, geheißen der Wissenhoff[5]) mit seiner Zubehörung, gelegen in unserer Stadt Kassel auf der Freiheit genannt in dem Brule[6]) bei dem Alten Tore mit seinen Höfen, Gebäuden und Umgriffen, als der umgriffen hat, den ehrbaren geistlichen Priestern Herrn Nikolaus Tant von Alsfeld, Herrn Hermann von Werhern[7]), Herrn Bernde von Buderick[8]) und den Priestern und Klerikern des Hauses in dem Luchtenhobe[9]) der Jungfrauen Marien bei und vor Hildenßheim[10]) gelegen, auch in dem Brule genannt, also daß die ehegenannten Priester und alle ihre Nachkommen und fürder zu ewigen Tagen solche Wohnung genannt der Wissehoff inne haben, eine Kapelle darin bauen, sich des gebrauchen und darin schicken, ordinieren und setzen sollen, Priester und Kleriker mit ihrem Gesinde, die da beten und ein göttlich Leben führen sollen einem priesterlichen Orden gleich und ehrsam, keusch, einträchtig, nicht ihr Brot zu bitten[11]), und in einer Gemeinschaft nach aller Weise, Maß, Form und Ordnung des vorgenannten Hauses zu Hildenßheim, also das fundiert und gestiftet ist von dem würdigen Herrn Ekarde vom Hanensehe, Dompropst zu Hildenßheim, welcher Fundation und Einsetzung auch bestätigt, zugelassen und befestigt ist zum ersten von dem ehrwürdigen in Gott Vater und Herrn Herrn Magnus weiland Bischof zu Hildenßheim, danach von den ehrwürdigen in Gott Herrn Bernde jetzt Vorstande des Stifts zu Hildenßheim auch von dem ehrwürdigsten in Gott Vater und Herrn Herrn Nikolaus Kardinal von Cusa und Legaten 2c., als der in Deutschland von unserm heiligen Vater dem Papste gesandt war, und auch die Konfirmation und besiegelten Briefe über das genannte Haus gegeben, eigentlich einhalten und ausweisen, und darum so sollen die vorgenannten Priester und Kleriker, in dem obgenannten Hause zu Cassel wohnhaft, sich nach Weise und Form des ehegenannten Hauses zu Hildenßheim priesterlich, ordentlich und redlich halten mit Messen, Gezeiten, Vigilien und anderen Gottesdiensten, guten Werken und Gebeten, auch unsere Eltern seligen, uns und alle unser Erben und Nachkommen in ihren Gedächtnissen, Messen und Gottesdiensten, täglich und stets zu ewigen Zeiten haben und den allmächtigen Gott für uns bitten und auch teilhaftig machen aller ihrer guten Werke, es sei mit Fasten, Beten, Kasteien und Wachen geistlich und leiblich, die von den vorgenannten Priestern und Klerikern und ihren Nachkommen zu ewigen Zeiten mögen geschehen und getan werden, und sonderlich so sollen die genannten Priester und Kleriker und alle ihre Nachkommen, die in dem obgenannten Hause zu Cassel zu jeglichen Zeiten sein werden, unsere Eltern seligen, uns und unsere Erben und Nachkommen, Fürsten und Fürstinnen des Landes zu Hessen, zu vier Gezeiten in dem Jahre begehen mit Vigilien und Messen, wie es gebührlich ist, und den allmächtigen Gott für uns bitten und Gedächtnisse für alle diejenigen, die aus unserm Geschlechte gestorben oder noch am Leben sind, haben. Doch unter Vorbehalt der steten Gedächtnisse und Memorien, in denen wir mit ihnen täglich sein sollen, namentlich auch die zu vier Zeiten in dem Jahre mit den dazu gehörigen Psalmen und Gebeten abgehalten werden sollen. Wir Landgraf Ludwig vorgenannt haben auch für uns und unsere Erben den vorgenannten Priestern und Klerikern, in dem obgenannten Hause und Hofe zu Cassel wohnend, dasselbe Haus und Wohnung mit allen seinen Zubehörungen, und allen anderen Gütern den vorgenannten Priestern und Klerikern und ihren Nachkommen erblich und ewiglich befreit und befreien ihnen diese gegenwärtig in und mit Kraft dieses Briefes, also daß die genannten Haus und Hof, die darin wohnenden Priester und Kleriker mit den Ihren geistliche und weltliche Freiheit haben und sich deren gebrauchen sollen und mögen sonder Hinderung und Eintrag unsererseits, seitens unserer Erben und der Unsern, ohne alle Gefährde. Wir haben auch den verschriebenen Hof zu Cassel, die darin wohnhaften Priester und Kleriker mit ihrem Gesinde und ihren Gütern und auch die Brüder des vorgenannten Hauses zu Hildenßheim

---

[5]) Der Weiße Hof.

[6]) Brühl.

[7]) Von Werren oder von Werne.

[8]) Bernhard von Büderich (Reg.-Bez. Düsseldorf).

[9]) Lüchtenhof.

[10]) Hildesheim.

[11]) d. h. sie sollen nicht wie die Bettelmönche ihren Unterhalt durch Betteln erwerben.

in unsere und unserer Erben Schutz[12]), Verteidigung und Beschirmung genommen und nehmen sie darein mit diesem unserem Briefe, als daß wir sie schützen und schirmen wollen wie die anderen geistlichen Klöster in unserem Lande, soweit wir es vermögen, auch ohne Gefährde. Dagegen sollen die ehegenannten Priester und Kleriker des Hauses zu Hildenßheim dem allmächtigen Gott auch täglich und stets für unsere Eltern seligen, für uns und unsere Erben in ihren Memorien und Gebeten Fürbitte tun. Wäre es auch, wo Gott vor sei, daß die vorgeschriebenen Priester und Kleriker des Hauses zu Cassel von der ehegenannten Einsetzung zurücktreten und diese nicht in dem vorgeschriebenen Maße einhielten oder daß das vorgenannte Haus zu Hildenßheim das obengenannte Haus zu Cassel nicht mit dazu geeigneten Personen besetzen könnte, so sollen die ehrbaren Geistlichen, ein Abt von Bursfelde[13]) und ein Prior der Karthäuser zum Koppenberge[14]), dies visitieren, besichtigen und untersuchen und dafür sorgen, daß das genannte Haus dann besetzt werde mit Personen aus dem Hause derselben Priester und Kleriker zu Köln oder zu Münster oder mit andern solchen Personen guter und redlicher Art, wie vorhin berührt ist. Und wenn alsdann das genannte Haus zu Cassel binnen einem oder zum längsten binnen zwei Jahren, wenn dies nötig wäre, mit

[12]) „Schurunge."
[13]) An der Weser unterhalb Veckerhagen.
[14]) Im Kreise Lüdinghausen in Westfalen.

solchen Personen nicht besetzt würde, dann sollten die vorgenannten geistlichen Väter, ein Abt von Bursfelde und ein Prior der ehegenannten Karthaus mit unserem und unser Erben und Nachkommen Rat und Wissen das vorgenannte Haus zu Kassel beschicken, ordnen und bestellen zu Ehren des allmächtigen Gottes, so daß Gottesdienst darin gehalten und bestellt würde, und darum so sollen auch ehegenannten Abt und Prior das vorgenannte Haus besehen und visitieren, so weit[15]) das nötig sein und sich gehören würde, alles sonder Gefährde und ohne Arglist. Und des zu Urkunde haben wir unser Insiegel an diesen Brief tun hängen, der gegeben ist auf Sonnabend vor Sankt Marien Magdalenen Tag sub anno domini millesimo quadringentesimo quinquagesimo quarto."[16])

Ohne daß es in dieser Urkunde erwähnt wird, erbat der Landgraf auch vom Stifte zu St. Martin, der Pfarrkirche der Freiheit zu Kassel, wie aus der letzten der hier mitzuteilenden Schutzurkunden, der von Landgraf Wilhelm dem Mittleren vom 4. Januar 1498 ausgestellten, hervorgeht, daß der Weiße Hof außerhalb des Pfarreiverbandes stehen, dafür aber an das Martinsstift alljährlich zu Ostern ein Pfund Heller Kasseler Währung zahlen solle.

[15]) „so dicke."
[16]) Diese Urkunde befindet sich als eine vom Abt von Burghasungen beglaubigte Abschrift auf Pergament im Priesterseminar zu Hildesheim. Das beschädigte Konventssiegel in Bleikapsel hängt an rot, blau und gelbseidener Schnur.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Briefen eines Offiziers über Kurhessen in den Jahren 1829—1836.

(Fortsetzung.)

24. 7. 1832. Eben komme ich vom Bajonettfechten zurück, meine steifen Knochen wissen gar nicht, was sie dazu sagen sollen, daß ihnen nach so langjähriger Dienstzeit solche Zumutungen gemacht werden.

Durch den Leutnant André, früher Adjutant des Generals Bardeleben, ist diese Übung hier in Aufnahme gekommen, jetzt steht sie auf gleicher Linie mit dem andern Exerzitium, alle Soldaten lernen fechten, viele haben es schon ziemlich weit gebracht, und was der Regierung früher so viel Sorge machte, die Turnanstalten, das ist jetzt in Deutschland fast bei jedem Militär eingeführt. Das Militär! Das Militär! Gestern ist es wieder zu keiner definitiven Geldverwilligung gekommen, indessen hoffe ich doch noch, daß man sich verständigt; dagegen ist etwas anderes eingetroffen, das sehr wichtige Folgen haben kann, das Ministerium hat nämlich die Bundestagsbeschlüsse im Gesetzblatt publiziert und ohne weiteres auch als Verordnung eine Strafbestimmung angehängt; da behauptet nun alle Welt, die Minister hätten die Verfassung verletzt, die Landstände behaupten es auch, sie haben einem Ausschuß die Sache übertragen, und es soll auch nicht einmal eine Meinungsverschiedenheit darüber obwalten, daß sie in Anklagezustand zu versetzen seien. Ist das der Fall, dann ade Verbesserungen, Verfassung usw. An Konfusion in unserem Ländchen ist dann nicht mehr zu zweifeln und ebensowenig an preußischen Gästen — unsere Rolle wird sehr traurig sein, wir mögen uns stellen, wie wir wollen. . . . Vom Minister bis hinunter zum

Tagelöhner ist jetzt jeder ein Politikus. Wenn man abends auf der Straße geht, so hört man nur die Worte: Verfassung, Bundestag, Landstände, Minister, Anklage. Das Theater wird gar nicht vermißt, jede Theegesellschaft ist ein kleines Parlament, jeder Männerverein ein Klub, und nicht bloß in der Stadt ist dies der Fall, nein, auf dem Lande ist's ebenso. Das ist nur das Unglück, daß man nicht nur Freiheit und Wohlsein haben will, sondern daß man dieses nur in gewissen Formen zu finden glaubt. Biete uns die größte Freiheit an und versage uns das, was die Doktrinen des französischen Liberalismus als Höchstes hinstellen, so wirst Du gesteinigt und Du heißest ein Aristokrat.

25. 7. 1832. Ich habe schon in einem früheren Briefe des Berliner politischen Wochenblatts erwähnt, das von Jarke redigiert wird, sehr hochstehende und einflußreiche Mitarbeiter hat, an allen Höfen und in den Konventikeln der Frommen mit Andacht und Erbauung gelesen wird und für alle Antikonstitutionellen als Evangelium gilt; mit der ausgezeichnetsten Taktik zieht es gegen die Konstitution zu Felde, sucht die schwachen Seiten jenes Systems auf alle Weise aufzudecken und die des eigenen zu verbergen oder leicht darüber hinwegzugehen und ist so ganz gewiß der gefährlichste Feind der Freiheit im neueren Sinne. — Hassenpflug, der, ein Atlas, die Last von zwei Ministerien trägt, ist mit ganzer Seele der Berliner Doktrin zugetan...

28. 7. 1832, dem Geburtstage des Kurfürsten, der übrigens noch in philosophischer Zurückgezogenheit in Philippsruhe und Frankfurt den Freuden der Liebe lebt und mit Tabakswolken die Cholera von sich abzuwehren lernt. Von öffentlichen Feierlichkeiten, die dem Stifter wider Willen unserer Verfassung zu Ehren angestellt wären, habe ich nichts gehört, wir Kriegsknechte essen, wie sonst, eine Stunde später, auch wohl für einige ggr. mehr, ziehen neue Uniformen an, lassen god save the king schreien, der Kommandeur bringt den Toast aus, wir rufen nach, und dann ist's fertig. Das deutsche Volksfest in Wilhelmsbad mag in der nämlichen Manier gewesen sein, einige Reden hinzugefügt.

Der Landtag ist ganz plötzlich und unerwartet noch um einen Tag früher aufgelöst worden ... Der Prinz gibt uns Soldaten zu verstehen, er habe die Stände weggeschickt, weil sie für uns so wenig Geld verwilligen wollten, und ergeht sich in recht lustigen Scherzen über „unsere getreuen Landstände" — ich glaube aber, daß Seiner Hoheit einige Konfusion nicht ganz unangenehm wäre, und glaube ferner, daß der Bundestag noch andere Beschlüsse in petto hat, zu deren Ausführung die Abwesenheit der Stände viel günstiger ist, als wenn sie hier wären. Wir werden wohl nach und nach die wichtigsten Paragraphen unserer Verfassung gestrichen sehen. — Ei, du närrische Welt! Es ist mir nur lieb, daß Du die Professorstelle an der polytechnischen Schule nicht angenommen hast, die wahrscheinlich nie zustande kommt. Und doch rufe ich schriftlich: es lebe die Verfassung! Wir haben doch große Schritte zu einem besseren Zustand gemacht, das Ablösungs-, das Rekrutierungsgesetz, die Landeskreditkasse, die freiere Presse. Das ist doch vom Jahre 30 zurückgeblieben und kommt noch einmal ein Ruck, so bleibt wohl wieder etwas hängen.

29. 7. 1832. Die Ereignisse drängen sich, oder vielmehr unser Regent deklariert sich immer mehr, gestern hat er beim Militär großes Avancement vorgenommen, ein Dutzend Oberstleutnants zu Obersten, dreiviertel Dutzend Majors zu Oberstleutnants ernannt und die Infanterie, die bis jetzt eine Brigade bildete, in 2 Brigaden eingeteilt. In dieser Beförderung ist der bitterste Spott und die sprechendste Antwort auf die Reduktions-Vorschläge der Stände enthalten. Seine Hoheit glaubt nun zwar hiermit die ungeteilte Freude des Militärs erregt zu haben, ich versichere Dich aber, daß die Unzufriedenheit hierüber fast allgemein war. Zu Kommandeurs der zwei Brigaden sind die Generale Loßberg und Bödicker ernannt, General Bardeleben steht als zweiter Kommandant in Marburg und wird wohl dort seine Tage in unerwünschter Ruhe beschließen, weil man seine politischen Ansichten haßt und besonders seine Freundlichkeit mit der Bürgergarde ihm nicht vergibt.

Heute Nachmittag ist doch eine verständige Ordre gegeben. Es werden nämlich 2 Bataillons und 2 Eskadrons reduziert, sowie man es den Ständen vorgeschlagen hatte. Der General Bardeleben ist als Kommandant nach Rinteln, der General Müldner, früher das Faktotum des Kurfürsten, als Kommandant nach Marburg versetzt worden, wo sie beide nichts zu kommandieren haben, obgleich kein Zweifel ist, daß sie die fähigsten Generale sind.

3. 8. 1832. Die Haupthähne du mouvement hatten auf gestern Abend eine Versammlung bei Östreich angesetzt, um über wichtige vaterländische Angelegenheiten zu beraten. Das Militär hielt sich in den Kasernen, um sogleich bei der Hand zu sein, wenn etwa eingeschritten werden sollte, die Polizei aber verbot es, die Entrepreneurs erklärten, dem Folge zu leisten, die Versammlung unterblieb, und nun werden sie die Polizei wohl beim Obergericht verklagen, welches dann wahrscheinlich von den Bundesbeschlüssen keine Notiz

nehmen wird. Was dann aber erfolgt, das weiß ich nicht.

In der Kron- und Anker-Taverne zu London ist den Patrioten zu Hannover und Baden, Kassel und Württemberg eine Danksagung votiert worden wegen ihrer männlichen Bemühungen, sich den freiheitsmörderischen Beschlüssen des Bundestages zu widersetzen; das ist nun recht schön, aber die Kaufmannsseelen ließen uns gern in der tiefsten Knechtschaft, wenn wir ihnen nur brav Kaffee und Fabrikate abkaufen; da haben sie aber Furcht, der über einen Punkt einige Bund möchte es auch über andere werden und etwa einen auf Reziprozität gegründeten Handelsvertrag abschließen wollen. Wehe dem Volke, das sich auf andere verläßt.

(Fortsetzung folgt.)

In der Reihenfolge der Briefe hat bedauerlicher Weise eine Verschiebung stattgefunden. Die ersten 4 Absätze in Nr. 14 schließen sich an Nr. 12 an. Auch ist auf S. 178 statt 21. „29." Juli zu lesen.

Wie Schäfers Martin zu seinen Schimmeln kam.

Von Emmy Luise Grotefend, Marburg.

(Fortsetzung.)

Das war ein merkwürdiger Tag für den einsamen Mann gewesen, und in der Nacht fand er keine Ruhe. Er suchte sie allerdings auch nicht, denn das Gefühl, um dessentwillen er in planloser Unrast sonst auf die Berge gelaufen war, hatte ein Ziel gefunden.

Als er dem Mädchen mit dem stillen, süßen Gesicht endlich die Hand zum Abschied reichte, und die weiche, unbehandschuhte Rechte in seiner Hand lag, hatte es wie ein elektrischer Schlag jeden seiner Nerven berührt, und war brennende Glut ihr langsam bis unter die Stirnlöckchen ausgegossen. Das alte, uralte Wunder hatte sich wieder einmal vollzogen — da war der Magnet, nachdem das Sehnen jeder Fiber zweier Herzen die Richtung gab.

Und er hatte sich nach Liebe gesehnt!

Wer hätte das gedacht, daß der stille Denker in tiefen Nächten die Zähne zusammengebissen hatte, und die Augen geschlossen, und auf das leise Wimmern seines Herzens gelauscht in stumpfer, dumpfer Qual und in ohnmächtiger Bitterkeit.

Den angehenden Gelehrten schätzten kluge Männer; mit dem Sonderling wußten sie nichts anzufangen. Und eine Frau — ja, er mochte ihr wohl töricht genug genaht sein — die hatte ihm einmal mit leisem Lächeln so seltsam geantwortet. Ob das Spott gewesen war? Jedenfalls hatte er, der Schnecke gleich, die übermäßig sensitiven Fühlhörner schnell wieder eingezogen.

Und heute war ihm selbstverständlich Vertrauen entgegengebracht!

Er lehnte den Kopf gegen den Fensterrahmen, und sog den Duft des Holunders ein.

Plötzlich wandelte ihn die Lust an noch einmal hinauszugehen, und das Haus aufzufinden, welches sie ihm vom Schloßberg herunter als ihr elterliches gezeigt hatte. Im Südviertel, wo die Straßen aufhören, an der von Linden beschatteten Allee, und zwei hohe Tannen als Wahrzeichen daneben. —

In den menschenleeren Straßen hallte sein Schritt; am Himmel zogen lichte Wölkchen und stand der Mond fast rund, und versilberte das Dämmern der Sommernacht.

Ein wenig ging er in der Irre, dann fand er das Haus. Zwei Tannen mit vollen, dichten Wipfeln und starken, kahlen Stämmen überragten es, und die Linden hüllten es in ihren Duft.

Er umklammerte mit beiden Händen das Eisengitter, welches den Vorgarten von der Straße trennte, und sah zu der Fensterreihe empor. Im Garten blühten Lilien, schlank und vornehm wie das liebliche Mädchen; in der Ferne brauste mit dumpfem Getöse der Nachtschnellzug durchs Tal. Im Haus schlug eine Kuckucksuhr die Mitternachtsstunde.

Da wehte ihm Frieden entgegen und beruhigte sein drängendes Herz und kühlte sein heißes Blut. Aber während er nun die nachteinsamen Straßen zurückwanderte, ließ ihn ein Gefühl zielsicherer Männlichkeit den Kopf hoch tragen.

— Ein feiner Mondstrahl hatte sich durch die Linde hindurchgearbeitet; der huschte zitternd am Fenster her. Aber eifersüchtige Blenden ließen selbst ihn das schlummernde Mädchengesicht nicht sehen, ebenso wenig wie das rosige Beinchen, welches auf der unruhigen, kleinen Flocke Bettchen sich bloß gestrampelt hatte. Nur das feuerrote Geranium, welches außen auf der Fensterbank im Topf erblüht war, badete sich in seinem zitternden Licht.

* * *

Frau Junk hatte mehrere Stunden gewaschen. Nun war sie fertig; und als die Schloßuhr halb zwölf schlug, schob sie gemächlich den Seifenschaum von ihren sehnigen Armen und trocknete dieselben und die feuchte Stirn an der blauen Leinenschürze.

Neben ihr stand Frau Seiber, die fette, kleine Person, welche alles wußte, und mit der deshalb männiglich nur zu gern klatschte. Das hinderte

natürlich nicht, daß man sie hinter dem Rücken das Schandmanl nannte.

Der kleine Garten von Frau Junk, in dem sie ihre Wäsche unter freiem Himmel besorgte, war nicht eben geeignet, um Geheimnisse zu bewahren. So sah Dr. Ahlert denn zufällig, wie Frau Seiber ihre wäschefeuchte Freundin mit dem Ellbogen in die Seite stieß, und hörte die fette Stimme sagen: „Euer Herr ist auch so einer! wenn der nicht boussiert — und die Nacht ist er nach ölf noch ausgegangen. Ich hab' ihn nit heimkomme höre!" Das ich war besonders betont.

„Sei nicht närr'sch" — hörte er die Junk noch erwidern. Dann schloß er das Fenster.

Die wenigen Worte der ungebildeten Person hatten ihn aber so verletzt, als sei er wirklich auf einem Unrecht ertappt worden.

* * *

Drei lange Tage unterdrückte Hans Ahlert seine Sehnsucht nach Lilli Hinüber.

Dann kam der Sonntag, und an dem geschah etwas ganz Außergewöhnliches.

Hans Ahlert ging zum Friseur. Nicht zu dem, welcher den eleganten Laden an der Hauptgeschäftsstraße besaß, wo der äußere Mensch nach allerneuster Mode verschönt wieder herauskam und man die wunderbarsten Cosmétiques erstehen konnte; sondern zu dem bescheidenen Mann in einer Seitengasse, wo er sicher war, keinen Bekannten zu treffen. Von dem ließ er Haar und Bart behandeln und warf manchmal einen schüchternen Blick in den Hängespiegel. Dann nahm er aus einem Seidenpapier neue Handschuhe und zog sie an, während rote Flecke der Erregung auf dem bartfreien Teil seiner Wangen kamen und gingen. Danach rieb er die beschlagenen Brillengläser blank, und dann ging er — diesmal ohne in die Irre zu geraten, dem Haus hinter den Linden entgegen.

Ob ihm nicht im entscheidenden Augenblick trotz aller Vorbereitungen doch noch der Mut gefehlt haben würde einzutreten, bleibt dahingestellt. Aber Flocke hatte ihn entdeckt. Sie war mit ihrer Mutter in dem Garten wo die Lilien blühten. Sie streckte den Zeigefinger aus und rief: „Mama, da is der Mann von gestern!"

Und er klinkte die Gartenpforte auf.

* * *

Nun stand der junge Gelehrte auf der Leiter, welche er zum Ruhm erklimmen sollte.

Da kam die Liebe. Die rüttelte ihn bis ins innerste Mark, daß er wie der Baum im Frühlingssturm die Wurzeln fester klammern mußte, und sie überschauerte ihn mit Lenzblüten.

Was er wollte, wurde ihm plötzlich klar. Er hatte ein ganz bestimmtes Lebensziel. Seine Ideen wurden zu festen Plänen und zeigten ihm ein gefügtes, schönes Gebäude mit schirmendem Dach und freundlich blinkenden Fenstern, und drinnen eine Heimstatt nicht nur für zwei.

Und alles, was Friede und Schönheit, Wissen und Kunst bedeutet, das sollte liebster Gast dort sein und einladend aus den Fenstern grüßen.

In dieser Zeit lernte Hans Ahlert festen, selbstbewußten Schrittes durchs Leben zu gehen. Seine Schultern wurden breiter, den Kopf trug er hoch, und seine Augen sahen stolz und gütig durch die Brillengläser.

Die Menschen bemerkten den Unterschied wohl. Sie wunderten sich und konnten den Grund dafür nicht begreifen.

* * *

Der alte General z. D. von Lindenberg, das war einer von den Freunden, welche in Treuen halfen die Erinnerung an Lillis zu früh gestorbenen Vater hochzuhalten. Er war Frau Hinübers Ratgeber und ständiger Sonntagsgast. Rosig und frisch sein Gesicht mit den klaren, blauen Augen; sauber blitzten große, weiße Zähne unter dem weißen, gepflegten Schnurrbart hervor. Und wenn er mit Lillis Schwestern Annaberta und Hannie sich neckte, da zuckte um Augen und Mundwinkel ein lustiger Schelm.

Er war sein Lebtag Junggeselle gewesen: erstens, weil ich nicht die Richtige fand, und zweitens, weil ich, wenn ich sie gefunden hätte, ihr einen solchen Kerl wie mich nicht aufgehängt haben würde — pflegte er zu sagen. Dann blinzelte er mit den Augen, daß man ihm nicht klar hineinsehen und also auch nicht recht beurteilen konnte, wie die Sache sich wirklich verhalten mochte. Bei Frau Hinüber wenigstens bewies er, daß er sich zum Hausvater wohl geschickt haben würde. Dankbar empfand die zarte Dame seine hülfbereite Ritterlichkeit, und er holte sich im Kreise ihrer Kinder ein karges bißchen Familienglück.

Ja, die Sonntage bei Frau Hinüber! Niemand wußte, wie es eigentlich gekommen war, daß der stille, einsame Hans Ahlert dort ebenfalls ständiger Gast geworden war. Mitten durch die nun doppelt ernste Arbeit der Woche zog sich wie ein roter Faden die Freude auf den Sonntag.

Flocke beanspruchte das Recht, ihm schon auf der Straße entgegen zu springen. Bei Tisch saß er neben dem geliebten Mädchen, und der General auf seinem selbstgewählten Platz zwischen Annaberta und Hannie. Da flogen Neckereien wie Kleinfeuer hin und her, und es war erstaunlich, wie

bewandert sich der alte Haudegen über Korps und freischlagende Verbindungen zeigte. Ein gewisser Herr Müller, Fuchs und stud. jur., spielte an der Tischecke der kaum dem Backfischalter Entwachsenen eine große Rolle. Die zehnjährige Marta vervollständigte die gemütliche Tafelrunde, der Frau Hin über mit bleichem, liebem Muttergesicht präsidierte.

Auch Mutters Augen waren braun, aber die goldenen Lichter spielten in ihnen nicht mehr, sie waren trübe geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Heimat und Fremde.

Hochschulnachrichten. Zum Rektor der Universität Marburg für 1904/05 wurde der ordentliche Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie und Direktor des zoologischen Instituts Dr. Eugen Korschelt gewählt. — Zum Rektor der Berliner Universität für das Studienjahr 1904/05 wurde Geh. Medizinalrat Professor Dr. med. et phil. Oskar Hertwig, Direktor des anatomisch-biologischen Instituts und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, gewählt. Professor Hertwig ist zu Friedberg in Hessen geboren.

Gedenktag. Am 13. August waren 200 Jahre vergangen, seit die hessischen Dragoner in der Schlacht bei Höchstädt an den Franzosen „Revanche für Speierbach" nahmen, wobei der Marschall Tallard in ihre Hände fiel. Die näheren Umstände der Gefangennahme des französischen Heerführers hat Herr Oberlehrer Grebe in der am 30. November v. J. stattgefundenen Monatsversammlung des Hessischen Geschichtsvereins zu Kassel im Anschluß an seinen Vortrag über die Schlacht am Speierbach geschildert, bei welcher Gelegenheit auch Herr Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf ein nach seinen Angaben angefertigtes Bild vorlegte, das den Marschall Tallard darstellt, wie er seinen Degen dem Erbprinzen Friedrich von Hessen überreicht. (Vgl. „Hessenland" 1903, S. 317.)

Denkmalsenthüllung. Am 6. August wurde auf dem Schlachtfelde von Wörth bei Elsaßhausen das vom Bildhauer Brandt in Kassel geschaffene Löwen-Denkmal zur Erinnerung an die im Kriege von 1870/71 Gefallenen des 3. Kurhessischen Infanterie-Regiments Nr. 83 feierlich enthüllt. Das Denkmal stellt sich als ein trefflich gelungenes Kunstwerk dar.

Schulinspektor Clemen. Am 23. August 1804 wurde zu Schmalkalden Karl Friedrich Clemen geboren, dessen verdienstvolle Wirksamkeit als Schulmann ihm ein bleibendes Andenken in seiner Heimat gesichert hat. Auf der Schule seiner Vaterstadt, sowie in Kassel und Hersfeld bereitete er sich zum Besuch der Universität vor und studierte darauf von 1822 an in Leipzig Philosophie und Theologie. Nachdem er noch drei Jahre nach dem Triennium seiner wissenschaftlichen Ausbildung wegen in der genannten Universitätsstadt verweilt und 1828 die Doktorwürde erhalten hatte, betrat er in Marburg die Laufbahn eines akademischen Lehrers. Aber schon zu Ostern 1829 gab er diese wieder auf, um die Leitung der Bürgerschule in Rinteln zu übernehmen. 1830 erhielt Dr. Clemen vom Kurfürsten das Prädikat eines Rektors. 1836 verheiratete er sich mit Sophie Baden, Tochter eines evangelischen Predigers zu Minden, und wurde 1843 als erster Lehrer an die Realschule zu Kassel versetzt, in welcher Stellung er blieb, bis er 1859 bei der Gründung der städtischen Töchterschule daselbst zum Inspektor derselben bestellt wurde. Seit 1863 wurde er von einem schmerzhaften Leiden befallen, blieb aber doch bis in die letzte Zeit seines Lebens in seinem Berufe tätig. Er starb am 8. Juni 1865 und hinterließ außer der Witwe zwei Söhne und eine Tochter. Clemen veröffentlichte eine Reihe von Schriften auf dem Gebiete des Schulwesens und lieferte Beiträge in die „Jahrbücher für Philosophie und Pädagogik" von Jahn, in Glanzow's „Lewana", in die „Reform", den „Praktischen Schulmann" und die „Allgemeine deutsche Lehrerzeitung" (Justi und Otto Gerland, Grundlage zu der hessischen Gelehrten-Geschichte).

Generalsuperintendent Koppen. Die in voriger Nummer gebrachten biographischen Mitteilungen über den dahingeschiedenen Generalsuperintenden Credé in Detmold enthielten auch einen Hinweis auf seinen Vorgänger im Amte, der ebenfalls aus Hessen gebürtig war. Von befreundeter Seite ist uns nun die „Geschichte der Kirchen, Pfarren, geistlichen Stiftungen und Geistlichen des Lippischen Landes von August Dreves, Pastor zu Hohenhausen (Lemgo, Verlag von Wagener, 1881)" zugegangen, der wir folgendes über unsern Landsmann entnehmen: Adolph Karl Koppen, Sohn des Pfarrers Karl Heinrich Koppen, geboren den 20. November 1827 zu Velmeden in Kurhessen, besuchte das Gymnasium zu Kassel, studierte zu Marburg, wurde nach bestandenen theologischen

Prüfungen 1851 unter die Zahl der anstellungsfähigen Kandidaten Kurhessens aufgenommen, war vom 1. Oktober 1851 bis 31. Juli 1852 Lehrer an der höheren Schule zu Oberkaufungen, vom 20. August 1852 bis 31. März 1854 Lehrer und Erzieher des Prinzen Karl zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg, dann zweiter Pastor zu Berleburg in der Provinz Westfalen, vom 14. Juni 1857 dritter Pastor zu Detmold, vom 1. Oktober 1860 zweiter Pastor daselbst, vom 1. Oktober 1869 Generalsuperintendent und erster Pastor zu Detmold. In den Ruhestand getreten, starb er im Jahre 1903.

Hessische Bücherschau.

Zwei Kasseler Chroniken des achtzehnten Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Orts- und Familiengeschichte. Herausgegeben von Dr. **Philipp Losch.** Kassel (Verlag von Carl Vietor, Hofbuchhandlung) 1904.

Das vorliegende Buch bildet eine höchst wertvolle Bereicherung unserer lokalgeschichtlichen Literatur. Es enthält zunächst die den Lesern des „Hessenland" bereits bekannte, den Zeitraum von 1683—1819 umspannende Gunkelsche Familienchronik; an deren Abfassung fünf Generationen beteiligt waren. Ihr folgt die 1734 einsetzende, mit dem Jahr 1779 abschließende Graßmedersche Handchronik („Eine kleine Hand-Cronica worinen vielerlei geschehene Dinge enthalten sein aufgesetzt von Johann Ernst Graßmeder"). Ihr Verfasser besaß eine große Gärtnerei vor dem Frankfurter Tor, und seine Aufzeichnungen sind besonders aufschlußreich über die Schicksale Kassels im siebenjährigen Krieg, die auch in der Gunkelschen Chronik geschildert werden. Auch sonst sind die Geschicke der Stadt in beiden Chroniken, auf den Sehwinkel ihrer Verfasser eingestellt, eingehend behandelt, so daß das Werk nicht nur für den Lokalforscher und Kulturhistoriker eine wahre Fundgrube darstellt, sondern für jeden, der an der Entwickelung der Stadt, an den Leiden und Freuden der Kasseler Bürger seit den Tagen des Landgrafen Karl Anteil nimmt, eine Lektüre voll hohen Genusses bildet. Der Anhang enthält außer einer genealogischen Übersicht der Familie Gunkel und einer Skizze über den Maler Friedrich Gunkel einen Aufsatz über die Gräfin Bernhold, der auf Grund eingehender Forschungen des Verfassers endlich Klarheit über diese Geliebte des Landgrafen Karl und ihre Familie bringt. Auch der sich anschließende Abschnitt über die Kasseler Straßennamen bietet über die einstigen und jetzigen Namen der Kasseler Straßen eine mit zahlreichen Anmerkungen durchsetzte Übersicht, die aus den Landesordnungen nicht immer zu gewinnen ist. Überhaupt ist das ganze mit einer Fülle wichtiger und willkommener Anmerkungen versehen, und wenn wir das am Ende aufgestellte ausführliche Register für den wertvollsten Teil des Buches erklären, so will das nicht mißverstanden sein; erst dadurch ist dem Forscher eine ausgiebige und schnelle Benutzung des dargebotenen Materials ermöglicht. Alles in allem eine fleißige, verdienstvolle Arbeit, die eine seltene Kenntnis unserer Lokalgeschichte voraussetzte und bezeugt.

Wenn (von Jonas) die unklare Notiz auf S. 5. der Gunkelschen Chronik: „A. 1715 den 5. julij ist Christian Sartorius auff worden und seindt gülde Mstr. gewesen" . . . . interpretiert wird: „ist mir Christian Sartorius aufgedungen worden", so trifft das wohl das Richtige; nur das eingeschobene „mir" widerspricht der festgelegten Terminologie des damaligen Zunftwesens. Unstreitig handelt es sich um einen Lehrling; unter Aufdingen verstand man die Handlung, wodurch einer zum Lehrling bei einer Zunft aufgenommen wurde. Der Aufzudingende mußte sich den Zunft-(Gilde-)meistern vorstellen, und wenn seine Zunftfähigkeit auf Grund der Geburtsbriefe und anderer Bedingungen dargetan war, so wurde der Meister bestimmt und der Lehrling in das Gildebuch eingetragen, wofür der Zunftmeister eine gewisse Abgabe erhielt. Die Bemerkung in Fußnote 32 derselben Chronik (S. 22), die beiden Schirnen im Rathaus und am Stadtbau seien zum Verkauf des höher taxierten Fleisches bestimmt gewesen, ist nicht ganz zutreffend. Nur in der sogenannten kleinen oder neuen Schirne, die sich unter dem Rathaus befand, durfte das wegen seiner Güte höher taxierte Fleisch verkauft werden, während das geringere Fleisch in den Bauschirnen neben dem Neubau (dem jetzigen Stadtbau) feilgeboten wurde.

Diese beiden Chroniken biederer Kasseler Bürger verdienen eine weite Verbreitung. Gewissermaßen als Fortsetzung der Gunkelschen Chronik soll das mir zufällig in die Hände geratene Tagebuch eines Kurfürstlichen Bereiters (1806 bzw. 1825—1845) demnächst gleichfalls im „Hessenland" veröffentlicht werden. Heidelbach.

Buchenau, H. Brakteatenfund von Niederkaufungen bei Kassel. Ein Beitrag zur Geschichte des mittelalterlichen Münzwesens, besonders für die Gebiete von Hessen, Thüringen, Waldeck und der Erzbischöfe von Mainz. Mit 3 Lichtdrucktafeln und Abbildungen im Text. Dresden (Verlag von C. G. Thieme) 1903. Preis 4 Mark.

Als man im August des Jahres 1860 in der Nähe der hessischen Papierfabrik, welche damals den Herren Griesel & List gehörte, auf dem rechten Ufer der Losse ein neues Flußbett zu graben begann, wurde ein größerer Brakteatenfund gemacht. Unter Brakteaten versteht man bekanntlich die weit verbreiteten größeren Münzen aus dünnem Silberblech, deren gemeinsames Kennzeichen die Prägung vermittelst nur eines Stempels bildet, so daß auf der Rückseite vertieft erscheint, was die Hauptseite erhaben zeigt. Ganz ausnahmsweise gibt es auch zweiseitig geprägte und goldene, nur zum Schmuck dienende Brakteaten. Ihren Anfang nahmen sie in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts und beschränkten sich auf Deutschlands Nordosten und Südwesten, mit Einschluß von Böhmen und der deutschen Schweiz sowie Ungarn, Polen und Skandinavien. Die Münzen der ersten hessischen Landgrafen im dreizehnten Jahrhundert waren ebenfalls Brakteaten, wie sich aus der langen Verbindung des Landes mit Thüringen erklärt. Fast jede größere Stadt mit Marktrecht pflegte im zwölften und dreizehnten Jahrhundert in den erwähnten Gegenden Brakteaten zu prägen. Dieselben tragen neben dem Münzbilde teils Inschriften, teils Wörter, teils Buchstaben oder Zeichen, teils fehlen solche. Bei dieser großen Mannig-

faltigkeit bieten sich dem Scharfsinn des Münzforschers große und schwierige Aufgaben. Unser Niederkaufunger Fund hatte denn auch alsbald die Aufmerksamkeit weiterer Kreise erregt. Der Direktion des hiesigen Museums wurden in 1860 457 ganze und 158 halbe (letztere kursierten im Wert von halben Brakteaten, nachdem man die ganzen in der Mitte durchschnitten hatte) vorgelegt, und es gelang dem Museum sich den größten Teil davon zu sichern. Auf der Jahresversammlung des hessischen Geschichtsvereins zu Kassel erstattete der Bibliothekar Dr. Bernhardi einen vorläufigen Bericht über den Fund, der sich in den Mitteilungen von 1861 veröffentlicht findet. — In jüngster Zeit hat sich nun Herr Dr. Buchenau in Weimar mit dem Niederkaufunger Brakteatenfund eingehend beschäftigt und das Ergebnis seiner Studien sowohl in den „Blättern für Münzfreunde", als auch in einem besonderen Abdruck daraus niedergelegt. Diese neue Bearbeitung des hervorragend wichtigen Fundes wurde als einheitliche mit eigenem Register versehene Veröffentlichung in einer Auflage von 100 Abdrücken hergestellt. Es lag dem Verfasser daran, erstens in vorsichtigster Zurückhaltung neben der Rekonstruktion des Fundes auch auf Grund der nur zu spärlich erhaltenen Siegel und Urkunden die leitenden Gesichtspunkte für die weitere Erforschung der Münzherren und Prägestätten der fraglichen Gegenden zu gewinnen und in dieser Arbeit darzulegen, sodann die bisher beliebte Auflösung des auf Mittelaltermünzen so häufigen Beizeichens des „V" zu Venerabilis zu Gunsten anderer Auflösungen zurückzudrängen, die sich mehr aus dem Wesen der Münze als eines gewährleisteten Wertmessers ableiten ließen und in der Ausdrucksweise der Quellen ihre Bestätigung finden. Als Ergänzung zu dieser Arbeit ist der Aufsatz zur Beurteilung der Wetterauer Brakteaten, Bl. f. Münzfreunde Spalte 2947 f., gedacht, weitere Ergänzungen hofft der Verfasser in der nunmehr fertig gewordenen Beschreibung des Seega-Fundes und später anderer Funde liefern zu können. Wir können es uns daher nicht versagen, auch im „Hessenland" auf die Arbeit des Herrn Dr. H. Buchenau zu Weimar hinzuweisen und alle Freunde hessischer Geschichte und Münzkunde zu deren Studium aufzufordern.

Kassel. A. F.

Wilser, Dr. Ludwig. Die Germanen. Beiträge zur Völkerkunde. IV, 447 S. 8⁰. Eisenach und Leipzig (Thüring. Verlags-Anstalt) 1904. Preis br. 6 Mk., geb. 7 Mk.

Der Verfasser des vorliegenden Buches ist ein Heidelberger Arzt, der seit Jahrzehnten auf dem Gebiete der Anthropologie und Ethnologie tätig ist und bereits zahlreiche kleinere Arbeiten über die Urheimat der Germanen, Indogermanen und des ganzen Menschengeschlechtes veröffentlicht hat. Noch unlängst bei der letzten Versammlung der deutschen Naturforscher und Ärzte zu Kassel im Jahre 1903 hielt er einen Vortrag über dies Thema.

In dem vorliegenden Werke hat W. seine bisherigen kleineren Forschungen zu einem Ganzen zusammengefaßt als „die Arbeit eines Vierteljahrhunderts", die er „seinem Volke und Vaterland" widmet. Die Eigenart des Buches liegt in der ausführlichen Einleitung, dem „naturwissenschaftlichen Teil", der ganz im Geiste der Darwin-Häckelschen Lehren geschrieben ist, die Germanen vom „Menschaffenahn" abstammen läßt und ihre wie aller Indogermanen Heimat in das nördlichste Europa verlegt. Wilsers ethnologische Forschungen ruhen durchaus auf naturwissenschaftlicher, besonders craniologischer Grundlage, während die Ergebnisse der vergleichenden Sprachwissenschaft für ihn nur einen höchst zweifelhaften Wert haben. Johannes Schmidt hat ihm freilich vor einigen Jahren in einer vernichtenden Kritik einer älteren Schrift nachgewiesen, daß Wilsers Polemik gegen die Linguisten durch keine allzugroßen sprachlichen Kenntnisse gestützt ist. Es ist hier nicht der Ort auf Einzelheiten des Buches einzugehen, das auf den verschiedensten Seiten Widerspruch erfahren wird. Wir erwähnen nur, daß W. u. a. die Cherusker dem fränkischen Stamm zurechnet. Arminius war nach ihm der Hauptstammesheld der Franken. Cassel trägt seinen Namen von den Chatten. Mattium wird mit Maden identifiziert und die Ansicht derer, die lieber Metze von Mattium ableiten wollen, gar nicht erwähnt. Für die hessische Stammeskunde ist jedenfalls aus dem Buche nicht viel zu holen. Ph. L.

Verhandlungen der XV. Jahresversammlung des hessischen Städtetags zu Rinteln am 27. und 28. Mai 1904. Herausgegeben von Stadtrat Boedicker-Kassel. Kassel 1904.

Auf die diesjährigen Verhandlungen des Städtetags ist in Nr. 11 unserer Zeitschrift bereits hingewiesen worden. Nunmehr liegen dieselben nach dem Wortlaut im Druck vor, versehen mit acht Anlagen, unter denen sich auch eine Steuerstatistik befindet, aus welcher ersichtlich ist, daß es in Hessen noch sieben Städte gibt, die keine Kommunalabgaben erheben. — Der von Herrn Metropolitan Braunhof-Rinteln auf dem Städtetag gehaltene Vortrag „Aus finstrer Zeit" behandelt die Rintelner Hexenprozesse, von welchen, wie in der Einleitung erwähnt ist, schon im Jahre 1879 der damalige Landesrat Herr Dr. Knorz im Hessischen Geschichtsverein zu Kassel eine aktenmäßige Darstellung geboten hat. Als eine tieftraurige Tatsache bezeichnet es Herr Metropolitan Braunhof, daß der finstere Wahn, der sich der Volksseele bemächtigt hatte, durch die Reformation nicht verscheucht worden sei, das 17. Jahrhundert die Hexenprozesse vielmehr in ihrer Blüte schaute und Theologen aller Konfessionen, wie auch die Juristen gleichmäßig in katholischen wie in protestantischen Ländern sich der Hexenverfolgungen schuldig machten. Von den Rintelner Prozessen werden vier nach den vorliegenden unanfechtbaren Urkunden skizziert aus den Jahren 1654/55 und 1668/69. Der erste Prozeß wird gegen einen Mann, Johann Ernsting, genannt Cronenscheiter, geführt, dessen Frau schon ein Jahr vorher als Hexe verbrannt worden war und ihn als Zauberer angegeben hatte. Die andern drei Prozesse betreffen drei unglückliche Weiber, von denen eine dem Anschein nach irrsinnig gewesen ist und infolge der ausgestandenen Qualen im Gefängnis starb, wogegen die andern nach der peinlichen Halsgerichtsordnung Karls V. an Leib und Leben gestraft wurden. Es dürften dies wohl die letzten derartigen Prozesse in der Grafschaft Schaumburg gewesen sein, die uns in das Gedächtnis zurückgerufen werden, um an der noch immer nötigen Aufklärung weiter zu arbeiten. B.

Personalien.

Verliehen: dem Sanitätsrat Dr. Meisinger zu Marburg der rote Adlerorden 4. Klasse; den Stations-Assistenten Althans in Marburg und Wahlmann in Alfeld, dem Postsekretär Röse in Hanau beim Scheiden aus dem Dienst sowie dem Hegemeister Lichtenfeld zu Salmünster der Kronenorden 4. Klasse; dem Mitglied der Generalkommission Regierungsrat Mahraun zu Kassel der Charakter als Geheimer Regierungsrat; dem Bergwerks-Direktor Schultze in Obernkirchen der Titel Bergrat mit dem Rang der Räte 4. Klasse; den Ärzten Dr. Hauptmann in Kassel und Dr. Hempel in Waldkappel der Charakter als Sanitätsrat; den Rechtsanwälten und Notaren Henrichs in Schlüchtern und Goldberg in Marburg der Charakter als Justizrat.

Ernannt: Dr. Heßberger aus Fulda im Direktorium der Zentral-Genossenschaftsbank in Berlin zum Vizepräsidenten dieser Bank mit dem Charakter als Geheimer Finanzrat und dem Rang der Räte dritter Klasse; Gerichtsassessor Ruckert zum Amtsrichter in Neidenburg; Gerichtsassessor Schwartze in Hanau zum Amtsrichter in Eschwege; Forstassessor Friedrichs zum Oberförster in Melsungen; die Referendare Dr. Martin, Groschuff und Wagener in Kassel zu Gerichtsassessoren; Pfarrer Fuchs in Kassel zum ersten Pfarrer an der Johanneskirche zu Hanau; Hauptsteueramts-Kontrolleur Kühne in Kassel zum Obersteuerkontrolleur in Frankfurt a. M.

Versetzt: Landesbauinspektor Köster von Fritzlar nach Kassel.

Ausgeschieden: Gerichtsassessor Dr. Katzenstein aus dem Justizdienst infolge seiner Zulassung zur Rechtsanwaltschaft beim Landgericht in Kassel.

Vermählt: Rektor und Pfarrer Wilhelm Jacob in Borken mit Fräulein Elisabeth Biskamp aus Niedermöllrich (28. Juli).

Geboren: ein Sohn: Inspektor G. Knyrim und Frau Amely, geb. Urban (Kassel, 4. August); — eine Tochter: Stadtbuchhalter Karl Nörr und Frau Auguste, geb. Gotthard (Kassel, 4. August).

Gestorben: Dr. Wilhelm August Nippoldt, 61 Jahre alt (Frankfurt a. M., 30. Juli); Fräulein Anna Schraub, 58 Jahre alt (Kassel, 2. August); Professor Erich Bennecke, 39 Jahre alt (Berlin, August); Kantor Karl Anacker (Schlüchtern, 3. August); Apothekenbesitzer Theodor Christiani (Fulda, 3. August); verw. Frau Kreisgerichtsrat Therese Hempfing, geb. Mensing, 67 Jahre alt (Thorn, 4. August); Fräulein Auguste von Meyerfeld (Wiesbaden, 4. August); verw. Frau Geheime Regierungsrat Elisabeth Melde, geb. Runkel (Marburg, 6. August); Fabrikant Johann Justus Bechtel, 52 Jahre alt (Kassel, 7. August); Fräulein Emma Vietor, 71 Jahre alt (Kassel, 7. August); Privatmann Konrad Köster, 85 Jahre alt (Kassel, 7. August); verw. Frau Steuerinspektor Wilhelmine Gutheil, geb. Leonhardt, 72 Jahre alt (Kassel, 8. August); verw. Frau Baumeister Wilhelmine Koch, geb. Meyer (Unna, 10. August).

Briefkasten.

H. K. in Southport. Gemeint ist jedenfalls der Fabrikant Christian Ewart Habich, der später in den Jordanschen Prozeß verwickelt wurde. Im Kasseler Adreßbuch vom Jahre 1828 finden sich Chr. H., Firma: Gg. Ernst H.'s Söhne, chemische Fabrikanten, am Wall 888½, Auguste H., ledig, das., L. H., Witwe des Friseurs, und Martin H., Kaufmann. Besten Gruß und guten Fortschritt bei Ihrer mühevollen Arbeit.

Aufruf

an alle Leser vom „Hessenland" und an alle Freunde hessischer Geschichte.

Wir stehen im Zeichen der Landgraf Philipp-Vierhundertjahr-Feier, die, durch die im Sonderdruck bereits erschienene Wencksche Festrede anfangs Mai so würdig eingeleitet, mit den Feiertagen von 25.—27. Juli d. J. zu Marburg und im Klosterhof zu Haina begonnen hat.

Da geziemt es sich, weil die allseits in Angriff genommene Erschließung der Archive noch Jahrzehnte in Anspruch nehmen wird, wenigstens die **gesamte bisherige Literatur** über unseren größten Landgrafen, Philippum Magnanimum, zu verzeichnen. Dies soll von nächster Nummer unseres Blattes an in einer kritischen Zusammenfassung und Übersicht geschehen und zwar in sich von selbst ergebenden, vier großen Abteilungen: I. Von der Geburt bis zur Beisetzung des Landgrafen Philipp, oder vom 13. November 1504 bis zum 4. März 1567, d. h. von seiner „Nativität" bis zu den feierlichen „Leichenreden" über seinem noch offenen Grabe. II. Die Literatur des ausgehenden 16., des 17., 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts, oder von 1567 bis 1827, wo der hessische Biograph Landgraf Philipps, Christoph v. Rommel, im Bande 3 seiner hessischen Geschichte begann, über ihn, 260 Jahre nach Landgraf Philipps Tode, Größeres zu veröffentlichen. IIIa. Die Literatur der Jahre 1827 bis 1859, wo Christoph v. Rommel starb, namentlich seine Nachträge über Landgraf Philipp und die Kritiken für oder gegen Rommel, besonders auch Ranke in seiner Geschichte der deutschen Reformation. IIIb. Die Literatur von 1859 bis April 1904 einschließlich, die namentlich mit dem Briefwechsel des Landgrafen mit Bucer, veröffentlicht durch Lenz, in der Publikation aus den kgl. preußischen Staatsarchiven, ganz neue Quellen größeren Kreisen fließen läßt, und IV. die Literatur des Jahres 1904, von der ich bis heute nur die Rede von Wenck, ein Schriftchen von Grebe und zwei kleine Beiträge von Schenck zu den Landgraf Philipp-Tagen in Marburg und in Haina benennen kann. Denn die zu erwartenden großen Sammelpublikationen, namentlich der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck, der Universität Marburg, der kgl. preußischen Staatsarchive, des Hessischen Geschichtsvereins zu Kassel u. a. m. erscheinen erst im November d. J.

Es ergeht nun an alle Leser des „Hessenlandes" und alle Freunde hessischer Geschichte die dringende Bitte, mich durch Zusendung auch der kleinsten Zeitungs-Ausschnitte oder Notizen über entlegenere Landgraf Philipp-Literatur zu unterstützen, die auf Wunsch sofort und unversehrt zurückgehen; auch für möglichst genaue Angaben der Titel von Büchern usw. bin ich sehr dankbar. Trotzalledem wird ja ein solches Beginnen, das jeden auch noch so kleinen Artikel über Landgraf Philipp, namentlich aus 1904, verzeichnen will, nie ohne Lücken sein können; aber die Mitarbeit Vieler kann es doch dem angestrebten Ideal näher bringen.

Im voraus für jede Beihülfe zur „Bibliographia Philippensis" aufrichtigen Dank!

Bronnzell bei Fulda, 14. August 1904. **Dr. philos. F. Seelig.**

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 17. XVIII. Jahrgang. Kassel, 1. September 1904.

Des Hessen Erbteil.

Als der Herr die Weltenwage
Richtete am Schöpfungstage
Und den Winden, Wellen, Wogen
Leben gab, den Himmelsbogen
Setzte in die Wolkenheere,
Länder schuf und Flüsse, Meere,
Sprach er zu den Erdensöhnen,
Um sein Schöpfungswerk zu krönen:
„Teilt euch nun in meine Gaben,
Was ihr wollt, ihr sollt es haben!"
Um ihr Lehen anzutreten,
Stürmten drauf sie fort von Eden.
Und eh' ging der Tag zur Neige,
Saßen all' sie fest im Reiche. — — —
— — — — — — — — — — — —
Da erwacht' im Paradiese
Auf entleg'ner, kühler Wiese,
Unter schatt'gen Lebensbäumen
Noch ein Mann aus seinen Träumen.
Als die andern sprangen, eilten
Und die Erde sich verteilten,
Hatte in der Ruhe Hafen
Süß und friedlich er geschlafen — —
Und das war der — blinde Hesse.
Gleich ging er zur Feueresse,
Die der Herr zum Schaffen brauchte,
Die noch glühte und noch rauchte.
Länderlos, ohn' jedes Lehen,
Sah der Herr ihn vor sich stehen,
Hört' ihn klagen seinen Jammer.
Da nahm Gott den Schöpfungshammer,
Rührt' die Kohlen, die noch glühten,
Fing von neuem an zu schmieden:
Nahm ein Stück vom Paradiese,
Nahm die allerschönste Wiese,
Nahm die prächtigsten der Wälder,
Berge, Blumenauen, Felder,
In der Mitte dieser Fläche
Goß er lieblich Silberbäche,
Ob der Saaten goldnen Wogen
Färbt er blau den Himmelsbogen.
Doch das edle Gold war alle
In der großen Schöpfungshalle,
Nur ein Korn hing an der Feile.
Dieses nahm der Herr in Eile,
Haucht' es an mit seinem Odem,
Grub's dann in des Herzens Boden
Tief hinein des blinden Hessen,
Holt' das Land nun aus der Essen,
Gab's als eine reiche Spende
Drauf dem Schläfer in die Hände.
— — — — — — — — — — — —
Heut' noch siehst den Himmel blauen
Du im Blick der Hessenfrauen —
Und im Herzen glänzt noch immer
Fort und fort der Goldkornschimmer,
Stets vererbt er sich aufs neue,
Und man nennt ihn „Hessentreue!"

Oberhone. **Wilhelm Pippart.**



Versuch einer kritischen Übersicht
der gesamten Literatur über Philippum Magnanimum, Landgraf zu Hessen, Graf zu Katzenelnbogen 2c.

Von Dr. philos. Fritz Seelig.

„Praesens imperfectum, perfectum futurum."

Als einer der größten Gegner für Kaiser Karl V. in dessen vielen, beide Welten umspannenden Plänen, als „Schwert" der deutschen Reformation und als größter „Herr des Landes zu Hessen" gibt unser Landgraf Philipp so recht den Mittelpunkt für die allhessische Geschichte ab, so daß einst unser letzter Kurfürst der jüngeren Linie das Recht bestritt, einseitig den darmstädtischen Orden Philipps des Großmütigen zu schaffen. Und doch wie wenig wissen wir im Grunde über unsern bedeutendsten hessischen Landgrafen, zumal selbst die Verzeichnung aller Akten über ihn aus den hessischen Archiven zu Marburg allein noch Jahrzehnte in Anspruch nehmen wird und sein Briefwechsel sich bekanntlich über das ganze gebildete Europa seiner Zeit erstreckt hat. Jeder Forscher im Gebiete der Welt- oder Kirchengeschichte muß sich mit Landgraf Philipp abfinden und jeder hessische Historiker hat zu ihm seine Stellung genommen. Zieht man nun die Aufsätze in Sammelwerken und Zeitschriften von den ältesten Zeiten des Buchdrucks an und neuerdings die Tagesliteratur bis zur Gegenwart herein, so schwillt der Strom der gesamten Landgraf Philipp-Literatur wirklich ungeheuer an.

Doch kann ja die Kritik die Spreu von den fruchtgebenden Körnern aussondern.

Wegele in seiner „Geschichte der deutschen Historiographie seit dem Auftreten des Humanismus" (München und Leipzig 1885) wird unserm Landgrafen Philipp vollauf gerecht auf den Seiten 225, 249 und 301 u. ö., wo er der eigenen publizistischen Tätigkeit des hochgemuten Fürsten in Flugschriften, besonders aus 1546, und seiner unzähligen Briefe gedenkt sowie seine Teilnahme für die Geschichtswerke eines Sleidanus und Lauze nach Verdienst gebührend hervorhebt.

Das führt uns zur ersten großen Abteilung unseres viergeteilten Versuches, nämlich zur Lebenszeit Philipps selbst, vom 13. November 1504 bis 31. März 1567, wozu wir, wie bereits in unserem „Aufruf" in voriger Nummer angegeben, noch die vier Tage bis zur Beerdigung am 4. April (leider in März auf S. 228 verdruckt) hinzunehmen wollen.

I.

Auf dem hochgelegenen, stolzen Landgrafenschlosse zu Marburg an der Lahn, wo bis auf Philipp unten bei St. Elisabeth fast alle seine Vorfahren, seit Heinrich dem Kinde, ihre Ruhestatt gefunden haben, wurde am Tage Sankt Briccii 1504 dem regierenden Landgrafen Wilhelm II., der Oberhessen samt Katzenelnbogen 1500 geerbt und dadurch All-Hessenland wieder geeint hatte, und seiner zweiten Gemahlin Anna von Mecklenburg der erste und einzige Sohn nach zwei Töchtern geboren, da sein Stiefbrüderchen Wilhelm mit seiner Mutter Jolantha von Lothringen bereits 1500 im zartesten Alter dahingestorben war.

Dieser Brixiustag ist der 13. November 1504 gewesen, ein Mittwoch, und trat das frohe Ereignis des Morgens nach 5 Uhr ein. Sofort drängte sich wahrscheinlich ein Kaplan der Landgräfin Anna unter den Gratulanten hervor mit einer damals beliebten „Nativität", über die man Rommels hessische Geschichte, Bd. III, S. 242 vergleichen möge mit dessen Anmerkungen S. 164.

Man sollte dieses noch vorhandene, älteste Stück der Landgraf-Philipp-Literatur doch dem Wortlaut nach veröffentlichen und ein der Astrologie Kundiger möge es erläutern. Denn von den angesagten Charaktereigenschaften stimmen fast alle, die zwei Weiber und selbst „viel Glück außer der Ehe" sogar ganz auffällig.

Diese höchst wahrhaftige Nativität konstatierte u. a., daß „Venus im andern Combusta und noch dazu in der Konjunktion Martis ihm ein bös' Geschrei machen, und daß Mars retrogradus ihm viel schwere Kriege ohne großen Erfolg verkünde".

Dann aber beginnen mit der frühen Regierung des erst 5jährigen Fürsten 1509, der mit 14 Jahren schon 1518 mündig wurde, die Quellen über ihn selbst zu fließen in größeren und kleineren Auf-

zeichnungen und Urkunden jeder Art, wobei Wigand Lauze aus Homberg ohne Zweifel im Mittelpunkte stehend, als Philipps eigentlicher Biograph, unter seinen Zeitgenossen in erster Linie zu nennen ist, bis nach all den Wirren der Sickinger Fehde, des Bauernkrieges, der Packschen Händel und der Religionsstreitigkeiten aller Art, nach den Streitschriften über die Doppelehe und des Schmalkaldischen Krieges sowie nach all den Gesetzen und Erlassen der Jahre 1552 bis 1567 über dem noch offenen Grabe die vier Leichenreden der Professoren der Alma Philippina, aus dem beredten Munde von Asclepius Barbatus, Lonicerus, Matthaeus und J. Vultejus, gehört wurden als Epilog dieses wechselvollen Heldenlebens voll Leid und Freude.

Doch zuerst zu Wigand Lauze, über den noch Gundlach im letzten Bande der Casseler Zeitschrift des hessischen Geschichtsvereins Neues beigebracht hat und dessen Chronik noch ihrer philologischen Herausgabe auf der Landesbibliothek zu Cassel in Urschrift und älterer Abschrift entgegensieht, obwohl die zweite ungleich wichtigere Hälfte bereits 1841 und 1847 als 2. Supplement der hessischen Zeitschrift in zwei Bänden — von Bernhardi und Schubarth — veröffentlicht wurde, nachdem schon vorher Schmincke in seinen Monumentis Hassiacis vol. IV Bruchstücke gegeben hatte und davor schon alle hessischen Historiker seit Dilich über Landgraf Philipp daraus geschöpft hatten, was sie über jene Zeit zu berichten wußten.

Zwar stimmen wir mit Gundlach darin überein, daß ebensowohl für den noch unveröffentlichten Teil I von Lauze als auch für die Neuausgabe des Teiles II, eben des Lebens und der Taten Philippi Magnanimi, eine allen Ansprüchen philologischer wie historischer Akribie genügende Ausgabe für die hessischen Chroniken von der Historischen Kommission gefordert werden muß, aber z. Zt. ist etwas ganz anderes ein bei weitem dringenderes Bedürfnis. Wir stehen nämlich der Sprache und weitschichtigen Ausdrucksweise Lauzes viel ferner, als man gewöhnlich annimmt, und es wäre eine dankbare Aufgabe, wenn Lauzes Chronik, für die Zeit des Landgrafen Philipp wenigstens, in unser heutiges Schriftdeutsch mit Wegfall aller Umschweife übersetzt würde, daß der treffliche Kern so recht für jedermann zutage treten möchte. Vielleicht findet sich im Quatrozentennarjahre auch dafür ein Verleger; Lauze hat es wahrhaftig um das hessische Volk und um seinen größten Landgrafen verdient, wie dies auch Lenz in der „Allg. deutschen Biographie“ 1883 im Bande 18 auf den Seiten 80 und 81 so schön im einzelnen nach den Archivalien ausgeführt hat.

Lauzes Material für die Zeit Philipps ist mehrfach ein aktenmäßiges gewesen, das nach damaligem Gebrauche auch durch den Druck als Streitschrift herauskam, namentlich zwischen den Schmalkaldenern und dem Herzoge Heinrich von Braunschweig, den bekanntlich u. a. Luther als „Hans Worst“ so energisch-grob angriff.

Auch diese Art von Literatur begleitet unseren Fürsten vom Anfang seiner eigenen Regierung, nämlich dem Überfall Sickingens im Jahre 1518, bis zum Tode oder richtiger bis zum Begräbnisse, denn die vier Leichenreden der Marburger Professoren vom 4. April des Jahres 1567 bergen einerseits viel biographisches Material, so daß sie einen Neudruck verdienen würden, anderseits aber sind sie als Apologien des Dahingeschiedenen aufzufassen, denen wahrlich eine große Menge zeitgenössischer Schmähschriften gegen Philipp, und zwar nicht nur über die Doppelehe, gegenübersteht.

Ja das Volkslied hat sich unseres Landgrafen bemächtigt, und von der Hildesheimer Fehde an bis zu seiner Gefangenschaft in den Niederlanden ist manch frischer und elegischer Gesang auf Landgraf Philipp von Landsknechten und anderen auf der Heerstraße und in den Herbergen erklungen, von denen wohl die meisten ohne Nachhall verweht, doch auch einige noch glücklich gerettet sind.

Philipp selbst endlich ist, ganz abgesehen von seiner Riesen-Korrespondenz mit Freund und Feind und der Unmasse oft eigenhändiger landesväterlicher Verordnungen, den Verhandlungen in der Nassauischen Erbschaftssache, dem Briefwechsel mit Bucer über die Doppelehe, über die Bündnisse der Schmalkalder u. a. m. als Schriftsteller aufgetreten, in der ersten Zeit seiner Gefangenschaft, wo es ihm darauf ankam, sein Verhalten im Jahre 1546 beim Donaufeldzug urkundlich für die Nachwelt festzulegen, da man damals versuchte, ihm mit Unrecht die Schuld am Mißlingen der Operation gegen den Kaiser allein zur Last zu legen. Das ist aber auch gut, daß soviel authentisches Material schon jetzt von Zeitgenossen des Landgrafen selbst vorliegt; denn die ganze spanisch-habsburgische Geschichtsschreibung des 16. Jahrhunderts sieht in den beiden „großmütigen“ Fürsten von Hessen und Sachsen nur rebellierende Granden, wobei natürlich die großen Gegenpole Karls V. schlecht wegkommen, und Sleidanus in seiner berühmten Zeitgeschichte („De statu religionis et rei publicae Carolo V. Caesare“) schreibt ebenso wie noch mehr Schärtlin von Burtenbach vom spezifisch süddeutschen Standpunkte aus, wobei unser Hessenfürst allzusehr in den Hintergrund geschoben erscheint. Ebenso ist es Philipp fast überall ergangen. Denn in der deutschen Reformation, wo er stets

gegen Luther einen Widerpart für die Zwinglianer bildete, hat die fast exklusiv lutherische Geschichtsschreibung natürlich die drei letzten Ernestiner-Kurfürsten aus dem Hause Wettin so hervorgehoben, daß für den „hochgemuten" Hessenfürsten nur eine sekundäre Rolle bleibt, während er oft das führende, zumeist aber das treibende Element im Schmalkalder Bunde gewesen ist. Ebenso fällt das ganze Licht der Romantik auf seinen ersten großen Feind, Franz von Sickingen, und die Kurfürsten von der Pfalz und Trier rangieren ihrerseits wieder sehr vor dem jungen Landgrafen, der doch eigentlich die Seele der Niederwerfung Sickingens geworden ist. Auch im Bauernkriege hat erst unsere Zeit erkannt, wie Bedeutendes Philipp schon vor und auch nach dem Kriege zur Eindämmung des Übels beigetragen hat; den Ruhm davon hat er mit Vielen zu seinem Schaden geteilt, nur wo er allein handeln durfte, da tritt seine Größe auch schon den Zeitgenossen in ihrer ganzen, hehren Reinheit hervor, in dem Zuge nach Württemberg, das er 1534 für Ulrich und das Evangelium dem König Ferdinand von Habsburg abgewonnen hat. Umso leichter aber konnte sein Wirken nach den fünf schweren Jahren der Gefangenschaft den Zeitgenossen verborgen bleiben, da Philipp seitdem sich sehr zurückhielt und vor allen Dingen die Wunden des Landes in der Stille zu heilen suchte und äußerlich unmerklich, doch nicht minder erfolgreich, in ganz Europa den Protestantismus zu befestigen unternahm. Diese fünfzehn Jahre zeitigten allein als äußeres Zeichen die Landesverordnungen, unter denen die hessische Kirchenordnung von 1566 obenan steht, weil sie das Produkt jahrzehntelanger Mühen, nach heißer Mitarbeit des Landgrafen selbst, bedeutet. 63 Jahre alt, ging Landgraf Philipp (dessen Beiname Magnanimus so ganz unrichtig mit „der Großmütige" verdeutscht ist) bei St. Martin in Cassel, neben seiner ersten Gemahlin Christine, zur ewigen Ruhe ein, nach einer 50jährigen Regierung und 9 Jahren der Vormundschaft, auch auf literarischem Gebiete mit den Worten des Psalmisten gekennzeichnet, und trotz aller Schatten und Verfehlungen ein Sonnendasein beschließend: „sein Leben war köstlich gewesen, denn es war Mühe und Arbeit gewesen."

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge zur Geschichte der Brüder des gemeinsamen Lebens (Kugelherrn) in Hessen.

Von Otto Gerland.

(Fortsetzung.)

Der Rektor des Lüchtenhofs sandte darauf von Hildesheim zwei Priester, Heinrich Huls und Heinrich Ysenak, nebst zwei Klerikern, darunter Heinrich von Dülmen, nach Kassel, um das Kugelhaus einzurichten. Um über diese drei Personen etwas zu sagen, so war Huls 1444 in die Brüderschaft eingetreten und wurde später Pater (Vorstand) des Schwesternhauses zu Eldagsen am Deister, wo er zu Tadel Anlaß gab. Ysenak (Eisenach) stammte aus Thüringen, man wird annehmen dürfen, aus Eisenach selbst. Er hatte im weltlichen Leben mancherlei verschiedene Glücksumstände kennen gelernt, war in vielen Wissenschaften erfahren und hatte in der Medizin promoviert. Im Mannesalter und voll männlichen Geistes trat er in die Brüderschaft ein, unterwarf sich, gleich als ob er nichts wisse, der Niedrigkeit und dem Gehorsam, um nicht hervorzustechen, sondern nur um als ein einfältiger, richtiger und gottesfürchtiger Mensch zu erscheinen. Zu höheren Stellen vorbestimmt, aber noch nicht zum Priester geweiht, kam er nach Hildesheim. Als einst die Brüder zusammen waren, um neben anderem einiges Wichtigere zu besprechen, antwortete er dem Rektor etwas heftig, warf sich aber dann in Gegenwart aller Brüder, unter denen er zu den älteren gehörte, aus eigenem Antrieb auf die Kniee, bekannte seine Schuld und Unbescheidenheit und bat demütig und herzlich, daß sein Beispiel keine Nachahmung finden möge; denn er trachtete immer danach, seinen Brüdern nichts Anstößiges oder Ärgernis Erregendes zu bieten. Zum Priester geweiht, wurde er also nach Kassel geschickt, vergoß aber beim Abschiede aus dem Hildesheimer Hause so viele Tränen, daß alle mit ihm weinen mußten. Als dann im Laufe der Zeit der als Rektor zu Kassel bestellte Bruder zurückberufen wurde, konnte er nur mit größter Mühe und Anstrengung veranlaßt werden, das Rektorat zu übernehmen. Nachdem er es eine Zeitlang bekleidet hatte, wurde er endlich nicht wegen mangelhafter Amtsführung, sondern auf seine dringenden Bitten wieder in seine frühere Stellung in Hildesheim zurückversetzt. Er war ein eifriger Büchersammler und hielt das fleißige Bücherschreiben für eins der besten Mittel, die Brüder von bösen Gedanken abzuhalten. Er

selbst schrieb für das Haus die großen und die kleinen Propheten, ein unvollendetes Werk des seligen Crispinus über Mathematik, ein Werk des Hieronymus über die Ekklesiasten, die Homilien des Crispinus, des Severianus und anderer, sowie ein Leben der heiligen Elisabeth, die er als Schutzheilige seines Geburtstags besonders verehrte und deren Leben, Sitten und Einfalt, wenn sie auch zu ihrer Zeit verachtet war, er so empfahl und nachahmte, daß man ihn für eine zweite Elisabeth halten konnte. Zum Rektor des Schwesternhauses in Herford gewählt, nahm er diese Stelle an, starb aber, ehe er sie antreten konnte, am 17. September 1463 zu Hildesheim an der Pest. Heinrich von Dülmen endlich blieb nicht lange in Kassel. Minoriten, die bei ihm übernachteten, überredeten ihn, in ihren Orden einzutreten, und er folgte ihnen.

Als die Brüder von Hildesheim nach Kassel abreisten, gab ihnen der Rektor des Lüchtenhofs nicht wenig Nützliches und Notwendiges mit, mehr als unbedingt erforderlich schien, sowohl für die Küche als auch für die Buchbinderei, die Schreiberei usw., an barem Gelde zur ersten Einrichtung 16 rheinische Gulden. Und wenn auch dadurch sowohl an Vermögensgegenständen als auch an Personen das Hildesheimer Haus stark beraubt wurde, so gab der Rektor Bernhard doch mit Rücksicht auf den zu erreichenden Zweck alles gern her.

Auf Grund des landgräflichen Schutzbriefes gedieh der Weiße Hof gut, der Landgraf stellte daher zu seinen Gunsten am 4. Juli 1457 eine zweite Urkunde aus und gab den Kugelherren gleichzeitig ein geistliches Lehen, nämlich den Altar zum heiligen Kreuze im Kloster Ahnaberg.

Die betreffende Urkunde lautet wie folgt:

„Wir Ludwig von Gottes Gnaden Landgraf zu Hessen rc., bekennen für uns, unsere Erben und Nachkommen, Fürsten des Landes zu Hessen, und tun kund allen Leuten, die diesen Brief sehen oder hören lesen, daß wir zu einem ewigen Gedächtnisse, zu Heil, Trost und Seligkeit unserer Vorfahren [1]) und Eltern seligen, auch unser, unserer Erben und Nachkommen, dem allmächtigen Gott, Marien, seiner werten Mutter und allem himmlischen Heere zu Lob und Ehren erblich und ewiglich gegeben haben unsern freien Hof, genannt der Wiessehoff, mit seiner Zubehörung, gelegen in unserer Stadt Cassil, den ehrbaren geistlichen Priestern und Klerikern und ihren Nachkommen, in dem vorgenannten Hause wohnhaftig. Darum sollen dann dieselben Priester und Kleriker und ihre Nachkommen unsere Eltern selig, uns und alle unsere Erben und Nachkommen in ihrem Gedächtnisse, Messen und Gottesdiensten täglich und stets zu ewigen Zeiten haben und den allmächtigen Gott für uns und unsere Erben bitten und auch teilhaftig machen aller ihrer guten Werke, es sei mit Kasteien, Fasten, Beten und Wachen, geistlich und leiblich, die von den vorgenannten Priestern, Klerikern und ihren Nachkommen zu ewigen Zeiten mögen geschehn und getan werden, wie der ihnen von uns darüber gegebene Brief[2]) dessen und mehr davon enthält. Und nachdem wir nun nichts anderes von den vorgenannten Priestern und Klerikern vernehmen, als daß sie sich gut, ordentlich und auch züchtiglich halten und dem allmächtigen Gotte mit Fleiß dienen, haben wir solches zu Herzen genommen, und auf daß sie dabei bleiben und ein solches fürbaß in zukünftigen Zeiten zu tun vermögen, haben wir den mehrgenannten Priestern, Klerikern und ihren Nachkommen um Gottes willen, daß sie sich desto besser begehen und fördern mögen, gegeben und belehnt, geben und belehnen sie gegenwärtig in und mit diesem selben Briefe mit dem Altar des heiligen Kreuzes und seiner Zubehörung, Zinsen, Renten, Ehren und Nutzen, nichts ausgeschieden, als den bis auf diese Zeit gehabt und besessen hat Herr Johann Diepeln[3]), unser lieber Andächtiger, und der gelegen ist in dem Jungfrauenkloster Anenberg in unserer Stadt Cassil, welchen Altar dieser uns auch itzund aufgelassen und resigniert hat, in der Weise und Form, wie sich das gehöret und wie es das Resignations-Instrument enthält. Und darum sollen die obenberührten Priester und Kleriker und ihre Nachkommen solchen obgenannten Altar von uns und unsern Erben zu ewigen Tagen zu Lehn haben und auch darum den allmächtigen Gott um so fleißiger für uns, unsere Eltern und unser Geschlecht bitten und sonderlich alle Tage vor der Complete ein „Salve Regina“ mit einer Collekte nämlich „Interveniat“ halten oder „Regina celi“ mit der Collekten „Prosit nobis“ rc. Des zu Urkund haben wir unser Insiegel an diesen Brief tun hängen. Datum feria secunda post festum visitacionis gloriose virginis Marie sub anno domini millesimo quadringentesimo quinquagesimo septimo.“ [4])

Landgraf Ludwig I. starb bereits am 17. Januar 1458. Die Kugelherren gingen daher die Nachfolger in der Regierung Hessens, die Land-

[1]) „Uberaldiren.“

[2]) Siehe die vorige Urkunde.

[3]) Vielleicht identisch mit dem am Schlusse dieses Aufsatzes zu erwähnenden Johannes Typel.

[4]) Das Original dieser Urkunde mit dem an Pergamentstreifen angehängten Siegel des Landgrafen befindet sich im Priesterseminar zu Hildesheim.

grafen Ludwig II. den Freimütigen von Niederhessen (1458—1473) und Heinrich III. von Oberhessen (1458—1483) um eine neue Belehnung an, und diese stellten in ihrem eigenen Namen und als Vertreter ihres oben erwähnten Bruders Landgraf Hermann am 20. Juni 1458 eine neue Urkunde aus, die folgenden Inhalt hat:

„Wir Ludwig und Heinrich, Gebrüder, von Gottes Gnaden Landgrafen zu Hessen, Grafen zu Ziegenhain und zu Nidda, bekennen für uns, unsern lieben Bruder und unsere Erben öffentlich in diesem Briefe vor allen Leuten, wie der hochgeborne Fürst Herr Ludwig, Landgraf zu Hessen, unser lieber Herr und Vater selig, des Seele der allmächtige Gott mild und barmherzig sein wolle, dem allmächtigen Gott, Marien, seiner werten Mutter und allem himmlischen Heere zu Lob, seiner und unser Voreltern [5]) und Eltern selig, unser und aller unser Nachkommen und Erben Seelen zu Trost und Heil den Priestern und Klerikern, in dem Wissenhobe wohnhaftig, in unsrer Stadt Cassel gelegen, denselben Wissenhob mit seinem Inbegriffe, Zubehörungen und Freiheiten und auch ein geistliches Lehen, nämlich den Altar des heiligen Kreuzes, gelegen in der Kirchen zum Anenberge, gegeben und verschrieben hat nach Inhalt und Ausweis der Briefe [6]) von unserm lieben Herrn und Vater selig darüber gegeben. Und wie nun derselbe unser lieber Herr und Vater selig von Todes wegen abgegangen ist, so haben wir Gott zu Lob und Ehren für uns und unsern lieben Bruder und unsere Erben den obgenannten Priestern und Klerikern in dem Wyssenhobe solch Verschreibung und Vergabung [7]), wie es unser lieber Herr und Vater selig ihnen über denselben Wyssenhob und auch das geistliche Lehen gegeben und verschrieben hat, bewilligt, bestätigt, konfirmiert und zugelassen, bewilligen, bestätigen, konfirmieren und lassen ihnen dies auch in und mit Kraft dieses Briefes zu, sich derer zu gebrauchen in allen ihren Stücken, Punkten und Artikeln, wie es diese enthalten und ausweisen, sonder Hindernis und Eintrag für uns, unsern lieben Bruder und unsere Erben, ohne alle Gefährde. Und darum sollen auch dieselben Priester und Kleriker und alle ihre Nachkommen, in dem genannten Wissenhobe wohnhaftig, den allmächtigen Gott täglich für unsere Eltern selig, auch unsere und aller unserer Nachkommen Seelen fleißig bitten und den sonderlichen Gottesdienst auch täglich tun und sich mit allen Sachen halten nach dem Wortlaut solcher ehegenannten Verschreibung und inmaßen, wie sie sich gegen unsern lieben Herrn und Vater selig und uns verschrieben und verpflichtet haben und wie die Briefe darüber enthalten und ausweisen, und dies auch nicht unterlassen in keiner Weise, alles sonder Gefährde und ohne Arglist. Und des zu Urkund haben wir Landgraf Ludwig obgenannt als der älteste Fürst zu Hessen unser großes Majestätinsiegel vor uns und unsern lieben Bruder an diesen Brief tun hängen, der gegeben ist auf Dienstag nach Sankt Vititag des heiligen Märtyrers anno domini millesimo quadringentesimo quinquagesimo octavo.“ [8])

Als Gegenleistung nahmen die Kugelherren den Landgrafen Ludwig II. für sich und seine ganze Nachkommenschaft in ihre Bruderschaft auf.

Mit Rücksicht auf die durch diese Urkunden erteilten Privilegien wäre es nicht nötig gewesen, diese nochmals unter päpstlicher Autorität bestätigen zu lassen, zumal die Kasseler Privilegien sich auf die dem Lüchtenhofe zu Hildesheim inhaltlich der Bestätigungsurkunde Ludwigs I. von 1454 durch Nikolaus von Cusa erteilten stützten. Man holte trotzdem die päpstliche Bestätigung ein und zahlte dafür 20 rheinische Gulden.

1463 wurde der Weiße Hof durch die Pest heimgesucht, die damals in verschiedenen Gegenden Deutschlands, auch in Hildesheim, wütete. Am 20. Juni starb an dieser Krankheit der Priester Ludwig, Bruder zu Kassel, der von Hildesheim nach Kassel versetzt worden war. Am 14. September starb der Bruder Wilhelm, der aus Südlon bei Ahaus in Westfalen stammte. Dieser war in seiner Jugend körperlich zart und schwächlich, hatte keine Schule besucht, sondern das Schneiderhandwerk erlernt. Als er dann in die Kongregation eingetreten war, hatte er schnell alles nachgeholt. Im Hinblick auf seine körperliche Schwäche hatte er wieder austreten wollen, hatte dann aber eine solche Besserung erfahren, daß er zum Priester geweiht werden konnte. Als er nach Kassel versetzt werden sollte, ging er darauf nur unter der Bedingung ein, daß er lebend oder tot im Verbande des Hildesheimer Hauses verbliebe. Nachdem man ihm dies zugesagt hatte, reiste er nach Kassel ab, wo er in größter Reinheit starb, wie er sich auch des steten Gedächtnisses aller Brüder zu erfreuen hatte. Sein Wunsch, in Hildesheim begraben zu werden, konnte, weil er an der Pest gestorben war, nicht erfüllt werden. Bruder Wilhelm wird als ein ganz vortrefflicher Mann geschildert. Wenn er auch für die Er-

[5]) „Ubberaldern.“

[6]) Vgl. die beiden vorstehenden Urkunden.

[7]) „Gyfft.“

[8]) Diese Urkunde befindet sich in einer vom Abt Johann Amelung von Burghasungen beglaubigten Abschrift im Priesterseminar zu Hildesheim.

ledigung äußerer Angelegenheiten sehr geeignet war und deshalb häufig dazu vom Rektor und den Brüdern verwandt wurde, so gefiel es ihm doch besser, sich einem ruhigen Leben hinzugeben und so schnell als möglich zu seiner Zelle und zu seinen Betrachtungen zurückzukehren. In den Erbauungsstunden und bei der Betrachtung des Wortes Gottes, mochten diese nun von anderen oder von ihm selbst geleitet werden, war er sehr eifrig und aufs äußerste angeregt. Sobald das Gespräch auf die Reden oder auf die Leiden des Herrn Jesus kam, schien sein Gesicht in heiligem Feuer zu leuchten. Reden über irdische, weltliche oder unnütze Dinge hielt er für lästerlich. Er schrieb ein Breviarium zum Teil auf Pergament, zum Teil auf Papier für die Hildesheimer Kirche, das zwar nicht vollendet wurde, aber lange im Gebrauche blieb, und mehrere kleinere Sachen. Mehr widmete er sich den Studien, dem Gottesdienst, den Betrachtungen und der Predigt. Besonders zeichnete er sich durch Vorlesungen bei Tische und durch die Erklärung lateinischer Sprüche sowie deren reimweise Übersetzung ins Deutsche (in Teutonicum) aus. Als er seinen Tod nahen fühlte, legte er sich zum Empfang der Sterbesakramente aufs Bett, stand dann aber wieder auf und setzte sich auf seinen Schreibstuhl, um schneller abzugehen. Wie er gesagt, geschah es. Auch er war gleich Heinrich Ysenak, wie wir oben gesehen haben, zum Rektor des Schwesternhauses zu Herford gewählt worden, die Übernahme dieser Stelle scheiterte aber am Widerspruch der Mönche (der venerabiles patres regulares). Wäre dies nicht geschehen, so hätte ihn so wenig wie den drei Tage nach ihm verstorbenen Heinrich Ysenak zu Hildesheim der Tod in Kassel ereilen können. 1464 herrschte die Pest noch immer, von ihr wurden von den mit Kassel und Hildesheim verbundenen Kongregationen 17 Brüder befallen, in Kassel starben außer den Priestern Wilhelm und Ludwig noch sieben Brüder.

(Schluß folgt.)

Theodor Vernaleken, ein hessischer Kämpfer für Deutschtum und Schule in der Ostmark.

Von A. Gild in Kassel.

Die öffentlichen Blätter berichteten vor einiger Zeit, daß der Niederösterreichische Landesschulrat auf Anordnung des K. K. Ministeriums für Kultus und Unterricht die ihm unterstehenden Anstalten beauftragt hat, das letzte Werk des in Graz lebenden, nunmehr fast 93 jährigen Theodor Vernaleken: „Deutsche Sprachrichtigkeiten und Spracherkenntnisse. Zweifelhafte Fälle, unsichere Begriffe, deutsche Personennamen und unbrauchbare Fremdwörter in einer alphabetisch geordneten Auswahl nach zuverlässigen Forschungen erläutert (Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn, Preis geheftet Mk. 2,50, gebunden Mk. 3.—)" aus den Schüler- und Lehrerbibliotheken zu entfernen, „da dasselbe unter dem Deckmantel sprachwissenschaftlicher Wort- und Sacherklärungen gefährliche politische und konfessionelle Tendenzen verfolgt".

Die Maßnahme wird verständlich, wenn man auf die Suche nach den „gefährlichen Tendenzen" geht. Auf Seite 244 des Buches heißt z. B. es bei dem Worte „sozial": . . . „In unserem Zeitalter ist das Wort sozial ein Parteiwort ersten Ranges geworden" und an anderer Stelle: „Liberal ist ein leeres Schlagwort geworden wie andere Parteibenennungen". Die politische Gefährlichkeit Vernalekens ist also — für österreichische Verhältnisse wenigstens — bewiesen.

Die Bemerkungen Vernalekens, wie das Verbot des Niederösterreichischen Landesschulrats sind Zeugnisse von den heftigen politischen und kirchlichen Kämpfen, die in Österreich ausgefochten werden. Ebenso gut als Vernaleken in seiner Schrift die seinem gereizten Gemüte entquollenen Bemerkungen hätte unterdrücken können, ebenso hätte der Niederösterreichische Landesschulrat sein Verbot unterlassen können, denn wer ein solches Buch in die Hand nimmt, wird wohl so mündig sein, daß er auch das ihm nicht Zusagende mit in den Kauf nehmen kann. Übrigens wird man die Gegner nicht mehr vor Vernaleken zu warnen brauchen, sie kennen ihn, wie er sie kennt. Uns interessiert bei dem Streite vor allem die Persönlichkeit Vernalekens, denn er ist ein Hesse und ein Kämpfer für die deutsche Sprache und deutsche Schule in Österreich.

In dem von Otto Wilhelm Beyer in Leipzig herausgegebenen, bei A. Pichlers Witwe & Sohn in Leipzig und Wien 1903 erschienenen Werke: „Deutsche Schulwelt des neunzehnten Jahrhunderts in Wort und Bild" finden sich über ihn folgende Angaben: „Vernaleken, Theodor, um die Schule wie das Lehrfach der deutschen Sprache gleich verdient, geb. 28. Januar 1812 in Volkmarsen (Niedersachsen), besuchte die Gymnasien in Warburg und Paderborn, von 1830

bis 1834 das Lyzeum in Fulda, studierte Theologie und Philologie, ging 1836 nach der Schweiz, trat hier mit Krüsi, Fellenberg und Wehrli in Verbindung, lehrte unter Scherr am Seminar in Küßnacht und besuchte gleichzeitig Vorlesungen an der Universität Zürich, war 1837 bis 1846 Lehrer an einer Sekundarschule bei Winterthur und ging 1846 nach Zürich, wo er kurze Zeit eine Zeitschrift herausgab und einige Jahre hindurch literarhistorische Vorlesungen hielt. 1850 wurde er auf Exners Empfehlung Professor am Polytechnikum in Wien, 1851 Professor der deutschen Sprache und Literatur an der neugegründeten Oberrealschule auf dem Schottenfelde, 1870 Direktor der K. K. Wiener Lehrerbildungsanstalt in St. Anna mit dem Auftrage, die Anstalt im Geiste des Reichsvolksschulgesetzes umzugestalten, ließ sich 1877 in Ruhestand versetzen und siedelte nach Graz über. Nach seinem achtzigsten Geburtstage trat er zur evangelischen Kirche über. Außer um die Neugestaltung des deutschen Sprachunterrichts im Sinne von Pestalozzi, Diesterweg und Jakob Grimm hat sich Vernaleken auch noch ein großes Verdienst um die Fortbildung der österreichischen Lehrer erworben, indem er im Vereine mit drei Lehrern seiner Schule in den sechziger Jahren an dieser eine förmliche Fortbildungsschule für die Lehrer Wiens ins Leben rief, den Vorläufer des einige Jahre später eröffneten Wiener Pädagogiums.

Schriften: Leitfaden für deutsche Sprach- und Literaturkunde, 2 Teile, 1830; Deutsches Sprachbuch, 1848; Deutsche Sprachrichtigkeiten 1900, u. a."

Diese Mitteilungen ergänzen wir noch aus einem Artikel der „Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins" von Aurelius Polzer in Graz, der Vernaleken als einen der besten und echtesten deutschen Männer bezeichnet, „der emsig und unverdrossen und dabei bescheiden wie wenige sein ganzes arbeitsreiches Leben der Pflege deutscher Sprache, deutschen Wissens und Wesens geweiht hat". Sein Name, der auf der drittletzten Silbe zu betonen sei, bedeute nach der Erklärung, die sein Landsmann und Freund Jakob Grimm in seinem deutschen Wörterbuche gibt, Sohn von Frau Aleke (fer oder ver ist nämlich die Verkürzung von frouwe, fro, frau, Aleke aber der niederdeutsche Name für Adelheid). Polzer nennt als erste Schrift Vernalekens dessen 1840 erschienene „Deutsche Beispielgrammatik". Der oben als in 1830 erschienene aufgeführte „Leitfaden" ist wahrscheinlich 1850 erschienen, von 1830 bis 1834 besuchte Vernaleken das Lyzeum in Fulda und verfaßte sicher als Lyzeist dieses Buch noch nicht, dagegen wurde er 1851 Professor der deutschen Sprache und Literatur in Wien. Wahrscheinlich hat diese Schrift, die aus den seit 1846 in Zürich gehaltenen Vorlesungen hervorgegangen sein mag, die österreichische Regierung auf ihn aufmerksam gemacht. Die Zeitschrift, die Vernaleken in Zürich herausgab, waren die „Schweizerischen Blätter für Erziehung und Unterricht". Neben seiner Tätigkeit am Polytechnikum in Wien hatte er noch die besondere Aufgabe, die Volks- und Realschulen umzugestalten und auf eine neue Grundlage zu stellen. Dies war insofern ein besonders schweres Stück Arbeit, als die Schuloberaufsichtsbehörde jeden Schritt, den der Neuerer wagte, mit eifersüchtigen Augen bewachte und engherzigen Sinnes hemmte. Um dem Volksschulunterrichte eine tüchtige Grundlage zu geben, verfaßte Vernaleken sein „Sprach- und Lesebuch", das die Abc- oder „Namenbüchlein", wie man sie nannte, verdrängte. Vernaleken brachte dabei den Grundsatz zur Geltung: „Die Sprache muß an der Sprache selbst gelernt werden".

Über seine Tätigkeit als Schulmann urteilt Polzer: „Wie er auf dem Gebiete des Schulwesens einer neuen Zeit die Bahn gebrochen hatte, war er fortan eifrig bemüht, dieser neuen Zeit selbst Förderer zu sein und ihr andere Förderer zu erwecken und heranzubilden. Was er in dieser Hinsicht durch seine musterhaften Vorträge an den Fortbildungsschulen für Lehrer gewirkt hat, kann gar nicht genug anerkannt werden. Kurzum, wir Österreicher mögen wo immer hinblicken in dem Bereiche unseres Volksschulwesens, allüberall finden wir die lichten Spuren der schöpferischen Tätigkeit Vernalekens, und wenn wir uns des Volksschulgesetzes vom 14. Mai 1869 freuen, ist es unsere Pflicht, auch Vernalekens zu gedenken, der ihm die Pfade geebnet hat".

Von seiner Bedeutung als Lehrerbildner sagt Mucius Camuzzi in dem Lebensbilde Vernalekens: „Er verstand es meisterhaft, seine Schüler zu edler Begeisterung für den Lehrerberuf zu erheben, er gab ihnen eine Fülle praktischer Winke mit für die Ausübung ihres Berufes und wußte sie so anzuregen, daß in ihnen der für den Lehrer so wichtige Fortbildungsdrang fortglühte". —

Die Niederlegung des Amtes im Jahre 1877 war für Vernaleken kein Niederlegen der Arbeit, vielmehr wirkte er weiter als Volkserzieher. Beweis dafür sind seine zahlreichen Schriften und kleineren Arbeiten in verschiedenen Zeitschriften. Ich nenne nur: Alpensagen; Mythen und Gebräuche des Volkes in Österreich; Spiele und Reime des Volkes in Österreich; Österreichische Kinder- und Hausmärchen;

Deutsche Syntax. Noch als Achtundachtzigjähriger verfaßte er im Jahre 1900 sein Werk: „Deutsche Sprachrichtigkeiten“, das von unermüdlichem Fleiße zeugt und zugleich ein Denkmal seines Gefühls für Sprachreinheit ist.

Nach seinem eigenen Ausspruch erhält ihn Arbeit gesund und am Leben. „Niemals hat er sich damit begnügt, als Forscher und Denker, Gelehrter und Lehrer bloß zu einem Teile des Volkes zu sprechen; mit dem ganzen Volke wollte er verkehren, auf das ganze Volk wollte er belehrend und erziehend, bildend und veredelnd einwirken, und was er aus dem unergründlichen Borne des Volkstums schöpfte, das wollte er in edler Dankbarkeit dem Volke wieder vermitteln“.

Was Jakob und Wilhelm Grimm dem deutschen Volke schenkten, hat Theodor Vernaleken den Deutschen Österreichs übermittelt, was jene im Gebiete des Deutschen Reichs erforschten, hat dieser im Gebiete der deutschen Ostmark fortgesetzt.

Aus den Briefen eines Offiziers über Kurhessen in den Jahren 1829—1836.

(Fortsetzung.)

Kassel, den 17. Februar 1833.

— Der hiesige öffentliche Zustand hat sich seit meinem letzten Briefe sehr geändert, die Reaktion ist vorgeschritten und wer im Jahre 1830 den vollständigen Triumph der modernen Ideen erwartete, der ist freilich sehr getäuscht worden. Was im Jahre 1830 laut wurde, wird nie ganz ungeschehen gemacht werden können, es bleibt viel Gutes zurück, und wenn du in einiger Zeit wieder hierher kämest, wirst du gewiß nicht den alten Zustand zurück wünschen.

Unser Ministerium wird ganz durch den Geh. Rat Hassenpflug repräsentiert. Dieser ist dem repräsentativen System durchaus abhold, er hat dessen kein Hehl und offen sprechen es seine Handlungen aus.

Es herrscht im allgemeinen eine sehr große Gleichgültigkeit gegen die Verfassung, besonders auf dem Lande wegen mangelnder Intelligenz. Die exaltierten Schreier sind meistens verstummt, teils aus Ermüdung, teils weil sie mit irgend einem Köder gefangen sind, teils aus Besorgnis für ihre Existenz, genug nur wenige lassen sich jetzt noch so vernehmen, wie man es vor $1^1/_2$ Jahren von jedem verlangte, wenn er nicht für einen Servilen gehalten sein wollte. Die eifrigsten Anhänger zählt sie bei dem Mittelstande in Stadt und Land, die Motive will ich nicht untersuchen, genug es ist so.

Kassel, am 10. April 1833.

Das Rekrutierungsgesetz, welches ohne vielen Lärm diskutiert und bei weitem nicht mit der Wärme behandelt wurde, als das Bürgergardengesetz, hat 10 000 mal mehr gute Früchte getragen und dem Lande wahrhaften Nutzen gebracht als letzteres, welches sich immer mehr als höchst unpraktisch erweist. Alle Soldaten, welche über sieben Jahre gedient haben, sind verabschiedet, während sie sonst von Glück zu sagen hatten, wenn sie nach zwölf Jahren entlassen wurden; bis zu fünfjähriger Dienstzeit stehen sie jetzt schon in Reserve, wo sie heirathen, sich ankaufen und überhaupt sonst treiben können, was sie Lust haben. Bei der nächsten Ausnahme werden wir schon ganz in der Reihe sein und nur Soldaten haben, die vier Jahre dienen, mit Ausnahme derer, die fortdienen wollen, und der Stellvertreter. Wenn die Stellvertretung mit Manier betrieben wird, so hat sie auch manche gute Seiten, besonders für ein Ländchen, wie unseres; hier kostet ein Einsteher 150 bis 250 Rtlr, wofür er in gewöhnlichen Zeiten jährlich etwa zwei Monate Dienst zu tun hat. Wir haben jetzt die Rekruten zum Dienst eingezogen, der Friedrichsplatz ist unsere Arena, und täglich sechs Stunden werden sie da geübt. Da neben dem alten Exerzitium, welches doch hinreichte uns der Hauptstadt des Feindes nahe zu bringen (denn wie weit mag Diedenhofen per Eisenbahn von Paris sein?) auch das neue betrieben wird, das Bajonettfechten, und bei den gymnastischen Vorübungen gar närrische Sprünge gemacht werden, so sind wir dem kasselschen Philister eine wahre Augenweide, und ich glaube, daß selbst die Hauptgegner des Militärs einige 1000 Tlr. zusetzen würden, wenn sie unsere Leistungen sähen, und das um so mehr, als, wie mir neulich jemand sagte, bei uns das öffentliche und mündliche Verfahren (bei dem Rekruten-Exerzieren) sich so glänzend bewährte. — — Die Anlegung von Eisenbahnen zur Verbindung der Hansastädte mit dem Main und der Donau beschäftigt jetzt noch immer viele Menschen. Henschel ist sehr tätig und hat eine Abhandlung über Eisenbahnen geschrieben, welche schon eine Ansicht der befahrenen Eisenbahn liefert, mit dem großen Christoph im Hintergrund. Ehe wir sie in der Wirklichkeit sehen, werden wohl noch einige Monate hingehen. — —

Kassel, am 19. Juli 1833.

— Ich will dir einige Leute aus der Stände-Versammlung porträtieren. Der Präsident Schomburg weiß viel, spricht gut, hat und verdient Zutrauen und führt das Präsidium mit Würde. In seinem Sinne sprechen die andern Koryphäen der Linken: Schwarzenberg, Wippermann, Dirks. Schwarzenberg tritt viel gemäßigter auf als von ihm erwartet wurde, er ist kränklich. Wippermann ist ein geistreicher, gescheiter Mann, welchem nicht leicht eine Blöße seines Gegners entgeht, der dabei selbst nicht ins Blaue hinein spricht, sondern sich stets seines Zwecks bewußt ist und ihn verfolgt, die Fahne, welcher alle Bauern unbedingt folgen und beim Abstimmen nachahmen. W. hat die meiste Ähnlichkeit mit einem französischen Liberalen und er würde wohl noch mehr Eindruck machen (aufs Publikum nämlich, denn in der Kammer selbst hat jeder schon seinen Entschluß vor der Diskussion gefaßt), wenn er seltener und weniger weitläufig advokatisch spräche. Dirks opponiert mit W. Advokat Henkel aus Marburg ist ein prächtiger Kerl, ich sehe und höre ihn gern, obgleich ich glaube, daß wenn's nach seiner Idee ginge, es gar nicht ginge, er ist ein philosophischer Kopf, grundehrlich, er selber ohne Egoismus, aufrichtig bis zur Naivität; möglichst wenige, ja keine Beschränkung der individuellen Freiheit ist ihm das höchste im Staate, er würde z. B. das höchste Geländer um einen Brunnen niedriger machen lassen, damit wer Lust dazu hätte, hineinspringen könne. Es fehlen ihm die Manieren des Weltmanns, seiner Rede mangelt Würde, sie ist aber den Ungelehrten der Verfassung verständlich. Regierungsassessor König*) ist ein Schöngeist, er gefällt sich in wohllautenden Phrasen, liebt bildliche Darstellungen, er hat aber wenig Zutrauen. Dedolph ist gemäßigter Opponent, er billigt entweder die Motive irgend eines Vorschlags der Regierung und verwirft den Vorschlag selbst oder er bekämpft die Motive und erklärt sich doch für die Regierung; da er bis jetzt jeder Stände-Versammlung Mitglied war und immer in vielen Ausschüssen gearbeitet hat, so hat er sehr viel Geschäftskenntnis und ist überhaupt eins der nützlichsten und angesehensten Mitglieder, zugleich auch mein Landsmann. General Bardeleben, ein tüchtiger Mann, der sein Land liebt und ohne Hehl alles aussprechen wird, was er für Recht hält; der Regierung innerhalb der gesetzlichen Beschränkung Kraft zu geben, hält er für Pflicht, geistige und körperliche Erziehung des Volkes hält er für sehr wichtige Aufgaben einer Regierung und dazu ein tüchtiges Unterrichtswesen, so wie eine das Volk wehrhaft machende Einrichtung des Heerwesens (im Sinne des Landwehrsystems) für sehr wünschenswert. Da er ein Feind alles Paradewesens ist, so ist er in gewissen Kreisen nicht sehr beliebt, wo man ihm nicht vergeben kann, daß er in den Vorurteilen unseres Standes nicht befangen ist — er hat die hochverräterische Ansicht, unser Korps müsse noch reduziert werden. Zwei ehrenwerte Ritter sind von Baumbach 3. und Heydwolf, ersterer ist ein verständiger, gewissenhafter, praktischer Mann, der kunstlos aber gut spricht und welchen man in der französischen Kammer etwa zum linken Zentrum zählen würde, ebenso H., welcher aber kein Redner ist. Professor Gerling, Ruth, Gehring, von Stegemann sitzen im rechten Zentrum und bilden den Übergang zur Rechten, deren Haupt der Kammerherr von Eschwege ist, ein Mann von Verstand, Takt und parlamentarischer Erfahrung.

12. Oktober 1833. Wir Offiziere haben seit April d. J. sehr viel mit der Ausbildung der infolge des neuen Rekrutierungsgesetzes ausgehobenen Rekruten zu tun. Singen, Lesen, Schreiben, Exerzieren, Schwimmen, Bajonettfechten, Theorieen jagten einander, und die armen Kerls wurden vor lauter Bildung ganz konfus im Kopfe. Es ist übrigens das in Ausführung gekommene Rekrutierungs-Gesetz vielleicht die segensreichste Folge der Verfassung; der Druck, welcher bei dem früheren System auf dem Lande lag, war in der Tat schrecklich und hatte auch auf die Moralität den schlimmsten Einfluß. Christliche Ehen waren fast ganz aus der Mode gekommen, da die Leute, welche unglücklicher Weise groß oder keine Krüppel waren, ohne weiteren Grund im Militär-Verband blieben und entweder den Konsens nicht bekamen oder die 8 Rtlr. Konsensgelder sparen wollten und deshalb in wilder Ehe lebten. Jetzt steht jedem, der nach vier Jahren wirklicher Dienstzeit zur Reserve tritt, das Heiraten frei, wenn von der Gemeinde keine Einwendungen gemacht werden; und hat er das Reservejahr überstanden, so ist er seinen bürgerlichen Verhältnissen ganz wiedergegeben und hat nur die etwaige Verpflichtung, in die Bürgergarde zu treten. Die Stellvertretung ist freilich so leicht gemacht, daß von einer eigentlichen Wehrhaftmachung des ganzen Volkes, wie in Preußen, nicht die Rede sein kann, und daß jeder, der ein paar Taler aufbringen kann und keine Lust an der Stärke des Rosses hat, sich durch einen andern vertreten läßt. Da aber besonders ältere Soldaten als Stellvertreter genommen und nur gute Subjekte zugelassen werden, so verliert das Militär, für sich betrachtet, nichts dadurch, sondern erhält sich hierdurch tüchtige Soldaten und

*) Heinrich König, der Verfasser der Romane „Die Klubbisten von Mainz", „Die hohe Braut", „Williams Dichten und Trachten" u. a. m.

Unteroffiziere, welche letzteren als die eigentlichen Träger und Erhalter eines zu Vielem nützlichen esprit de corps (in guter Bedeutung) zu betrachten sind. In den Landtagsverhandlungen wirst du lesen, daß aus nicht zu entschuldigenden Gründen die letzte Rekrutierung, welche dem Gesetze nach schon längst hätte stattfinden müssen, unterblieben und auch hierauf die Anklage des Geheimen Rats Hassenpflug begründet ist; die Stände haben wohl Recht, indem ohne Zweifel eine Verfassungs-Verletzung darin liegt und es dem Herrn Minister ein leichtes gewesen wäre, die Zustimmung der Landstände zu erhalten, wenn er nur zur rechten Zeit darum nachgesucht hätte. Wann aber das Urteil des Oberappellations-Gerichts erfolgt, das mögen die Götter wissen, und ohne Urteil scheint H. sein Portefeuille nicht abgeben zu wollen — erfolgt dieses, aber dann gilt's um Sein oder Nichtsein unserer Verfassung, und wie sich dieses entscheidet, das wird von den übrigen politischen Verhältnissen abhängen.

13. 10. 33. Von der Bürgergarde. Sie ist ein durchaus verfehltes Institut, welches nur im Jahr 1830 Bedeutung hatte, als sie sich zwischen die Krawaller und das Militär stellte und das Einschreiten des letzteren verhinderte, welches wahrscheinlich jede freiere Bewegung und deren Folgen unterdrückt hätte; sie ist zum Schutz der Verfassung berufen, aber wer soll sie aufrufen, wer sie führen, oder soll etwa jeder einzelne beurteilen, was verfassungswidrig ist und danach sein Verhalten bemessen? Als „Bürgergarde!" das Feldgeschrei der Liberalen war, da war ein Eifer ohne gleichen, die Bärte schossen wie Pilze hervor und eine Sehnsucht nach dem Bürgergarden-Gesetz wurde allenthalben laut, als ob da die Garantie der jungen Freiheit läge; endlich erschien es, nun war Jubel, aber jetzt ist der Eifer dahin, die Bärte sind wegrasiert, jeder drückt sich entweder aus Bequemlichkeit oder weil er zum Spielen zu ernsthaft denkt; auf dem Lande wird fast nicht daran gedacht, genug es bringt nichts als Spielerei, Kosten und Versäumnis. Anders ist es in einem großen Lande, wenn da die Elite des Volkes bewaffnet ist, so wird die Regierung sich wohl hüten, sie zu erzürnen, da ihre Existenz auf dem Spiele steht.

Kassel, 14. Dezember 1833.

Das Tuchhaus und die Wache ist abgerissen und hierdurch der Gouvernementsplatz sehr erweitert worden, die jetzt sichtbar gewordenen Häuser sind nun freilich keine Zierde eines öffentlichen Platzes, aber du kennst den Kasselschen Patriotismus und weißt, zu welchen Kraftanstrengungen er fähig ist, besonders wenn er angefeuert wird, wie neulich in der Nacht bei dem dort wohnenden Sattler Braun, dessen Haus sehr rissig und baufällig aussieht. Es kamen nämlich mehrere Männer an sein Haus und klopften so lange, bis Braun (der auch Pferde und Wagen vermietet) am Fenster erschien, wo sie ihn dann fragten: „Honnse Schäsen derheime?" und ihm auf seine bejahende Antwort den Rat gaben: „Na, so fahrense err Huß in de Knickgasse". War das nicht ein guter Witz von deinen Landsleuten und verdient er nicht nach Mexiko geschrieben zu werden? Mit der neuen Stadt wird's Ernst. Ein Teil der zwischen der Kölnischen und Weißensteiner Allee liegenden Gärten ist schon geebnet, die Straßen sind durch Strohseile bezeichnet und es fehlt fast nichts mehr als die Häuser. Sonst wüßte ich nichts, als daß wir jetzt Geheime Ober-Medizinalräte in unsern Mauern besitzen und diese Titel ganz ernsthaft aussprechen, daß das Theater wieder Hauptgegenstand der Tee-Konversation geworden ist, daß im Lese-Museum mehr mit Karten gespielt als gelesen wird, daß Herbold, der Held unserer großen Woche, seine Schnäpse destilliert usw. Unser Ministerium ist noch das vorige, aber der Kriegs-Minister von Hesberg wird sich wahrscheinlich wegen Kränklichkeit zurückziehen und vielleicht durch Oberst Schmidt ersetzt werden; es ist dies die schwierigste Stellung, da die Verantwortlichkeit des Ministers stets mit den hergebrachten Rechten des obersten Militär-Befehlshabers in Konflikt gerät — sollte sich dort etwa einmal das Gerücht verbreiten, ich strebe nach dieser Stelle, so widersprich nur und sage den Mexikanern, ich sei zufrieden damit, daß ich in diesem oder dem nächsten Monate zur ersten Klasse der Kapitäns überrücke, und tausche mit keinem spanischen General-Kapitän, er möge Christino, Josephino oder Karlist sein. — Zu den Resultaten des vorigen Landtags gehört auch die neue Gehalts- und Klassensteuer, welche vorerst für die zwei letzten Monate d. J. erhoben werden soll, deren weitere Erhebung aber vom Erscheinen der Städte- und Gemeinde-Ordnung abhängig gemacht ist; da ist nun bei den Leuten groß Geschrei, welche teils bis dahin nichts zu den Staatslasten beitrugen, teils durch Erhöhung ihrer Gehalte Mit-Veranlassung waren, daß neue Einnahme-Quellen geöffnet werden mußten, doch gibt es auch viele, welche gern das kleine Opfer bringen. Die hiesigen Wahlmänner, welchen das Gesetz bei Klassifizierung der Pflichtigen eine Mitwirkung auflegt, zeigten sich erst sehr schwierig und schienen keineswegs mit Casimir Perrier einverstanden, der die Freiheit als den Despotismus der Gesetze einst definierte, indessen haben sie sich doch endlich bequemt, nachdem Schomburg ihnen erklärt hatte, er werde im andern Falle seine Deputiertenstelle niederlegen.

(Schluß folgt.)

Wie Schäfers Martin zu seinen Schimmeln kam.

Von Emmy Luise Grotefend, Marburg.

(Fortsetzung.)

Frau Hinüber saß in der Veranda im altmodischen Korbsessel. Sie zog das leichte lila Eiswolltuch um die schmalen Schultern; im Schoß lag die Arbeit, und zur Seite stand der Korb mit allerlei buntem Flickzeug. Ihre Hände lagen müßig zusammen, und sie sah dem geschäftigen Geflatter eines winzigen Fliegenschnäppers zu, der sich ganz verspätete Nistfreuden im verlassenen Starenkasten am Tannenbäumchen erlaubt hatte. Die Sonnenstrahlen bohrten sich durch die Zweige der hohen Linden und bohrten sich durch das wilde Weingerank und tanzten in huschenden Kränzen auf dem Verandateppich. Leise summten ein paar Fliegen um die Topfgewächse. Aus dem Wirtshaus an der Lahn tönte gedämpfte Musik. Auf den Wiesen und Feldern gegenüber lag Nachmittagssonnenschein, und dahinter dehnte sich bewaldeter Hügel, der feine, dunkle Spitzen gegen den Azur abhob.

Ein weißer Faden zog langsam über den schmalen Garten und nahm die Gedanken des Mutterherzens und knüpfte sie hier und dort an Erinnerungen an. Aber die Gedanken kamen sanft — über den schweren Zeiten lag ein Schleier, den lüfteten sie noch nicht. Die welke, kleine Frau durfte ein Feierstündchen unter freundlichen Erinnerungen halten.

Dr. Ahlert wurde gemeldet.

Er hatte für eine bedeutende wissenschaftliche Arbeit einen Preis bekommen. Das Glück über seinen Erfolg wurde groß durch die Gewißheit, daß sie im alten, trauten Haus sich mit ihm freuen würden. Die Arbeit hatte ihm nicht nur momentane Anerkennung gebracht: jetzt war sein Name bekannt, jetzt durfte er streben.

Lilli kam von einem Ausgang aus der Stadt nach Haus. Wie die Verkörperung von Licht, von Sonne trat sie ihm entgegen und freute sich unbeschreiblich mit ihm. Wie tanzten da die goldnen Lichter luftig von ihren Augen zu den seinen herüber und sagten verstohlen: „Wir sind glücklich!" Und dann umspann der Zauber der ungestörten Spätnachmittagsstunde die drei Menschenherzen. Frau Hinübers Erinnerungen waren nicht verflogen; sie hockten still um sie her und spannen ihre unsichtbaren Fäden und warteten. Wie würde der verstorbene Regierungsrat Hinüber sich für Dr. Ahlerts Wissenschaft interessiert haben — „Mein seliger Mann war trotz seines oft leidenden Körpers voll geistiger Anregung, voll reger Anteilnahme an allem, was ihm entgegentrat."

Jetzt kamen die Erinnerungen. Einzeln nahten sie sich, und mit zarter Hand wurde ihnen der Schleier abgenommen. Es war Hans Ahlert, als empfinge er besondere Weihen beim Eintritt in das Heiligtum dieses Frauenherzens. Krankheit, Sorge, früher sogar Sorge um das Notwendige, und das Herzeleid, als zwei liebliche Kinder im Todesschlaf hinausgetragen wurden, offenbarten sich ihm. Und dann die letzte, schwerste Prüfung, welcher der kränkliche Körper des Regierungsrats nicht widerstand. Das Irregehen des zu vielen Hoffnungen berechtigenden ältesten Sohnes, der der kranken Philosophie eines Nietzsche nicht genug moralische Kraft entgegen setzen konnte und deshalb glaubte, seinem Leben selbst ein Ende machen zu müssen.

Lilli war neben der Mutter niedergekniet und hatte den Kopf in ihren Schoß gelegt, die Wangen an die schmalen, weißen Hände. Ganz still flossen zwei bittre Tränen aus den Augen der Mutter.

Aber diese Stunde forderte Vertrauen, und die drei Menschen wußten, daß sie es einander schuldig waren.

Da rang sich auch über Hans Ahlerts Lippen das einzige Vermächtnis seiner Eltern, die rührende, kleine Liebesgeschichte, welche man ihm im Waisenhause erzählt hatte, als er dasselbe nach seiner Einsegnung noch einmal besuchte. Der Vater war unvermögender Leutnant gewesen und sieben Jahre lang mit der armen Erzieherin verlobt, an der sein ganzes Herz hing. Beide waren Waisen und standen allein auf der Welt. Als die Braut in ihrem Beruf zu kränkeln anfing, quittierte der junge Offizier den Dienst und bewarb sich um eine Zivilanstellung. Sie bot sich ihm nach längerem Bemühen endlich im Eisenbahndienst, aber viel, viel bescheidener, als er erwartet hatte. Trotzdem waren die zwei Menschen glücklich im gegenseitigen Besitz. Der Mann kämpfte tapfer zu vergessen, daß er all seine Hoffnung auf Weiterkommen geopfert hatte, und das Weib vergaß wirklich, daß ihm ein riesengroßes Opfer gebracht worden war. Sie ging umher wie im Traum, daß diese drei Zimmerchen und der Mann, den sie so grenzenlos liebte, ihr Heim, ihr Eigen sein sollten. Sie verdiente ja ein solches Glück gar nicht. Immer wieder dachte sie den Gedanken; dann kam sie ins Grübeln, welches sich endlich in die fixen Ideen auswuchs, für so viel Glück müsse sie ein Opfer bringen, und sie müsse selbst ausfinden, was das sein solle. Als der Knabe geboren war, wurde sie frei von der quälenden Idee; aber nach acht Tagen war sie gestorben. Ihr Mann überlebte sie nur noch ein Jahr. Dann kam der kleine Hans ins Waisenhaus.

Da stürmte Flocke herein, in jedem Händchen einen Strauß blühender Erika: „Mütterchen, die ersten in diesem Jahr“. Hinter ihr her kamen die andern Mädchen vom Spaziergang zurück, und jede hatte zu erzählen. Marta war wohl die sinnigste, sie holte sich einen niedrigen Stuhl ganz dicht zur Mutter.

Und als Hans Ahlert sah, wie die zarte, bleiche Frau der Mittelpunkt, der Halt für die ihr noch gebliebenen Kinder war, da verstand er, was eine Mutter stark machte, so namenloses Herzeleid zu überleben.

* * *

Das altmodische, behagliche Haus war durch Erbteilung an Frau Hinüber gekommen. Es war der Familie zum Heim geworden, weil Flocke in der großen, blauen Stube oben zur Welt gekommen war, und weil ein Jahr später das Leben des Regierungsrats unter seinem Dache langsam ausgeebbt hatte. Das war die Chronik.

Etwas von Poesie lag über dem langgestreckten Gebäude von nur zwei Stockwerken, von denen das untere vermietet war. Die Zimmer führten ineinander, und Frau Hinübers einfache Möbel hatten noch nirgends so hübsch ausgesehen. An alle Fenster klopften grüne oder blühende Ranken, nach drei Seiten war es von Blumengärten umgeben, in denen zugleich eine Menge herrliches Obst gedieh. Und der Hof war einer jener altmodischen Wirtschaftshöfe, an der Rückseite von Ställen begrenzt. Da hauste die Kuh und gab die köstliche Milch, welche den Mädchen die Haut sammetweich und die Wangen rosig machte.

— Am folgenden Sonntag Nachmittag traf sich's, daß Hans Ahlert und Lilli allein in der grünen Stube waren. Durch das offne Fenster zog würziger Heuduft — auf der Wiese gegenüber war am Tage vorher Grummet geschnitten. Die Schwarzwälder Uhr tickte; außerdem war es so still, daß die beiden jungen Leute die eignen Herzen hätten pochen hören, wenn sie überhaupt auf irgend etwas gelauscht hätten.

„Lilli“, — sagte Hans Ahlert unvermittelt und ganz tonlos, weil ihm der Atem zu versagen drohte — „ich kann nicht leben ohne dich!“

Ein leiser Windstoß rührte die Linden, sie seufzten auf, dann war es wieder still. Die Schwarzwälder Uhr tickte aufdringlich. Ein blauer Brummer, der den Weg nicht fand, taumelte hart gegen die geöffnete Fensterscheibe. Lilli saß auf einem niedrigen Sessel und rührte sich nicht —

Hans Ahlert wurde sehr, sehr bang. Aber als er nun auf sie zutrat und noch einmal „Lilli“ sagte, da sah sie ihn an; ihr Gesicht glänzte wie von übernatürlichem Lichte, und ganz leise antwortete sie: „Ich habe dich lieb“.

Was empfand Hans Ahlert, als er an diesem Abend später als gewöhnlich nach Haus ging, und was dachte er? Nichts weiter als immer einen kleinen Satz, den ihm in Quinta sein Lehrer vorgesprochen hatte, und den er damals nicht glauben konnte: „Gott ist die Liebe, wiederhole das, Hans Ahlert — Gott ist die Liebe“.

* * *

In diesem Jahr wollte der Sommer nicht enden. Zögernd spielte er mit Sonnenfäden, welche leise und dicht über Felder und Gärten zogen und sich neckend den Menschen an die Kleider hängten. Dann kam der Herbst mit wunderbarer Schönheit. Es war ein stetiges Ausreifen, ein Anhäufen strotzender Fülle. Das langsame Buntfärben durch den großen Maler lieh der Welt den warmen Zauber, über welchen früh und spät ein dichter, weißlicher Nebelschleier sich geheimnisvoll ausbreitete. Der schuf immer wieder Vorfreude in Ahnung der Schönheit, welche der erste Sonnenstrahl enthüllen würde. Und all der Zauber deuchte zwei Menschen nur für sie geschaffen zu sein. Sie wandelten nebeneinander wie in Wunderträumen. Des Mannes Seele wurde groß und weit und voller Pläne für seine Wissenschaft und für das, was dieselbe andern bringen sollte. Und die Seele des Mädchens war ein stiller, goldner Kelch, der des andern tiefes Denken und stürmisches Wollen in sich aufnahm und ihm sein Selbst geklärt zurückgab.

Der Indier hat eine tief empfundene Legende: „In jedes Menschen Brust lebt nur ein halbes Herz. Das irrt umher und sucht, bis es die ergänzende Hälfte findet. Und hat es sie gefunden, da wird erst ein ganzer Mensch aus beiden; und findet er sie nicht, oder wird sie ihm wieder genommen, dann sehnt er sich ihr nach bis ins Grab.“

* * *

Dann wurde es Winter. Heimtückisch überfiel er die Menschen, ehe sie sich seiner versahen. Sturmwind fegte in wenig Nächten die Äste kahl. Frost setzte ein und tötete unschuldige Vögel und tötete draußen am Pulverhaus den einsamen Burschen, der Posten stand. Aber nach kurzer Zeit, Weihnachten war kaum vorüber, gab es Schlackerwetter, und das war ganz schlimm. Nun kamen sie aus allen Ecken: entfesselte Dünste, ekle Krankheitserreger, die der Frost in Banden geschlagen, aber nicht ertötet hatte. In schmutziger Brühe flossen sie träge durch die Gassen und mengten sich in den engen Höfen mit verwandten Stoffen und zeugten neue Arten, die sie in Tümpeln und Lachen zusammen=

schwemmten, wo sie wieder zu böser Stunde entbunden wurden und über die feuchtigkeitsatten Luftschichten aufstiegen und in die Häuser eindrangen.

* * *

Auch Marta und Flocke lagen acht Tage mit glühend roten, ganz verschwollenen, und dann noch vierzehn Tage mit ganz bleichen Gesichtern in ihren Betten.

Dann bekamen die Erwachsenen Influenza; Mutter zuerst und Lilli ganz zuletzt.

„Ich glaube, Mutti, ich bin so furchtbar müde, weil ich solche Angst hatte. Was wäre aus den Kindern geworden, wenn Gott dich von uns genommen hätte!“

Das sagte Lilli, während Frau Hinüber ihr beim Ausziehen half und ihr ab und zu bekümmert das blasse, treue Gesichtchen streichelte.

Als sie dann in den Kissen lag, vermißte sie es kaum, Hans an dem Tage nicht sehen zu dürfen. Sie war zu erschöpft, um sich der Gliederschmerzen bewußt zu werden, welche ihr außer Bett so empfindlich gewesen waren.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Heimat und Fremde.

Gedenktage. Am 6. September 1804 wurde Prinzessin Marie von Hessen, Tochter des damaligen Kurprinzen, späteren Kurfürsten Wilhelm II. geboren. Am 23. März 1825 fand ihre Vermählung mit dem regierenden Herzog Bernhard von Sachsen-Meiningen im Bellevueschloß zu Kassel mit außerordentlichem Glanze statt. Eine eingehende Beschreibung dieser Festlichkeit findet sich in unserer Zeitschrift, Jahrgang 1895, Seite 122 ff. Sowohl in Hessen, wie in ihrer neuen sächsischen Heimat wurde ihrer sympathischen Persönlichkeit die größte Zuneigung von ihrer Umgebung, wie vom Volke entgegengebracht. Wie sie eine Mutter ihres Landes in der edelsten Bedeutung gewesen ist und wie innig sie sich bis zu ihrem letzten Atemzug mit ihrem hessischen Vaterlande verbunden fühlte, hat Carl Preser nach ihrem am 1. Januar 1888 erfolgten Dahinscheiden in dem „Die letzte Schwester des letzten Kurfürsten“ überschriebenen Nekrolog im „Hessenland“ geschildert, aus welchem wir hier die Worte wiedergeben wollen, mit denen der Dahingeschiedenen in ihrem sächsischen Lande gedacht wurde: „Wollte man ein Bild des Wirkens dieser Fürstin in allegorischer Darstellung geben, man müßte sie als Engel malen, der vor den Türen der Armut steht und die Not und Sorge zurückscheucht“. —

Am 10. September 1704 starb Prinz Leopold von Hessen, ein Sohn des Landgrafen Karl, 19 Jahre alt, an einem hitzigen Fieber zu Stuttgart. Er hatte zuvor im spanischen Erbfolgekrieg dem Feldzug an der Donau und der Schlacht bei Höchstädt beigewohnt. Seine Leiche wurde nach Kassel übergeführt.

Geburtstag des letzten Kurfürsten. Am 20. August, dem Geburtstage des Kurfürsten Friedrich Wilhelm I., war dessen Grabstätte auf dem alten Totenhof zu Kassel, die gegenwärtig in weiterem Umkreise mit einer Sandsteinumfriedigung versehen wird, wieder mit prachtvollen Kränzen geschmückt.

Philippsfeier. Gleichwie in Marburg ist auch in Kassel der Beschluß gefaßt worden, zur Feier der Wiederkehr des 400. Geburtstages des Landgrafen Philipp das Volksbühnenspiel „Philipp der Großmütige“ von Franz Treller durch Einwohner der Stadt zur Darstellung zu bringen.

Fischbeck. Die aus dem 12. Jahrhundert stammende im romanischen Stil erbaute Kirche zu Fischbeck, bekannt durch das dortige adelige Fräuleinstift, dessen Ursprung in das Jahr 954 fällt, hat seit vorigem Jahre eine gründliche Wiederherstellung erfahren. Hauptsächlich ist der Nordgiebel wieder aufgebaut und ein neuer Vierungsturm errichtet worden. Die bauliche Ausführung lag in den Händen des Professors Haupt in Hannover, die Malereien rühren von Professor Schaper in Berlin her. Bei der am 17. August stattgefundenen Einweihung waren der Kaiser und die Kaiserin zugegen. Generalsuperintendent Werner aus Kassel hielt die Weiherede, Pastor Heermann aus Fischbeck die Festpredigt.

Hochschulnachrichten. Zum außerordentlichen Professor in der medizinischen Fakultät der Universität Marburg ist der außerordentliche Professor an der Universität Heidelberg Dr. Ludolph Brauer ernannt worden. — Der außerordentliche Professor an der Universität Halle a. d. S. Dr. Hermann Graßmann hat einen Ruf als Nachfolger des nach Straßburg gehenden Professors Dr. Wellstein an die Universität Gießen erhalten und angenommen.

Marburger Altertumssammlung. In der am 26. August abgehaltenen Sitzung der Mar-

burger Stadtverordneten wurde der Beschluß gefaßt, die Kilianskapelle, eines der ältesten Gebäude der Stadt, aus Anlaß der Philippsfeier dem Geschichtsverein zu überweisen, um darin die bereits bestehende hessische Altertumssammlung, die gegenwärtig im Marburger Schloß verwahrt wird, aufzustellen.

Kongreß. In Kassel fand vom 22. bis 26. August die 33. Wanderversammlung des deutschen Photographenvereins statt, mit welcher eine Ausstellung im Orangerieschloß verbunden worden ist.

Ausstellung. Im Kunsthause zu Kassel hat der Maler Louis Katzenstein, den Lesern unserer Zeitschrift durch zahlreiche Beiträge auch als Schriftsteller bekannt, eine Ausstellung seiner älteren und neueren Bilder veranstaltet, um dem Publikum einen Überblick über sein Schaffen zu geben. Der Künstler, der im 83. Lebensjahre steht, ist durch ein Augenleiden gezwungen, seine Tätigkeit einzustellen.

Todesfälle. Der gegen Ende Juli zu Santiago in Chile verstorbene Naturforscher Professor Dr. Rudolf Philippi, geboren in Charlottenburg am 14. September 1808, wirkte in den Jahren 1835 bis 1850 als Lehrer und zuletzt als Direktor an der polytechnischen Schule zu Kassel. Um einen Konflikt mit der Regierung zu vermeiden, gab er seine Stellung auf und ging nach Südamerika, wo er sich durch seine Forschungen einen weltberühmten Namen machte. Beiläufig sei erwähnt, daß Philippi noch vor wenigen Jahren in den „Grenzboten" mehrere „Anekdoten aus dem alten Kurhessen" veröffentlichte. — Am 24. August starb zu Marburg der Geheime Rat Professor Dr. Julius Bergmann. Geboren 1840 zu Opherdike in Westfalen, studierte er in Göttingen und Berlin und wurde 1872 ordentlicher Professor der Philosophie zu Königsberg i. Pr., leistete aber bereits 1875 einem Ruf nach Marburg Folge. Seine Lehrtätigkeit übte er bis vor wenigen Jahren aus, wo ihn ein eingetretenes Leiden zwang, dieselbe einzustellen. Professor Dr. Bergmann veröffentlichte zahlreiche Schriften und Abhandlungen und zählte zu den bedeutendsten Philosophen der Gegenwart. Zu Jestädt verschied am 24. August der frühere Kurfürstliche Major und Flügeladjutant Friedrich Louis Cäsar von Eschwege, geboren am 24. Juli 1819 zu Reichensachsen als Sohn des späteren hessischen Generalleutnants Ferdinand von Eschwege. Er trat in seinem 14. Jahre in das Kadettenkorps zu Kassel ein und stand von 1840 an als Leutnant bei dem Leibgarde-Regiment, einige Jahre auch bei dem 2. Infanterie-Regiment in Fulda. 1856 wurde er zum Hauptmann und zum Flügeladjutanten, später auch zum Kommandeur der Schweizer Leibgarde ernannt. 1864 wurde er Major. Von befreundeter Seite geht uns über den Verblichenen das Nachstehende zu:

„Die Familie von Eschwege stand von jeher bei dem hochseligen Kurfürsten in hoher Gunst. Schon General von Eschwege, Kommandeur der Kurhessischen Garde du Corps, die damals noch ein vollzähliges Regiment war, der Vater der beiden Brüder, Hermann (Oberstallmeister) und Louis, war bei dem Kurfürsten persona gratissima, und die Vorliebe für ihn übertrug sich auch auf die beiden Söhne, vornehme, schöne, ritterliche Gestalten. Sie galten am Hofe als die ausgesprochenen Lieblinge des Regenten. Der ältere, Hermann, durfte sich ihm gegenüber manches Scherz- und Witzwort erlauben, das einem andern von seiten des im ganzen ernst angelegten Fürsten nicht gestattet gewesen wäre. Der jüngere, Louis, diente zunächst im Leibgarde-Regiment, fiel aber eines Tages plötzlich in Ungnade, infolge deren er in das damalige 2. Infanterie-Regiment zu Fulda versetzt wurde; nachdem jedoch die milde Gesinnung des Kurfürsten wieder die Oberhand gewonnen, wurde von Eschwege zurückversetzt und nicht lange nachher zum Flügel-Adjutanten ernannt, als der er, seinem Fürsten in treuer Liebe und Anhänglichkeit ergeben, ihn 1866 auch in die Kriegsgefangenschaft nach Stettin begleitete. Am 20. August 1866, dem Geburtstage des Kurfürsten, reiste Major von Eschwege von dort nach Berlin, um dem Könige das Rechtfertigungsschreiben des Kurfürsten zu überreichen. Er hatte Audienz im Königlichen Schlosse und kehrte mit einem abschlägigen Bescheid nach Stettin zurück. Er war auch derjenige Offizier, der dann vom Kurfürsten mit der Aufgabe betraut wurde, dem im Exerzierhaus der alten Infanterie-Kaserne zu Kassel versammelten Kurhessischen Offizierskorps den Abschiedsgruß und die letzte Ansprache des obersten Kriegsherrn zu überbringen, wonach die Offiziere von dem ihm geleisteten Diensteid entbunden wurden, ein Auftrag, dessen Ausführung ihm gewiß sehr schwer geworden ist.

Herr von Eschwege war am ganzen Hofe als ein stets freundlicher, wohlwollender Herr beliebt und bei allen Hofangestellten vom obersten Würdenträger bis zum geringsten Diener, hochgeschätzt und verehrt. Auch im Privatleben war der Entseelte in allen Schichten der Kasseler Bevölkerung hochangesehen und durch sein herzgewinnendes, leutseliges Wesen eine allgemein beliebte Persönlichkeit, wie er auch in Künstlerkreisen — er war ein kenntnisreicher Musikfreund und Jünger der heiligen Musica — als hochverehrter Mäcen in höchster Achtung stand. —

Die hochansehnliche Trauerversammlung bei seiner Bestattung und die vielhundertfältige Teilnahme des größeren Publikums gaben hiervon beredtes Zeugnis."

Unter andern Ordensauszeichnungen besaß der Dahingeschiedene auch den Russischen St. Annen-Orden, der ihm vom Kaiser Nikolaus I. in Petersburg verliehen worden war, als er dort 1847 den Tod des Kurfürsten Wilhelm II. und die Thronbesteigung des letzten Kurfürsten ansagte.

Hessische Bücherschau.

Looff, Eduard. Des Kaisers Schwert. Eine Erzählung aus der Zeit der Hohenstaufen. Kassel, (H. Kempf, Ferd. Keßlersche Buchhandlung) Preis M. 1,50, geb. M. 2.—

Der Verfasser, dem hessischen Leser durch seine Dichtung „Burg Ehrenstein" bekannt, versetzt uns in die bewegte Zeit Kaiser Friedrichs II., und zwar in die Jahre, welche zwischen die Schlachten bei Cortenuova und bei Wahlstatt fallen. Die Landschaft ist anziehend geschildert, die Personen sind gut gezeichnet, die Handlung ist spannend und die Sprache im Charakter der Zeit gehalten, wenngleich Rede und Gegenrede manchmal zu langatmig ausfiel. Allerdings wurde ja damals die wohlgesetzte Rede in Ritterkreisen sorgfältig gepflegt; aber der moderne Leser will sich gar nicht der Mühe unterziehen, sich mehr als rein äußerlich in jene Tage zu versetzen. Wer übrigens nur am modernen Roman seine Freude hat, wird psychologische Grübelei, mehr Seelenzerfaserung, mehr Darstellung wünschen. An einigen Stellen nimmt in der Tat die rein historische Mitteilung einen zu breiten lehrhaften Ton an (III. VIII), was der Lebhaftigkeit gewisse Grenzen setzt. Wir hören an diesen Stellen, während wir sehen wollen — und die Art der Darstellung macht eine „Erzählung" zum Kunstwerk.

Wir wünschen dem Buch, das sich auch sehr gut für die Hand älterer Schüler eignet, recht gute Aufnahme und dem Herrn Verfasser, der als Amtsrichter in Felsberg lebt, damit den wohlverdienten Lohn. Val. Traudt.

Schenk, Rektor in Frankenberg. Philipp der Großmütige, Landgraf von Hessen (1504—1567). Zur Denkmalenthüllungsfeier in Haina im Juli 1904. 8°. Mit Bild nach Professor Wieses Denkmal und 40 Seiten Text. Frankenberg (F. Kahm) 1904. Preis 40 Pf.

Derselbe. Das ehemalige Cisterzienser-Kloster und nachherige Hospital zu Haina. (Konferenz-Vortrag.) 8°, 27 Seiten. Frankenberg (F. Kahm) 1903. Preis 30 Pf.

Die erstgenannte anspruchslose Gelegenheitsschrift ist geeignet, weite Kreise unseres Volksstammes über unseren größten Hessenfürsten zu belehren, so daß wir ihr die stärkste Verbreitung wünschen dürfen. Von Haina ausgehend, bietet sie dem Leser vom Zug Landgraf Philipps nach Württemberg das Nötige und ebenso über Philipps Martyrium 1547—52 u. a. m.

Das zweite Schriftchen ist als würdiger Beitrag zur Feier des 27. Juli in Haina zu betrachten und zu empfehlen, wenn es auch schon früher herausgegeben wurde.

Bronnzell b. Fulda. Dr. phil. F. Seelig.

Personalien.

Verliehen: den Kreisärzten Dr. Dreising in Kassel und Dr. Faber in Rotenburg der Charakter als Medizinalrat; dem Oberpostsekretär Scheffer in Kassel der Charakter als Rechnungsrat; dem ehemaligen Pächter der Logierhäuser des Bades Nenndorf Munzel daselbst der Charakter als Kommissionsrat; dem Amtsgerichtsrat Stöber in Obernkirchen beim Übertritt in den Ruhestand der rote Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife; dem Landrat von Ditfurth und dem Kreisbaumeister Baurat Roßkothen zu Rinteln, sowie dem Pfarrer Heermann zu Fischbeck der rote Adlerorden 4. Klasse; dem Gutsbesitzer Reimerdes zu Fischbeck und dem Hochstiftsrentmeister Kaiser zu Hess. Oldendorf der Kronenorden 4. Klasse; der Frau Äbtissin des Stiftes Fischbeck Antonie von Buttlar, sowie der Stiftsdame Fräulein Anna von Münchhausen daselbst der Luisenorden 2. Abt. 2. Klasse.

Ernannt: Oberpostassistent Schüßler zu Marburg zum Postsekretär.

Verlobt: Kaufmann Wilhelm Reinecke in Groß-Mahner bei Solbad Salzgitter, Harz, mit Fräulein Auguste Bölke (Wilmersdorf, im August).

Geboren: ein Sohn: Dr. Rudolf Schenk und Frau Helene, geb. Scheffer (Marburg, 3. August); Dr. Wendel und Frau (Marburg, 11. August); Landmesser Wächter und Frau Mary, geb. Hüser (Marburg, 15. August); Dr. Willgerodt und Frau (Kassel, 15. August); Rechtsanwalt Dr. Ernst Arnthal und Frau Olga, geb. Wallach (Kassel, 16. August); — eine Tochter: Dr. Paulus und Frau Marianne, geb. Heckmann (Chemnitz, 19. August); Fabrikbesitzer G. Marquard und Frau Anna, geb. Däsel (Koburg, 25. August).

Gestorben: Militär-Intendantur-Sekretär Eduard Speck, 35 Jahre alt (Kassel, 14. August); Pfarrer zu Wichte Julius Wicke, 38 Jahre alt (Kassel, 17. August); ehemaliger Rechtsanwalt und Notar Jakob Kaula, 96 Jahre alt (Frankfurt a. M., 19. August); Privatmann Richard Fehrenberg, 44 Jahre alt (Kassel, 23. August); Professor der Philosophie Geheimrat Dr. Julius Bergmann, 64 Jahre alt (Marburg, 24. August); Kurhessischer Major und Flügeladjutant a. D. Freiherr Louis von Eschwege auf Jestädt, 85 Jahre alt (Jestädt, 24. August); Kaufmann Karl Eimer, 60 Jahre alt (Kassel, 26. August); Frl. Lisette Scheuch, 78 Jahre alt (Kassel, 26. August); Frau Geheimrat Emilie Weiß, geb. Froebel (Friedrichroda, 27. August); Oberstleutnant a. D. Kurt von Frankenberg und Ludwigsdorf (Kassel, 28. August). Apotheker Reinhard Schimmelpfeng aus Brooklyn (Kassel, 29. August); Geheimer Sanitätsrat Dr. Adolf Seebohm, 69 Jahre alt (Königshof bei Hann. Münden, 30. August).

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 18. XVIII. Jahrgang. Kassel, 16. September 1904.

Glück.

Wo die Farben des Waldes sich lösen in Gold,
Das in perlenden Strahlen herniederrollt,
Wo der Wind den Birken die Locken wirrt,
Dahin hat sich heute Frau Glück verirrt.
Schon Mütterleins Mutter vor Jahren sprach:
„Frau Glück wohnt draußen im Birkenschlag."

Dort saßen wir lachend im grünen Moos,
Des Waldes duftende Blumen im Schoß,
Und fühlten heißer die Wangen glühn
Und schauten verstohlen durchs lichte Grün
Und merkten, daß hinten im Birkenschlag
Wieder die Göttin des Glückes lag.

* * *

Wir sahen, wie heimlich da auf und nieder
Die Farren schwankten, und hin und wieder
Zur Erde sich neigte ein schaukelnder Ast,
Als habe sie spielend danach gefaßt,
Und merkten, daß hinten im Birkenschlag
Wirklich die Göttin des Glückes lag.

Mit dem Duft der Linden säuselte leise
In märchensüßer, bezaubernder Weise
Durch Vogellieder und Sommerlust
Ein Strom des Glücks in unsere Brust.
Schon Mütterleins Mutter vor Jahren ja sprach:
„Frau Glück wohnt draußen im Birkenschlag."

Rothenditmold. **Valentin Traudt.**

Liebesbrief.

Ich habe in den Finger mich geschnitten,
Die arme Hand hat argen Schmerz gelitten;
Nervös erschauernd sah aufs weiße Linnen
Mein Blut ich wie Granatenperlen rinnen.

Wie das so rieselt', fiel mir plötzlich ein,
Das soll zum Brief an Dich die Tinte sein,
Und rasch die Feder taucht' ich in das Blut
Und schrieb: Ich liebe Dich, ich bin Dir gut.

Und meinen Namen schrieb ich noch daneben.
So tut's der Teufel nicht allein erleben,
Daß sich mit Blut ein Seelchen ihm verschriebe.
Hier hast Du meine Seele, meine Liebe!

Spinnlein am Abend.

Ich war' gerad' zu Ende
Mit meinem Liebesbrief,
Als drüber hin behende
Ein kleines Spinnlein lief.

Von alten weisen Leuten
Nun hört' ich oft genug:
Es soll ja Glück bedeuten
Klein Spinnleins Nachtbesuch.

Glück? Ach, das ist wohl ferne,
Daß nie ich's fassen kann,
Doch abergläubisch gerne
Nehm' ich sein Omen an.

Will mich's noch grüßen leise?
Vielleicht, daß nächtlich spät
Zu mir auf weite Reise
Noch ein Gedanke geht?

Remscheid. **Auguste Wiederhold.**



Die Pfarrkirche St. Maria in Volkmarsen.

Von Ernst Happel.

Unter den niederhessischen Kirchen nimmt die katholische Pfarrkirche zu Volkmarsen eine bevorzugte Stellung ein, sowohl hinsichtlich ihrer Größe als auch ihrer architektonischen Bedeutung. Besonders das Innere dieser dreischiffigen Hallenkirche ist von einnehmenden Verhältnissen. Die beiden Seitenschiffe haben die halbe Breite des Mittelschiffes und sind ebenso wie dieses aus je drei Jochen gebildet; außerdem gehört zum Kirchenraume noch das Untergeschoß des Turmes, welcher sich frei vor der Mitte des westlichen Giebels erhebt. Auch der Chor ist rechteckig, in Dach und Seitenwänden abgesetzt, dem Ostgiebel vorgebaut. Diese Anordnung ist echt westfälisch, denn noch lange nach Eingang des gotischen Stiles wurden Kirchen in Westfalen, wo man überhaupt in der Kunstausübung eine gewisse Schwerfälligkeit zeigte, mit viereckigem Chor errichtet. Auch unsere Kirche, obgleich erst in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts unter westfälischem, paderbornisch-korveiischem Einfluß errichtet, zeigt noch ganz frühgotische Formen, mit starker Anlehnung ans Romanische. Sie ist also noch keine fertig gotische Kirche, wie sie um diese Zeit die benachbarten Rheinlande überall schon hatten oder entstehen sahen, sondern die zähe Art des Westfalen hielt noch fest an älteren Formen, die darum aber um nichts in Anmut und Schönheit zurückstehen. Die 6 Joche im Inneren ruhen auf vier mächtigen Rundpfeilern, an denen aus gemeinsamer Basis 4 runde Dienste für die Gurt- und Scheidebögen emporstreben. Diese sind rechteckig mit vorgelagertem Halbrundstab, während die Gewölberippen der Hauptjoche und des Chores bereits gotische Birnstabprofile zeigen. Im Chor und östlichen Hauptjoch sind die genannten Rippen mit Schilden besetzt, überall sind reiche Schlußsteine vorgesehen. In den Seitenschiffen fehlen die Gewölberippen völlig, auch die Gurtbögen legen sich an der Außenwand auf Segmentsäulen, die nur ein Stück heruntergeführt sind und in einem Konsolstein enden. An diesen Stellen ist die Wand an der Kirchenaußenseite durch Strebepfeiler, für die Aufnahme des Gewölbeschubes, verstärkt. Alle Dienste und Pfeiler enden unter einem Kempfergesims in Kapitälen, die mit wunderschönem Laubwerk geziert sind. Kastanien-, Hopfen- und Weinblätter sind hier vertreten. Die farbige Ausmalung der Kirche, noch nach den Angaben des Meistergenies Ungewitter ausgeführt, belebt das Innere ungemein und stört doch in keiner Weise den ruhigen, würdigen Gesamteindruck. Die ursprünglich mit schönen Kapitälpfosten und schönem Maßwerk gezierten Fenster sind jetzt zwar auch noch größtenteils bunt verglast, doch sind die genannten ersteren Teile verschwunden, auch ist anzunehmen, daß in den Kreisfenstern einstmals ein Katharinenrad oder frühgotisches Maßwerk seinen Platz hatte.



Südportal der Pfarrkirche St. Maria in Volkmarsen.
Nach einer Zeichnung von Ernst Happel.

Bemerkenswert ist, daß die Dienstbasen im Chor noch rein attische Form zeigen.

Das Äußere der Kirche, in welche drei Eingänge führen, ist ohne bildnerischen Schmuck, der mächtige Turm ragt glatt empor, bis zum Umgang, dessen Galerie spätgotische Formen aufweist. Das etwas zurücktretende Obergeschoß ist achteckig und im sechzehnten Jahrhundert mit einer welschen Haube

bedeckt. Aus dieser und späteren Zeit scheinen auch alle die wunderlichen Heiligen im Rathauskeller zu stammen, die früher die Kirche „schmückten“ und hierher verbannt wurden, als Ungewitters Renovierung 1857/58 reine Bahn schaffte und die Stilwidrigkeiten entfernte. Auf den Ecken des Turmumganges stehen Fialen mit Wasserspeiern.

Von hervorragender Schönheit sind das Süd- und Westportal.

Das letztere scheint das ältere zu sein, seine Bögen sind noch im Kreis gezogen und oben nur in einer stumpfen Spitze abgesetzt. Diese sich nach außen erweiternden Bögen sind aus Rundstäben mit aufgesetzten rechteckigen Leistchen gebildet. Die Bögen sind getragen durch fünf runde Säulen, doch ist nur die erste durchlaufend, die anderen vier sind unterbrochen durch 2 rechteckig vertiefte Nischen, über denen Baldachine vorstehen. Neben der genannten Säulenstellung, rechts und links vor der Mauer, stehen Säulen, auf denen unter Baldachinen Figuren aufgestellt werden konnten. Über der Tür bildet ein Wasserschlag einen Giebel, der in einem Postament endet, auf dem ein kreuzhaltender Engel steht. Alle Kapitäle der genannten Säulen sind mit schönem Laubwerk zierlich geschmückt.

An den Baldachinen in der Säulenstellung erscheinen im Zierat Tier- und Menschenfratzen, im Tympanon befindet sich das Hochrelief einer Anbetung. In der Mitte auf einem Thronsessel sitzt Gott der Herr, zu seiner Linken ein Gläubiger und zu seiner Rechten eine Gläubige, beide in Gebethaltung, knieend mit erhobenen, zusammengelegten Händen.

Schöner noch und auch in reineren Formen ist das Südportal ausgeführt. Der Spitzbogen überdeckt zwei gesonderte Türöffnungen, die im Kleeblattbogen geschlossen sind. Jede Seite der Portalöffnung ist besetzt mit vier kreisrunden Säulen, die Bögen sind gebildet aus reinen Birnstäben. (Siehe Abbildung.) Die beiden Türen sind geschieden durch einen Steinpfeiler, der mit drei Rundsäulen besetzt ist, dieselben tragen über einem Gesims ein Postament mit der Mutter Gottes, der Schutzheiligen der Kirche. Das Tympanon, hinter der Statue, ist mit einem flammenden Heiligenschein farbig bemalt. Im Schluß der Bögen sitzt ein ausgekragter Baldachin. Rechts und links des Portales stehen auf Säulen unter achtseitigen Baldachinen die Schutzheiligen der Stadt, links Petrus und rechts Paulus, an Schlüssel und Schwert kenntlich. Über der Tür ist ein Wasserschlag zu einem Wimperg ausgezogen, in dessen Spitze ein Knauf mit Fruchtdolde angebracht ist. Die Türen der beiden Eingänge sind mit schönen schmiedeeisernen Beschlägen versehen.

Das letztbeschriebene Portal dürfte wohl dem Volkmarser Stadtwappen als Vorbild gedient haben, bei dem die beiden Heiligen in die Türöffnungen gesetzt wurden. Schon im Städtebündnis 1357 erscheint das Volkmarser Stadtwappen in dieser Zeichnung, obgleich es früher einen Schlüssel in der Mitte führte, wie auf einem in der Volkmarser Münze hergestellten Geldstück des Abtes Heinrich III. von Corvey (1272—1306) zu sehen ist.

Versuch einer kritischen Übersicht

der gesamten Literatur über Philippum Magnanimum, Landgraf zu Hessen, Graf zu Catzenelnbogen 2c.

Von Dr. philos. Fritz Seelig.

(Fortsetzung.)

Wohl zwei- bis dreitausend Briefe von oder an Landgraf Philipp sind bereits gedruckt worden, leider meistens an recht versteckten Orten, so daß ein Regest darüber in chronologischer Reihenfolge und mit Register über Empfänger oder Verfasser zur dringenden Notwendigkeit wird, unendlich viele Briefe aber harren noch ihrer Herausgabe aus den Archiven; dann füllen die Streitschriften für oder wider Landgraf Philipp, in Folio oder häufiger noch in Quart gedruckt in den Jahren 1518 bis 1567, manch ein Gefach aus nebeneinander gestellt, und bilden wegen ihrer langatmigen Titel meist einen Schrecken für den aufnehmenden Bibliotheksbeamten. Das meiste Material aber über unsern großen Landgrafen ruht noch heute, nach fast 400 Jahren, ungehoben in den Archiven, wozu wir in erster Linie seine unzähligen Rand-Entscheide auf Eingaben und die diplomatischen Verhandlungen mit halb Europa in fast allen Fragen jener Zeit zu rechnen haben, und dann noch die von Rommel öfter benutzte, aber bis heute noch unedierte Chronik von Wilhelm Buch, der als Sohn des Erziehers von Philipps Söhnen viele Interna aus eigener Beobachtung seines Vaters sich noch bis 1587 selbst aneignen konnte. Daß dabei aber auch neben

den großen Staats- und städtischen Archiven und neben den öffentlichen Bibliotheken manches in Privatbesitz gelangen konnte, möge Nachfolgendes beweisen. Ein eifriger Hassiaca-Sammler, der im April 1902 verstorbene Jos. Schwank, konnte noch in dem Jahre 1881 u. a. bei einem Frankfurter Antiquar zwei Archivalien über Landgraf Philipp erwerben, von denen man nicht begreift, wie sie den Archivbeständen entfremdet werden konnten. Es ist ein Glück, daß beide jetzt auf der Landesbibliothek zu Fulda sich in der A. Joseph Schwankschen Stiftung zur wissenschaftlichen Benutzung befinden: 1544 ist auf 102 Blatt eine 32 × 21½ cm große, in Pergament gebundene Handschrift angefertigt als 1) ein „Inventarium der Artillerie Landgraf Philipps des Großmütigen", das Schwank selbst noch in der Casseler Zeitschrift Bd. 16 der Neuen Folge auf den Seiten 22—84 im Jahre 1891 herausgeben konnte, während das andere, 22 × 33½ cm große Manuskript noch ungedruckt geblieben ist. Es lautet: 2) „Einnham vnd ausgabe mein herman vngefuges zunamen vnnd von wegen des durchleuchtigen ... Fürsten ... Herrn Wilhelmen lantgraven ... durch mich im vergangenen kreige verhandeln lassen. Anno 1552." Auf 177 Blatt enthält diese wichtige Archivalie Genaueres über den Zug des jungen Landgrafen Wilhelm, den er gemeinsam mit seinem Schwager, Kurfürst Moritz von Sachsen, gegen den Kaiser, zur Befreiung seines Vaters, durch Süddeutschland eilend, nach Tirol unternahm.

Was aber über 1546 und 1547 der bekannte Söldnerführer Schärtlin hinterließ, ist erst nach des Landgrafen Tode ans Licht gekommen, also, daß es jenes Bild nicht beeinträchtigeu konnte, wie es der Zeitgenosse des Landgrafen Philipp im hohen Stile der offiziellen Geschichtsschreiber des Schmalkaldischen Bundes Sleidanus geschrieben hat, und wie es in dem bereits 1563 erschienenen I. Bande seines „Wendunmuth" ein treuer Hesse, Hans Wilhelm Kirchhof, den breitesten Schichten unseres Vaterlandes in volkstümlichster Schreibart geboten hat in jenen Anekdoten über Philipp, aus denen dann bis in unsere Tage hinein immer und immer wieder geschöpft worden ist. Mit diesen beiden Zeitgenossen des Landgrafen müssen wir uns also zum Schlusse, wenn auch nur kurz, noch etwas beschäftigen.

Während wir aber über Hans Wilhelm Kirchhof fast nur das Wenige wissen, was er uns gelegentlich in seinem „Wendunmuth" selbst mitteilt, so sind wir über das Leben von Sleidanus recht gut berichtet, namentlich seitdem Baumgarten (1878) dessen Briefwechsel dazu herangezogen hat. Sleidan nennt sich nach seiner Heimat Schleiden in der Eifel, wo er als Johannes Philippson um 1506 geboren ist. Bereits Ende Oktober 1556 starb er als juristischer Professor zu Straßburg, auch als Historiker hochberühmt. Sein bedeutendes Werk über die deutschen Zustände zur Reformationszeit unter Karl V. erschien zuerst lateinisch 1555, später auch verdeutscht (Halle 1770/71) und ins Französische übersetzt und ist am besten in drei Bänden von am Ende (Frankfurt a. M. 1785/86) ediert worden. In 26 Büchern handelt er Jahr für Jahr die Zeit von 1517 bis 1556 ab und hat dabei wesentlich die süddeutschen Archive, besonders das der Stadt Straßburg, zu Gebote gehabt, aber auch die Geheimakten des Schmalkalder Bundes benutzen dürfen. Kein Wunder, daß, zumal der um 1646 erschienene Hortleder nur ein dickleibiger Kommentar zu Sleidan sein will, fast alle Geschichtschreiber bis ins 18. und 19. Jahrhundert in Deutschland auf Sleidan als Quelle zurückgehen. Wie schon bemerkt, hat das für Landgraf Philipp, der seinerseits Sleidan, soviel an ihm lag, begünstigt hat, den Nachteil gehabt, daß er zu sehr vom süddeutschen und sächsisch-lutherischen Standpunkt beurteilt ist, während er ja für sich einen spezifisch hessischen und theologisch zwischen Zwingli und Luther vermittelnden Standpunkt einnahm. Doch können wir im großen und ganzen das Bild Sleidans ein für Philipp gerechtes und würdiges nennen, das die Prüfung auch unserer Zeit höchstwahrscheinlich überdauern wird.

Wir hören Landgraf Philipp im Bauernkrieg seine Soldaten ermahnen, sehen ihn in den Packschen Händeln, hören von seinem Wegzug von Augsburg, der Gründung des Bundes, dem Siegeszug nach Württemberg, dem Krieg gegen die Braunschweiger, der Unterredung zu Speyer mit Karl V. von 1546/47, der Kriegs-Gefangenschaft und Befreiung, dem Religionsfrieden und seinem Streitfall mit Nassau. Man kann wohl kühn sagen, bis auf Rommel im Jahre 1827 in Hassiacis und bis auf Ranke im Jahre 1839 in seiner Geschichte der deutschen Reformation ist wohl das Bild des Landgrafen Philipp, wie es Sleidan nach den Quellen entworfen hat, für alle diejenigen Schriftsteller feststehend geblieben, denen es nicht darum zu tun war, um jeden Preis den Landgrafen herunterzureißen, sondern trotz der Doppelehe ihm gerecht zu werden.

Wer also mit Landgraf Philipp sich ernstlich beschäftigen will, muß Sleidans zeitgenössisches Werk über die deutsche Reformation unter Karl V. selbst nach den Quellen prüfen.

Wie weit dieses Werk von der Gegenseite, namentlich aus Spanien selbst, wohin Karl V.

seine Archivalien mitnahm, ergänzt werden wird, kann zur Zeit noch nicht gesagt werden, da ein Schüler Baumgartens (Dr. Bernays), der damit sich beschäftigen sollte, noch wenig, und soviel ich weiß, noch gar nichts über den größten Fürsten des Landes zu Hessen, von dort hat hören lassen.

Sleidan war also — trotz seiner deutschen Übersetzung — das Hauptwerk für die Gelehrten und höchstens für Freunde der Geschichte, wie wir sahen, über 250 Jahre lang.

Für die weitesten Kreise schrieb aber seit dem Jahre 1563 ein anderer Mann, den wir mit Stolz zu den Berühmtheiten Hessens in literarischer Beziehung rechnen dürfen, nämlich Hans Wilhelm Kirchhof, dessen Hauptwerk „Wendunmuth" uns, wie so manche literarische Seltenheit, ein Neudruck des literarischen Vereins zu Stuttgart Ende der sechziger Jahre in 5 Bänden mit Anmerkungen beschert hat von Oesterley. Hören wir, was Vilmar, der sein Historienbüchlein daher recht bereicherte, von Kirchhof schreibt: „Das beste unter den späten Schwankbüchern ist von einem Hessen, der als Burggraf von Spangenberg nach 1602 verstorben ist . . . in seinem „Wendunmuth" tritt der Ernst neben dem Scherz wieder in sein gebührendes Recht, und die Erzählungen, unter denen viele hessische gerade über Landgraf Philipp selbst vorkommen, sind zum größten Teil sehr gut, zur Kenntnis der Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts unentbehrlich." (Aus Vilmars „Deutsche Literaturgeschichte".)

Ja ich stehe nicht an, unsern Hans Wilhelm Kirchhof mit zu den wichtigsten zeitgenössischen Quellen über Landgraf Philipp zu rechnen, schon im I. Buche, aber besonders in den Büchern III und IV, woher Otto Melander im 17. Jahrhundert in seinen „Jocoseria" schöpfte und vermittelst Vilmars Historienbüchlein so mancher „deus minorum gentium", wie noch im Sommer d. Js. ein Herr Heinlein im Hausfreund der „Casseler Allgemeinen Zeitung" und der Althessische Kalender für 1905. Wer aber es liebt, statt verwässerte Aufgüsse zu genießen, lieber zu den Quellen zu steigen, dem empfehlen wir, den „Wendunmuth" des guten Hans Wilhelm Kirchhof selbst aufzuschlagen, es wird ihn ein Hauch aus Landgraf Philipps Tagen erfrischend umwehen.

Denn 1546/47 diente Kirchhof in Süddeutschland den Protestanten, dann bei Warburg und in Niedersachsen dem Landgraf Philipp, für den er nach Frankreich später reiste, er wurde Casseler Bürger und nach Philipps Tode gegen 1583/84 20 Jahre lang Burggraf zu Spangenberg.

Daß Kirchhof in Marburg nach seinen Kriegsfahrten studiert hatte, hebt er öfters hervor, so gegen 1554/55 und 1559; drum seien zum Schluß von seinen Erzählungen hier einige nur hervorgehoben, die er aus eigener Anschauung oder nur aus dem Munde von Augenzeugen haben konnte:

So die Antwort des Landgrafen Philipp an Herzog Heinrich von Braunschweig: „Er habe nur Getreue in seiner kleinen Stadt Schwarzenborn" und es sei 1521 des jungen Landgrafen größte Zier gewesen, daß er nur alte Räte um sich gehabt habe. Bekannt sind dann noch folgende geworden: Philipp im Gewitter, sein Undank von der beschenkten Frau, Philipp ein hessischer Kopf, er und der Holzbauer, über Kriege und Kriegskosten, „fest im Glauben," er und der Bauer, Namens Landgraf, u. v. a. m.

Wahrlich neben dem bis 1841/47 ungedruckten Wigand Lauze vertreten Sleidan (1555 u. ö.) und Kirchhof (seit 1563) aufs würdigste die protestantische und hessische Geschichtsschreibung in höherer und niederer Art für die Zeitgenossen des Landgrafen Philipp selbst und für alle nachfolgenden Jahrhunderte!

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge zur Geschichte der Brüder des gemeinsamen Lebens (Kugelherrn) in Hessen.

Von Otto Gerland.

(Fortsetzung.)

Um diese Zeit geschah eine eigentümliche Abschiebung eines unbequemen Bruders von Hildesheim nach Kassel. Johannes Kalkar, seit 1463 Bruder in Hildesheim, war ein sehr arbeitsamer und zur Besorgung äußerer Angelegenheiten sehr geschickter Mann; er befleißigte sich aber sowohl gegen die Brüder als auch namentlich gegen die Oberen eines höchst ungebührlichen, stolzen und eigensinnigen Wesens. Da Ermahnungen nichts halfen, schickte man ihn „zur Heilung seines Übels" nach Kassel, um dem Weißen Hofe als Rektor (Senior) vorzustehen. Er mißbrauchte jedoch auch dies Amt, wurde deshalb veranlaßt, davon zurückzutreten, und begab sich nach Wesel, wo er 1473 an der Pest starb.

Am 8. September 1474 stellte die Brüderschaft

zum Weißen Hofe über ein ihr vom Lüchtenhof gewährtes Darlehn von 50 Gulden an Stelle der bisherigen papierenen Urkunde eine solche auf Pergament mit beigefügtem Siegel aus.

1476 wird Johannes Wissel als Pater (Rektor) des Weißen Hofs genannt, der in diesem Jahre das Kolloquium zu Münster besuchte, gleichzeitig Bruder des Lüchtenhofs war und am 9. November 1483 starb. 1469 war das Kolloquium wie auch von anderen Kugelhäusern, so auch von dem Kasseler nicht beschickt worden. 1476 wurde auf dem Kolloquium beschlossen, daß die Patres von Hildesheim und Kassel wegen der großen Entfernung und des Mangels von Fuhrwerk nur alle zwei Jahre an dem Kolloquium teilnehmen sollten, die Beiträge, nämlich 1 scoterus Anglisus, aber sollten sie jährlich einschicken. Man hatte damals Mittel nötig unter anderem zur Einrichtung des neuen Hauses zu Marburg. Dem Beschlusse wegen Erhebung der Beiträge stimmte Hildesheim nicht zu.

Es wird in dieser Zeit auch einer Irrung erwähnt, die aber auch nach Hessen hinübergriff. Sie betrifft Lambert Holtappel, wegen des Ortes seiner Erziehung von Immenhausen (Ymmenhusen) genannt, der wahrscheinlich identisch mit Ludwig von Immenhausen ist. Er hatte 1459 sein Haus zu Immenhausen, wo er, um seine Verwandten zu besuchen, eine Zeitlang weltlich lebte, dem Schwesternhause der Kugelherren geschenkt, von dem sonst nichts bekannt sein dürfte, als daß Bertold von Immenhausen, zuerst Bruder in Hildesheim, dann Pater in Kassel, Pater dieses Hauses war. Lambert war als Bruder gehorsam und friedlich, wurde als Schreiber, namentlich auch von Noten, sehr geschätzt, war ein tüchtiger Gesanglehrer und Sänger, wurde 1476 als der Zeitfolge nach dritter Rektor des Lüchtenhofes gewählt und zeigte sich in diesem Amte von seltener Tüchtigkeit. Dann begann er jedoch unregelmäßig zu leben, zog sich dadurch ein Magenleiden zu, behauptete nun, sich erholen zu müssen, und hielt sich deshalb meist außerhalb des Lüchtenhofs auf. Da hierdurch große Schwierigkeiten entstanden, alle Versuche aber, ihn auf andere Wege zu bringen, fehlschlugen, drang man 1476 in ihn, sein Amt niederzulegen, und da er dies nicht freiwillig tat, so entließ man ihn auf Grund der Beschlüsse des Kolloquiums zu Münster aus der Bruderschaft. Am 28. August dieses Jahres reiste er mittels Wagens nach Kassel und begab sich von da in ein hessisches Schwesternhaus, wahrscheinlich nach Merxhausen (monasterium monialium Merkenshusen). Dort ist er am 22. Mai 1481 gestorben und auf dem Friedhof neben der Priorissin begraben. Die Nachrichten hierüber brachte der Kasseler Pater nach Hildesheim, als er 1481 auf der Reise zum Kolloquium zu Münster über Hildesheim kam.

Das Jahr 1484 erzählt von einem weiteren räudigen Schaf. Albert von Dinxlacken (im Reg.-Bezirk Düsseldorf) war Bruder im Weißen Hofe, trachtete danach, bei der nach Wissels Tod notwendig gewordenen Wahl eines Paters vergeblich, als solcher gewählt zu werden, führte aber ein unbeständiges Leben und trat dann aus der Bruderschaft aus. Er reiste in seine Heimat, kam, unterwegs von der Pest ergriffen, krank bei seiner Mutter an und starb nach schweren Seelenkämpfen und lebhafter Reue.

Nachdem es 1473 mißglückt war, eine Vereinigung zwischen einer Anzahl Bruderschaften in einem größeren Teile Deutschlands, darunter auch des Weißen Hofes, herbeizuführen, war der bereits erwähnte Pater Johannes Wissel auf der Reise zum Kolloquium in Münster am 11. April 1483 nach Hildesheim gekommen und dort bis zum 15. desselben Monats geblieben und man hatte sich zu einer gegenseitigen Brüderschaft vereinigt, auch darüber eine Urkunde ausgestellt, die dann 1486 als Muster für die Beurkundung einer gleichen Verbrüderung mit dem Kugelhause zu Magdeburg diente.

Johannes Wissels Nachfolger, Pater Bernhard, kam am 20. Juni 1488 nach Hildesheim, und dies gab die Veranlassung, früher als es sonst üblich gewesen wäre, ein Kolloquium abzuhalten und zugleich die Gelegenheit der Anwesenheit des päpstlichen Protonotars Raymund zu benutzen, um gemeinsame Privilegien zu erlangen, was auch Erfolg hatte. Eine Abschrift der in erster Linie für den Lüchtenhof, mittelbar aber auch für den Weißen Hof erteilten Privilegien in gerichtlich beglaubigter Form baten sich die Kasseler Brüder später (am 27. November 1496) aus, und diese mit vielem Fleiße, vieler Mühe und großen Kosten hergestellte Abschrift überreichte der Hildesheimer Rektor selbst am 3. Mai 1498 im Weißen Hofe, dessen Pater und Brüder die Kosten für die Abschrift unter Bezeugung ihres Dankes voll und gern bezahlten.

Am 22. April 1490 erteilte Landgraf Wilhelm der Ältere eine neue Bestätigungsurkunde, die folgenden Inhalt hat:

„Wir Wilhelm der ältere, von Gottes Gnaden Landgraf zu Hessen, Graf zu Ziegenhain und zu Nidda, bekennen öffentlich an diesem unserem Briefe für uns und unsere Erben und nachkommende Fürsten zu Hessen, nachdem in vergangenen Zeiten der hochgeborene Fürst Herr Ludwig, Landgraf

zu Hessen ꝛc., weiland unser lieber Herr Eltervater, des Seele der allmächtige Gott gnädig und barmherzig zu sein geruhe, seiner Voreltern [1]), seiner Liebden, seiner Liebe Erben und Nachkommen Seelen um Heils, Hülfe und Trosts willen den geistlichen, unsern lieben andächtigen Priestern und Klerikern, in dem Wyßzenhove wohnhaftig, in unser Stadt Cassel gelegen, denselben Wyßzenhoff mit seinem Inbegriff, In- und Zubehörung und Freiheiten und ein geistlich Lehen, genannt des heiligen Kreuzes Altar, gelegen in unserm Kloster zum Anenberge, auch in unserer Stadt Cassel, gegeben und verschrieben hat inhaltlich der darüber redenden Verschreibung, die allen und jeglichen Inbegriffs und Inhalts von den hochgeborenen Fürsten Landgrafen Ludwig und Landgrafen Heinrich, weiland unsern lieben Herrn Vater und Vetter seligen und löblichen Gedächtnisses für ihre Liebden, ihrer Liebden Bruder und Erben bewilligt und bestätigt sind, inmaßen ihrer Lieben Brieff [2]) (den unser lieber Herr Vater milden Gedächtnisses als ältester Fürst zu Hessen unter seiner Lieben großen Majestätinsiegel am Dienstag nach Viti des heiligen Märtyrers Tage anno domini millesimo quadringentesimo quinquagesimo octavo gegeben hat) klärliche Anzeigung gibt. Als nun allen ihren Lieben ihre letzten Tage auf diesem Jammertale verflossen und die Schuld der Natur bezahlt, so haben wir dem allmächtigen Gott zu Lobe, der hochgepriesenen Königin des Himmels Marie und allem himmlischen Heere zu Ehren die berührten Verschreibungen und Begabungen [3]), von unserm Herrn Eltervater den gedachten Priestern und Klerikern geschehen, auch bewilligt, zugelassen und bestätigt, bewilligen, lassen zu und bestätigen solches in und mit Kraft dieses gegenwärtigen Briefes, des zu gebrauchen und zu halten in allen Punkten, Stücken und Artikeln, wie es diese enthalten und ausweisen, mit Ausschluß jeder Verhinderung oder jedes Eintrags seitens unser oder unserer Erben, ohne Gefährde. Und deshalb sollen diese unsere lieben andächtigen Priester und Kleriker und alle ihre in dem genannten Wyßzenhoffe wohnhaften Nachkommen den allmächtigen Gott alle Tage stetiglich für unserer Eltern, unsere und unserer Erben und Nachkommen Seelen fleißig bitten und denen zu Troste besonderen Gottesdienst, wie die obgedachten Verschreibungen vermelden, täglich tun, sich auch fürder mit allen Sachen halten nach dem Wortlaut der ehegenannten Verschreibungen, wie sie sich dessen gegen unsere Eltern und gegen uns verschrieben haben und davon nicht lassen in keiner Weise, ohne alle Gefährde. Des zu Urkund haben wir unser fürstlich Insiegel für uns und unsere Erben und Nachkommen an diesen Brief wissentlich tun hängen, der gegeben ist in unserer Stadt Cassel am Donnerstage [4]) nach Quasimodogeniti anno domini millesimo quadringentesimo nonagesimo.[5])

Damals lebte im Weißen Hof unter den vier Brüdern Johannes Vischer, der früher in Hildesheim gelebt hatte und dann nach Kassel versetzt worden war. Da es ihm hier nicht gefiel, so bat er den Rektor des Lüchtenhofes Lambert auf das höflichste um seine Entlassung aus der Bruderschaft. Dieser widerstrebte der Bitte, was Vischer sehr aufbrachte. Endlich kam man dahin überein, daß Vischer zwar ausscheiden, dann aber wieder in die Welt zurückkehren müsse und alle Rechte der Brüderschaft, auch mit Hildesheim, verlieren solle, wohl aber mit andern Brüdern oder auch mit Ordensbrüdern zusammenleben dürfe. Er schied deshalb aus und begab sich nach Münster, von wo er am 22. September 1492 ein Bittgesuch an den Rektor des Lüchtenhofs um Wiederaufnahme in die geistliche Brüderschaft richtete.

1494 bezogen die Brüder im Lüchtenhof Wein aus Kassel, es war junger Wein, der noch auf der Hefe stand. Hoffentlich war es kein hessischer Landwein, obwohl dieser damals noch häufig getrunken wurde, sondern rheinischer Wein, dessen Vermittlung die Kugelherren des Weißen Hofes besorgt hatten.

[1]) „Ubiraldern."
[2]) Siehe die vorstehenden Urkunden.
[3]) „Gift."
[4]) „Dornstag."
[5]) Diese Urkunde befindet sich in Urschrift mit dem Siegel Landgraf Wilhelms an Pergamentstreifen in dem Priesterseminar zu Hildesheim, daneben Abschrift beglaubigt vom Abt zu Burghasungen.

(Schluß folgt.)

Sternschnuppen.

(Nach dem Französischen von François Coppée.)

Herbstnachts flieh' ich aus dem Stadtgewimmel,
Blicke auf zum hehren Sternenbild;
Wenn ein Stern herniederfällt vom Himmel,
Wird der Wunsch, den du getan, erfüllt.

Großes Kind, dein Wunsch blieb noch der gleiche:
Wenn ein Stern vom Himmel niederfällt,
Wünsch' ich, daß mich deine Huld erreiche,
Die mir doch die liebste auf der Welt.

Ach, an dieses Märchen will ich glauben!
Es ist Trost mir für mein wildes Weh.
Aber Stürme kamen, es zu rauben —
Mir fällt nie ein Stern mehr aus der Höh'.

Kassel. Henri du Fais.

Aus den Briefen eines Offiziers über Kurhessen in den Jahren 1829—1836.

(Schluß.)

Kassel, den 12. Februar 1834.

Am Sonntag hat sich über meine Familie neuer Glanz verbreitet, Meisterlin ist Vorstand des Finanz-Ministeriums geworden, Motz hat die Justiz bekommen und Hassenpflug das Innere behalten; unsere Finanzen sollen in einiger Konfusion sein und ich will sehr wünschen, daß es dem Schwager gelingen möge, die des Staates besser in Ordnung zu bringen, als die seinigen, bei denen wenigstens ein allzugroßer Überschuß noch nicht stattfindet. Meisterlin wird es gewiß an Tätigkeit und Fleiß nicht fehlen lassen; wie es aber bei Männern mit energischem Charakter zu gehen pflegt, die sich redlicher Gesinnungen bewußt sind, so wird auch er bei Wegräumung der Hindernisse viele Personen und manche alt gewordenen Verhältnisse verletzen, die Zahl seiner Freunde nicht vermehren und manche unangenehme Erfahrung zu machen haben. Über Motz muß man sehr oft den verbrauchten Witz hören, die Justiz stehe auf schwachen Füßen, weil er nämlich ein gar schwächliches Männchen ist. Unser Fürstenhaus lebt noch immer sehr getrennt, der Kurfürst in Hanau, der Prinz mit seiner Gemahlin im Palais (zu Kassel), die Kurfürstin in dem Bellevueschloß.

Jetzt machen die schriftsässigen Jungens ihren Eltern mehr Sorge als sonst, weil sie auch Soldaten werden müssen, zwar ist es nur eine Geldabgabe, welche die höheren Stände den niederen zahlen, denn wer 60 Taler auftreiben kann, der gibt sie an die Militär-Vertretungs-Anstalten hier oder in Hanau, welche alsdann für Stellvertreter sorgen. Da nun die Stellvertretung durch alte gediente Soldaten von der Regierung sehr begünstigt wird, so hat sich das Personal unserer Soldaten wenig geändert, sie sind nur jünger als sonst. Ein Stellvertreter bei der Garde wird mit 240 Rtlr. bezahlt.

Der Polizeirat Bücking, welcher in Marburg bei einem nächtlichen Auflauf abscheulich mißhandelt worden war und sich hier zur Wiederherstellung bei seinen Eltern befand, ist mit dem goldenen Verdienstkreuz begnadigt worden. Dieses Kreuz ist ein vom Kurprinzen gestiftetes Ehrenzeichen, welches unlängst auch der Ober-Chirurg Bähr bekommen hat. Den solltest Du nur einmal sehen, mit seinen dicken Epauletten geht er einher, als ob er Corvisart oder Carrey wäre. Daß wir ein neues Militärlazarett hier haben, ist Dir aus meinen früheren Berichten über die hiesigen Bauten bekannt. Jetzt wird schon mit den Erdarbeiten der neuen Friedrich-Wilhelmstraße angefangen, wozu der milde Winter sehr günstig ist. Im Januar gab es schon Veilchen, Schneeglöckchen, Aurikeln, hier und da blühten auch Bäume, die Lauben von Jelängerjelieber waren grün, jetzt aber ist der Winter angekommen, das Bassin ist zugefroren und es gibt, wenn es so wie heute weiter schneit, auch noch Schlittenbahn. Nimm hierzu die stark besuchten Maskeraden und das wiedererstandene Theater und Bälle 2c., so siehst Du, daß es uns an Zerstreuung nicht fehlt, daß wir zu politischen Umtrieben wenig Zeit haben, und daß wir uns um die schwebende Ministeranklage nicht kümmern können.

Kassel, den 18. Oktober 1834.

Diesen Tag feiern wir Deutschen nicht mehr wie sonst, es leuchten keine Feuer mehr auf den Bergen, es wird kein Tedeum mehr gesungen u. dgl., nur beim Militär tun wir dem Schlachttage die einzige Ehre noch an, daß Leipzig die Parole ist; von den 1000 Soldaten, die wir hier in Kassel etwa in Dienst haben, weiß aber schwerlich ein Dutzend die Bedeutung derselben. Welche Veränderung ist seitdem in Deutschland eingetreten, wie ganz anders sind die Bestrebungen der Menschen von sonst und jetzt. Das ganze Unheil liegt darin, daß die Grammatik nicht ordentlich getrieben wird, wodurch es gekommen ist, daß so viele die Worte: Befreiung und Freiheit für Synonyme halten, was doch gar nicht der Fall ist. —

Der tolle Streich in Frankfurt*) ist noch nicht abgeurteilt und es scheint, als ob man besonders damit umgehe, die Verzweigungen aufzusuchen, und erst vor einigen Tagen ist der Herausgeber des „Verfassungsfreundes“, Geeh, hier arretiert worden, wie man sagt, auf Requisition von Frankfurt. Wenn die deutschen Reformers solche Führer wählen, so könnte man sie ziemlich getrost gewähren lassen. Die Kurhessische Journalistik wird durch seine Arrestation um ein Blatt ärmer, was aber nicht sehr zu bedauern ist, da die räsonnierenden leading articles meist höchst erbärmlich und das Werk eines verdorbenen Studenten waren, der um monatlich 10 Rtlr. und freien Tabak arbeitete; hätte man dem Blatte nicht die Ehre der Zensur angetan, so würde es schon lange niemand mehr gelesen haben.

---

*) Das sog. Frankfurter Attentat gegen den Bundestag am 3. April 1833.

In der Stadt wird viel gebaut, der Gouvernementsplatz wird täglich schöner. Wenn Du zum Leipziger Tore hereinkommst, wirst Du dem Kleinschmidtschen Hause gegenüber ein Palais stehen sehen. Die neue Friedrich-Wilhelmstraße hat schon zwei angefangene Häuser, das Ständehaus und das vom Berg-Kommissar Schwarzenberg; am Kölnischen Tor erhebt sich ein zweites Haus, welches dem Porbeck*) einen Teil seines Gartens weggenommen hat. In der Obersten Gasse modernisiert sich jede Wohnung, genug, wenn Du wieder hierher kommst, wirst Du Mühe haben, Dich hier zurecht zu finden. Eine der Kasseler Notabilitäten ist aber kürzlich von dem Schauplatz abgetreten, der „Major" Kördel**), den Du als Junge gewiß auch einmal gesteinigt hast, ist seinem uneigennützigen Wirken durch den Tod entzogen worden; er war einer der tätigsten Stabsoffiziere, hielt streng auf eine gute Richtung, versäumte nie eine Parade, und wenn ihn viele den „tollen Kördel" nannten, so war es wohl nur deshalb, weil er, zum Unterschied von uns anderen, dies alles umsonst tat; von den übrigen stehenden Figuren existiert noch der Herumträger von Liebesbriefen und Neujahrswünschen, der blinde Gries. Das Bürgergarden-Wesen hat hier einen nicht erfreulichen Fortgang gehabt, der sich jedoch vorhersehen ließ. Nach Wiederherstellung eines gesetzlichen Zustandes war die Bürgergarde ohne alle Bedeutung. Im Anfang spielte man mit Kinderlust Soldaten, jetzt aber ist man das Dings überdrüssig, und ohne Gefahr für einen Vaterlandsverräter gehalten zu werden, darf man davon reden, eine Landwehr nach preußischem Muster sei doch ein ganz anderes Ding. Auf dem Lande vollends ist die Bürgergarde eine Torheit. Aus diesem allem siehst Du, daß das Hessenvölkchen seinen Rausch überstanden hat und recht nüchtern geworden ist. Über einen Sturz unseres Prinzen hat gestern der Poet Niemeyer ein Gedicht in den „Boten" gesetzt, das ihm im Anfang 31 den Namen eines Schmeichlers würde zugezogen haben, während man jetzt nichts dazu sagt und wohl weiß, daß er es ehrlich meint. Der Prinz hat viele Eigenschaften, um die ihn Manche beneiden könnten, er kennt seine Leute recht gut — die Gräfin Schaumburg erhält fürstliche Ehren. — Vom Kurfürsten hört man fast gar nichts, er ist verschollen, die Gräfin Reichenbach hält uneigennützig bei ihm aus.

Kassel, den 11. März 1835.

Wir sind ein gutes, ruhiges Völklein, wir haben unsere ruhmvollen Septembertage gehabt, wir haben eine Konstitution erkämpft, wir haben Felsenkellerbier, unbeschränkte Preßfreiheit und unbeschränkte Zensur, Bürgergarde als schützende Cherubim der Verfassung, wer kein Staatsdiener ist, darf Schnurrbart und jede andere Art von Bart tragen, wir sind stolz auf den Verein für Eisenbahnen, welcher regelmäßige Sitzungen hält und sich eine Bibliothek anlegt; und damit uns nichts fehle, sitzen etliche Hanauer im Kastell als Staatsgefangene, weil sie gegen die Bundesbeschlüsse protestiert hatten. Im Besitze aller dieser Güter sind wir zufrieden und verlangen für unser Zeitliches nichts mehr, die Patrioten sorgen also nun dafür, daß den Kurhessen auch das ewige Heil zuteil werde. Am tätigsten zeigte sich hierbei der Pfarrer Lange von der Brüderkirche, welcher früher revolutionäre Predigten hielt, dann aber sich umkehrte und unbedingten Gehorsam und Glauben predigt.

Vor einigen Jahren traten diejenigen, welche den Rationalismus verdammen, zuerst öffentlich durch Stiftung des Missionsvereins auf und verkündeten ihren alleinseligmachenden Glauben (Lange, Bickell, Assessor Ewald u. a.) und erregten teils Gelächter, teils Billigung, teils Mitleid, teils Entrüstung. Der Name Mystiker war bald im Munde aller*) und da sie von Hassenpflug begünstigt wurden**), so schmolz der Haß gegen jene und diesen zusammen. Fast alle jungen Theologen sind Supernaturalisten, die Seminaristen nicht minder. Vilmar erhielt das Gymnasium in Marburg, hierher wurde Weber aus Darmstadt berufen, mehrere Geistliche auf dem Lande und Lange in Kassel hielten Konventikel, in denen sie die Bekehrten in ihrem Glauben festigten. Sie verteilten Bücher religiösen Inhalts und waren

---

*) v. Porbeck, Präsident des Ober-Apellationsgerichts.

**) Kördel zählte zu den Kasseler Originalen. Vgl. den Aufsatz von Rogge-Ludwig „Aus dem alten Kassel", Hessenland 1890, Seite 169.

*) „Das urteilslose Publikum und zuweilen auch das gebildetere hatte mit diesen Bezeichnungen (Mystiker, Mucker) den Ausdruck für alles gefunden, was ihm zuwider war. Empfing jemand einen ihm ungünstigen Bescheid, so war für ihn der Richter jedenfalls ein Mystiker, Mucker. War das bestellte Schuhwerk nicht nach Wunsch ausgefallen, alsbald wurden Meister und Gesellen mit dem Vorwurf des Muckertums traktiert. — Selbst bei den Soldaten war es Mode geworden, jeden zur Strenge geneigten Vorgesetzten, vom Korporal bis zum General, mit dem Prädikat Mystiker zu belegen, während der Korporal wiederum jeden störrigen oder ungelenken Rekruten ebenso titulierte." (Friedrich Müller, Kassel seit siebzig Jahren. XXVIII.)

**) „Auf Unterstützung konnte Hassenpflug nur bei dem Adel rechnen und auch bei diesem nicht einmal unbedingt. Nur auf eine erst im Entstehen begriffene und darum noch sehr kleine Partei durfte er unter allen Umständen zählen, es war die der sog. „Mystiker". — Eine besondere Stütze fand sie an dem geistvollen preußischen Gesandten von Canitz, der gerade zu der Zeit zur Stütze der Kurfürstin nach Kassel geschickt worden war. Durch ihn wurden die höheren Gesellschaftskreise, sogar militärische, dafür gewonnen. Bei dem Prinz-Regenten wollte es jedoch nicht gelingen." (Fr. Müller, ebenda. XXVII.)

in jeder Art tätig, das Bekehrungswerk recht wirksam zu betreiben. Siehe! da erschallen unlängst an einem Abend Hörner, die Trommeln wirbeln, und bald steht die bewaffnete Macht, Infanterie, Kavallerie, Artillerie, des Winks zum Kampf gewärtig, auf dem Friedrichsplatz — lautlos steht die Front — an die Rippen pocht das Männerherz. — „Wo brennt's — oder wo sind die Krawaller?“ frage ich meinen Feldwebel. „Herr Hauptmann, es geht gegen die Mystiker, die Leute wollen dem Pfarrer L. die Fenster einwerfen“, war die Antwort. Und das war es denn auch. Die Polizei war nicht respektiert und die Bürgergarde nicht beachtet worden, als sie die Tumultuanten vertreiben wollten, also hatte der Kommandant, General Bödicker, der aber kein Mystiker ist, Alarm schlagen lassen. Daß L. trotz der Protestation des größten Teils der Gemeinde seine Stelle bekommen hatte, daß man viele Geschichten von Teufelaustreiben u. dgl. von ihm erzählte, hätte ich eigentlich vorher erwähnen sollen. Nun erfolgte das durch die Zeitungen Dir bekannte Ausschreiben des Konsistorii, Regierungsrat Schröder ward vom Konsistorium entfernt, Hassenpflug leugnete jede Teilnahme an jenem Treiben, L. wurde das Predigen einstweilen untersagt. Als man zufällig bei einigen Soldaten der Garde Traktate fand, die teils in Halle, teils in Barmen gedruckt waren, da ward man besonders aufmerksam, die strengste Untersuchung ward eingeleitet und jetzt weiß man, daß die hiesigen Mystiker — wie sie nun einmal heißen — sich mit einer Gesellschaft (der norddeutschen) zur Vertreibung religiöser Schriften in Verbindung gesetzt und es übernommen hatten, jeder eine gewisse Anzahl an den Mann zu bringen. Die eigentlichen Traktate, ein Bogen meist nur stark, waren von Berlin durch eine Gesellschaft (an deren Spitze der Geheime Obergrat v. Laroche steht) hierhergeschickt und dann durch eingeweihte Kolporteurs angepriesen und gratis oder gegen einen geringen Preis, 6 Heller, abgegeben worden; ihr Inhalt ist meist gut, aber hier und da geeignet, einen ehrlichen Mann toll zu machen. Du wirst aus dem bisherigen sehen, daß mir das Treiben der Leute nicht gefällt, ja, ich glaube auch, daß sie die Anzahl der wirklich frommen Menschen nicht vermehren. Das mag nun sein, wie es will. Die aber, die ehrlich und ohne Nebenabsichten diesen Glauben haben und andern Menschen, welche nicht gerade wie sie glauben, nicht die Seligkeit absprechen, die sind mir recht liebe Leute — wer weiß denn, wo Irrtum ist.

Kassel, den 22. Juli 1836.

In meinem jetzigen Logis habe ich eine sehr schöne und belebte Aussicht. Da liegt rechts über des Dr. Harnier Haus hinweg Hohenkirchen, weiter unten Obervellmar und Niedervellmar, und wenn diese Gegend, wie jetzt, von der Sonne beleuchtet wird und Wald und Fluren sich in vielfachen Farben darstellen, so ist das ein Bild, das selbst wilden Mexikanern gefallen muß. In der Verlängerung der unteren Königsstraße fesseln die Berggärten mit ihrem dunkeln Grün und weißen Häusern den Blick, wie ein wallender Federbusch steigt dahinter die Rauchsäule der Henschelschen Dampfmaschine empor und den Horizont schließt der Reinhardswald. Du wirst Dich besinnen, daß unweit der Ihringshäuser Allee eine kleine Anhöhe liegt, Raffens Anlage, von wo man eine treffliche Aussicht hat, nun! zur Feier Deiner Ankunft wird hier ein Haus gebaut. Der Felsenkeller für das Bier ist jetzt gesprengt. Selbst der Korkhausische Garten wird unter den schaffenden Händen seines jetzigen Besitzers, des Generals von Haynau, neu ausgeschmückt; mit dem Schwerte zugleich führt er den Spaten und baut sich hier sein champ d'asyle, das er „Frieden-Hayn“ genannt hat; dort wird er die Geschichte unserer Großtaten schreiben, und wäre es zu verwundern, wenn er auch der Patronen erwähnte, die Du für die Freiheit, besser Befreiung, verschossen hast? Leider altert in diesen Eisenbahn-Zeiten alles schneller als sonst, so auch unser Ruhm, und das neu aufgewachsene Geschlecht geht undankbar an den Medaillen-Herren vorüber. Sonst war Wilhelmshöhe der Stolz und die Freude jedes Kasselaners, jetzt sind's die Felsengärten und das Felsenbier; der Freiheitsrausch ist zum Bierrausch herabgesunken und unsere Dichter — brodlose Referendare — singen nicht mehr vom perlenden Wein, sondern vom schäumenden Bier.

* * *

Hiermit schließen die uns vorliegenden Briefe des damaligen Hauptmanns Weiß, über dessen weiteren Lebenslauf einiges in einer späteren Nummer gebracht werden wird.

Wie Schäfers Martin zu seinen Schimmeln kam.

Von Emmy Luise Grotefend, Marburg.

(Fortsetzung.)

Hans Ahlert mußte an dem Abend allein in Gesellschaft gehen. Die Mutter veranlaßte ihn, einer Einladung des Kurators nicht abzusagen, vielleicht weil sie hoffte, es zerstreue ihn ein wenig. Er hatte sehr unglücklich ausgesehen als sie ihm verweigern mußte, Lilli zu besuchen. Wie seltsam anders ihn heute alles anmutete! Das helle Licht in den schönen Räumen des Kurators tat ihm weh. Unbeholfen war er nicht mehr in Gesellschaft, und wäre Lilli an seiner Seite gewesen, dann hätte er mit ihr sich an den herrlichen Kunstgegenständen erfreut, welche geläuterter Geschmack, dem reiche Mittel zur Verfügung standen, hier angesammelt hatte. So quälte ihn nur der Gedanke, daß er Frau Hinübers Zureden unter keinen Umständen hätte folgen sollen.

„Sie müssen sich heute leider ohne Tischdame unterhalten, da Ihre liebe Braut uns nicht die Freude machen konnte“, hatte die Geheimrätin freundlich entschuldigend gesagt.

Ihm war es lieb so. Der junge Referendar zu seiner Rechten ging eigentlich nur des Essens wegen in Gesellschaft. Man konnte ihm das verzeihen, da er aus kleinen Verhältnissen stammte. „Dieser gespickte Hecht ist Spezialität des Hauses“ — raunte er Hans Ahlert zu — „er wird aber immer nur einmal gereicht, darum tut man gut, sich gleich ordentlich zu bedienen. Ich kenne das nämlich seit drei Jahren.“ Nachdem er das gesagt hatte unterhielt er sich nicht mehr.

Fräulein v. Rosell zu seiner Linken war in ein übereifriges Gespräch mit ihrem Tischherrn verflochten. Endlich wandte sie sich zu Hans, dem sie bis dahin meist den Rücken gezeigt hatte:

„Helfen Sie mir, Dr. Ahlert. Dieser Mensch hier ist Hauptmann, und versichert, sich in seinen Mußestunden mit allen erdenklichen Tagesfragen zu beschäftigen, und für die meist besprochene, unserm ganzen Geschlecht so wichtige, die neue Frau betreffend, für unsre Rechte und Ziele fehlt ihm jedes Verständnis. Kein Interesse hat er, das sage ich, oder vielleicht Angst, daß der Mann einer Idealfrau, einer Zukunftsfrau gegenüber, wie wir sie ersehnen, den kürzeren ziehen würde.“

„Aber erlauben Sie, mein gnädiges Fräulein,“ wagte der Hauptmann einzuschalten.

„Was sagen Sie dazu?“ — wandte sich die erregte Dame an Hans Ahlert und beachtete den Einwurf gar nicht.

„Ich muß gestehen, daß ich mich mit der modernen Frauenfrage überhaupt nicht beschäftigt habe. Ich fürchte wirklich, ich bin etwas einseitig“, erwiderte Hans Ahlert. Dabei sah er seine Nachbarin mit den guten Augen freundlich an und hatte damit nach seiner Meinung genug gesagt.

Fräulein von Rosell besaß eine rege Phantasie. Für sie bedeutete der gute Blick alles, was Hans Ahlert niemals hineingelegt haben würde. Gewöhnlich zeigten die Herrn nicht viel Geduld mit den Auseinandersetzungen des modernen Weibes und begleiteten ihre Antworten immer mit einem gewissen spöttischen Lächeln, welches sie zu klug war zu übersehen. Darum hielt sie Hans Ahlert für besser als den Rest und seinen guten Blick für eine Aufforderung zum Vertrauen.

„Ich weiß wohl, daß ganz andere Geister als ich längst der Meinung sind, daß das Weib sich eine neue Stellung erobern muß. Warum sonst der Kampf um das Frauenstudium, um das Wahlrecht der Frau? Ein endgültiger Sieg unsererseits auf allen Linien ist nur Frage der Zeit. Und doch würde durch Erreichung dieser Ziele nur wenigen Frauen geholfen werden. Wir haben ja gar nicht die Absicht, uns in Stellungen und Rechte der Männer einzudrängen. Nur leben wollen wir, nicht bloß vegetieren, ausleben, was an Bestimmung und Kräften in uns ans Licht drängt. Was schleift denn das Weib als Fessel durchs Leben, was hindert uns und engt uns ein, und macht uns zum untergeordneten Geschöpf den Herrn der Welt gegenüber? Die Ehe in ihrer verknöcherten, altmodischen, langweiligen Unfreiheit.“

Sie schwieg, als wartete sie auf eine Erwiderung, vielleicht aber auch nur um Atem zu schöpfen.

Hans sah sie wieder an, und sagte: „So?“ Seine eigenen Gedanken jagten sich; er konnte mit dem besten Willen nicht bei der Sache bleiben.

„Ich wußte, daß Sie mich verstehen würden“, fuhr seine Nachbarin fort, und wendete den Kopf in unerwarteter Koketterie. „Würden auch Sie mich emanzipiert nennen, weil ich dazu beitragen möchte, daß unser Geschlecht die Fesseln los werde, an denen es gekettet liegt. Sklavinnen der Männer sind die Weiber, denen sie in freier Liebe ihr bestes geben sollten, von denen sie sich trennen dürfen sollten, sobald zwei einander nichts mehr zu geben haben. Frei sein“ — seufzte sie plötzlich mit solcher Inbrunst, daß Hans Ahlert sich etwas wunderte. Nachdem, was er von Fräulein von Rosell wußte, war sie so frei, wie sie sich's nur immer wünschen konnte. Aber er kannte sie allerdings kaum.

Vor seinem geistigen Auge stieg das keusche Bild seines lieblichen Mädchens auf. Frei hatte Lilli ihm ihre große Liebe gegeben; dann waren ihre Seelen ineinander gewachsen, als sei nur ein einziges Leben in beiden, und etwas sagte ihm, daß seine Nachbarin von einer solchen Liebe überhaupt keinen Begriff hatte. Unaussprechliche Sehnsucht trug seine Seele fort in das alte, trauliche Haus, wo seine Lilli krank lag. Er hörte gar nicht, wie Fräulein von Rosell ihm noch anvertraute, daß sie ein Buch über die Ehe zu schreiben gedenke.

„Ich bin eifrig mit den Vorstudien beschäftigt, und lese dazu eine ganze Reihe von Büchern, die sich eigentlich für junge Mädchen nicht schicken. Über solch alberne Prüderien bin ich erhaben. Warum nicht den Dingen auf den Grund gehen und sie dann auch beim rechten Namen nennen. Aufklärung steht auf dem Panier unserer Zeit, da wollen wir auch in dieser Hinsicht unsern Strümpfe strickenden Großmüttern über sein, welche rot wurden, wenn ihnen ein marmorner Gott in seiner klassischen Nacktheit vor Augen kam! Geben Sie mir nicht Recht?"

„Haben Sie übrigens das „dritte Geschlecht" gelesen?" wandte sie endlich eine direkte Frage an Ahlert.

Der sah ihr freundlich in das erhitzte Gesicht und sagte: „Ich bedaure, aber ich bin Zoologe und habe mich nie besonders mit der Grammatik beschäftigt."

Es war gut für ihn, daß allgemeines Stuhlrücken die Aufhebung der Tafel andeutete. Bald nach Tisch verabschiedete er sich und entschuldigte sich mit der Sorge um seine Braut. Er sehnte sich danach, allein zu sein.

Im Bäckerhaus empfing ihn der empfindliche Geruch geglühten Öls, der sich aufdringlich bis in seine Zimmer verstiegen hatte. Da war nicht geheizt, und als er nun das Fenster öffnete, drang mit der reinigenden Luft die feuchte Kälte einer Märznacht ins Zimmer, die ihn zusammenschauern machte. Trotzdem setzte er sich hin, um an Lilli zu schreiben. Bis jetzt hatte er noch keine Gelegenheit zu brieflichem Verkehr mit seiner Braut gehabt und darum auch noch nie empfunden, welche Befriedigung ein derartiger Gedankenaustausch gewähren konnte. Aus der tiefen Seele holte er das Beste hervor und schrieb davon für diejenige, welche ihn nicht nur verstand, sondern in ihm lebte. Als er den Brief beendet und in den nächsten Briefkasten getragen hatte, kam eine große Ruhe und Mattigkeit über ihn. Fröstelnd schloß er das Fenster und ging zu Bett.

* * *

Frau Hinüber saß an Lillis Bett, während diese ihren ersten Brief von Hans Ahlert las. Sie sah mit Bangen in das abgezehrte Gesichtchen, aus dem die lichten braunen Augen übernatürlich, wie im Traum befangen, über die Bettdecke starrten.

„Mutti" — klang's plötzlich leise — „hast Du Vater auch so lieb gehabt, so zum Wehtun lieb?"

„Wohl, wohl, Liebling" — sagte Frau Hinüber und streichelte beruhigend das bleiche Händchen ihrer Ältesten, welches in der kurzen Fieberzeit schon ganz durchsichtig geworden war.

Dann wurde es eine Zeitlang wieder still.

Plötzlich fragte Lilli: „Nicht wahr, Mutti, bei Gott kommen die ganz sicher zusammen, welche sich hier so lieb gehabt haben?"

Und dann erschütterte wehes Schluchzen den kranken Körper, daß sich das Mutterherz zusammenkrampfte.

Wie Frühlingsahnen zog der erste Opfergeruch der neuerwachten Erde durch das geöffnete Fenster — und gleichzeitig schien lauerndes Entsetzen aus allen Ecken des trauten Stübchens heranzukriechen. Aber groß und grau trat Etwas dazwischen; das stellte sich am weißen Bett auf und schaute still ins zuckende Mutterantlitz. Ein alte Bekannte war's, die Sorge. Mit bleiernen Füßen würde sie durchs Haus schleichen, sich schwer an den Arm hängen und auf das Herz legen. Mutter krampfte die Hände zusammen — ein einziger Gebetsseufzer, ein kurzes „ach Herr, warum?", dann ein fester Blick aus den trüb gewordenen braunen Augen, als gelte es, das graue Etwas zu messen. Da ließ das Zittern nach. Die Hand legte sich kühl und still auf das fieberglühende Haupt im weißen Kissen. Mutters Stimme war weich und ruhig wie immer; festen Schrittes ging sie zur Tür und ordnete an, daß der Arzt vor Nacht noch einmal hergebeten werden müsse. Sanft streichelte sie Flockes Köpfchen im Vorbeigehn. Im Vorzimmer saß das kleine Mädchen auf einer Fußbank und hielt Lillis weißes Kätzchen im Arm. —

Sanitätsrat Möller konstatierte doppelseitige Lungenentzündung und meinte, man möge Herrn Dr. Ahlert den Zutritt zur Krankenstube doch nicht wehren.

* * *

Wie die nächsten acht Tage vergingen? Wer hätte in späteren Jahren davon zu sagen gewußt! Jeden freien Augenblick verbrachte Hans Ahlert an Lillis Krankenbett. Die Fenster waren Tag und Nacht geöffnet, und so lange er lebte, brachte Veilchenduft für ihn Erinnerung an diese Zeit mit sich.

Der Lenz meldete sein Erwachen; Vogelstimmen versuchten sich und drängten sich ihm ins Ohr,

während er stundenlang auf dem niedrigen Korbsessel kauerte und sich in heißem Bangen aufbäumte gegen das, was dort und da, in allen Ecken lauerte. Wenn dann die kleine Hand leise in seine Hand hineinkroch, dann wußte er: alles muß wieder gut werden, ganz bald — ganz bald.

Leise redete er zu Lilli — wovon? Nicht wie sonst, sie war zu krank dazu und litt unsagbar. Vom Vogelgesang sprach er und vom Frühling. Das hörte sie gern. Oder er kniete am Bett, wenn ihm gar so bang werden wollte und legte den Kopf auf ihre Decke. Dann tastete das müde Händchen sich auf sein dunkles Haar, und mit matter Stimme tröstete sie ihn: „Wenn die Amsel singen wird — Hans — wenn die Amsel singen wird — —" und lächelte.

Aber der Atem ging schwer und die Brust tat so weh. Mutter mußte ihn hinausgeleiten. Sie fragte nach dem Aufsatz, an welchem er schrieb und verstand seine Antwort nicht — nur daß er seine Gedanken einmal auf etwas anderes richten möchte. Wie klammerte sich jeder an Mutter!

* * *

Am neunten Tage war Hans Ahlert schon ganz früh auf dem Weg zu seiner Braut. Da kam ihm jemand entgegen — wer war's nur? — der sagte: Frau Hinüber lasse Herrn Dr. Ahlert bitten, so schnell als möglich zu kommen.

So schnell als möglich — — er lief, so schnell als möglich — — warum? sollte das bedeuten —? nein, nein!

Was war das am vergangenen Abend gewesen? Entsetzliche Atemnot! — er hatte es nicht ansehen können.

Ach, er hatte es doch ansehen können, denn Lilli hatte ihm gewinkt — kaum merklich — aber doch gewinkt. Wie glühtrocken war die Hand gewesen, wie klein war sie geworden, um die er seine Finger schloß. Wie hatten ihn die Augen angesehen, als seien sie spitz geworden, als liege ein unergründliches Geheimnis hinter ihnen. Sie hatte nichts gesprochen, aber langsam, als sei's eine Anstrengung, seine Hand an die Lippen geführt. Wie hatten die Lippen gebrannt, und so trocken waren sie gewesen! Und eine unaussprechliche Scheu wie vor etwas unendlich Heiligem hatte ihn gehindert, sie zu küssen.

Da war Dr. Möller eingetreten und Hans ging hinaus.

Die Schloßuhr schlug erst viermal, dann langsam zehn hallende Schläge — — und er taumelte in den Straßen umher. Er wollte nicht denken; er stammelte in Entsetzen, in Angst, die er nicht zu Worte kommen lassen wollte, immer wieder, als schrie seine Seele um Erbarmen: „Gott ist die Liebe."

All das durchlebte er noch einmal, während er nun lief. Endlos schien der Weg die Allee hinunter. Nun war er dort.

Kathrine hatte die Türe geöffnet, ehe er klingelte. An ihr vorbei rannte er — Stufen hinan.

„Großer Bruder" — hörte er Flockes Stimmchen irgendwo. Er sah das Kind nicht.

Durch die Eßstube, durch Mutters grüne Stube ging's — dann unter die Türe zu Lillis Krankenstube — da war es still. — —

Mutter saß in dem niedrigen Korbsessel — er hatte Mutter noch nicht sitzen sehen, seit Lilli krank war — Marta umklammerte sie — und da — da, auf dem weißen Bett — —!

Er starrte, er wollte näher gehn. —

Das war Lilli nicht mehr. Das war das, was bleibt, wenn nichts mehr da ist.

Er streckte die Arme aus — er schwankte — und fiel bewußtlos zu Boden.

(Schluß folgt.)

Aus alter und neuer Zeit.

Der Fackeltanz von Spohr. In der vorigen Nummer unserer Zeitschrift ist erwähnt worden, daß die Vermählung der Prinzessin Marie von Hessen mit dem Herzog Bernhard von Sachsen-Meiningen mit außerordentlichem Glanze stattgefunden habe, wobei auf eine frühere Beschreibung der Festlichkeit im „Hessenland" hingewiesen wurde. In dieser Schilderung ist auch des „Fackeltanzes" von Spohr gedacht worden, der eine Hauptnummer des Programms bildete. Über diesen Fackeltanz hat sich nun in späterer Zeit eine irrige Meinung verbreitet, indem man ihn mit der „Faust-Polonaise" für identisch erklärte. So schreibt z. B. Professor Friedrich Müller in seinem verdienstvollen Buch „Kassel seit siebzig Jahren" (Abschnitt XVII): „Einen künstlerischen Beitrag von bleibendem Werte hatte Spohr zur Verherrlichung des Festes geliefert, denn wenn es in einer offiziellen Beschreibung desselben heißt, ‚die Trompeten bliesen hierauf eine vollständige Intrade und auf ein vom Hofmarschall gegebenes Zeichen begann der Fackeltanz unter Begleitung einer vom Kapellmeister Spohr dazu komponierten Trompetenmusik', so haben wir hierin wohl die nachher so berühmt gewordene Faust-polonaise zu erkennen." Dagegen ist zu bemerken, daß die Oper „Faust" von Spohr bereits 1813

komponiert und 1815, also zehn Jahre vor der Vermählung der hessischen Prinzessin, zum ersten Male aufgeführt worden war. Die Komposition des Fackeltanzes war Spohr, wie er in seiner Selbstbiographie Bd. II S. 166 mitteilt, vom Kurfürsten Wilhelm II. aufgetragen worden und zwar sollte er ihn für 53 Trompeten und zwei Paar Pauken („soviel besaß nämlich die kurhessische Armee in ihren sämtlichen Musikchören") schreiben. „Da ich zu ihm, der Modulation wegen, verschiedene Stimmungen der Trompeten nehmen mußte," schreibt Spohr wörtlich, „die Trompeter bei der Regimentsmusik aber in der Regel nicht sehr musikalisch sind, so lag es mir auch ob, ihnen diesen Fackeltanz zuvor einzuüben". Weiter erwähnt er ihn nicht. Daß der für 53 Trompeten und zwei Paar Pauken geschriebene „Fackeltanz" und die „Faust-Polonaise" einunddieselbe Komposition sind, beruht somit auf einem Irrtum, der dadurch entstanden sein mag, daß der „Fackeltanz" leider verloren gegangen ist, wenigstens hat er bis jetzt von den Spohrforschern nicht aufgefunden werden können. Besser ergangen ist es dem von Spohr zu derselben Gelegenheit komponierten „Festmarsch", in den er auf besonderen Wunsch des Kurfürsten die Melodie „Und als der Großvater die Großmutter nahm" einflechten mußte. Der Marsch wurde beim Zuge der Neuvermählten und ihres Gefolges aus dem Speisesaal in den Weißen Saal des Bellevueschlosses gespielt „und machte sich", nach Spohrs eigenen Worten, „an der Stelle, wo das Großvaterlied eingewoben ist, auch recht lieblich." Der Kurfürst und der Herzog sagten ihm viel Artiges darüber und ließen den Marsch wiederholen. Auch der letzte Kurfürst ließ ihn öfter von der vortrefflichen Gardekapelle spielen. Diesen Marsch lernte Hans von Bülow in Meiningen kennen und veranlaßte den Hoforganisten Rundnagel in Kassel, die Partitur herauszugeben. Zum letzten Male wurde derselbe 1898 in einem Volkskonzert in Kassel zu Gehör gebracht.

W. B.

Aus Heimat und Fremde.

Hochschulnachrichten. Der Senior der theologischen Fakultät an der Universität zu Marburg Professor der Dogmatik Dr. theol., phil. et jur. Wilhelm Herrmann feierte das fünfundzwanzigjährige Jubiläum als ordentlicher Professor daselbst. — Der ordentliche Professor für alttestamentliche Theologie in der evangelisch-theologischen Fakultät zu Marburg Dr. Karl Budde feierte am 7. September das fünfundzwanzigjährige Jubiläum als Universitätsprofessor. — Dr. Glagau, Privatdozent in der philosophischen Fakultät der Universität Marburg, ist zum außerordentlichen Professor daselbst ernannt worden. — Dem Sanitätsrat Dr. Limberger zu Zierenberg wurde am 9. September, als an dem Tage, an welchem er vor 50 Jahren promovierte, von der medizinischen Fakultät zu Marburg das Diplom erneuert. — Dem Architekten H. Jassoy aus Hanau, Professor an der technischen Hochschule in Stuttgart, wurde von dem König von Württemberg, in Anerkennung seiner Verdienste um öffentliche Bauten, der Titel und Rang eines „Oberbaurats" verliehen.

Theaternachrichten. Am 9. September wurde das Königliche Theater in Kassel nach fast dreimonatlicher Pause wieder eröffnet. Der Grund zu den um etwa vierzehn Tage verlängerten Ferien waren Umbauarbeiten, die zur Erhöhung der Feuersicherheit notwendig erschienen. — Im November soll das Oratorium von Franz Liszt: „Die Legende von der heiligen Elisabeth", zum ersten Male in szenischer Darstellung auf der Kasseler Bühne aufgeführt werden. — Neben dem Hoftheater wird in Kassel in der laufenden Winterspielzeit ein zweites ständiges Theater spielen. Das unter der Leitung des Direktors Gemünd stehende „Residenztheater", das sich während des Sommers der Operette gewidmet hatte, will nunmehr das moderne Schauspiel pflegen. Das Theater, das über tüchtige Kräfte verfügt, befindet sich in dem für Bühnenzwecke umgebauten ehemaligen Hanuschschen Saal. — „Doktor Clodius", ein dreiaktiges Drama unseres Hanauer Landsmanns Ferdinand Runkel (vgl. Wilhelm Schoof, „Dichtung in Hessen", S. 222), hat kürzlich am Stadttheater zu Swinemünde erfolgreich seine Uraufführung erlebt. — Am 29. August starb zu Oberloschwitz bei Dresden der frühere Baßbuffo und Opernregisseur des Dresdener Hoftheaters Wilhelm Eichberger, der am 26. Februar 1830 zu Kassel geboren war. Sein Vater, Josef Eichberger, ein berühmter Tenorist, gehörte damals, wo das Kasseler Hoftheater in einer seiner Glanzperioden stand, zu den Zierden desselben. Wilhelm Eichberger sollte sich anfangs dem Baufach widmen, aber er folgte dem Beispiel seines Vaters und ging zur Bühne. Seine ersten Engagements fand er an den Theatern in Königsberg, Danzig, Bremen und Wiesbaden. Von 1858—97 wirkte er am Hoftheater in Dresden. Außer seiner Bühnentätigkeit war er auch Kirchen-

sänger und leitete eine Zeitlang die Opernschule des Königlichen Konservatoriums. Sein Sohn, Walter E., ist Musikdirektor am Hoftheater in Dessau.

Todesfälle. Zwei verdiente Forstmänner sind kurz nacheinander aus dem Leben geschieden. Am 1. September starb zu Fulda 63 Jahre alt der Königliche Forstmeister Robert Hohensee infolge eines schweren Leidens, nachdem er dreißig Jahre lang daselbst erfolgreich gewirkt hatte. Er war ein Veteran aus dem deutsch-französischem Kriege und hatte sich das Eiserne Kreuz erworben. Bei höchster Pflichttreue im Dienste genoß er die Liebe seiner Untergebenen im hohen Grade, so daß ihm außer bei denen, die ihm nahe standen, auch in weiteren Kreisen ein bleibendes Gedächtnis gesichert ist. — Zu Waldau bei Kassel verschied am 10. September der Königliche Forstmeister Julius Krause, welcher 1840 in Kassel geboren war und seine amtliche Laufbahn im kurhessischen Staatsdienst begonnen hatte. 1868 wurde ihm das Amt eines Forstgeometers und Taxators in den Regierungsbezirken Kassel und Wiesbaden übertragen, da er für die damit verbundenen Arbeiten bereits seine Fähigkeiten in hervorragender Weise dargetan hatte. 1874 erhielt er die Oberförsterei Altenlotheim und 1892 die Oberförsterei Wellerode mit dem Amtsitz in Waldau. Die bedeutenden Kenntnisse, die ihn auszeichneten, seine rastlose Tätigkeit und sein humanes Wesen verschafften ihm die Anerkennung seiner vorgesetzten Behörden und die Wertschätzung aller, die ihm näher traten.

Hessische Zeitschriftenschau.

Beiträge zur hessischen Kirchengeschichte, II. Bd. 1. Heft (Darmstadt 1904).
Wilhelm Krämer: M. Joh. Daniel Mincks Chronik über den 30jährigen Krieg.
J. R. Dieterich: Reformationsgeschichte von Oppenheim (Schluß).
W. Köhler: Hessische Archivalien aus außerhessischen Archiven.
E. Meisinger: Register zu Band I.

Berliner Lokalanzeiger vom 18. August 1904.
Georg Busse: Im Park von Wilhelmshöhe.

Berliner Volkszeitung, 18. August 1904.
Hans Mützel: Fulda — das deutsche Rom

Bibliographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog, hrsg. v. Anton Bettelheim. VI. Bd. (Jahrg. 1901), Berlin 1904.
Darin folgende Hessen:
1. Lorey, Tuisko von, Forstmann, bespr. v. Fürst (S. 89—91).
2. Grimm, Herman, Professor, bespr. v. Reinhold Steig (S. 97—111).
3. Vogt, Gustav, Jurist, bespr. v. Fritz Fleiner (S. 123—130).
4. Dieffenbach, Georg Christian, Theologe und Schriftsteller, bespr. v. Franz Brümmer (S. 253 bis 255.)
5. Bender, Wilhelm, Professor, bespr. v. Kohlschmidt (S. 293—295.)
6. Bartels, Karl, Oberstaatsanwalt, bespr. v. Philipp Losch (S. 330).
7. Bickell, Ludwig, Konservator, bespr. v. Philipp Losch (S. 330—332).
8. Dithmar, Theodor, Professor, bespr. v. Philipp Losch (S. 332).
9. Grotefend, Wilhelm, Bibliotheksassistent, bespr. v. Philipp Losch (S. 333).
10. Habich, Eduard, Kunstsammler, bespr. v. Philipp Losch (S. 333—334).
11. Heusinger, Otto von, Professor, bespr. v. Philipp Losch (S. 334).
12. Paar, Elisabeth, Schriftstellerin, bespr. v. Philipp Losch (S. 334).
13. Buff, Adolf, Archivar, bespr. v. Helmolt (S. 335 bis 338).
14. Melde, Franz, Professor, bespr. v. Philipp Losch (S. 338—340).
15. Stamford, Karl von, Militärhistoriker, bespr. v. Philipp Losch (S. 340—342).
16. Fick, Adolf, Professor, bespr. v. M. v. Frey (S. 374—377).
17. Wyß, Arthur, Archivrat, bespr. v. Helmolt (S. 482—483).
18. Braun, Otto, Publizist und Dichter, bespr. v. Richard Weltrich (S. 483—491).

Daheim, 40. Jahrg. Nr. 27 ff. (1904).
Friedrich Jakobsen: Zaunkönige. Roman (spielt anfänglich in Marburg, bzw. Wehrda bei Marburg, dann in Weilburg a. d. Lahn).

Der deutsche Herold (Zeitschrift f. Wappen-, Siegel- u. Familienkunde), 35. Jahrg. Nr. 4 (1904).
Henkel: Aus Kurhessen.

Der Türmer, II. Jahrg. Heft 3 (Dezember 1903).
F. Lienhard: Die heilige Elisabeth.

Frankfurter Zeitung, 24. Juli u. 2. August 1904.
Frieda Buecking: Beim Probetanz. Ein Brief aus der Schwalm.
Kieffer: Prinz Georg von Hessen-Darmstadt. Zur Erinnerung an die Eroberung Gibraltars am 4. August 1704.

Fuldaer Geschichtsblätter (hrsg. v. Prof. Dr. Richter), III. Jahrg., Nr. 1—6.
Hoffmann: Das goldene Rad im Dome zu Fulda.
Eduard Schmitt: Eine Einquartierungsliste aus den Jahren 1806—1813.
Karl Scherer: Die Hauschronik des Johann Lutz von Salmünster.
Leimbach: Zur Geschichte von Kleinheiligkreuz.
Kiel: China illustrata, ein Werk des P. Athanasius Kircher.
G. Richter: Prozessionen aus dem Benediktinerstift zu Fulda vor 300 Jahren.
— —. Die adligen Kapitulare des Stifts Fulda seit der Visitation Carafas (1627).
H. Eltester: Der letzte Ritt Napoleons I. durch Fulda.

Gottesminne (Münster i. W.), II. Jahrg. Nr. 3.
H. Dransfeld: Über M. Herberts religiöse Lyrik.
Hannoverscher Courier, 4. August 1904.
Max Schneidewin: Karl Friedrich Hermann (geb. 9. August 1804, von 1832—1842 Professor der klassischen Philologie in Marburg).
Hessische Blätter für Volkskunde, Bd. III (1904), Heft 1.
E. Mogk: Die Volkskunde im Rahmen der Kulturentwicklung der Gegenwart.
Arthur Kopp: Handschrift der Trierer Stadtbibliothek vom Jahre 1744.
Gustav Schöner: Erinnerungen und Überlebsel vergangener Zeiten aus dem Dorfe Eschenrod im Vogelsberg.
Ferner: Bücherschau usw.
Hessische Landeszeitung, 24. Juli 1904.
Max Buchwald: Kaiser Wilhelm II. und die hl. Elisabeth.
Kasseler Allgemeine Zeitung, 20. Jahrg., 26., 29., 30. u. 31. Juli, 2., 3. u. 5. August 1904.
Braunhof: Aus finsterer Zeit (Rintelner Hexenprozesse).
Wissemann: Festrede zur Landgraf Philipps-Denkmalsweihe in Haina.
— —. Die Hessen im siebenjährigen Kriege. Das Gefecht bei Sandershausen.
Kieler Zeitung (1904), Nr. 22321.
E. Bruhn: Johannes Geibel. Zu seinem 50. Todestag.
Kölnische Volkszeitung, 3. August 1904.
Kieffer: Prinz Georg von Hessen-Darmstadt. Zum 4. August 1704.
Kölnische Zeitung vom 5. Mai u. 31. Juli 1904.
Wilhelm Henkel: Erinnerungen an Gottfried Kinkel. (Wenig veränderte Wiedergabe des gleichnamigen Aufsatzes im „Hessenland" 1900, Nr. 18. — Vgl. dazu „Hessenland" 1900, Nr. 22, S. 291.)
— —. Burg Gleiberg.
Monatsschrift für die kirchliche Praxis, 4. Jahrg. Nr. 4 u. 5.
C. Schulte: Die religiöse Volkskunde und die Seelsorge mit besonderer Berücksichtigung der oberhessischen altbäuerlichen Frömmigkeit.
Norddeutsche Allgemeine Zeitung (Berlin), 15. Mai 1904.
Julius Flach: Ein Erinnerungsblatt (Nekrolog des Gymnasial-Direktors Dr. Gideon Vogt).
Quartalblätter des historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen. Neue Folge. 3. u. 4. Vierteljahrsheft (Jahrg. 1903). III. Bd. Nr. 11 u. 12.
P. Meißner: Die Wiederherstellung des Rathauses zu Michelstadt i. O.
W. Soldan: Untersuchungen in den Waldungen östlich von Darmstadt.
— —. Bericht über die vorläufigen Untersuchungen auf der Lee bei Heppenheim a. d. B.
— —. Fränkisches Gräberfeld bei Büttelborn.
Ferner: Vereinsnachrichten, Fundberichte, Chronik usw.
Tägliche Rundschau, Unterhaltungsbeilage, Mai 1904.
Otto Pfleiderer: Frauenbilder aus der Vergangenheit (darin: die heilige Elisabeth), Nr. 114—115.
Elisabeth v. Heyking: Herman Grimm. Ein Gedenkblatt. Nr. 118—120.
Touristische Mitteilungen aus beiden Hessen, XII. Jahrg. Nr. 9—12.
G. Haupt: Der Wert der Kleinbahn Wilhelmshöhe-Naumburg für die Touristik.
— —. Sommerfrischen im Gebiet des Niederhessischen Touristenvereins.
E. Happel: Kanstein in Waldeck.
E. B.: Von der Sackpfeife.
Ferner: Kleinere Berichte, Vereinsnachrichten usw.
Vorwärts (Berlin) vom 29. Mai 1904.
E. D.: Landarbeiter und Landwirtschaft in Oberhessen (Besprechung der gleichnamigen Schrift von Dr. Eugen Katz, Stuttgart u. Berlin, Cotta, 1904).
Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten, Bd. V, Heft 4/5.
Gustav Schöner: Spezialibiotikon des Sprachschatzes von Eschenrod (Fortsetzung und Schluß).

Detmold, September 1904.

W. S.

Personalien.

Verliehen: dem Oberstleutnant a. D. Bürgermeister Gärtner zu Rinteln der Rote Adlerorden 3. Klasse mit Schwertern am Ring und der Schleife mit der Jahreszahl 50; dem Kreiswundarzt z. D. Sanitätsrat Dr. Limberger zu Zierenberg der Rote Adlerorden 4. Klasse; dem Postmeister Nelle in Karlshafen bei seinem Übertritt in den Ruhestand der Charakter als Rechnungsrat.

Ernannt: Metropolitan Ritter zu Hess.-Lichtenau zum Pfarrer in Niederzwehren; Pfarrer Aillaud in Obergrenzebach zum Pfarrer in Wernswig; der zweite lutherische Pfarrer Theodor Fett zu Kirchhain zum ersten Pfarrer daselbst; Gerichtsassessor Matthaei in Rinteln zum Hilfsrichter bei dem dortigen Amtsgericht.

Versetzt: Landesbauinspektor Rohne von Rendsburg nach Schmalkalden; Forstmeister Goebel in Rumbeck auf die Oberförsterstelle Obereimer; Forstmeister Busse in Diebholz auf die Oberförsterstelle Rumbeck.

In den **Ruhestand** tritt: Metropolitan Conrad zu Niederzwehren vom 1. Oktober ab.

Geboren: ein Sohn: Kgl. Landmesser Wilhelm Giede und Frau Ella, geb. Koch (Kassel, 31. August); Privatmann Rudolf von Pustau und Frau, geb. Streit (Kassel, 1. September); — eine Tochter: Pfarrer Hochstetter und Frau, geb. Chemnitius (Kassel, 1. September); Landrichter Dr. Zeddies und Frau Marie, geb. La Ruelle (Hanau, 6. September).

Gestorben: Generalagent Hermann Meyer, 63 Jahre alt (Kassel, 30. August); Oberingenieur a. D. Gottfried Lohr, 62 Jahre alt (Kassel, 31. August); Kgl. Forstmeister Robert Hohensee, 63 Jahre alt (Fulda, 1. September); Lehrerin an der Mädchen-Mittelschule Fräulein Lili Hüpeden, 55 Jahre alt (Kassel, 2. September); Fräulein Wilhelmine Freudenstein, 81 Jahre alt (Kassel, 2. September); Kreisbauinspektor a. D. Georg Jäger (Wahlershausen, 3. September); verwitwete Frau Therese Wicke, geb. Bachmann, 69 Jahre alt (Kassel, 6. September); Fräulein Katharina Schilling (Kassel, 8. September); Frau Pfarrer Emma Mörchen, geb. Römheld, 54 Jahre alt (Marburg, 9. September); Frau Generalsuperintendent Auguste Werner, geb. Anthes, (Kassel, 10. September); Kgl. Forstmeister Julius Krause, 63 Jahre alt (Waldau, 10. September); Spediteur Heinrich Schneider, 38 Jahre alt (Marburg, 11. September); Professor an der Ingenieurakademie zu St. Petersburg Karl von Schmidt, (Marburg, 11. September); Kanzleirat Adalbert Ritz, 62 Jahre alt (Kassel, 14. September); Rentner Wilhelm Heräus, Ehrenbürger der Stadt Hanau, 79 Jahre alt (Hanau, 14. September).

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 19. XVIII. Jahrgang. Kassel, 1. Oktober 1904.

Strandeinsamkeit.

(Wangeroog 1904.)

Im Dünensande liege ich zu träumen,
Um meinen Fuß die Wasser sprühn und schäumen,
Die Welle schwillt und fällt;
Die Möwe kreist um mich in Einsamkeit,
Dann trägt der West sie weiter, weit, so weit. —
Was kümmert mich die Welt?

Die Fluten mahnen, die da brandend schlagen,
Daß draußen sich die Stunden drängend jagen,
In Lust und Leid;
Ein Stürmen, Hasten jeder Tag entfacht
Und ebbt zurück doch in das Nichts der Nacht.
Was kümmert mich die Zeit?

Hier ruh ich aus, fern jeglichem Verlangen,
Das All hält mütterlich mich hier umfangen,
Sein Kind, in tiefer Ruh,
Geheimes raunt mir zu der Wellenlaut
Und weiter schau' ich, als ich sonst geschaut.
In Andacht hör' ich zu!

Gießen. **Otto Kindt.**

Vor Rembrandts grosser Landschaft

(in der Kasseler Gemäldegalerie).

Das Wetter zieht vorüber,
Der helle Himmel strahlt.
Ein Weilchen — dann kommt die Sonne,
Daß neue Wunder sie malt.

Der Fluß schleicht träge, als wollte
Er balde schlafen gehn. —
Die alte Klappermühle
Ließ längst ihre Räder stehn. —

Ein Reiter eilt ermüdet
Der nahen Heimat zu.
Er träumt schon von lieben Augen,
Von Wiedersehn und Ruh. —

Hoch droben auf dem Berge
Die alte Ruine steht,
Als predige sie dem Tale,
Wie alles zur Ruhe geht. —

Die Menschen, die Wasser, die Wolken,
Sie eilen dem Ziele zu.
Mein Herz nimmt die Sehnsucht gefangen
Und fragt: „Wann ruhest du?"

Und ich sage darauf zu der Sehnsucht:
„Mir geht's wie dem Reitersmann;
Bleib du, mein Reisegeselle,
Dann komm' ich zu Hause an." —

Kassel. **H. Bertelmann.**



Versuch einer kritischen Übersicht
der gesamten Literatur über Philippum Magnanimum, Landgraf zu Hessen, Graf zu Catzenelnbogen 2c.

Von Dr. philos. Fritz Seelig.

(Fortsetzung.)

II.

Eins aber ist dem Landgrafen Philipp doch nicht zuteil geworden, worum er seine Söhne testamentarisch einst selbst noch dringend gebeten hatte, nämlich ein guter, unparteiischer Geschichtsschreiber seiner Taten, gestützt auf die reichen Quellen hessischer und fremder Archive.

Die Teilung seines Hessenlandes in vier ungleiche Teile, aus der — ganz gegen Philipps und seiner Söhne Wunsch, aber doch dem Laufe menschlicher Dinge folgend — jener unselige „Marburger" Erbfolgekrieg zwischen Hessen-Cassel und Darmstadt entsprang, der erst kurz vor Abschluß der furchtbaren Verwüstungen des großen, dreißigjährigen Krieges beigelegt wurde, die nachfolgende politische Ohnmacht beider Hessen bis unter die Landgrafen Ernst-Ludwig und Carl, dann dessen vielen Kriegszüge gegen Türken und Franzosen, später die Kriegszeiten unter Friedrich dem Großen, wo die Landgrafen Wilhelm VIII. und Friedrich II. treu zu Preußen standen, Hessen-Darmstadt aber auf der Gegenseite, und endlich die ganz Europa (wie vorher Nordamerika) umwälzenden Wirren der großen Revolution, bis zum Tode Napoleons, haben es naturgemäß verhindert, daß Landgraf Philipp von 1567 bis 1827 einen Biographen gefunden hat. Zwar ist in diesen 260 Jahren gar manches Mal über unseren großen Hessen-Landgrafen, namentlich in Sammelwerken und Zeitschriften, geschrieben worden, aber wir können davon hier nur einiges und zwar möglichst das Wichtige zur Probe herausgreifen, da der Raum in dieser allgemeinen Übersicht nicht zur Anführung aller Literatur uns zu Gebote steht. Schön hat, schon im 18. Jahrhundert, Moser den eigentlichen Grund dafür angeführt, daß die Zeit einer gerechten Würdigung weder für Kaiser Karl V., noch für seinen großen Gegner, Landgraf Philipp, gekommen sei: er gilt zum Teil leider noch heutigentages.

Das letzte Menschenalter des 16. Jahrhunderts nach Philipps Tode (1567—1600) hat sich — neben dem offiziellen Grabdenkmal im Chor von St. Martin zu Cassel (mit gutem Standbild des gealterten Fürsten nach Meister Godefro), dem leider kein sonst damals beliebtes „Monumentum sepulcrale" in der Literatur zur Seite getreten ist, — mit den Schriften eines Sleidan, Kirchhof u. a. begnügt, wozu man vielleicht noch an einen Abschluß (von 1561—67) und an eine Umarbeitung der Lauzeschen Chronik gedacht haben mag. Doch bleibt es bei dem frommen Wunsche, ohne daß wir bis jetzt wissen, wer die Herausgabe des Lauzeschen, sonst druckfertigen Manuskriptes damals verhindert hat.

Das 17. Jahrhundert aber brachte mehrere Werke hervor, die wir selbst in einer knappen Übersicht der Landgraf Philipp-Literatur nicht übergehen dürfen, obwohl gerade Hessen selbst diesmal zurücksteht, weil weder Dilichs Chronik (1605 ff.) noch Winkelmanns „Beschreibung der Fürstentümer Hessen und Hersfeld" von 1697 über Landgraf Philipp allzuviel Neues, letzterer sogar manches direkt Falsche, wie Felsberg als Philipps Geburtsort, gebracht haben. Über Sandoval (Historia de la Vida y Hechos del Emperador Carlos V., Antwerpen 1681, 2 Bde. in Folio) hörten wir ja schon, daß Landgraf Philipp von ihm sehr kurz und schlecht behandelt worden ist, und die Geschichtsdarstellung von Paulus Jovius (45 Bücher Historiarum sui temporis) ist nicht viel besser in dieser Beziehung. Bedeutend dagegen und äußerst wichtig auch für Landgraf Philipp ist dann Friedrich Hortleder geworden, der 1576 bei Wanzleben (Regierungsbezirk Magdeburg) geboren, zu Jena im Juni 1640 als Professor starb, ohne sein großes Werk vollendet zu haben, nachdem er Jahre lang, als sächsischer Prinzenerzieher, Zutritt zu den ernstinischen Hausarchiven gehabt hatte. Hortleders „Handlungen und Ausschreiben, Sendbriefe 2c." sind zwei Großfoliobände allerdicksten Formates und sollten so recht eine authentische Urkundensammlung zu Sleidans klassischem Geschichtswerk darstellen; Band I erschien 1617 und Band II 1618 zu Frankfurt a. M., während der vorgesehene Band III

leider aus politischen Gründen nicht mehr erschienen ist. Zumeist aber findet man die zweite Ausgabe (herausgegeben von Prüschenk) zitiert, welche, mit Stahlstichen der Reformatoren und der evangelischen Fürsten sowie mit einigen historischen Bildern geschmückt, in Gotha 1645 herauskam. (Landgraf Philipp steht in voller Rüstung unter dem hessischen Wappen auf dem Titelblatt zu Bd. I, dazu kommt noch ein größeres Brustbild des etwa dreißigjährigen Philipp, gestochen von Johann Dürr, sowie als sitzende Figur auf dem großen Bilde vom Reichstage zu Augsburg im Jahre 1530.) Auch Hortleder bildet für jede wissenschaftliche Beschäftigung mit Landgraf Philipp ein unersetzliches Arsenal, das freilich aus hessischen Akten korrigiert werden muß, da die Auswahl allzu sächsisch-thüringisch, wie leicht verständlich, gemacht ist, und der Text einseitig gefärbt erscheint; auch ist dies schon frühzeitig tadelnd bemerkt worden.

Noch wichtiger aber, namentlich für alle Kirchenhistoriker, wurde der kurz „Historia Lutheranismi" genannte, ziemlich dicke Folioband von Veit Ludwig von Seckendorf (* 1626, † 1692), der zuerst in Leipzig 1688 erschien [1692 in einer Neuausgabe] und 1694 eine 2. Auflage (bei Gleditsch in Leipzig) erleben sollte, geschmückt mit dem Stahlstichbild des bereits verewigten, gründlichen Verfassers.

Auch hier hat Landgraf Philipp, als Schwert der deutschen Reformation, seinen gebührenden Platz gefunden, von 1521—46, in positiver, ja zum Teil eingehender Darstellung aller seiner Taten, obwohl v. Seckendorfs Buch eigentlich allein, schon dem genaueren Titel nach, gegen die Schriften der Jesuiten Bossuet und Maimburg (Paris 1680) kritisch Front machen sollte: „Commentarius historicus et apologeticus de Lutheranismo, sive de reformatione religionis ductu D. Martini Lutheri . . . ." Jene dort bekämpften Jesuitenbücher sind historisch ohne Wert, v. Seckendorf aber, der später noch mehrmals, auch in deutscher Übersetzung, bearbeitet erschien und viel benutzt wurde, ist natürlich etwas einseitig-kirchenhistorisch, und konnte deshalb weder für die Weltgeschichte, noch gar für die hessischen Verhältnisse maßgebend werden: doch ist er für Jahrzehnte lang die einzige Fundgrube für viele Beurteiler unseres Landgrafen Philipp geblieben, so daß wir ihn mithin hier nicht unerwähnt lassen durften.

Aus dem 18. Jahrhundert aber können wir uns kurz fassen, da hier C. F. v. Moser gegenüber den Erscheinungen seiner Zeit als „klassischer Zeuge" mit Recht klagt, es sei noch nicht an der Zeit, jetzt die Geschichte des Landgrafen Philipp oder seines großen Gegners, des Kaisers Karl V., zu schreiben „aus naheliegenden Gründen", eben weil neue Archivalien damals nicht zutage traten, und da Helferich Peter Wenck in seiner groß angelegten hessischen Historie schon in der Vorgeschichte von Catzenelnbogen stecken blieb. Doch soll neben der verdienstvollen Schrift von Mogen (De captivitate Philippi Magnanimi) von 1766, wo des Kanzlers Günderode Tagebuch von 1546/47 zuerst gut abgedruckt wurde, hier noch genannt sein: Sepulveda (Historia Caroli V. imperatoris, Madrid 1780), der französische Historiker de Thou (Thuani Historia sui temporis, 7 Bände in Folio, London 1733), Häberlins Allgemeine Welthistorie Bd. XII (1771) und die große deutsche Übersetzung einer Universalgeschichte in etwa 130 Bänden, wo auch Landgraf Philipp gebührend zur Darstellung gelangt, ebenso wie in der damaligen Allgemeinen Biographie (1789) durch Schröckh.

Denn die hessische Zeitrechnung seit Anfang des 18. Jahrhunderts in dem offiziellen „privilegierten" Casseler Calendarium etwa 1745 bis 1776 und Teuthorns hessische Geschichte brachten im ganzen mehr Unrichtiges als Neues über Landgraf Philipp zutage und man darf kühn behaupten, das Interesse der Aufklärungsepoche wandte sich bei Landgraf Philipp neben der leidigen, ödesten Streiterei über die Doppelehe, wo doch noch die Originalakten geheim blieben, fast ausschließlich der *Gefangennahme von 1547 in Halle* zu, wobei Rabelais († 1553) in seinem Gargantua die Quelle geworden ist für die unhaltbare, grobe Darstellung der Fälschung von „ewig" in eenig, die in populären Schriften und in der Poesie bis heute noch nachspukt. Doch wollen wir andererseits nicht vergessen, was Kuchenbecker durch seine 12 Bände „Analecta Hassiaca" von 1728 bis 1742 und nachher J. C. Schmincke durch sein „Monimenta Hassiaca" (1747—65) in kleineren, meist urkundlichen Beiträgen für Landgraf Philipp getan haben; ebensowenig wie wir Sattlers Geschichte des Herzogtums Württemberg (1766) übergehen dürfen, besonders für die Ereignisse des Jahres 1534.

Eine unserm großen Hessenfürsten ungünstige Auffassung vom katholischen Standpunkte aus wurde dagegen durch Michael Ignaz Schmidt in seiner „Geschichte der Deutschen" gegen 1785 (besonders im Bande V) in weitesten Kreisen durch öftere Auflagen seit Ende des 18. Jahrhunderts bis 1827 verbreitet; während Planck in seiner „Geschichte der Entwickelung des protestantischen Lehrbegriffes" 1783 über Landgraf Philipps Taten mit gebührender Hochachtung

geurteilt hat; doch liegen die politischen und landesherrlichen Tätigkeitsgebiete ihm natürlich ferner, die doch bei Landgraf Philipp nicht außer acht gelassen werden dürfen. Weiter ist F. W. Strieder in seiner „Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte seit der Reformation" ja seit 1781 die große Sammelstelle für die Mitstreiter und Zeitgenossen des Landgrafen Philipp geworden, ebenso wie der Polyhistor Schannat in seinen vielerlei Fuld'er Urkundenbüchern gar manches für Philipp Wichtige in sich verbirgt.

Somit hat das ganze 18. Jahrhundert der Zahl nach unendlich viel Stoff, überall zerstreut, geboten, ohne daß es zu irgend einer größeren Arbeit über den Landgrafen Philipp gekommen wäre, und nicht anders blieb es bis 1827, wo Christoph Rommel im Mai nach zehnjähriger Vorarbeit den dritten Band seiner hessischen Geschichte abschloß, in dessen zweiter Hälfte, wie bekannt, er unsern Landgraf von 1504 bis etwa 1526 eingehend abgehandelt hat nach den ihm im reichstem Maße zu Gebote stehenden Originalakten und sonstigen Quellen der hessischen und anderer Archive. (Band 4 kam 1830 als Schluß dazu.)

Aus dem ersten Viertel des 19. Jahrhunderts sei deshalb aus der nicht kleinen Zahl der damaligen, meist kleineren Landgraf Philipp-Literatur nur ganz Weniges hervorgehoben. Denn W. Robertson (The history of reign of the Emperor Charles V. in 4 Bänden, London 1824) brachte über Landgraf Philipp wenig Neues und auch Justi in seiner mehrbändigen „Vorzeit" und vorher schon in kleineren Abhandlungen konnte nur schon Bekanntes von neuem in zierlich abgerundeter Darstellung geben, ebenso wie Johann Christian Martin (Cassel 1804) nicht tiefer schürfte in seinen „Nachrichten von der Synode zu Homberg, mit Bezug auf die Reformation in Hessen". Dagegen erfreut uns Stumpf in seiner bayerischen Geschichte von 1816 hier und da mit einer für Landgraf Philipp wichtigen Urkunde an einem Orte, wo man solche ohne weiteres nicht suchen würde. Wir dürfen deshalb nicht um 1800 stehen bleiben, sondern müssen erst, wie schon bemerkt, mit dem Jahre 1827, dem Auftreten Christoph Rommels als neuerem Biographen des Landgrafen Philipp, einen dritten, großen Abschnitt für unsere „Bibliographia Philippensis", und zwar als IIIa und IIIb getrennt, ansetzen.

Nachträglich merken wir nur noch an, daß sowohl Robertsons († 1793) Geschichte Karls V., als auch Thuanus († 1617) mit seiner Zeitgeschichte von 1543 bis 1607 bereits früher zuerst erschienen sind vor dem Tode der Verfasser, daß aber, soweit man bisher hat nachweisen können, ihre Werke stets in den angeführten, späteren Ausgaben von 1824, bzw. 1733 in Hessen benutzt worden sind: also danach in das 19te oder 18te Jahrhundert für die Quellengeschichte eingeordnet werden mußten. — Die ganze lange Spanne Zeit von 1567 bis 1827 hat also, wir wiederholen dies absichtlich, streng genommen, fast nichts Besonderes an Urkunden- oder sonstigem Quellenmaterial zu Tage gefördert, und auch in den 260 Jahren keine in sich abgerundete, größere Darstellung des Lebens und der Taten unseres Landgrafen Philipp entstehen sehen, obgleich sowohl Schmincke, wie schon anfangs erwähnt, zwei Bruchstücke aus der alten, gleichzeitigen Biographie des Wigand Lauze herausgegeben hat, als auch Wenck in seiner einleitenden Quellenkunde zur hessischen Geschichte diesen rühmend erwähnte.

Daß der Forscher bei Landgraf Philipp auch oft Luthers Schriften hinzunehmen muß, ist begreiflich, wobei gerade aus dem 18. Jahrhundert die Hallesche Ausgabe von Walch besonders wegen des Briefwechsels wichtig ist, aus den Jahren 1740 bis 1752, wozu für unsere Epoche noch die verschiedenen Editionen der „Tischgespräche" mit ihren charakteristischen, z. T. fraglichen Geschichtchen über Philipp hinzukommen.

Ferner müssen die bändereichen Zeitschriften und gelehrten Zeitungen von 1567 bis 1827 durchgesehen werden, wobei C. F. v. Mosers „Archiv" wohl den Löwenanteil an Beiträgen liefert, dagegen Voltaires „Histoire universelle" nur wegen seines zynischen Verweilens bei den „*Τριορχης*" von Kuriositäts-Interesse für Landgraf Philipp sein dürfte, ebenso wie Cramers „Lutheriade", in der auch einige hundert gereimte Verse für den Hessenfürsten abfallen. In Sandovals Geschichte Karls V. (2 Foliobände, Pampeluna 1614) wird Philipp fast gar nicht erwähnt, und drei akademische Dissertationen über Landgraf Philipp von Haas (1742), Eichenberg (1769) und Spieß (1782) sind nur rhetorische Gebilde, ohne irgend einen neuen Zug für sein geschichtliches Bild zu bringen: so daß wir ihnen als Nachläufer noch ein Gedicht (Marburg 1827) anreihen dürfen, dessen Titel lautet: „Das Lob des Landgrafen Philipp des Großmütigen". Die in unseren Zeitabschnitt fallenden Schwankbücher, wie Melanders „Jocoseria" und Zincgreffs „Apophthegmata" aber zehren, wie bereits erwähnt, über Landgraf Philipp ganz aus dem „Wendunmuth" von Kirchhof.

Zu verwundern ist bei dieser sekundären Beschaffenheit der Literatur jener Zeiten durchaus nicht, daß auch die allgemeine Weltgeschichte jener

dritthalb Jahrhunderte nur höchst verschwommene Charakterbilder des Landgrafen Philipp zutage förderte, wofür gegen 1800 Johannes von Müller und der vielgelesene Becker, der ursprünglich nur für die Jugend schrieb, als klassische Beispiele zum Schlusse noch angeführt werden mögen.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge zur Geschichte der Brüder des gemeinsamen Lebens (Kugelherrn) in Hessen.

Von Otto Gerland.

(Schluß.)

Nachdem Wilhelm der Ältere 1493 abgedankt hatte, war ein neuer Lehnbrief seitens seines Nachfolgers notwendig. Wilhelm der Mittlere stellte daher am 4. Januar 1498 folgende Urkunde aus:

„Von Gottes Gnaden wir Wilhelm der mittlere Landgraf zu Hessen und Graf zu Ziegenhain und zu Nidda bekennen für uns und unsere Erben und alle unsere Nachkommen öffentlich mit diesem Briefe, wie der durchlauchtige hochgeborne Fürst und Herr Herr Ludwig Landgraf zu Hessen, unser lieber Eltervater selig, des Seele Gott gnädig und barmherzig sein wolle, dem allmächtigen Gott zu Lobe, Marien, seiner werten Mutter und allem himmlischen Heere zu Lobe, seiner und seiner Voreltern und Eltern selig, unser und aller unser Nachkommen und Erben Seelen zu Trost und zu Heil den andächtigen Priestern und Klerikern, in dem Wissen Hoffe wohnhaftig, in unserer Stadt Cassel gelegen, denselben Wiessenhoff mit seinem Inbegriff, Zubehörung und Freiheiten und auch ein geistliches Lehen, nämlich den Altar des heiligen Kreuzes, gelegen in der Kirchen zu dem Anebergk, gegeben und verschrieben hat nach Inhalt und Ausweis der Briefe, von demselben unserm lieben Herrn und Eltervater selig darüber gegeben, und auch fürder durch den hochgebornen Fürsten und Herrn Ludwig Landgrafen zu Hessen und Grafen zu Ziegenhain und zu Nidda, unser lieben Herrn Vater selig, bestätigt und verwilligt worden ist inhaltlich dessen Bestätigungsbriefes unter seinem großen Majestätsiegel darüber ausgegangen, darin und damit auch unser lieben Vettern Landgrafen Heinrich und Landgrafen Hermann, itzund Erzbischof zu Köln, der gedachten unsers lieben Herrn Vaters selig Brüder Verschreibung und Bewilligung begriffen, und nun jetzt durch zuletzt gleichermaßen durch unseres lieben Bruders Landgrafen Wilhelms des älteren Bewilligungsbrief [1]) auch bestätigt und befestigt ist, nach Inhalt und Ausweis aller Briefe. Da aber nun wir durch die Schickung der göttlichen Gnade regierender Fürst des bemeldeten Fürstentums des Landes zu Hessen sind, so ist es billig und erfordert es die löbliche Gewohnheit, daß wir solche Gottesstiftungen, die auch der Seelen Heil berühren und von unsern Voreltern löblichen Gedächtnisses gestiftet, geordnet und gemacht sind, handhaben, sie schützen und schirmen sollen, damit sie unzerstört in der besten Form bleiben, sie auch fürder zu wahren und nicht zu mindern. Da wir, dies zu tun, von ganzem Herzen geneigt sind, so haben wir mit vorbetrachtetem Mute, gutem und zeitigem Rate und freiem eignen Willen in der allerbesten Macht und Form für uns und unsere Erben und Nachkommen den obgenannten Priestern und Klerikern in dem Wißzenhoffe solche Verschreibung und Begebung [2]), wie unser gemeldeter lieber Herr und Eltervater seligen Gedächtnisses ihnen über denselben Wyßzenhoff und auch das geistliche Lehen gegeben und verschrieben hat, bewilligt, bestätigt, konfirmiert und zugelassen, willigen, bestätigen, konfirmieren und lassen auch zu die in Gegenwärtigem in und mit Kraft dieses Briefes, die zu gebrauchen und zu besitzen in allen ihren Stücken, Punkten und Artikeln, wie die enthalten und ausweisen, und insonderlich in der päpstlichen Konfirmation, auch der Deklaration des mit päpstlicher Gewalt ausgerüsteten Kommissars klar ausgedrückt und erklärt ist, gänzlich gehalten, vollstreckt und aufgerichtet werden soll ohne Hindernis von uns, unsern Erben und Nachkommen zu ewigen Zeiten ohne alle Gefährde, und sonderlich wie in der gemeldeten päpstlichen Konfirmation und der Deklaration des Kommissars ausgedrückt ist, daß die gedachten Priester und Kleriker in demselben Wißzenhoff zu Cassel frei und ausgenommen sein sollen von allen Gerechtigkeiten und Pflichten der Pfarrkirchen Sankt Martini mit Ausnahme des Pfunds Heller Casselscher Währung, die sie jedes Jahr auf Ostern in dasselbe Stift zu geben pflichtig sind, welche Freiheit unser Herr Elter=

[1]) Siehe vorhergehende Urkunde.

[2]) „Gift."

vater seligen Gedächtnisses selbst persönlich erbeten und erlangt hat von demselben Kapitel Sankt Martins. Darum wollen und begehren wir auch, daß sie solche Freiheit gebrauchen zu Gottes Ehre und des gemeinen Volkes Exempel und Stiftung, daß sie den Gottesdienst in Gegenwart des gemeinen Volkes täglich mit Singen und Lesen vollbringen lassen, ohne Abbruch. Darum begehren wir von allen Unsrigen, Geistlichen und Weltlichen, ihr wollet die ehegenannten Priester und Kleriker in und bei ihren Rechten und Freiheiten halten lassen und verteidigen, in welcher Weise das nötig oder nützlich und möglich ist oder sein mag, und auch darin günstig und gutwillig erzeigen, das wollen wir wegen des Lohns[3]), den ihr damit Gott gegenüber erwerbt, nicht zu erkennen vergessen, und es kommt auch uns zu Dank. Und darum sollen auch dieselben Priester und Kleriker und alle ihre Nachkommen, in dem genannten Wißzenhoff wohnhaft, den allmächtigen Gott für unsrer Eltern selig, auch unsere und aller unserer Erben und Nachkommen Seelen fleißig bitten und den besonderen Gottesdienst auch täglich tun und sich mit allen Sachen halten, wie der Wortlaut solcher ehegenannten Verschreibungen und Briefe dies enthält und ausweist, und dies auch in keiner Weise unterlassen, alles sonder Gefährde und Arglist. Und dessen zu Urkund haben wir obgenannter Landgraf Wilhelm der mittlere Fürst zu Hessen unser Insiegel an diesen Brief tun hängen, der gegeben ist auf Mittwoch nach Neujahrstag anno domini millesimo quadringentesimo nonagesimo octavo.[4])"

Der Rektor des Weißen Hofs zu diesen Zeiten war Lambert. Dieser besuchte 1501 das Kolloquium zu Münster, das unter Leitung des Rektors vom Kölner Hause stattfand. Danach visitierten dann die Rektoren von Deventer und Köln nacheinander die Bruderhäuser von Magdeburg, Kassel und Marburg. Die Revision der letztgenannten Häuser muß nicht günstig ausgefallen sein, denn sie mußte bereits im Herbst 1502 wiederholt werden, und infolge dieser letzteren um Martini herum abgehaltenen Visitation legte der Rektor Lambert vom Weißen Hof unter Zustimmung aller Brüder sein Amt nieder. Die besonderen Gründe dafür werden nicht angegeben. Diese Visitationen hatten ihren Grund in dem Beschlusse des Münsterischen Kolloquiums von 1497, auf dem die Kasseler und Magdeburger Brüder nicht vertreten waren, dem aber der Hildesheimer Rektor beigewohnt hatte. Dieser hatte dringend gebeten, die Brüder möchten nach Hildesheim kommen und den Lüchtenhof an Haupt und Gliedern revidieren oder zu solchem Werk einige Patres absenden. Man war lebhaft dagegen, sowohl wegen der Gefährlichkeit der Straßen als auch wegen der großen Entfernung und wegen einiger sonstiger Hindernisse. Doch stimmte man allgemein darin überein, daß solche Visitationen durch die verschiedenen Rektoren oder durch sonstige Religiosen vorgenommen, sehr nützlich sein möchten, um die Lebensweise der Brüder aufrecht zu erhalten. Würden der Kasseler und der Magdeburger Pater (Rektor) zugegen gewesen sein, dann würde man gern den Beschluß gefaßt haben, daß weit auseinander liegende Häuser sich gegenseitig revidieren sollten, so aber wurde nichts beschlossen. Der Pater von Münster hatte eine Sache in Marburg[5]) zu erledigen und sagte, daß wenn er von den Brüdern dort die Nachricht schriftlich bekäme, seine Ankunft sei angenehm und man möchte gern gute und zur Gottesfurcht anregende Ratschläge hören, daß er dann gern auf Kosten der einzelnen Bruderschaften von Marburg über Kassel und Hildesheim zurückreisen wolle. Doch riet er mehr, daß der Hildesheimer Pater den Pater von Deventer, der nach Marburg reise, angehen möge, damit dieser mit dem Marburger Pater auf derselben Reise (reysa) in Hildesheim abstiege. Der Hildesheimer Pater sah sich gezwungen, dies mit allem Fleiße zu tun, zwei Tage aber, bevor er am 3. Mai 1497 in Kassel ankam, war (am 1. Mai) der Pater von Deventer bereits von Marburg über Kassel nach Köln weitergereist. Der Pater des Lüchtenhofs schrieb deshalb einen Brief des Inhalts nach Marburg, daß es ihm angenehm sei, wenn der Pater von Münster, wie zu erwarten wäre, nach Marburg käme usw. und ließ diesen Brief in Kassel zurück. Auch auf dem Kolloquium von 1499 war beschlossen worden, daß in diesem Jahre der Weiße Hof durch die Paters von Marburg und Hildesheim revidiert werde.

Die Notwendigkeit dieser Visitationen beweist, daß nicht mehr alles in Ordnung war, sich vielmehr die Notwendigkeit einer Änderung der kirchlichen Dinge bereits anzeigte. Dies geht auch aus einem weiteren Beschlusse des letzterwähnten Kolloquiums hervor, die Rektoren möchten die Brüder nicht so leichthin aus dem Hause schicken, weil diese dabei leicht Schaden nähmen und eitle und weltliche Gesinnungen bekämen.

Die neue Zeit zog unwiderstehlich heran. 1526 erzählt der Rektor des Weißen Hofes in einem

---

[3]) „voben den lon."

[4]) Das Original dieser Urkunde mit dem Siegel Landgraf Wilhelms des Mittleren am Pergamentstreifen befindet sich im Priesterseminar zu Hildesheim.

[5]) Marckburch, in den Annalen auch Marckborch, Marckporch, Marporch u. v. a. m. geschrieben.

Briefe an den Rektor zu Herford dem letzteren, daß es den Kasseler Brüdern schlecht gehe. „Wir hörten,“ schreibt der Herforder Rektor nach Hildesheim, „daß sich die Kasseler Brüder in Bedrängnis und Furcht befinden. Denn sie haben in ihren Häusern Kriegswagen und Bombarden mit ihren Protzen und Lafetten (?).[6]) Auch werden sie gezwungen, einen Bären und zwei Jagdhunde zu atzen[7]), die ihnen sehr lästig fallen. Noch mehr aber quält sie die Furcht, ausgetrieben zu werden.“ Daß unter solchen Verhältnissen Landgraf Philipp der Großmütige dem Weißen Hofe keine Bestätigungsurkunde ausstellte, braucht nicht hervorgehoben zu werden.

Mit Einführung der Reformation in Hessen 1527 wurde auch der Weiße Hof aufgehoben, der Hof wurde vollständig umgebaut, auch eine Straße daselbst durchgebrochen. Zehn Mitglieder der Brüderschaft dürften damals noch in dem Hause gewesen sein, unter ihnen der Pater Johannes von Soest (Susati), der sich von Kassel nach Hildesheim begab, dort über 30 Jahre blieb und am 7. März 1560 starb.

Als weitere Brüder des Weißen Hofes außer den schon erwähnten werden in den Annalen und sonstigen Urkunden des Lüchtenhofs noch genannt, ohne daß ihre Zeit genauer bestimmt werden kann: Johannes Menden, Kleriker; Antonius, Diakonus; Johannes Typel, Bruder[8]); Johannes Koch, Bruder; Johannes Strael, Kleriker; Ludwig Typel, Priester; Heinrich Moers, Kleriker; Johannes Homborch, Presbyter; Konrad Raed, Kleriker; Nikolaus Amsterdam; Johannes Tunges, Kleriker; Petrus Grevenrad, Kleriker; Heinrich, Laienbruder; Johann Tymmermann, Laienbruder; Heinrich Dusbach, Frater, also Geistlicher.

Auch wird erzählt, daß Wilhelm Suttor (Schneider) in Kassel, wohin er geschickt war, verstorben ist.

Um dies noch anhangsweise zu erwähnen, finden wir in den Annalen ꝛc. aufgezeichnet, daß am 28. April 1469 beschlossen wurde, zu Butzbach eine Kollegialkirche der Brüder des gemeinsamen Lebens zu bauen und daß bei der mißlungenen Verhandlung über Eingehung einer großen Brüderschaft im Jahre 1475 auch das Haus zu Butzbach beteiligt war.

Ein Hermann von Rinteln (Rentelen) erscheint als Konverse und Prokurator des Lüchtenhofs, 1441 als Beichtvater des Schwesternhauses zu Eldagsen und ist als solcher 1491 gestorben. Er gehörte zu den ersten Brüdern des Lüchtenhofs und wird sehr gerühmt.

Endlich verkauften am 28. August 1474 die Priorin Gertrud und der Nonnenkonvent zu Lippoldsberg dem Lüchtenhofe einen silbernen Kelch für 21 Gulden unter Vorbehalt des Rückkaufsrechts. Das Original der von Doebner abgedruckten Urkunde befindet sich im Priesterseminar zu Hildesheim.

[6]) „Habent enim in aedibus suis currus et bombardos cum multis carrucis et therissuis.“

[7]) Es wird dies eine von Landgraf Philipp angeordnete Ausübung des Rechtes der Jägeratzung gewesen sein.

[8]) Vgl. die Anmerkung zum Schutzbrief Landgraf Ludwigs I. vom 4. Juli 1457.

Morgenstunden in der Kasseler Galerie.

Von Hans Altmüller.

II.

Der Saal mit den italienischen Kopien, die uns schon durch den Namen ihres Malers, eines Kasseler Landsmannes, wert sein müssen, vereinigt eine bedeutende Anzahl der größten Meisterwerke der Renaissance in lehrreichen Nachbildungen. Welcher Höhenunterschied gegen das bisher Gesehene! So bewundernswert, so erfreulich auch viele Werke des Quattrocento sind, gegen diese Freiheit und Schönheit kommt uns alles Frühere fast handwerksmäßig vor. Die Künstler des 15. Jahrhunderts scheinen nun nichts wie nur etwa Studienblätter zu den Werken der Meisterzeit geliefert zu haben, nur die Theaterarbeiter gewesen zu sein, die die Bühne für das Auftreten der großen Künstler herrichteten. Und in der Tat, viel Handwerk mußte von diesen Quattrocentisten auch noch bewältigt werden, denn es galt für sie, überall erst die Technik, erst auch die einzelnen Stoffgebiete zu erobern. Daher das ängstlich Gewissenhafte ihrer Zeichnung, die leise Steifheit noch der Anfängerschaft, der trockene Ernst vieler mühsamer Arbeit, daher aber auch die jugendfrische Empfindung, das dankbare Wichtignehmen den Kleinigkeiten und Einzelheiten gegenüber, die alle, wie für ein Kind, eine Welt voll neuer Erfahrungen bedeuteten. Paolo Uccello suchte die Linearperspektive zu ergründen, Andrea del Castagno bemühte sich um die Plastik des menschlichen Körpers, Antonio Pollajuolo um die Anatomie. Selbst die Luftperspektive fand bereits in Piero della Francesca einen Anfänger, und in Venedig malte man (be=

sonders Bellini) gegen Ende des Jahrhunderts schon mit Ölfarben. Die Landschaft war allen wichtig. Ebenso kam das Porträt auf (schon Masaccio hat ein köstliches Bildnis geschaffen, in den Uffizien). Und gewissermaßen als Begründer der Genremalerei kann Benozzo Gozzoli betrachtet werden. Überhaupt, erst im Quattrocento sieht man, wenigstens in der großen Malerei, weltliche Stoffe behandelt. Uccello ist der Begründer der Schlachtenmalerei (beinahe könnte man sagen, auch der Tiermalerei); Botticelli und andere pflegen, von den humanistischen Dichtern ihrer Zeit beeinflußt, die mythologischen Gegenstände, und Mantegna führt sogar einen direkt geschichtlichen Stoff ein (Triumphzug Cäsars). Welche Fülle vielseitiger Tätigkeit in diesem einzigen Jahrhundert! Zugleich ist von Bedeutung, daß jetzt neben der Wandmalerei auch die Tafelmalerei in größerem Umfang betrieben wird. So scheint alles gewonnen und zubereitet.

Was bleibt nun für die großen Meister noch übrig? Vor allen Dingen sie selber, ihr Genie, ihre Vollendung. Denn was für sie vorbereitet scheint, ist am Ende doch nur ein Material, das noch der Verarbeitung harrt, ein Körper, dem der lebendige Odem eingeblasen werden muß. Und das geschieht nun. Daß es aber überhaupt geschieht, daß jetzt, unter so ungemein günstigen Vorbedingungen, diese Größten erscheinen, das ist im letzten Grund, trotz aller Geschichtsprofessoren und trotz aller Einsicht in die manches erklärende historische Entwickelung, denn doch *etwas absolut Unbegreifliches*, ein göttliches Wunder, genau so, wie, unter ähnlichen politischen und künstlerisch ebenso angebahnten Verhältnissen, das Erscheinen unserer großen deutschen Tondichter im 18. Jahrhundert. Besonders interessant ist dabei, daß in beiden Fällen von den zwei Künsten, die erst das von Germanen befestigte Christentum geschaffen hat, Malerei und Musik, die eine in einem stark germanisierten, die andere in einem rein germanischen Land ihre höchste Entwickelung gefunden hat. Denn erst durch die Vermischung mit germanischem Blut ist das so durchaus unkünstlerische Volk der alten Römer zu einer künstlerisch sogar vorwiegend begabten Nation geworden.

Dieser Standpunkt der Ehrfurcht vor etwas göttlich Wunderbarem muß es zunächst sein, von dem aus wir die Werke der Klassiker unter den Malern betrachten. Schon Giotto, der Begründer der neueren Malerei, war ein solches Wunder, dann vor allen Masaccio, der Meister, der das ganze Quattrocento beherrscht und der einzige seines Jahrhunderts ist (trotzdem er schon ganz zu Anfang, erst 27jährig, stirbt), der, mit Vermeidung alles Kleinlichen und Nebensächlichen, in durchaus großem Stil malt. Von ihm haben auch die Koryphäen der Hochrenaissance das meiste gelernt, Lionardo sowohl wie Michelangelo und Rafael. Wieder geht die Bewegung von Florenz aus, um sich dann bald aber nach Rom zu wenden, ohne daß übrigens die Medici ihren Einfluß verlören, da ja Leo X., der kunstsinnige Papst dieser Zeit, ein Mediceer ist. Doch kann jetzt, bei den sich mehr und mehr durchkreuzenden Einflüssen der malerischen Bestrebungen, von einzelnen Schulen kaum noch die Rede sein.

Von Lionardos Werken finden wir leider keine Kopie vor, von Michelangelos Propheten und Sibyllen in der Sixtinischen Kapelle dagegen zwar nicht weniger als zwölf, aber gerade diese sind wohl die mindest gelungenen unter den Ihléeschen Nachbildungen und können uns nur einen schwachen Begriff geben von Schöpfungen, die im Original das Gegenteil alles Schwachen sind, die, wenn man sie in Rom als Deckenbilder betrachtet, aussehen, als hätten sich schwere Gewitterwolken plötzlich zu übermächtigen Gestalten verdichtet, die mit erdrückender Last den Raum erfüllen. Ihre Bewegungen scheinen vom Rollen des Donners begleitet zu sein, ihre Blicke Blitze zu senden, die vernichten. Kolossale, urzeitentstammte Gebilde sind diese Propheten und Sibyllen, beschwert, aber nicht gebeugt von Jahrhunderten, vollgesogen mit Weisheit und Tatkraft: der herrliche Jeremias, tief untergetaucht in Trauer und Nachdenken; Zacharias, lesend versenkt in das Buch der Zeiten, mit dem prachtvollen kahlen Schädel, *einem wahren Felsengebirg von Stirn und Hinter*kopf, dem wunderbaren, bedächtig drohenden Profil, dem langen, weißen Bart und des Mantels majestätischem Faltenwurf; oder die urgewaltige, verwitterte Sibylle von Cumä, mit einem Arm wie eine Keule. Schön ist hier vor allem der ethische Gehalt; daß ein Mensch eine so titanische Kraft in sich bergen und sie offenbaren kann.

Michelangelo und Rafael scheinen unserer Zeit ferner zu stehen durch das Vorherrschen des Zeichnerischen in ihren Werken. Denn sie sind allerdings mit ihrer eminenten Zeichenkunst die unerreichten Beherrscher der Linie. Es ist charakteristisch für unsere überall im Materiellen aufgehende Zeit, daß man auch in der Malerei mehr für ihr materielles Mittel, die Farbe, und weniger für ihr geistiges, die Linie, übrig hat. Gewiß, in der Natur gibt es keine Konturen. Jede Linie ist eine Illusion, eine Übersetzung des Stofflichen ins Geistige. Aber sehen wir denn wirklich im gewöhnlichen Leben nur das objektiv Physische der Außenwelt, haben wir wirklich nur jene den Franzosen sklavisch nachgeglaubten „Impressionen", sehen wir nur das, was wir mit unserer Netzhaut tierisch auffangen? Nein, denn wir sehen ja vor allem mit unserem lebendigen

Geist, wir reflektieren unsere eigene Person in das Geschehene, wir umgrenzen die Körper, um sie besser auseinander zu halten, mit eingebildeten Umrissen, wir sehen nicht nur Farbenklexe, wir sehen allerdings Linien. Denn die ganze Welt ist für uns zunächst eine Illusion, eine Vorstellung. Jeder sieht ja etwas anderes, und im strengen Sinn gibt es überhaupt nichts allgemein Wirkliches, „Realistisches“ (nämlich für unsere Vorstellung), weder in der Welt noch gar in der Kunst. Es handelt sich nur um die (relativ) beste, wahrste, schönste Vorstellung, eben um die der echten Künstler.

Besonders Rafaels Werke haben heutzutage einen (natürlich nur für uns) beschämend niedrigen Kurs, wie denn ein gefeierter und sicherlich auch geistreicher Kunsthistoriker unserer Tage sich in seiner „Geschichte der Malerei“ als völlig unfähig erweist, einer Größe wie Rafael auch nur einigermaßen gerecht zu werden, also mit anderen Worten in einer Geschichte der Malerei völlig verständnislos für den größten aller Maler. Er nennt ihn den „großen Profiteur des Cinquecento“ u. dgl. Gewiß, die ängstliche Wahrung des „geistigen Eigentums“ kannte die Zeit Rafaels noch nicht wie die unsere, die das wohl besonders nötig hat. Ganz unbefangen hat Rafael gleich anderen größten Künstlern (wie z. B. Lessing, Goethe, Mozart, Beethoven) Gestalten und Gedanken fremder Meister in seine eigenen Werke herübergenommen. Wer so reich ist an eigenem Gut, braucht nicht in Sorge zu sein, wenn er auch einmal von anderen Leuten borgt. Ja sogar sich selber hat Rafael trotz seines immensen Reichtums Figuren entlehnt, wie wir gleich hier vor unseren Kopien sehen können. Das sozusagen fließende Kind der Madonna Bridgewater kehrt auf dem köstlichen Fresko in der Villa Farnesina, dem „Triumph der Galathea“, wieder (vorn in dem schwimmenden Putto, der dem Delphin in die Zügel greift), und die hochmalerische knieende Frauengestalt auf dem unvergleichlichen Fresko der Vertreibung Heliodors in der Stanza d'Eliodoro im Vatikan (hier als Aquarell kopiert) findet sich ähnlich auf seinem letzten Bild, der Transfiguration, wieder.

Neben diesem malerischen Testament des großen Meisters haben wir noch zwei große Historienbilder von ihm in unserer Galerie, vor denen sich, wenn sie auch Kopien sind, wohl lohnt, länger stehn zu bleiben. Der Grablegung Christi freilich, in der Galerie Borghese zu Rom, die aus dem Ende seiner florentinischen Zeit stammt und zugleich seine frühste größere dramatische Schilderung ist, merkt man ein wenig das ausnahmsweise Langsame und Mühsame ihrer Entstehung an. Eine Reihe von Handzeichnungen zeigen die einzelnen Leidensstationen zu dieser Grablegung; wie ursprünglich, unter dem Einfluß von Mantegnas Kupferstich, nur eine Beweinung Christi geplant war, bis dann der liegende Körper des Heilands allmählich ein gehobener und getragener wird. Rafaels harmonische Künstlergröße verleugnet sich zwar auch in diesem Bild keineswegs, im wunderbaren Fluß der Linien wie im edlen Ausdruck der Köpfe, aber dennoch, abgesehn von dem bei Rafael überaus seltenen Fehler der unmittelbaren Parallele zweier Köpfe (Christi und seines Trägers), welcher Abstand zwischen diesem Bild und der heiligen Cäcilie! Interessant sind, nebenbei bemerkt, die Vergleiche dieser Rafaelschen Cäcilie mit anderen Darstellungen desselben Gegenstandes, von denen wir in unserer Galerie die von Carlo Dolci und Honthorst, sonst (etwa nach Photographien) die von Domenichino, Rubens, Schwind und die Figur von Stefano Maderna heranziehen können.

Rafaels Cäcilie (in der Pinakothek zu Bologna) ist, wenn nicht das früheste, so doch jedenfalls das schönste Kunstwerk, das einen Kunstgenuß nicht nur gewährt, sondern selber darstellt. Aber das Bild bedeutet mehr. Es ist, wie es äußerlich, hinsichtlich der vollendeten Komposition, der in korrespondierenden Linien geführten Zeichnung, des schönen Kolorits (die Gewänder der Hauptpersonen sind auf Rot und Grün und auf Gelb und Violett gestimmt, also komplementäre Farben), hinsichtlich des wunderbar lebendigen und so charakteristisch abgestuften Ausdrucks vollkommen ist, auch voll geistiger Bezüge. Die symbolische Hauptidee liegt offenbar im doppelten Sieg unten der Orgel über die weltlichen Instrumente, oben des Himmlischen über das Irdische überhaupt. Aber auch nur oberflächlich betrachtet, als Darstellung verschiedener Menschen, die einer schönen Musik zuhören, ist das Gemälde ohne gleichen.

Ebenso reich an tiefsinnigen Gedanken, versetzt uns das letzte Bild Rafaels, die Verklärung (im Vatikan, halb von Giulio Romano ausgeführt), doch zunächst in eine mehr aufgeregte und erst allmählich geklärte Stimmung. Es ist das am meisten dramatische Werk des Meisters. Mir scheint hier, entsprechend der dreifachen Gliederung des Aufbaues, auch ein dreifacher und zwar sich steigernder Zustand der Menschheit, ähnlich wie in Dantes großartigem Gedicht, symbolisch verkörpert zu sein: unten die leidende und hilfsbedürftige Menschheit, in der Mitte die einer höheren Stufe gewürdigten schauenden Geister und oben die vollendet seligen. Da aber alles auf die das Ganze krönende, wundervolle Figur des schwebenden Heilands hinweist, ist sowohl Ziel wie Mittel und dadurch der ruhige und beruhigende Zusammenhang für diese leidenschaftlich bewegten Gestalten gegeben. „Kyrie

eleison“ ist der Schlußakkord von Rafaels wie von Mozarts Leben. In bezug auf die fast arabeskenartige Symmetrie der Linien entspricht die Verklärung der Cäcilie wie auch z. B. der Galathea. Ein Werk Rafaels besitzen wir noch in einer vorzüglichen alten Kopie: die heilige Familie mit dem Lamm, dessen Original Madrid bewahrt. Das kleine Bild variiert ein Thema von Lionardo. Alles ist von der höchsten Feinheit, auch die Farbe äußerst zart.

(Fortsetzung folgt.)

Wie Schäfers Martin zu seinen Schimmeln kam.

Von Emmy Luise Grotefend, Marburg.

(Schluß.)

Überall war Frühling! Der Rotdorn zeigte Millionen berstender Knospen. Auf dem Friedhof dufteten Hyazinthen und Veilchen, welche üppig über den Gräbern sproßten — auf dem Friedhof vor der Stadt, wo die Wege frisch geharkt waren, und Moos- und Grasränder schwollen.

Die Inschriften auf den Grabsteinen waren zum Osterfest fast alle neu vergoldet und sahen festlich unter dem allerlei Blumenschmuck hervor, den nimmermüde Liebe ihnen nach den Winterstürmen doppelt angedeihen ließ. Amsel und Drossel flöteten lustig und bauten Nester, mitten in die düsteren Lebensbäume hinein, aus denen sie hier und dort mit perlschwarzen Äuglein hervorlugten. Oder sie wippten sorglos auf den schaukelnden Hängeweidezweigen. Nahe bei der Kapelle schwirrten sie plötzlich ängstlich. Langsam, mühselig erhob sich ein Mann, welcher über einem Hügel gelegen hatte. Die jungen Blüten hatte er zerdrückt und die Hände ins lockere Erdreich gekrallt. Totenbleich starrte er um sich, dann nahm er den taufeucht gewordenen Hut auf, der ihm vom Kopfe gefallen war, und schleppte sich müde an der Kapelle vorbei unter den hohen Ahornbäumen her, welche zum Ausgang führten.

An den Friedhof grenzte ein großes Haus, zwei Stockwerke hoch. Die Balkons ragten über das Friedhofsgrün. Im Erdgeschoß bildete der Steinhauer mit seinen Gesellen die Denkmäler und Marmorkreuze zum stillen Liebesschmuck der Gräber, und an der Erkerwand waren drei lustige Holzfiguren angebracht, und bei offenen Fenstern sangen und lärmten junge Kehlen.

Hans Ahlert drückte sich ganz dicht an die Friedhofsmauer. Er hatte jetzt immer einen bittern Geschmack im Munde und ein Gefühl, als würge ihn etwas im Hals. Einen Augenblick mußte er still stehen und auf das Singen und Lachen horchen. — Er wußte ja, wie es war, wenn einen das Glücklichsein überwältigt. Einmal — da hätte er auch gejauchzt und gesungen, viel lauter noch als die da oben, wenn eine solche Art sich zu äußern überhaupt in seiner Natur gelegen hätte. War das hundert Jahre her? oder lag nur das sich nicht abschütteln lassende Grausen eines Albs dazwischen, und war all das Glück noch gestern sein gewesen? Er wußte es nicht. Nur eins wußte er: seitdem konnte er nicht mehr arbeiten. Das war sonderbar, denn er hatte gearbeitet, solange er ein selbstbewußtes Dasein lebte. Und — er hätte lachen mögen — gestern war das gekommen, was er sich früher einmal so heiß gewünscht hatte, die Aufforderung, sich an einer zoologisch-wissenschaftlichen Expedition in das Innere Afrikas zu beteiligen. Das kam jetzt, wo er nicht mehr arbeiten konnte, wo er auch gar nicht einmal mehr arbeiten wollte!

Er schluckte. Wenn er nur das hätte hinunterwürgen können, was ihm den Hals zuzuschnüren drohte. Plötzlich — da war's, als rausche und gleite und gurgle etwas neben ihm. „Die Lahn“, sagte er vor sich hin, und es schien ihm gar nichts Unnatürliches, daß er hier den Fluß höre, der doch so viel weiter südlich erst wirklich floß. Das klang ihm, als habe er einen Freund, und das lockte.

Er hielt sich nahe an der Friedhofsmauer, während er nun nach Ockershausen zu ging. Seine Schultern fielen in sich zusammen und der Kopf hing ihm vornüber, wie bei einem, der Bankrott gemacht hat und nun gesunken ist und sich schämt, weil er irgendwo, weit unter dem Standpunkt, an welchen er gewohnt gewesen war, wieder anfangen soll. Er war bettelarm geworden und mochte den andern nicht in das Gesicht sehen, die noch glücklich waren.

Mutter! — ja Mutter konnte aber auch weinen! Bei Mutter hatten die bittern Salztränen die stillen Leidensfurchen tiefer ausgewaschen. Mutter mußte aber leben für die Kinder; da war keine Frage, ob sie die schwere Last aufschultern wollte oder nicht, und ob sie doch noch voranschreiten könnte. Das brauchte er aber nicht. Er hatte ja niemand, für den er wirklich nötig war, und er konnte nicht wieder da anfangen, wo er gestanden hatte, ehe er Lilli kennen lernte. Da war er einsam gewesen — gewiß — aber jetzt war er einsam geworden. Das

war der Unterschied. Ihm war nichts geblieben als dieses trockene Würgen im Hals, und er wußte bestimmt, daß er das nicht lange mehr ertrüge. Wieder brauste es ihm vor den Ohren; dann wieder rauschte und gurgelte es — lockend, schmeichelnd — und vor ihm war ein grenzenloses, undurchdringliches Seelendunkel!

Mechanisch war Hans Ahlert den alten Weg geschlichen. Die Leute im Dorf sahen hinter ihm her. Er merkte es wohl. Er sah auch am Brunnen den Soldaten stehn mit dem Pfeifenstummel in der Mundecke, und es ging ihm durch den Kopf, daß das ein Urlauber sein müsse, weil er kein „Jäger" war. Drei, vier Mädchen schwätzten auf den Soldaten ein, und das Wasser lief munter über den Rand des Zubers, welcher untergestellt war. Hans Ahlert sah das alles, ebensogut wie den buckligen Armenhäusler, welcher auf einem Prellstein in der Sonne saß und sich den Rücken gegen die Hauskante des kleinen Ladens schabte. Ihm fiel ein, daß er die armselige Kreatur bei Frau Hinüber gesehen habe, wo sie gewohnt war, jeden Sonnabend ein Almosen zu empfangen.

Ein altes Mütterchen wies mit dem Daumen über die Schulter, als Hans Ahlert vorüber war, und sagte zur Nachbarin: „Der ist auch nit gesund." Die lehnte am Türpfosten und strickte bunte Zwickel an einen lila Strumpf und antwortete schläfrig: „joa" — und die beiden nickten mit den Köpfen und sahen ihm nach, bis er an der Wegbiegung außer Sicht war.

* * *

Die Sonne stand schon ziemlich tief am Himmel, da sah sie's und mußte drüber lächeln —

Das kleine Paar Beine nämlich, im grauen, derben Wollstrumpf, der wiederum in einem derb gesohlten und genagelten Schuh steckte. Die Beinchen verschwanden nach oben zu unter einem verblichenen, grünen Rock, den aber ein ganz frisches, feuerrotes Band ordentlich einsäumte. Das sah lustig aus.

Die Sonne glitt schmeichelnd über den Blondkopf, welcher zu Rock und Beinchen gehörte. Der war glatt gekämmt, man sah, daß der Kamm vor jedem Strich erst in die Waschschüssel gefahren war — und oben auf saß ein ganz fest geflochtenes Haarkrönchen. Das mochte die Sonne nicht leiden. Ganz leise streichelte und schmeichelte sie über den blonden Kinderkopf hin und trocknete die Ordnung fort. Flugs stahlen sich hier und dort lockige Schelme hervor und kräuselten einen täuschenden Heiligenschein um eine niedrige Stirn, um zwei große, blaue Augen, um zwei dralle, rote Bauernmädelbacken. Und wie die Sonne weiter glitt über das geblümte Kattunbrusttuch, da traf sie die derben Fäustchen, über die sie lächeln mußte. Mit fünf langen Stricknadeln schafften sie an einem groben, grünen Mannessocken, welcher langsam zu ansehnlichem Umfang gedieh. Zwei Ziegen waren in der Nähe angepflöckt; die schnupperten und fraßen, und wenn sie ganz nahe an das kleine Mädchen herankamen, dann gab es ihnen einen Klapps auf die blauschwarzen Nasen und machte ein mütterliches Gesicht dazu. Das können kleine Mädchen auch schon mit zehn Jahren. Im Grase ausgestreckt lag der Schäfermartin und fühlte sich übermäßig wohl. Er hielt ein Pappkästchen in der Hand; da drinnen krabbelte es verheißungsvoll.

„Was haste?" fragte das kleine Mädchen und hielt einen Augenblick das schwere, grüne Gestrick von sich ab. Das war so steif, daß man meinen konnte, es stände allein, wenn man ihm nur die Gelegenheit dazu gäbe.

„Ich zeig Dir's, wenn Du mir Dei Weck gibst," war die selbstsüchtige Erwiderung.

„Das fällt aus," meinte Lisbeth, und gab sich Mühe, auszusehen, als sei sie gar nicht neugierig. „Weißte, was mei Vadder alleweil sagt? Des Luder, dem Schäfer sei Martin is 'n Lausbub, nix weiter."

„Und weißte, was mei Modder alleweil sagt? Des Rupperts Lisbeth, des is mal en echtes."

Feuerrot wurde Lisbeth vor Stolz und überlegte schon, ob sie dem Martin nicht doch ihren Wecke geben sollte. Da sahen sie einen Mann herankommen, eine seltsame Erscheinung, langsam, mit taumelnden Schritten und hängendem Kopf — und sie vergaßen den Weck.

„Der Sturrent (Student)," sagte Martin leise zu Lisbeth und winkte mit den Augen, als müßte sie ihn verstehen.

„Sturrent" hieß bei Schäfers Martin jeder, der einen städtischen Rock anhatte, aber Lisbeth wußte doch, daß dieser Martins Bekannter sein müsse.

Etwas in der Erscheinung des Mannes hinderte den Knaben, an ihn heranzugehen, wie er gewohnt war.

Nun nahm Hans Ahlert den Hut vom Kopf — nun setzte er sich auf den Erdhaufen.

Die Kinder faßten einander an den Händen. Sie sahen nach ihm hinüber und empfanden ein unbewußtes Mitleid, wie eine Ahnung des unaussprechlichen Seelenleids, welches da aus großen, trockenen Augen in die Welt schaute und nichts sah. Leichte Wölkchen schoben sich abwechselnd vor die scheidende Sonne und gaben spielend den Strahlen ihren Weg wieder frei. Hans Ahlert hatte einmal dem Martin von den Wolken geredet, von ihrer Entstehung und dem Weg, den sie zogen.

Das fiel dem Knaben ein, und er sah von den ziehenden Wolken auf den Mann, der ihm heute so fremd, so unheimlich war. Eine Feldlerche stieg in die Luft, höher — höher —. Der Schäferhund kam heran und beschnupperte den stillen Mann. Der sah ihn nicht; und der Hund wich zurück und kniff den Schwanz zwischen die Beine und kleffte erst wieder, als er seine Schafe zu Paaren trieb.

„Is der so?" fragte Lisbeth und zeigte mit dem Finger auf Hans Ahlert.

Diese Frage kränkte Martin gewissermaßen in der Seele seines „Sturrenten". So war der nicht, der ihm für die vertragsmäßige Lieferung von Käfern und Würmern seine Lupe geliehen hatte. Das wollte er Lisbeth beweisen. Er ging auf Hans Ahlert zu — allerdings zum erstenmal im Leben eingeschüchtert. Da fiel ihm das Pappkästchen mit seinem krabbelnden Inhalt ein. Er hielt es dem alten Freunde hin.

„Da — — 'n Dag", das war alles, was er sagte. Wie ein Traumwandler fuhr Hans Ahlert auf. Sein Hut fiel zu Boden. Mechanisch streckte er dem Knaben die Hand entgegen und nahm das Kästchen. Der Deckel löste sich. Drinnen bewegte ein halbbetäubter Hirschkäfer sein noch nicht voll entwickeltes Geweih.

Hans Ahlert sah das Tierchen an. Da kam es wie eine Halluzination über ihn. Ganz deutlich sah er Flocke an sein Knie gelehnt stehen, wie sie ihn mit den braunen Kinderaugen vertrauensvoll anschaute. Wie damals, als sie die Masern gehabt hatte, hörte er das singende Stimmchen betteln: „Du wirst es nicht vergessen, großer Bruder? Du wirst mir einen Käfer schenken mit riesengroßem Hirschgeweih? Dann hab ich Dich auch fubbar lieb." Die braunen Kinderaugen bohrten sich ihm in die Seele. Einmal hatte seine Seele sich's gelobt, der kleinen Flocke ein großer Bruder zu sein — sie war ja die Jüngste und Lillis Liebling — —.

Entsetzen vor sich selber faßte ihn. Wohin wäre er getrieben, wenn nicht —. Jede Muskel zuckte plötzlich in seinem Gesicht. Ein Krampf schüttelte ihn. Dann hob sich des Mannes Brust, und ein Laut, ein tierischer, röchelnder, unbeschreiblicher, entrang sich ihm. Das, was ihn in der Kehle gewürgt hatte, löste sich. Ein Aufschluchzen. Er legte das Gesicht in die Hände und weinte — und weinte!

Langsam, zögernd ging Martin zurück. Mit zartem Instinkt empfand sein Kinderherz, daß er heute nicht um die Lupe fragen sollte. Als er sich nach Lisbeth umsah, kugelten über deren dralle Bäckchen zwei runde Tränen. Dann steckte sie ihm plötzlich ihren Weck in die Hand.

* * *

Zehn Jahre später, da konnte es jeder in der Zeitung lesen: „Ein ernster Mann, ein tiefgründiger Gelehrter, eine Autorität in seiner Wissenschaft, Professor Dr. Hans Ahlert, ist das Opfer seines Dranges nach Wahrheit geworden. Aus dem Innern des dunklen Weltteils hat er das zerstörende Fieber mitgebracht, welches ihn in der Vollkraft der Jahre hinraffte nur wenige Wochen, nachdem er den heimischen Boden wieder unter den Füßen fühlte. Kein überschwängliches Lob würde dem Hochsinn des strebenden Gelehrten genugtun, für den man eine immer freiere Entfaltung aller Geisteskräfte voraussehen durfte. Voll seltener Pflichterfüllung, voll peinlichster Treue seinen Kollegen, seinen Schülern und seiner Familie gegenüber, hatte er nicht nur Achtung und Bewunderung, sondern herzlichste Zuneigung erworben. Sein allzufrüher Tod bedeutet einen kaum zu ersetzenden Verlust für das zoologische Institut, zu dessen Angehörigen der Entschlafene zählte. Er ruhe in Frieden und sein Andenken sei uns heilig!" —

Gar nicht lange danach war der Tag, an welchem Schäfers Martin an der Stalltür gelehnt stand. Die alte Soldatenmütze saß ihm keck auf dem linken Ohr und der Pfeifenstummel hing in der Mundecke. Nachdem er seine Zeit im Elsaß gedient hatte, war er Knecht beim alten Müller geworden. Der war nicht gerade ein Filz, aber faul sein konnte man bei ihm auch nicht. Die Faulheit war dem Martin bei den Soldaten schon ausgetrieben.

Sonntags ging's zum Tanz. Er war ein feiner Bursch geworden. Die Mädchen stießen sich an, wurden rot und sahen ihm nach, wenn er vorbeiging; das gefiel ihm ausnehmend. In den Spinnstuben neckte er sich mit ihnen und erzählte Soldatenstückchen; je unglaublicher, um so lieber hörten sie ihm zu. Eigentlich war aber alles, was er sagte, nur für Rupperts Lisbeth bestimmt. Ans Freien durfte er allerdings nicht denken, denn der reiche Ruppert hatte seinen Stolz und würde einem gewöhnlichen Dienstknecht unangenehm heimgeleuchtet haben. Den Martin hatte sich aber das Glück erkoren. Das lief ihm in den Weg eben an dem Tag, an welchem er zur Feierabendstunde nichts ahnend an der Stalltür lehnte. Es hatte das wenig einladende Gesicht einer Vorladung vor Gericht aus der Stadt. Als er aber von dort ins Dorf zurückkehrte, da ging er nicht, da lief er. Zuerst zum alten Müller, dem er atemlos den Dienst zu Michaelis kündigte, und dann nach Haus.

„Vadder, Modder, der Sturrent — der Herr Professor wollt ich sagen, hat mir was vererbt. Dreitausend Mark! Nu werd' ich Kutscher. Nu kauf' ich Schimmel, und 's Rupperts Lisbeth wird geheiratet!"

Aus alter und neuer Zeit.

Namen von Münzmeistern und Stempelschneidern auf hessischen Geldstücken.

Von Paul Weinmeister zu Leipzig.

(Nachtrag zu Nr. 17 vom 1. September 1902.)

IV. Hessen-Darmstadt.

2. Stempelschneider.

Nach A. Kummer in der Zeitschrift „Die deutschen Reichs-Münzen“ Nr. 18 vom Juli/August 1904 ist auf den Prägungen zu 20 ℳ, 10 ℳ, 5 ℳ und 2 ℳ das Kopfbild Ludwigs III. vom Hofmünzmedailleur Professor Christian Schnitzspahn zu Darmstadt, das Ludwigs IV. vom Münzmedailleur Johann Adam Ries zu München, das Ernst Ludwigs vom Münzmedailleur Otto Schultz zu Berlin nach einem vom Bildhauer Uhlmann im Auftrage der Firma Berliner Medaillenmünze von L. Ostermann zu Berlin gefertigten Modelle geschnitten.

V. Hessen-Homburg.

Nach einer Mitteilung des Herrn Ernst Lejeune zu Frankfurt am Main bedeuten die Buchstaben R A den Namen Reinhard Arnold.

Gedenktag. Am 9. Oktober 1604 starb zu Marburg Landgraf Ludwig der Ältere, auch Testator genannt. Er war als der dritte Sohn Philipps des Großmütigen und seiner Gemahlin Christine am 27. Mai 1537 zu Kassel geboren und bekam nach der väterlichen Teilung des Landes das Fürstentum an der Lahn mit Marburg und der Grafschaft Nidda. Er residierte zu Marburg und ließ das dortige Schloß mit einem Zeughause sowie mit einem Brau- und Backhause versehen und leitete das Wasser aus der Lahn durch ein künstliches Druckwerk dahin. In Gießen verbesserte er die Festungswerke und baute das dortige Zeughaus. Zu Romrod ließ er ein neues Jagdschloß aufführen und zu Grünberg das Antoniter-Kollegium in ein Schloß umwandeln. Auch brachte er das Amt Bingenheim durch Kauf völlig an sich. Er war zweimal vermählt, und zwar in erster Ehe mit einer Tochter des Herzogs Christoph von Württemberg, in zweiter Ehe mit einer Gräfin von Mansfeld. Da beide Ehen kinderlos geblieben waren, bestimmte er in seinem Testament, daß die Kasselsche Linie die eine und die Darmstädtische Linie die andere Hälfte seiner Besitzungen erhalten, diejenige aber ihres Erbteils verlustig sein solle, welche in Religionssachen eine Änderung vornehmen oder mit dem Testament selbst nicht zufrieden sein würde. Das Fürstentum Marburg fiel an Kassel, die Grafschaft Nidda nebst Gießen an Darmstadt. Als später Landgraf Moritz einige sog. Verbesserungspunkte in den Kirchengebräuchen einführen wollte, erblickte Darmstadt darin ein testamentwidriges Verhalten und beanspruchte demzufolge den Besitz der ganzen Erbschaft Ludwigs III., die es vom Reichshofrat auch zugesprochen erhielt. Erst 1648 wurden diese Sukzessionsstreitigkeiten geschlichtet. (Nach Strieders Genealogisch-historischem Handbuch von dem Kur- und fürstlichen Hause Hessen. Kassel 1804.)

An meinen Vater.

Aus einem öden Heideland wußtest Du stets noch ein Eden zu wecken,
Du hattest die fromme, pflanzende Hand, Du hattest den blühenden Aronsstecken,
Die wilden Rosen gehorchten Dir. Des Waldes ungebändigte Arten
Brachten in wundersamer Zier fremde Blüten, die weißen und zarten.
Welch' ein unerhörtes Gedeihn in Deines Gartens duftenden Räumen.
Blaue Veilchen allüber den Rain, Kirschenblüten wie Schnee auf den Bäumen.
Ah — wie wuchs der Eppich so dicht an den Stämmen und an den Mauern.
Wo die Mandel die Zweige flicht, kam es herab in rosigen Schauern.
Selbst das zarte Japonicum strahlte für Dich in rotglühender Wonne
Und der heiße Magnolienbaum fügte sich in des Nordens Sonne.
Ja, Du wußtest die Welt für uns still in ein seliges Eiland zu schaffen,
Wußtest dem zornigen Leben stets eine Rose noch zu entraffen.
Unter dem Eppich schläfst Du tief, unter den dunklen Zypressenbäumen.
Manchmal komm' ich zu Dir herein, um von Deinem Eden zu träumen.

Regensburg.

M. Herbert.

Aus Heimat und Fremde.

Silbernes Hochzeitsfest. Fürst Friedrich Wilhelm zu Ysenburg und Büdingen-Wächtersbach und dessen Gemahlin Fürstin Anna begingen am 16. September das Fest ihrer silbernen Hochzeit, zu welchem eine Abordnung der Bürgerschaft die Glückwünsche der Stadt Wächtersbach überbrachte. Abends wurde dem hohen Paare von den Beamten, den Bürgern, sowie den Arbeitern der Fürstlichen Steingutfabrik in Schlierbach und des Fürstlichen Sägewerks Neuenschmitten ein Fackelzug gebracht. Einige Tage darauf gab das fürstliche Paar einen großen Bürgerball, der auf das beste verlief. — Am Tage der silbernen Hochzeit wurde dem Erbprinzen Ferdinand Maximilian von Ysenburg, welcher mit der Gräfin Margerit von Dönhoff vermählt ist, ein Stammhalter geboren.

Verabschiedung. Der Direktor des Realgymnasiums in Kassel, Herr Dr. Wilhelm Wittich, welcher an dieser Anstalt lange Jahre als Oberlehrer und seit 1882 in leitender Stellung segensreich gewirkt hat, ist in den Ruhestand getreten. Die große Verehrung, deren sich Herr Direktor Dr. Wittich bei der gesamten Lehrerschaft sowohl, als auch bei seinen früheren und jetzigen Schülern erfreut, fand in zahlreichen bei dieser Gelegenheit veranstalteten Kundgebungen wiederholt wärmsten Ausdruck. Mit ihm zugleich verabschiedete sich ein langjähriger und hochverdienter Lehrer der Anstalt, Herr Professor Dr. Hermann Siebert.

Hessischer Geschichtsverein. Am 22. September unternahm der hessische Geschichtsverein von Kassel aus auf der nach Naumburg führenden neuerrichteten Kleinbahn einen Ausflug nach dieser alten Stadt, über die wie über die früher bestandene Burg gleichen Namens an Ort und Stelle Herr Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf einen längeren Vortrag hielt. Die Geschicke der Naumburg sind mit der benachbarten Weidelburg eng verbunden, denn die Grafen von Naumburg bewohnten zuerst die Weidelburg und gründeten erst später die „neue Burg", aus welcher Bezeichnung sich der noch bis heute bestehende Name entwickelt hat. Bei Naumburg und Weidelburg gedenkt man hauptsächlich zweier Männer, die dort gehaust haben, Friedrich von Hertingshausens, der den Herzog von Braunschweig bei Kleinenglis erschlug, und Reinhard von Dalwigks, des Ungeborenen. Dieser letztere lebt in den Sagen des Volkes unvergänglich fort, dasselbe fühlt sich nicht allein durch seine kühnen Taten zu ihm hingezogen, sondern auch durch den Umstand, daß er nach dem Tode seiner Gemahlin Agnes, bei Schließung einer zweiten Ehe zu ihm herabstieg. Im 30jährigen Krieg hatte Naumburg viel zu leiden, aber auch der 7jährige Krieg ging nicht spurlos an ihm vorüber, denn ein Bataillon französischer Grenadiere, das dort in Garnison lag, wurde durch einen Handstreich des damals am Beginn seiner glänzenden Laufbahn stehenden Martin Ernst von Schlieffen gefangen genommen. So führte der Redner in lebensvollen Bildern die wechselnden Geschicke der Stadt bis zu der neueren Zeit an den Zuhörern vorüber und erntete reichen Beifall. Nach dem Vortrag wurde die vor einigen Jahren renovierte Stadtkirche besichtigt und dann der Gang nach Schloß Elberberg angetreten. Elberberg gehörte bis gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts der mächtigen Familie Elben, die es von dem St. Albansstifte in Mainz zu Lehen hatte. Nach dem Aussterben der von Elben im Mannesstamme kam Elberberg an die Familie von Buttlar. Von der Schloßherrschaft wurden die Mitglieder des Geschichtsvereins auf das herzlichste empfangen und von Herrn Landrat von Buttlar durch den von seiner Terrasse eine prächtige Aussicht bietenden Burggarten in die alten ehrwürdigen Hallen des Edelsitzes geführt, der auf eine vielhundertjährige Geschichte zurückblickt. Aus allen Räumen, auch aus den der modernen Zeit angehörenden, leuchtete den Besuchern das Eigenartige entgegen, das man nur in einem solchen Schlosse findet und das sich besser fühlen als beschreiben läßt. Da grüßten von den Wänden die Familienbilder herab, die bis zu dem letzten Ritter aus dem Elbenschen Geschlechte zurückführen, da starrten alte Waffenstücke, da öffneten sich Schränke mit Trinkgefäßen aller Art, da waren prächtige Stücke des Hausrats zu bewundern, und dann über bilderreiche Gänge ging es die Treppen hinauf zu dem Heiligtume der Bibliothek, des Archivs. Was da alles verborgen liegen mag ... wie sehr reizt es den Wissensdrang des Geschichtsfreundes. Durch die Güte des Herrn Landrats von Buttlar sind wir in die Lage versetzt, den Inhalt wenigstens einiger der dort befindlichen Urkunden angeben zu können. Es sind dies:

Lehnbriefe fast aller Landgrafen vom 13. Jahrhundert an. Lehnbriefe der Erzbischöfe von Mainz, der Fürstäbte von Corvey, der Könige von Preußen. Ferner eine Reihe von Urkunden, welche die sogenannte „Bundesherren-Fehde" betreffen, die um die Mitte des 15. Jahrhunderts ganz Niederhessen beunruhigte, und andere Fehden, welche ihr vorausgingen:

1. Vergleich von Großenritte nach einer Fehde zwischen Werner v. Elben und Reinhard v. Dalwigk. 1452.
2. Hermann Riedesel, Erbmarschall, spricht Werner v. Elben von den Verbindlichkeiten des Großenritter Vergleichs gegen Reinhard v. Dalwigk los. 1452.

3. Vergleich von Tabelshausen, zwischen denselben Rittern und ihrem Anhang, Sonnabend nach St. Laurentii 1453.

4. Ausschreiben der Partei Elben an die Magistrate zu Kassel, Homberg, Fritzlar und Wildungen, worin sie sich beschweren, daß die Gegenpartei den zu Tabelshausen durch Landgraf Ludwig vermittelten Vergleich nicht gehalten habe, und daß sie ihrerseits nun einen vom Landgrafen vorgeschlagenen neuen Vergleich zu Gudensberg abgelehnt hätten und ihre Ehre gegen ihre Widersacher wahren wollten. 1454.

5. Landgraf Ludwigs und des Grafen Walrab zu Waldeck Entscheid als Schiedsrichter in der eigentlichen „Bundesherren-Fehde" zwischen Meysenbug, Dalwigk und Hertingshausen sowie ihrem Anhang einerseits, sowie Werner v. Elben, Otto Hund und Henrich v. Grifte und ihrem Anhang andererseits.

Dies ist wohl die interessanteste der angeführten Urkunden. Sie ist mit den Siegeln sämtlicher Beteiligten, über 20 Stück, versehen, von denen die meisten erhalten sind.

Daß übrigens mit Abschluß der eigentlichen Fehde die Parteien sich noch keineswegs beruhigt haben, beweist neben vielen anderen vorhandenen Urkunden eine

6. Antwort Werners v. Elben auf eine Injurienklage Johanns von Meysenbug, 22. Juli 1458, und

7. eine Urfehde Reinhards v. Dalwigk gegen Curt v. Elben,

8. eine Urfehde Hans Meysenbugs gegen denselben aus der gleichen Zeit.

Unter anderem findet sich dann eine Einladung Landgraf Wilhelms zu einem Ritterspiel, 1589; ferner eine Urkunde, wonach die v. Grifte, v. Boyneburgk und v. Buttlar einen Henrich Kolle aus Naumburg aus seiner Gefangenschaft entlassen, in die er wegen eines Angriffs auf einen ihrer Dienstleute, Heinrich Gissel in Elben (ein Angehöriger dieser noch jetzt in Elben sich findenden Familie, die seither stets in Buttlarschen Diensten war, ist jetzt Buttlarscher Förster zu Elben), geraten war, wohingegen Henrich Kolle Urfehde geloben muß, 1573; sodann aus dem 30jährigen Kriege u. a.: „Acta criminalia" gegen Johann Bernd von Löwenstein, Caspar Hund, Moritz v. Gilsa und Adrian v. Dalwigk, die einem Wechsler Gemmingen unweit Hammelburg angeblich gekippte Münzen abgenommen haben, 1621; mehrere Schriftstücke über Einquartierung und Fouragierung von Soldaten 1624, teilweise mit Unterschrift Tillys; Nachrichten über die Freiheiten und andere Angelegenheiten der Buttlarischen, vormals Elbischen und Hundischen Dörfer, über erlittenen Schaden im 30jährigen Kriege, sowie sonstigen Kriegsschaden; ein Schreiben der Landgräfin Hedwig Sophie über eine von ihr beabsichtigte allgemeine Landesvisitation 1666.

Kulturhistorisch interessant sind gewiß auch die vom Jahre 1600 fast ohne jede Unterbrechung vorhandenen Revenüenrechnungen der Familiengüter.

Nach mehrstündigem Aufenthalt und reichlicher Bewirtung verließen die Mitglieder des Geschichtsvereins das gastfreundliche Schloß und kehrten nach Naumburg zurück, wo sie das Abendessen nochmals mit Herrn Landrat von Buttlar und den Naumburger Herren, die sich ihrer als Führer durch die Stadt und deren Umgebung in liebenswürdigster Weise angenommen hatten, vereinigte.

Hochschulnachricht. Der außerordentliche Professor der Medizin Dr. Enderlen zu Marburg hat einen Ruf als Ordinarius und Direktor an die chirurgische Klinik nach Basel erhalten und angenommen.

Todesfälle. Zu Hanau verschied am 14. September einer der geachtetsten dortigen Bürger, Wilhelm Heräus, 77 Jahre alt. Von 1868 an war er im Gemeindeausschuß und von 1874 an als Stadtrat, später als Vicebürgermeister seiner Vaterstadt in der erfolgreichsten Weise tätig. Nachdem 1898 die neue Städteordnung in Kraft getreten war, legte er seine Ehrenämter nieder. Von der Stadt Hanau wurde er in dankbarer Anerkennung seiner vielseitigen Verdienste zum Ehrenbürger ernannt. Die von dem Dahingeschiedenen gegründete Platinschmelze ist eines der bedeutendsten Werke dieser Art, das einen ausgebreiteten Ruf besitzt.

Am 17. September starb zu Gelnhausen der ehemalige langjährige Präsident der dortigen Elektrizitäts-Gesellschaft Wilhelm Schöffer im Alter von 73 Jahren. Zu Gelnhausen geboren und in Frankfurt a. M. zum Kaufmann ausgebildet, gründete er 1855 in Rotterdam ein Geschäft, dem er bis 1867 vorstand. In seine Heimat zurückgekehrt, rief er 1887 die elektrische Fabrik zu Gelnhausen ins Leben und beteiligte sich später in tatkräftiger Weise bei der Begründung der dortigen Bohr- und Badegesellschaft. Für die Interessen seiner Vaterstadt trat er stets in der förderlichsten Weise ein.

Zu Kassel starb am 28. September der Fabrikant Christian Reul, der zu den angesehensten und bekanntesten Bürgern der Stadt zählte. Nach den von ihm hinterlassenen Aufzeichnungen war er am 14. März 1821 zu Hanau geboren und wurde nach zurückgelegtem 14. Lebensjahre bei einem Seifensieder daselbst in die Lehre getan. 1838 begab er sich auf die Wanderschaft und gelangte bis nach Wien und Ungarn. In die Heimat zurückgekehrt, kam er 1842 nach Kassel in die Weißhauptsche Seifenfabrik, wo er bald eine Vertrauensstelle einnahm. 1847 verheiratete er sich und gründete ein eigenes Geschäft, das sich aus kleinem Anfang zu einem blühenden Betrieb entwickelt hat. Nachdem er schon zu Ende der dreißiger Jahre Mitbegründer des Hanauer Turnvereins gewesen war, rief er 1845 auch den ersten Kasseler Turnverein hervor, wie er sich überhaupt um das Vereinswesen in Kassel große Verdienste erworben hat. Durch das Vertrauen seiner Mitbürger wurde er 1886 in den Bürgerausschuß berufen, dem er fünf Jahre angehörte. Mit ihm ist ein Mann von altem Schrot und Korn dahingeschieden, dessen Andenken fortleben wird.

Hessische Bücherschau.

Rockwell, William Walker. Die Doppelehe des Landgrafen Philipp von Hessen. 8°. Marburg (N. G. Elwert) 1904. M. 7.—

Soeben erschien, 25 Bogen stark, dieses langerwartete, abschließende Buch über den „Bigamisten“ unter den deutschen Fürsten der Reformationszeit, worauf die als Marburger Dissertation vorans erschienenen Seiten 1 bis 48 nicht wenig neugierig gemacht hatten. Vereint mit Lenz' dreibändigem Urkundenprotokolle über den Briefwechsel des Landgrafen mit Bucer, wo auf den Seiten 327 bis 344 des Bandes I (in der zweiten Beilage) die Doppelehe kurz abgehandelt wird, liegt nunmehr ein überreiches, kritisches Material in guter Darstellung Rockwells, eines Deutsch-Amerikaners, vor, um 400 Jahre nach Philipps Geburt diese oft erörterte Frage nun sine ira et studio erledigen zu können.

Das Ölbild der 17jährigen Margarethe v. d. Sael(!) aus 1539 befindet sich zu Kassel im „Naturhistorischen“ Museum und ist bereits 1890 von Rady (Die Reformation in ihrer Beziehung zur Doppelehe) gebracht worden; es läßt zwar den unseligen Entschluß des Landgrafen Philipp begreiflich erscheinen, gegenüber dieser blonden, jugendfrischen Schönheit, zumal wenn wir Landgraf Philipps „hessischen“ (Eck-)Kopf mit in Rechnung ziehen; doch möchte man daneben gern noch ein Bild etwa von 1554 kennen lernen, wo sicher die Sorgen und der Ärger mit den Kindern erster Ehe und mit den eigenen mißratenen Söhnen manche Falte in den verflossenen 15 Jahren in Margarethens Gesicht gezogen haben. Auf ihrem verfallenen Grabstein zu Spangenberg dagegen hat sich wohl kein Standbild erhalten, das ja dem „rechten“ Gemahl im Chor zu St. Martin in Kassel zuteil geworden ist. — Auf die Ausführungen Rockwells aber, die sich, neben einem sechsseitigen Bücher-Verzeichnis, auf entlegenste Urkunden und vielerlei Akten gründen, kommen wir baldtunlichst zurück: sie gliedern sich unter 16 Kapiteln in drei große Teile (Geschichte der Doppelehe — Die Stellung der Wittenberger Reformatoren dazu — Ihre Beurteilung im Reformationszeitalter) und ihnen folgen ab S. 311 ff. reiche archivalische Beilagen und zwei gute Register, die den Gebrauch des Werkes sehr erleichtern. Wir können also mit gutem Gewissen dieses standard-work über Landgraf Philipps Doppelehe, zugleich die erste große Festgabe für den 13. November d. J., jedermann zum Studium angelegentlichst empfehlen.

Bronnzell bei Fulda, 18. September 1904.

Dr. philos. F. Seelig.

Zur Besprechung sind folgende Bücher eingegangen:

Hessisches Heimatsbuch. Ein Lesebuch für jung und alt. Von A. Gild, Rektor in Kassel. Kassel (Ernst Hühn) 1904.

Die Bergheimer Mädel. Roman von Valentin Traudt. Berlin (D. Dreyer & Co.).

Götz Krafft. Die Geschichte einer Jugend. I. Mit tausend Masten. Von Edward Stilgebauer. Berlin (Rich. Bong).

Die Wahrheit über das Leben. Von Hugo Lubenow. Berlin (Schmaller & Lubenow).

Personalien.

Verliehen: dem Professor an der tierärztlichen Hochschule zu Hannover Dr. Richard Kaiser, früher Kreistierarzt zu Marburg, der Charakter als Geheimer Regierungsrat; dem Handelskammerpräsidenten Canthal zu Hanau der Charakter als Kommerzienrat; dem emeritierten Pfarrer Schrader zu Kassel, sowie dem Pfarrer Hufnagel zu Kesselstadt der rote Adlerorden 4. Kl.; dem ersten Pfarrer an der Marienkirche Superintendenten Sopp zu Hanau der Kronenorden 3. Kl. mit der Jahreszahl 50; dem Bürgermeister Geibel zu Kesselstadt und dem Hauptlehrer Reinhardt zu Fulda aus Anlaß seines Übertritts in den Ruhestand der Kronenorden 4. Kl.

Ernannt: Rechtsanwalt Dr. Mahnkopf in Rotenburg zum Notar; Direktor der deutschen Schule zu Barcelona Löwer zum Kreisschulinspektor in Bohwinkel; Hilfspfarrer Hoffmann zu Fritzlar zum Pfarrer in Obermöllrich.

In den **Ruhestand** getreten: Ober- und Geheimer Regierungsrat Provinzialschulrat D. Dr. Lahmeyer in Kassel.

Geboren: ein Sohn: Kaufmann Ludwig Noll und Frau Hedwig, geb. Schwarz (Kassel, 19. September); — eine Tochter: Dr. med. Ernst Wissel und Frau Anna, geb. Rehermann (Rinteln, 22. September); Zollsekretär Oskar Badenhausen und Frau Helene, geb. Schirg (Emden, 25. September).

Gestorben: Frau Pfarrer Sophie Waldau, geb. Zimmermann, 81 Jahre alt (Marburg, 15. September); Rentner Wilhelm Schöffer, 73 Jahre alt (Gelnhausen, 17. September); Schlachthausdirektor a. D. Eduard Teske, 60 Jahre alt (Kassel, 18. September); Pfarrer Theodor Fett, 68 Jahre alt (Kirchhain, 18. September); Landgerichtsobersekretär a. D. Heinrich Ludwig Peters, 69 Jahre alt (Marburg, 18. September); Privatmann Georg Knochenhauer, 73 Jahre alt (Kassel, 21. September); Bürgermeister Sebastian Scheu, 60 Jahre alt (Buchenau, 21. September); Kantor und Lehrer a. D. Johannes Muth, 73 Jahre alt (Marburg, 26. September); Eisenbahn-Betriebssekretär Friedrich Haupt, 64 Jahre alt (Kassel, 27. September); Fabrikant Christian Reul, 83 Jahre alt (Kassel, 28. September); Fideikommißbesitzer Oswald von Buttlar a. d. H. Elberberg, 62 Jahre alt (Schloß Riede, 28. September); Kaufmann August Wiskemann, 49 Jahre alt (Rotenburg, 29. September).

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 20. XVIII. Jahrgang. Kassel, 17. Oktober 1904.

Herbstmorgen.

Der Tag ward wach. Mein Schlaf ist aus.
Ich stoße auf die Fensterläden.
Die Sonne blinkt, der Boden dampft,
An den Fichten hangen Mariengespinste,
Gleich Perlenschnüren. Das Gold der Wipfel
— Verwehte Blätter — liegt vorm Haus . . .

Die späten Astern stehen unbeweglich
Und dulden stumm,
Daß nun der Reif, im Kuß des Lichtes schmelzend,
Aus ihren schönen Träumeraugen tropft . . .
Um ferne Berge — welch' ein Schleierduft?!
Und weiter . . . höher meine Sehnsucht wallt,
Weil dieses Morgens glanz-gekrönter Engel
An meines Herzens Tempelpforte klopft . . .

Ravolzhausen. **Sascha Elfa.**

Im Sturm.

Im Sturm des Lebens will ich gehn,
Kein mildes Lüftlein soll sich regen;
Je mächtiger die Feinde stehn,
Je mehr fühl' ich des Kampfes Segen.

In diesen Kampf gehör' ich hin:
Da lern' ich meine Kraft erproben;
Da fühl' ich, ob ich würdig bin,
Ein Mensch zu sein in diesem Toben. —

Der Liebe Leuchte werf' ich fort;
Will mich an and'ren Flammen nähren;
Mein Herz ist nicht der rechte Ort,
Mein Aug' taugt nicht für Liebeszähren.

Tritt mir die Träne ins Gesicht,
So ist es höchstens nur der Jammer,
Daß ich vom ersten Tage nicht
Gestählet fest den Herzenshammer. —

Im Sturm des Lebens will ich stehn, —
Als rauher Pilger will ich wallen;
Und sollt' ich auch zu Grunde gehn,
Wohlan, — doch kämpfend will ich fallen!

Mein Kleid.

In einem schönen Feierkleid
Möcht' ich mein Leben nicht verbringen, —
Das paßt nicht zu dem harten Streit
Und zu dem heißen, wilden Ringen.

In Fetzen hing's vom Leib herab
Und blutig färbten es die Wunden,
Wenn ich im Kampfe auf und ab
Gerissen wurde und geschunden.

Ich trag' ein rauhes Schlachtgewand;
Das hat schon manchen Hieb ertragen, —
Wie hab' ich mich im fremden Land
In ihm so lang herumgeschlagen.

So manche Streiche hielt es aus,
Als wär' es eine Eisenwehre
Und manchen grimmig blut'gen Strauß
Kämpft' ich für meines Kleides Ehre. —

Kommt einst der letzte Tag daher
Und mahnt auch mich, ans Ruh'n zu denken,
Dann will ich in ein brandend Meer
Mein rauhes Pilgerkleid versenken.

München. **Gustav Adolf Müller.**



Versuch einer kritischen Übersicht
der gesamten Literatur über Philippum Magnanimum, Landgraf zu Hessen, Graf zu Catzenelnbogen 2c.

Von Dr. philos. Fritz Seelig.

(Fortsetzung.)

IIIa.

Fuldensia und Hassiaca, sowie deutsche und fremde Belletristik zumeist vereint in seltener Schönheit und Fülle die „A. Joseph Schwank'sche Stiftung" seit 1886 auf Ständischer Landes-Bibliothek zu Fulda, als hochherzige Stiftung ihres treuen Sohnes, auch Handschriftliches befindet sich darunter, wie wir ja sahen, und hier und da hat der verewigte Besitzer selbst in seine Bücher kritische u. a. Bemerkungen eingetragen. Da lesen wir nun in einem der Exemplare der Geschichte von Hessen durch Christoph Rommel etwa folgendes: Schlosser kennzeichnet vorliegendes Werk gradezu als eine Musterleistung und ein „angesehenes Literaturblatt", beglückwünscht unsern hessischen Volksstamm dazu, daß ihm gerade eine solche Darstellung seiner schönen Vergangenheit geworden sei. Leider aber — „gilt der Prophet nichts im Vaterlande". Denn von Rommel heißt es einerseits zumeist, wie Lessing einst von Klopstocks Messias sagte, „wir wollen weniger erhoben und fleißiger gelesen sein", andererseits aber gelten obige zwei Lobredner, die noch genauer nachzuprüfen wären, nicht mehr; also auch hier „tempi passati"! Aber heute vor 84 Jahren war es anders: 1820 war das Erscheinen des 1. Bandes von Rommel für die hessische Geschichte wirklich ein Ereignis, das 40 Jahre, in neun nachfolgenden Bänden, anhielt und den Tod des Verfassers noch lange überdauern sollte. — Dietrich Christoph Rommel wurde als Sohn des als Generalsuperintendent verstorbenen Philipp Rommel am 17. April 1781 zu Cassel geboren und hat selbst, leider nur bis 1815, in der ersten Hälfte seiner Autobiographie seine ereignisreiche Jugend und erstes Mannesalter, seine Lehr- und Wanderjahre beschrieben, 1854 in Band 5 von F. Bülaus „Geheime Geschichten und rätselhafte Menschen" auf den Seiten 421 bis 600. Nach dem Besuch des „Lyceum Fridericianum" zu Cassel und der Universitäten Marburg und Göttingen promovierte er über Albufeda, wurde Professor der Eloquenz und griechischen Literatur an der Alma mater Philippina bis 1810, von wo ihn die Fremdherrschaft vertrieb nach Charkow in der Ukraine, und kehrte 1815 nach Marburg zurück als ordentlicher Professor der Geschichte, beseelt von dem Wunsche, „die zweite Hälfte seines Lebens dem Vaterlande und seiner Geschichte zu opfern". 1817 erschien seine „Kurze Geschichte der hessischen Kirchenbesserung unter den Landgrafen Philipp, Wilhelm und Moritz" und 38 Jahre lang, seit 1820, seine ausführliche „Geschichte von Hessen", die aber nur bis 1677 kommen sollte. Der erste Band (1820) führte „von der ältesten Zeit bis zum Anfang der Landgrafschaft Hessen", der zweite (1823) von 1247 bis 1458, der dritte (1827) „Von der Teilung Hessens unter die Söhne Ludwigs des Friedsamen bis zur Teilung unter die Söhne Philipps des Großmütigen oder bis zum Anfang der jetzigen Hauptlinien" und hieß auch Teil III, 1. Abteilung, ging nur bis 1528, „bis zur völligen Einführung der Reformation in Hessen", der vierte Band (1830) brachte die Jahre 1528—67 „bis zum Tode Philipps" nach als 2. Abteilung des Teiles III und schloß zugleich die ältere Geschichte von Hessen ab; Band 5 (1835) eröffnete mit dem „Vierten Teil" die vierbändige „Neuere Geschichte von Hessen" und ging im Buch 1 und 2 von 1567 bis 1592, Band 6 (1837) im Buch 3—5 I von 1567 bzw. 1592 bis 1626, Band 7 (1839) im Buch 5 II (Hauptstück 6—10) von 1623 bzw. 1627 bis 1632 und Band 8 (1843) im Buch 6 und 7 von 1627—1650. Die nun folgende „Geschichte von Hessen seit dem westfälischen Frieden bis jetzt" blieb, wie bereits gemeldet, durch den Tod Rommels ein Torso, denn auf Band 1 = Band 9 des Gesamt-Werkes (1853), der in zwei Büchern von 1650—1678 geht, folgte nur noch ein Heft, nämlich die erste Lieferung des Bandes 10 (1858) = Neueste Geschichte von Hessen, Band 2 (Lieferung 1!) die auf 160 Seiten und Stammtafeln in zwei Hauptstücken über Familie und Hofstaat berichtet unter dem Landgrafen Carl von Hessen. Doch erschien über ihn weiter nichts, der

es so sehr verdient hätte, von „Eine deutsche Regentengeschichte aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert (1677—1730)“. — Bereits Kurfürst Wilhelm I. berief infolgedessen 1820 Christoph Rommel als Direktor des kurhessischen Hof- und Staats-Archivs nach Cassel und verlieh ihm den Titel eines Historiographen des hessischen Hauses, und sein Nachfolger, der Rommel durch die Gunst der Gräfin Reichenbach sehr geneigte Kurfürst Wilhelm II., erhob ihn 1828, ein Jahr nach dem Erscheinen des Bandes 3, wo im Buche 6 mit drei Kapiteln die Geschichte des Landgrafen Philippi Magnanimi beginnt bis 1528, in den erblichen Adelstand, und 1829 wurde Christoph von Rommel auch zum Direktor der Landesbibliothek und des Museums ernannt, wodurch er den Weggang der Brüder Grimm, der Schützlinge der Kurfürstin Auguste, aus ihrem geliebten Cassel veranlaßte. 1831 trat von Rommel von der Museumsdirektion zurück, blieb aber Direktor des Hof- und Staatsarchivs und der Landesbibliothek, nachdem 1830 in einer Sonder-Ausgabe — das Buch 6 — von ihm erschienen war aus hessischer Geschichte Band 3 (2. Hälfte 1827) und Band 4 (1830) mit Anhang eines dritten Bandes Urkunden — jetzt geschieden in Text (= Band I) und Anmerkung (Band II) bei Heyer in Gießen: „Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen. Ein Beitrag zur genauen Kunde der Reformation und des 16. Jahrhunderts.“ Band III erhielt daneben noch einen anderen Titel, der ihn als Supplement zur Geschichte von Hessen bezeichnete. 1840 folgte von ihm zu Paris die „Correspondance inédite de Henry IV., roi de France . . avec Maurice-le-Savant . .“ und 1847 in Frankfurt am Main in 2 Bänden „Leibnitz und Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels. Ein ungedruckter Briefwechsel über religiöse und politische Gegenstände.“ Inzwischen hatte v. Rommel mit Landau, Bernhardi und Schubart den Verein für hessische Geschichte und Landeskunde Ende 1834 gegründet, dessen Zeitschrift mit Beiträgen von Chr. Rommel bald einsetzte, und 25 Jahre war er ununterbrochen dessen Vorsitzender, bis ihn der Tod zu Cassel am 21. Januar 1859 abrief.

Rommels Porträt bringt zusammen mit den drei anderen Gründern uns Albert Duncker in seiner Festschrift zur Feier des 50. Stiftungsfestes des Casseler Geschichtsvereins am 16. August 1884, wo auf Seite 14 bis 17 eine kurze Biographie mit Hinweis auf die unvollendete Skizze von 1819 bei Strieder, Band XVII sich befindet. Doch fehlt für dies beinahe achtzigjährige, wechsel- und ereignisvolle Dasein noch jede abschließende Biographie, zu der auch ein annähernd vollständiges Verzeichnis von Rommels Schriften hinzukommen müßte; diese sind überall zerstreut, z. T. auch anonym erschienen, fast alle aus dem Gebiet der Sprache und Geschichte, weil seine zwei staatsrechtlichen Abhandlungen nur als Gelegenheitsschriften anzusehen sind: 1822 „Wilhelm I., Kurfürst von Hessen. Eine Übersicht seines öffentlichen Lebens“, und 1848 „Deutschland und die deutsche Nationalverfassung“. Am meisten Aufsätze aus Ethnographie und Geschichte, auch der hessischen, enthält Ersch und Gruber: „Allgemeine Encyklopädie der schönen Wissenschaften und Künste“, z. B. über Landgraf „Philipp“ in Sektion III im Bande 23, Seite 73—78, vom Jahre 1847.

Wir aber wollen jetzt uns nur dem Kern und Mittelpunkt seines hessischen Geschichtswerkes, dem Buch 6 der hessischen Geschichte „alter Folge“, eben seiner Darstellung des Lebens Philipps, in neun Hauptstücken zuwenden.

Diese erschien, wie gesagt, im dritten Teil in erster Hälfte 1827, drei Kapitel umfassend, auf den Seiten 139—308, während die zweite Hälfte des dritten Teils, auch „Band 4“ genannt, erst 1830 mit Kapitel 4—9 nachfolgte; dazu erschienen die Anmerkungen Nr. 1—73 zu Band 3 auf S. 168—298 und die Nummern 74—206 zu Band 4 auf den Seiten 1—468. Diese seine Arbeit druckte Rommel fast ohne jede Änderung 1830 nochmals ab zu Gießen (bei Heyer) als Band I (Text) und II (Anmerkungen) seines einzeln erschienenen Werkes, das mit Bildnis und Faksimile Philipps aus älteren Jahren geschmückt ist, über: „Philipp der Großmüthige, Landgraf zu Hessen. Ein Beitrag zur genaueren Kunde der Reformation und des 16. Jahrhunderts. Nebst einem Urkundenbande. Aus den Urkunden und anderen Quellen bearbeitet und herausgegeben von Dr. Christoph von Rommel.“ Band III, der allein in Gießen (I und II dagegen in Cassel bei Hampe) gedruckt war, sollte man zugleich „besonders erkaufen können“ als „ein notwendiges Supplement der Anmerkungen“; doch ist diese mit eigenem Titelblatt versehene Separat-Ausgabe des Bandes III des Gießener Sonderabdruckes aus der hessischen Geschichte über Landgraf Philipp wohl wenig gekauft worden, weil ich ihn fast nirgends gefunden habe, einzeln oder als Supplement zur Geschichte von Hessen gebunden. Die Anmerkungen zitiert man am besten nach den gleichlautenden 206 Nummern, die hier im Band II (Gießen 1830) = II + 668 Seiten füllen, welche genau gleich sind Band III der Geschichte von Hessen Anmerkungen S. 137—338

und ebendort Bd. IV Anmerkungen S. 1—468. Der Text selbst aber wird bald nach der Sonderausgabe des Bandes I (Gießen 1830) mit 598 fortlaufenden Seiten zitiert, bald nach der Geschichte von Hessen, wo der Anfang im Bd. III (Cassel 1827) auf Seite 187 zu finden ist, mithin der Schluß vom dritten Hauptstück (im Gießener Abdruck = S. 206!) auf S. 392 bzw. 393 gedruckt ist, und Bd. IV (Cassel 1830) S. 1—392 entsprechen dem Gießener (I.) Textbande S. 207—598! Das ist oft lästig, vorher noch zu prüfen, ob die Geschichte von Hessen Bd. III und IV oder ob Seiten im Band I des Gießener Abdrucks gemeint sind; unzulässig jedoch ist es, wie dies Piderit in seiner Geschichte von Cassel tut, nach Buch VI stets zu zitieren, das ja für Rommels „Landgraf Philipp der Großmütige“ in Wegfall kam.

Heute haben nur noch Bd. II und III, d. h. Anmerkungen und Urkunden, „meist Schreiben in Reformationsangelegenheiten enthaltend“, etwas Wert, denn Rommels Text in 9 Hauptstücken ist höchst ungleich und hier und da parteiisch für seinen Helden abgefaßt und fast in allen Punkten wissenschaftlich überholt, ganz abgesehen von dem fast ungenießbaren, bombastischen Stile Rommels.

Was Jakob Grimm für die chattische Urzeit und über das mittelalterliche Hessen brieflich ausspricht, daß nämlich Rommel weder eine lateinische noch deutsche Urkunde zu lesen oder ihren Inhalt voll zu verwerten verstand, gilt leider auch in den meisten Punkten für die Regierungszeit des Landgrafen Philipp. Oft bringt er in den Anmerkungen selbst das Material, um seine falschen Aufstellungen im Texte zu widerlegen; wie man so sagt; bringt ja oft das Amt dem Betreffenden den Verstand dafür, beim Historiographen Christoph v. Rommel aber trifft dies nicht zu. Und doch blieb er bis zu seinem Tode (1859) und noch lange danach der authentische und in den Himmel gehobene, „beste“ Geschichtsschreiber von Hessen.

Das hat nun für die Wissenschaft die Kritik gründlich zu Ende gemacht, obwohl auf die von ihm gebrachten Materialien immer noch zurückgegangen werden muß: also auch Rommel, wenn auch mit aller Vorsicht, jedem Studium über Landgraf Philipp auch heute noch, abgesehen von seiner Darstellung, zu Grunde zu legen ist.

Nach 1830 bis kurz vor seinem Tode hat er auch nicht aufgehört, sich mit Landgraf Philipp zu beschäftigen, wie die Vorberichte und Nachträge zur hessischen Geschichte ab Band 5 und die oben zitierte Encyklopädie von Ersch und Gruber beweisen. Die Berichtigungen und Zusätze des Bandes 4 (zu Band III und IV) enthält der dreibändige Gießener Sonder-Abdruck, wie Rommel Bd. 5, S. 847 bemerkt, nicht. Im Bande 5 (= Neue Geschichte I, 1835) setzt sich Rommel im Vorbericht S. VII ff. mit seinen Rezensenten etwas auseinander, greift selbstredend auch im Texte noch oft auf die Zeit vor 1567 zurück, z. B. in betreff der Nachkommen aus der Neben-Ehe, und ab S. 849 in der Mitte berichtigt er aus der Literatur 2c. gar manches, wie aus Münchs Sickingen, Heydt, Schlacht bei Laufen 1534, Raumer und Schlosser über 1547, Groen van Prinsteren von 1560 an u. a. m. bis auf S. 856. Den Band 6 (1837 = Neue Gesch. II) benutzte Rommel wieder zur Abwehr, besonders gegen v. Buchholtz Bd. VII seiner Geschichte Ferdinands I, Wien 1835, und in den Nachträgen ab S. 799—802 verweist er auf Neudecker (1836) u. a. m. zur Stütze seiner Darstellung. Im Bande 7 (1839 = Neue Gesch. III) zitiert er u. a. Neudeckers Aktenstücke von 1838 (2. Abteilung) und besteht auf seinem Betrug mit „enig“ in „ewig“. Im Band 8 (1843 = Neue Gesch. IV) endlich erscheint zuerst in den „Berichtigungen und Zusätzen“ auf S. 801/2 der Name von Ranke, dessen deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation mit Bd. I und II 1839 erschienen war, daneben Heydt, Langenn, Schmitt, sowie aus 1842 Eduard Dullers „Neue Beiträge (besonders aus der Gefangenschaft) zur Geschichte Philipps“. Weder Band IX noch X, die zwei ersten und einzigen von der neuesten Geschichte Hessens, haben Berichtigungen oder Zusätze Rommels zu seiner Geschichte des Landgrafen Philipp gebracht.

Dagegen war seit 1835 die „Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde“ ins Leben gerufen, in der v. Rommel wichtige Besserungen und Nachträge zu seinem Landgraf Philipp niedergelegt hat, sowohl für den Text, als auch für die urkundlichen Anmerkungen. Wir heben hier hervor aus dem 1849 vollendeten Band 3 auf den Seiten 105—136 fünf „Urkundliche Nachträge zur Geschichte Landgraf Philipps des Großmütigen“, die Marburg, Johann von Sachsen, Bucer und die Gefangenschaft betreffen, und vor allem Band 5, 1850 beendet, eine zusammenhängende Darstellung über „die fünfjährige Gefangenschaft des Landgrafen Philipp von Hessen und der Befreiungskrieg gegen Kaiser Karl V. 1547—1552“, wobei besonders Lanz in seiner Korrespondenz Karls V. den Anlaß gab, auf Seite 97—184. Dies ist um so erfreulicher, da Rommel schon 1830, im Vorwort zu Band 4, es selbst beklagt hat, daß er „der anfänglichen Ausführlichkeit der Darstellung etwas Abbruch tun“ mußte und die Leser auf seine Anmerkungen verwies. Denn Hauptstück 7 (von 1546—52!)

zeigt nur 30 Seiten und die Hauptstücke 8 und 9 (für die Jahre 1552—67!) nur je 18 bzw. 29 Seiten, d. h. die Sache wurde bei Mangel Zeit und Papieres einfach übers Knie abgebrochen.

Im Aprilheft der Cottaschen Monatsblätter zur (Augsburger) Allgemeinen Zeitung endlich 1846 finden sich ähnliche Aufsätze, die geradezu als Ergänzungen zu seinem „Landgraf Philipp" angesehen werden dürfen: „Über den dem Landgrafen Philipp von Karl V. und dessen Ministern gespielten Betrug bei der Gefangennehmung 2c." sowie die „Kurze Geschichte der fünfjährigen Gefangenschaft Philipps". Genau wie der Vogel Strauß hat es Christoph v. Rommel gemacht, als Leopold v. Ranke, der aber seinerseits dem „Biographen des Landgrafen" volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, von 1839—43 seine fünfbändige große „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" zu Berlin erscheinen ließ, wo Landgraf Philipp bis 1555 den gebührenden Ehrenplatz vollauf erhalten hat; denn mit dem noch von Rommel immer und immer wieder gestützten Märchen von dem groben Betrug, der Urkundenfälschung von ewig in „eenig", ist es seit Ranke nichts mehr, zumal 1847 der 6. (Urkunden-) Band als Stütze seiner glänzenden Darstellung auf S. 418 ff. noch brachte „Actum halle Montags nach Vitj Anno 1547 (über die Gefangennehmung des Landgrafen Philipp)." Mit einem Ranke, dem Altmeister deutscher Historiographie, konnte sich Rommel weder als Gelehrter noch als Darsteller irgendwie messen, aber er war wie Johannes der Vorläufer dieses unseres Messias für die Geschichte des 15. und 16. Jahrhunderts geworden, soweit hessische Spezialgeschichte in Betracht kam. Gegenüber von Rommel und Ranke verblassen von 1827 bis 1859 alle anderen, der Zahl nach nicht geringen Arbeiten über Landgraf Philipp so sehr, daß wir nach Rommel auch etwas näher auf Ranke, als Darsteller des Landgrafen, eingehen müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Morgenstunden in der Kasseler Galerie.

Von Hans Altmüller.

II. (Schluß.)

Was unserer nervösen, nach Unruhe und Aufregung verlangenden Zeit Rafael auch entfremdet, ist der Mangel alles Unausgeglichenen, Fragmentarischen bei ihm, eben das absolut Kunstgemäße, das Formvollendete, das gerade, was ihn zum größten Meister macht. Rafael schafft, genau wie der ihm mit Recht so oft verglichene Mozart, nur völlig in sich abgeschlossene Werke, die keiner Anlehnung an Fremdartiges zu ihrer Erklärung bedürfen, die keine wissenschaftlichen Probleme, keine Tagesfragen behandeln, keine Moral und keine Philosophie predigen (wohl aber enthalten), sondern nur eben Kunstwerke sind. Mit Vorliebe spricht man heute verständnisloserweise, halb verächtlich, von Mozarts „spielerischer Anmut". Das Gleiche redet über Rafael einer dem anderen nach. So oberflächlich, wie diese Leute selber sind, ist die berufene „spielerische Anmut" aber doch nicht. In Wahrheit ist das, was hier „spielerisch" genannt wird, das gerade Gegenteil davon, vielmehr der Ausdruck tief innerer Notwendigkeit, die geniale Offenbarung göttlicher Gesetzmäßigkeit, das geläuterte Gefühl von der Harmonie der Weltordnung. Die reine Schönheit in ihrer symmetrisch abgeschlossenen Form gibt uns eine Ahnung von der seligen Ruhe und dem tiefen Insichbefriedigtsein des höchsten Wesens (offenbar dem Gegensatz aller Unruhe und Aufregung) und teilt uns diese Stimmung, als sicheren Prüfstein echter Kunst, restlos mit. Da hören die geschmackvollen Phrasen und brillant selbständigen neumodischen Ausdrücke aus dem „Milieu" unserer „Ästheten" auf. Es ist fast, als ob man den Gang der Planeten „spielerische Anmut" nennen würde.

Bei den zwei Meistern, die nach Rafaels Tod (neben Michelangelo) die unbedingt größten sind, Correggio und Tizian, tritt charakteristischerweise die Zeichnung ganz in den Hintergrund, bei dem einen zu Gunsten des Lichts, bei dem anderen der Farbe. Von Tizian soll Michelangelo gesagt haben: „Es ist schade, daß man in Venedig nicht zeichnen lernt." (Seine Farbe übrigens rühmt er zugleich.)

Correggio ist in unserem Saal der Kopien mit seiner Jo vertreten, deren Original in Wien mit dem köstlichen Ganymed (der neuerdings mit Unrecht wieder dem Parmeggianino zugesprochen wird) an der gleichen Wand hängt. Der zarte Silberduft des Originals ist auf unserer gewiß nicht schlechten Kopie allerdings unerreicht geblieben, aber bei den unendlich feinen Nuancen gerade der malerischen Ausdrucksweise Correggios sind Kopien seiner Werke überhaupt fast unmöglich. Hier hat der geniale Künstler, der das von Lionardo in die

Malerei eingeführte Helldunkel bereits mit Rembrandtscher Meisterschaft beherrscht, einen Gegenstand behandelt, der sich beinahe der Kunst zu entziehen scheint. Aber er scheint es eben nur. Denn gerade Correggio beweist in diesem Bild seine Zulässigkeit. Wenn die Kunst, als Offenbarung des Schönen, das nach Kant ein „uninteressiertes Wohlgefallen“ erregen muß, unser Gemüt in eine Art Gleichgewicht bringen soll, so daß wir weder nach der negativen Seite des Widerwillens oder Abscheus noch nach der positiven der Begehrlichkeit oder Lüsternheit hingezogen werden, so sind allerdings gewisse Stoffe von vornherein ausgeschlossen (z. B. auch die zahlreichen Marter-Darstellungen aus der Zeit der Gegenreformation). Daß aber ein so gewagter Gegenstand, wie ihn hier Correggio darstellt, dennoch ein echtes Kunstwerk abgeben kann, scheint mir ein lehrreiches Beispiel entweder für die Ausnahmefähigkeit aller Regeln oder für das Ratsame der Vorsicht bei allen Theorien. Correggio hat hier, wie meist in seinen Werken, den Vorgang, den er darstellen will, mit einem Nimbus des Märchenhaften, Magischen, Schwärmerischen umkleidet, daß die grell stoffliche Seite des Gegenstandes fast ganz dadurch wegfällt. Alles ist wunderbar zart verschleiert. Das Sfumato der Konturen, auch ein Erbstück von Lionardo, verfließt in einem geheimnisvoll wogenden Wellenspiel von Licht und Schatten, und der fast raffinierte Kontrast zwischen der hellen Wonne der Empfindung und der düsteren Nacht der Umgebung wirkt auf diesem mythologischen Bild nicht viel anders als auf dem weltbekannten religiösen Bild der „Nacht“, neben der Sistina und Tizians Zinsgroschen dem größten Schatz der Dresdener Galerie. Allegri, heiter wie sein Name ist seine Kunst. Gregorio Allegri übrigens, der Komponist des berühmten „Miserere“, war ein Verwandter von ihm.

Mit Tizian kommen wir wieder zu unseren Originalen zurück, doch dürfen wir vorher wenigstens an zweien noch von den Kopien nicht vorbeigehen, da sie wahre Perlen unter Tizians Werken wiedergeben. „Die drei Lebensalter“ stellt das eine Bild dar (wieder eine Ihléesche Kopie). In einer weitüberblickten, köstlichen Landschaft, die sich im klaren Schein des Herbstlichts badet, lagern auf weichem, blumendurchwirkten Grase zwei schlafende Kinder mit einem geflügelten Liebesgott, ein Jüngling mit seiner Geliebten und ein Greis, der Totengebein betrachtet. Wie ein seliger Friedensport scheint uns dies stille Eiland aufzunehmen. Bilder der Unschuld, der Ruhe, der Sammlung begrüßen uns, und die Luft selbst scheint mit leisen Atemzügen zu schlummern, selber zu träumen wie wir. Aber wie ein halbverhalltes Echo tönt es durch die Gefilde fernher, eine träumerische Trauer hält wie ein rätselhafter Vogel ihre Fittiche ausgespannt, eine Hand scheint diese Blumen leicht zu pflücken, die Hand der Vergänglichkeit. Sie beugen sich, alle diese blühenden Gestalten, sie beugen sich dem unerbittlichen Gesetz der Zeit. Ist dies Bild italienisch? Nein, es ist deutsch. Ist das noch Malerei? Nein, das ist Poesie. Das sind nicht Bilder, das sind Gedanken. Auch wer nicht weiß, daß Tizian aus einer völlig deutschen Gegend stammt (aus Friaul), muß empfinden, wie sich in solchen Gemälden germanischer Geist mit romanischem berührt. Gewiß hat es seine Bedeutung, daß Tizian, der Begründer der selbständigen Landschaft in der italienischen Malerei, der am nördlichsten geborene unter allen Malern Italiens ist, und daß die Landschaftsmalerei als solche zu seiner Zeit im Norden entstand, durch Joachim Patinir und Albrecht Altdorfer (die frühste selbständige Landschaft ist wohl Altdorfers kleines Gemälde in der Münchener Pinakothek).

Tizian liebt die Herbstbeleuchtung, auch das goldbraune Herbstlaub, wie es hinter dem antiken Sarkophag dunkel gegen den blauen Himmel sich abschattet auf dem Bild in der Galerie Borghese, das, unter dem falschen Titel „Himmlische und irdische Liebe“, ein Gegenstück zum vorigen genannt werden kann, jedenfalls aber, nächst dem Zinsgroschen, das populärste Bild Tizians geworden ist. Venus selbst ist herabgestiegen, um eine Spröde zur Liebe zu leiten. Es wird ihr gelingen. Denn seht, wie die kalte Schöne gespannt zuhört, fast wider Willen, wie ihr die sanft zuredenden Worte der Göttin unwiderstehlich ins Ohr fließen, ein leise verlockend süßer Klang. Und Amor plätschert wie zum Zeitvertreib im Brunnen. Man meint, es sei ein Zaubertrank im marmorschönen Trog. Überhaupt, wie märchenhaft das Ganze! Die Stelle hat etwas von Melusinens Waldbrunnen, in feuchter Kühle tiefgeheimnisvoll umlaubt. Unsere Phantasie wird wie ein feines Spielwerk aufgezogen und stimmt und spinnt ganze Geschichten weiter. Da werden auch die weißen Häschen wichtig und der Reiter, der links davonsprengt. Tizian hat diese poetischen Stimmungen dem Giorgione abgelauscht und als ein Großer selbständig dann verwertet. Welche Farben aber auch auf diesen Bildern! Sie blühen wie vollentfaltete Blumen, reif vom Sonnenlicht geküßt.

Und wie die Farben blühen, so auch die Menschen selber, die durch diese Farben gemalt werden, vor allen die auf den Bildnissen Tizians, deren eines wir hier im Original bewundern können. Im Hauptsaal der Italiener, an der

Wand, die uns gleich beim Eingang schon von ferne grüßt, wächst ein stolzer Mann empor, frei, kühn und kräftig dastehend, ganz rotgekleidet, mit hohem Federhut gekrönt, eine Lanze in der Hand, recht in den Farben des Augenblicks wiedergegeben, voll Trotz und Glücksgefühl, ein Prachtexemplar eines Renaissancemenschen. Die Landschaft, die ihn reich umgibt, scheint ganz ihm zu gehören. Er ist ein Fürst, voll Kriegsmut Abenteuer suchend, doch auch der Liebe zugetan, denn Amor spielt mit seinem Helm, und auch dem Weidwerk hold, denn ihm zu Füßen wittert klug ein Jagdhund. So sind alle Menschen, die Tizian malt, so leicht und sicher der Gegenwart hingegeben, wie gesunde, schöne Bäume, die sich nach allen Seiten frei entfalten. Immer prangen sie auf der Höhe des Daseins. Sie präsentieren sich. Tizian verschönert nicht etwa, aber er weiß die günstige Seite herauszukehren. Seine Porträts haben nicht die kalte Treue Holbeins, nicht das traumhaft Visionäre Rembrandts, auch nicht das derb Vollsaftige Rubens', sie geben etwas im höchsten Sinn Normales.

Wie anders erscheinen dagegen die beiden düsteren Porträts an der Nachbarwand, von **Tintoretto**, ein alter Mann und, mehr rechts, neben der Tür, ein junger venezianischer Nobile, der bevorzugte Gegenstand kopierender Damen! Anders, ja, aber sicher nicht weniger schön und edel. Nicht nur der junge Kavalier, mit den klug, kühl und spöttisch blinzelnden Augen, dem braunen, kurzen Vollbart, der hohen Halskrause, dem schwarzen Habit und den feinen Handschuhen, ganz in schwüles Dunkel gehüllt, ungeheuer exklusiv, unzugänglich, voller Staatsgeheimnisse und wohl im Besitz auch anderer interessanter Dinge, sondern auch der, wie ich fürchte, meist übersehene vornehme Greis, mit dem Taschentuch in der Linken, ist ein Wunderwerk virtuoser Malerei. Was erzählen alles die durchfurchten, leidenden Züge dieses Mannes! Was hat er durchgemacht und überwunden! Wie gefaßt und seelenvoll blickt er uns an! Und wie, in schnellen, sicheren Pinselstrichen ist dies Gemälde sozusagen hingeschrieben! Fast unbegreiflich scheint es, daß Tintoretto, in seinen vielen religiösen Bildern doch immer leidenschaftlich schwungvoll und ganz Dramatiker, so einfach ruhige, völlig objektiv gehaltene Porträts wie diese hat schaffen können.

In der Nähe des jungen Edelmanns hängt das Bild, das, wie die zuletzt erwähnten alle, zu den schönsten nicht nur der Galerie, sondern der gesamten Malerei überhaupt gehört: die sterbende Kleopatra, wie darunter steht, von **Paolo Veronese**. Es wäre freilich wünschenswert, man hätte gerade hier ein Fragezeichen dazugesetzt. Denn daß dies Bild von Veronese **nicht** ist, darf, bei allem sonst Zweifelhaften, wohl als das einzig Sichere betrachtet werden. Wie Veronese solche Frauengestalten malt, zeigt z. B. die heilige Helena im Vatikan oder die in London. Früher galt dies Bild für einen **Tizian**. Ein vollendetes Meisterwerk ist es jedenfalls, und welchem Meister könnte man es eher zusprechen wie Tizian, da nur ein ganz großer in Betracht kommen kann. Doch für uns ist das hier gleichgültig, wir freuen uns nicht am Namen, sondern an der Sache. In einer Grotte, nahe am Meer, ist eine blühend schöne Frauengestalt leise entschlummert, halb sitzend, halb liegend. Sie ist fast ganz entblößt. Ein goldfarbener Mantel bedeckt Hüften und Kniee, auch den linken Arm, dessen Hand noch in die Falten greift. Der rechte Arm lehnt sich an die Felswand. So bilden drei Farbenflächen einen Dreiklang: der rosigweiße Körper, die dunkelbraune Grottenwand und, dazwischen vermittelnd, der goldgelbe Mantel. Im Hintergrund öffnet sich die Höhle. Man sieht das Meer, Schiffe und Soldaten. Der Kopf der Schlummernden, mit rieselndem Goldhaar, fällt zurück, wie losgelöst vom Leben, voll tiefer Seligkeit. Und so ist es. Die Schlummernde wird nicht wieder aufwachen, sie ist tot. Die himmlische Ruhe der Befreiung liegt über ihre Züge glanzvoll ausgegossen, und das ehrwürdige Geheimnis des Todes vereint sich hier mit dem blütenfrischen Reiz noch jugendlichen Lebens. Ob die Schlange am Busen später hinzugesetzt ist, um eine Kleopatra zu schaffen, bleibt die Frage. Wenn es so ist, hat jedenfalls die Tatsache verschärften Ausdruck erfahren, daß es sich hier um eine Tote handelt. Dieser Kopf, mit etwas breiten, faßt niederländischen Formen, erinnert an die Magdalene Tizians im Pittipalast, und der ganze Schmelz der Malerei, namentlich der wunderbaren Karnation, verrät mindestens die Schule dieses größten Venezianers. Hier ist alles Vollendung: Vollendung eines Einzeldaseins, Vollendung eines Völkerschicksals (durch die Schlacht) und höchste Vollendung der künstlerischen Auffassung und Ausführung. Wunschlose Anschauung genießen wir, die unsern Geist erhebt und erweitert.

Von Veronese selbst haben wir eine heilige Anastasia, der die Madonna erscheint, um ihr die im Martyrtum abgehauenen Hände wiederzubringen. Das Bild sagt uns nicht viel und am wenigsten über die spezielle Kunst Paolos, der überhaupt auf so kleinen Bildern nicht recht zur Geltung kommen kann, sondern für seine pomphaften Gastmähler, für seine kostbaren Gewänder und reichen Architekturen weite Flächen braucht, auf denen er, der letzte der großen Italiener, der Renaissance

gleichsam prunkvolle Abschiedsfeste giebt. Wie ihn sein Bruder, Benedetto Cáliari, nachahmt, zeigt die stolze Architektur seines „Teiches zu Bethesda“.

Einen großen Raum nimmt an der Wand der Kleopatra die Anbetung der Hirten von Moretto, dem Meister von Brescia, ein. Nur jemand, der seiner Mittel so sicher ist, wie dieser Künstler, darf es wagen, uns mit so großen Figuren so dicht vor die Augen zu rücken. Der helle Ton seines Kolorits setzt aber alles in eine gewisse klare Ferne, und die (in der venezianischen Schule sonst seltene) Schönheit der Komposition zeigt sich wieder besonders in der deutlichen Größe. Nur die Landschaft, perspektivisch merkwürdig verfehlt, ist für Moretto auffallend unbedeutend. Ein solches Bild paßt am Ende doch nur auf den Hochaltar irgend einer Renaissancekirche.

(Wird fortgesetzt.)

Hessisches aus Chile.

Von Bergingenieur Louis Rosenthal, Kassel.

Wenn ich im Buche meiner Erinnerungen blättere, das nun schon zu einem stattlichen Bande angeschwollen ist, so verweile ich mit Vorliebe bei dem Kapitel, welches jene wilde, bewegte Zeit behandelt, die ich in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre in Südamerika zubrachte. Angezogen von den Schilderungen der fabelhaften Metallreichtümer in den Cordillerenländern und von einer unbezähmbaren Reiselust beseelt, wagte ich, kaum zwanzig Jahre alt, den Flug in die weite Welt. Über Lissabon, Teneriffa und die Inseln des grünen Vorgebirges ging die Meerfahrt bis zu den Palmengestaden Brasiliens, wo wir zunächst den Hafen Pernambuco anliefen. Im bunten Wechsel folgten die Städte: Bahia, Rio de Janeiro, Montevideo, und erst an der Mündung des gelblichen, riesengroßen Laplatastromes, in Buenos Ayres, wurde dieser langen Seereise ein vorläufiges Ziel gesetzt.

Es würde zu weit führen, wenn ich mich hier über meine weiteren Irrfahrten durch den südamerikanischen Länderkoloß verbreiten wollte. In meinem Buche „Diesseits und Jenseits der Cordilleren“ (Berlin, bei Staude) findet der sich dafür interessierende Leser alles ausführlich dargelegt, den langen Ritt durch die Pampas, den Übergang über die himmeltrotzige, vulkanische Andeskette, die Streifzüge durch Chile, Bolivia und Peru bis hinauf zum Isthmus von Panama, von wo aus über Nordamerika die Rückreise nach Europa erfolgte.

Was mich heute veranlaßt, einiges aus diesen Erinnerungen hervorzusuchen, ist der kürzlich gemeldete Tod des wohl allen älteren Lesern des „Hessenlandes“ bekannten Professors Dr. Rudolf Amandus Philippi in Santiago, der Hauptstadt Chiles, wo der berühmte Gelehrte seit 1853 lebte und wirkte. Er lehrte an der dortigen Universität Botanik und Zoologie und stand von 1874 an dem naturhistorischen Museum als Direktor vor. Obwohl kein geborener Hesse — er hat das Licht der Welt 1808 in Charlottenburg erblickt — war Philippi doch so mit dem Geistesleben Kassels verknüpft, daß wir ihm dieses Gedenkblatt in mehr als einer Beziehung schuldig sind.

Philippi gedachte anfangs die ärztliche Laufbahn einzuschlagen, studierte in Berlin Medizin und promovierte schon 1829 als einundzwanzigjähriger junger Mann; 1830 ging er in Gesellschaft des Naturwissenschaftlers Friedrich Hoffmann, Professors an der Universität Halle, und des schweizerischen Gelehrten Escher von der Linth nach Calabrien und Sizilien, da ein beginnendes Lungenleiden einen längeren Aufenthalt im Süden rätlich erscheinen ließ. Der junge Arzt wurde von seinen Kollegen als Todeskandidat betrachtet, was ihn aber nicht gehindert hat, volle 96 Jahre alt zu werden. Diese Reise war entscheidend für sein ferneres Schicksal; er wandte sich ganz den Naturwissenschaften zu und wurde 1835 als Lehrer an der höheren Gewerbeschule in Kassel angestellt. Im Jahre 1836 gründete er dort den heute noch bestehenden Verein für Naturkunde, mit dem er bis in die Gegenwart in regem Verkehr geblieben ist. Als Direktor der höheren Gewerbeschule verließ er 1850 Kassel, da er dem Minister Hassenpflug durch seine öffentlich gehaltenen liberalen Reden unbequem geworden war und begab sich nach Chile zu seinem Bruder B. E. Philippi, welcher als Gouverneur die südchilenische Kolonie Punta Arenas verwaltete. Beiläufig bemerkt, wurde dieser letztere bald darauf, 1852, von den wilden Patagoniern ermordet, die an ihm für die blutigen Gewalttaten seines Vorgängers, Cambiazo, Rache nahmen. Daß sein glücklicherer Bruder Rudolf Amandus alsdann festen Fuß in Santiago faßte und volle 51 Jahre daselbst bis zu seinem am 23. Juli d. J. erfolgten Ableben in hochangesehener Stellung verblieb, habe ich schon erwähnt. Sein Wirken war ein in jeder Beziehung reiches und segenvolles. Unter seiner Leitung ist das Museum Santiagos zum ersten und bedeutendsten in ganz Südamerika geworden.

Zahlreiche wissenschaftliche Publikationen gingen aus seiner nie rastenden Feder hervor und mehr als zwölfhundert neue Pflanzenspezies der chilenischen Flora wurden von ihm entdeckt und bestimmt. Von all diesen Abhandlungen sandte er jedesmal ein Exemplar an den Verein für Naturkunde in Kassel, der seinem anhänglichen Begründer begreiflicherweise ebenfalls für alle Zeiten ein treues Andenken bewahrt.

Gelegentlich eines Rittes durch die Provinzen des mittleren Chile berührte ich 1867 auch Santiago, und als ehemaliger Schüler der höheren Gewerbeschule in Kassel (auch polytechnische Schule genannt) versäumte ich es nicht, dem früheren Leiter derselben meinen Besuch abzustatten. Brachte ich ihm doch auch Grüße von seinem Freunde Dr. Karl Ochsenius in Coronel, dem Chef der dortigen Kohlenwerke, bei dem ich sechs Monate als Markscheider bedienstet gewesen war. Anfangs blickte der Professor etwas erstaunt auf die sonnenverbrannte, in die bunte Landestracht gekleidete Reitergestalt, aber schon nach wenigen Minuten des Erklärens nahm er mich mit offenen Armen im wahren Sinne des Wortes auf. Des Fragens nach Kassel und dort lebenden Persönlichkeiten war schier kein Ende. Selbstverständlich mußte ich für die Zeit meines Aufenthaltes in Santiago sein Gast sein und nur meinen Tordillo, meinen Schimmel, durfte ich im Hotel de los hermanos, wo ich mich einquartiert hatte, stehen lassen. Einige höchst genußreiche Tage verlebte ich so in der Landeshauptstadt. Professor Philippi zeigte mir alle Sehenswürdigkeiten, insbesondere sein Museum, und mit wahrhaft väterlicher Güte entließ er mich, als ich wieder in den Sattel stieg, um meinen Weg nach dem Norden fortzusetzen. In Dankbarkeit und Verehrung werde ich stets des ebenso liebenswürdigen wie gelehrten Mannes gedenken.

Den soeben erwähnten Dr. Karl Ochsenius traf ich im Dezember 1866 in Valparaiso. Auch er nahm sich bereitwilligst meiner an, indem er mich engagierte, und zwar für die von ihm geleiteten Kohlenwerke in Coronel, wo ich — wie bereits erwähnt — die Grubenbaue markscheiderisch aufzunehmen hatte. Von allen Söhnen des Hessenlandes, die in Chile lebten, ist er wohl einer der berühmtesten geworden. Seine neuen, scharfsinnigen Hypothesen über die Entstehung der Natronsalpeterlager in Chile und Peru, der Steinsalz- und Kaliablagerungen, des Petroleums, der Steinkohlen 2c. haben ihm einen Weltruf verschafft. Nach Europa zurückgekehrt, siedelte er sich in Marburg an, wo er — eine Leuchte der Wissenschaft — heute noch lebt und zum Nutzen des deutschen Bergbaues hoffentlich noch lange leben wird. Sein Buch: Chile, Land und Leute, dem großen Werke: „Das Wissen der Gegenwart“ angehörend, reiht sich dem Besten an, was auf diesem Gebiete geschrieben worden ist. Ebenso zeugen die sonstigen zahlreichen geologischen Abhandlungen des unermüdlichen Forschers, die, aller Phantasterei abhold, sich nur auf wirkliche Tatsachen und selbst beobachtete Vorgänge stützen, von gründlichster Gelehrsamkeit. Viel, sehr viel verdankt ihm der jetzt in Deutschland aufblühende Kalibergbau. Sein Ausspruch: „Kein Petrol ohne Salz“ ist zu einem geflügelten Wort geworden. Aber ebenso kann man von ihm sagen: „Kein Kalibohrloch ohne Ochsenius“, denn er ist unbestritten der erste Experte auf diesem Gebiete geworden.

Ich möchte diese Reminiscenzen nicht schließen, ohne noch einiger, wenn auch weniger großen Geister zu gedenken, denn da ich nun einmal bei den Hessen in Chile bin, wäre es eine Unvollständigkeitssünde, wollte ich sie einfach übergehen. Da war vor allen Dingen der Buchhalter des Werkes, Don Jorge Wepler — in Kassel würde man „Schorsche“ sagen —, auch ein Kasseler Kind und ein so origineller Kauz, wie mir nur je einer vorgekommen ist. Schade nur, daß er so entsetzlich viel Mosto (chilenischen Wein) trank. Sein Schnurrbart troff förmlich davon und zeigte zweierlei Röt, ein dunkles feuchtes und ein trockenes fuchsiges. Aus dem ebenfalls rötlichen Gesicht leuchtete die noch rötere Nase besonders hervor. Sein getreuer Sancho Pansa war der Polizist von Coronel, El Vigilante, der ihm auf allen Wegen wie sein Schatten folgte. Don Jorge bekleidete nämlich auch das Amt des Juez de Paz, des Friedensrichters. El Vigilante war nicht wenig stolz auf seine Büttelwürde und daß er seinem Herrn unter dem alles verhüllenden Poncho den wohlgefüllten Mostokrug nachtragen durfte. Bei jeder nur einigermaßen passenden Gelegenheit wurde „einer genehmigt“. Daß ein mäßig großes Kriegsschiff auf dem Mosto, den Don Jorge schon getrunken, schwimmen konnte, glaube ich annehmen zu dürfen.

Ebenfalls aus Kassel war Don Juan Müller, ein Sohn des früheren Kasseler Bahnhofsinspektors, welchem die Aufsicht über die Maschinen des Werkes oblag. Don Juan führte seinen Namen mit Recht, denn er war ein solcher in des Wortes verwegenster Bedeutung, dabei aber ein so lieber prächtiger Kamerad, daß man ihm absolut nicht böse sein konnte. Wie der Vigilante Don Jorge, so folgte ihm stets sein Hund El Chis, wie ihn die Chilenen nannten. Saßen wir in Weplers Wohnzimmer, das zugleich Amtslokal war, und kamen streitende Parteien, so wurden die Verhandlungen in unserer Gegenwart geführt, und nicht selten überließ der

hessische Alguazil es uns, das Urteil zu fällen, das dann in spanischer Sprache den Beteiligten mitgeteilt wurde. Die heilige Themis möge es uns verzeihen, was wir an ihr manchmal gesündigt haben.

Mit aufrichtigem Schmerze hörte ich später in Peru, daß der lebensfrohe Jean Müller unter den Rädern einer Lokomotive in Lebú, an der Araukanergrenze, verunglückt sei. Ich werde ihm stets ein treues, freundschaftliches Gedenken bewahren.

Wie viele der hessischen Landsleute, die ich damals in Chile kennen lernte, mögen inzwischen gleichfalls verstorben sein. In Valdivia, Osorno und Puerto Montt gab es förmliche hessische Kolonien. Die Namen der Angesehensten unter ihnen, wie Fehrenberg, Schwarzenberg, Franke, Lencke, die aus Rotenburg an der Fulda stammenden Familien Geyse, Engelbach u. a. m. sind mir noch wohl in der Erinnerung. Auch meines Fachkollegen Friedrich Buhse, der sieben Jahre in Chile und danach noch volle vierzig Jahre als Bergwerksdirektor in Spanien zubrachte, sei hier gedacht. Jetzt wohnt er wieder in Kassel in seinem grünumsponnenen Tuskulum in der Hafenstraße und pflegt der wohlverdienten Ruhe. Möge ihm noch ein recht langer Lebensabend beschieden sein.

Unaufhörlich flutet die Zeit weiter. Der Altgewordene lebt meist nur noch in der Vergangenheit. Seine Erinnerungen sind seine Welt, die spurlos mit ihm versinkt, wenn der Allbezwinger Tod ihn abruft. Wohin? Ja, wer das wüßte! Wer Antwort geben könnte über die drei größten Rätselfragen: Woher? Wohin? Wozu?

Aus Heimat und Fremde.

Gedenktag. Am 28. Oktober 1754 unterzeichnete der Erbprinz Friedrich von Hessen-Kassel die Assekurationsakte. Der Prinz war 1749 zur katholischen Kirche übergetreten, nachdem er sich mehrfach am Hofe des prachtliebenden Kurfürsten von Köln Clemens August, eines Bruders Kaiser Karls VII., aufgehalten hatte. Der Glaubenswechsel fand zu Neuhaus bei Paderborn statt, während der Erbprinz und sein Vater, Wilhelm VIII., die Gäste des Kurfürsten auf dessen Landsitz waren. Was den Prinzen zum Übertritt bewogen hat, ist noch nicht klar gelegt worden, am wahrscheinlichsten ist, daß ihn die Hoffnung auf die polnische Königskrone dazu veranlaßt hat, die ihn auch noch in späteren Jahren erfüllte. Als im Herbst des Jahres 1754 der Landgraf Kenntnis von dem Glaubenswechsel erhielt, bot er sofort das Möglichste auf, die Folgen für sein Land abzuwenden und erzielte dies durch die Assekurationsakte. Diese wurde von dem Kabinettssekretär des Landgrafen, Regierungsrat Hein, entworfen, enthielt 19 Artikel und stimmte in der Hauptsache mit den Erklärungen, die bei ähnlicher Gelegenheit der Kurfürst August von Sachsen und der Herzog Karl Alexander von Württemberg gegeben hatten, überein. Der Prinz sagte dem Lande die unbeschränkte Ausübung des evangelischen Bekenntnisses zu und erklärte, daß seine Kinder ebenfalls in demselben erzogen werden sollten. Als Garantiemächte versicherte der Landgraf sich Englands, Preußens, Schwedens, Dänemarks und der Niederlande. Ausführliches findet sich in der Schrift „Der Übertritt des Erbprinzen Friedrich von Hessen-Kassel zum Katholizismus.“ Von Dr. Th. Hartwig. Kassel (Th. Kay) 1870.

Hessischer Geschichtsverein. Am 3. Oktober fand unter dem Vorsitz des Herrn General Eisentraut der erste wissenschaftliche Unterhaltungsabend des Hessischen Geschichtsvereins zu Kassel statt. Nach Begrüßung der zahlreich erschienenen Mitglieder erteilte der Vorsitzende Herrn Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf das Wort zu einem Vortrag über das Auetor zu Kassel und seine geschichtliche Bedeutung. Die Veranlassung hierzu bot ein vorliegender Plan, nach welchem das Auetor mit den beiden Wachthäusern abgebrochen und an einem andern Platz wieder errichtet, an seine Stelle aber ein Theaterneubau treten soll. Es galt nun lediglich zu untersuchen, ob das Auetor mit den ihm angegliederten Bauten überhaupt den Anspruch erheben könne, ein historisches Baudenkmal zu sein, dessen Erhaltung an seinem bisherigen Platz geboten sei. Redner bejahte diese Frage und gab zur Begründung dieser Ansicht eine auf genaues Quellenstudium gestützte Geschichte des Auetors. Wir entnehmen der eingehenden Ausführung das Nachfolgende: Die beiden Wachthäuser sind unter der Regierung des Landgrafen Friedrich II. 1782 von Louis Simon du Ry erbaut und von Johann August Nahl mit Waffentrophäen geschmückt worden. Das die Wachthäuser ursprünglich verbindende Tor war sehr einfach hergestellt, obwohl der Landgraf zuerst große Pläne hatte und zu deren Verwirklichung den französischen Baumeister Le Doux, den er in Paris kennen gelernt hatte, nach Kassel kommen ließ. Le Doux' gewaltiges Projekt — der Entwurf zu seinem Triumphbogen, der 25 Fuß über das Dach der katholischen Kirche gehen sollte, ist noch vorhanden — scheiterte an der Kostenfrage. Näheres über Le Doux findet

sich in dem verdienstvollen Werk Otto Gerlands über die Familie du Ry. Das prunklose Tor Friedrichs II. stand bis zur Regierung des Kurfürsten Wilhelm II., der durch die Architekten Bromeis und Jussow den Plan zu einer Porta triumphalis entwerfen und ausführen ließ. Die Krönung dieses neuen Auetors mit einem Viergespann und einer Hassia, zur Erinnerung an die Taten der hessischen Truppen in den Freiheitskriegen, unterblieb jedoch. Zum Erinnerungszeichen für hessische Tapferkeit wurde das Auetor nach dem deutsch-französischen Krieg 1870/71. Der in das Einzelne gehende treffliche Vortrag, der alles, was für das Auetor als geschichtliches Baudenkmal in Betracht gezogen werden kann, enthielt, hatte sich großen Beifalls zu erfreuen. Durch mehrere Abbildungen des Friedrichsplatzes von den Zeiten seiner Entstehung unter dem Landgrafen Friedrich II. bis zu Kurfürst Wilhelm II. wurde der Vortrag wirksam unterstützt.

Hochschulnachricht. Der Rektor der Landesschule Pforta, Geheimrat Dr. Muff, früher Direktor des Wilhelms-Gymnasiums in Kassel, ist als ordentlicher Honorarprofessor an die Universität Halle berufen worden.

Philippsfeier. Zur 400. Geburtstagsfeier Philipps des Großmütigen wird am 13. November im städtischen Saalbau zu Darmstadt vom Historischen Verein für das Großherzogtum Hessen eine festliche Veranstaltung stattfinden. Eine weitere Philippsfeier ist auch in dem von dem Landgrafen gegründeten Hospital Hofheim vorgesehen.

Der von Herrn Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf in Kassel bei einem Ausflug des hessischen Geschichtsvereins in Melsungen gehaltene Vortrag über die Bestürmung Kassels durch die Russen 1813 und den Tod des in Melsungen begrabenen Obersten Bedriaga von den Isunschen Husaren (siehe „Hessenland“, lfd. Jahrgang S. 167, u. 1903, Seite 55 und 262) ist von einem russischen Generalstabs-Offizier in seine Landessprache übersetzt worden und im Kaiserlich Russischen Militär-Journal erschienen.

„Fürsten und Fürstinnen von Hessen“ betitelt sich ein von Frau Jeannette Bramer verfaßtes Buch, das die Lebensbeschreibungen der hessischen Regenten enthält und zu Anfang November in der Hofbuchhandlung von Carl Vietor in Kassel erscheinen wird. Die geschätzte Verfasserin hat bekanntlich im vorigen Winter mit einer Reihe Vorträgen aus der hessischen Geschichte viel Anklang gefunden. Nach Erscheinen ihres Buches werden wir darauf zurückkommen.

Hessische Bücherschau.

Die Bergheimer Mädel. Roman von Valentin Traudt. Berlin (D. Dreyer & Co).

Eine zur Unterhaltungslektüre wohl geeignete Geschichte, die in einem Pensionate auf dem Lande spielt und mit frischen Zügen das Wesen und Treiben der darin befindlichen jungen Damen wiedergibt. Im Mittelpunkt der Handlung steht ein junger Schullehrer, der sich aus seiner dörflichen Umgebung bis zum Heldentenor durcharbeitet und dann das beste der Bergheimer Mädel heimführt. Die Erzählung ist flott geschrieben und die einschlägigen Verhältnisse sind sehr lebendig geschildert. B.

Junge Sehnsucht. Gedichte von M. v. Massow. Hanau (Clauß & Feddersen).

M. v. Massow ist fraglos eine mit ungewöhnlich großer Dichtergabe ausgestattete Dame. Ihre Gedichte sind mit sehr kühnen, sehr raschen Pinselstrichen hingeworfene Gemälde. Ihre Sprache ist schön, packend, blumenreich. Ein Poesie-Liebhaber, der dies Büchlein einmal zu lesen angefangen, wird es wohl kaum aus der Hand legen, ohne dasselbe „in einem Atemzuge“ bis zum Schluß genossen zu haben — —. Die tiefste, die religiöse Saite fehlt allerdings M. v. Massows Harfe — oder klingt wenigstens fast unhörbar leise. In den Sehnsuchtsrufen der Dichterin vermisse ich wirkliches Zielbewußtsein, Geklärtheit und einen versöhnenden Ausklang. Darüber kann mich auch die wundervolle Sprache nicht hinwegtäuschen. — „Junge Sehnsucht“ ist aber jedenfalls ein fesselndes, interessantes kleines Werk, eine Liederlese, an deren Klangschönheit und Farbenreichtum sich viele erfreuen werden. — Möchte das nächste Buch der begabten Diakonissin, tiefer gegründet, etwas sorgfältiger gefeilt, dieselbe tönende, gewinnende Sprache zeigen — dann dürfte wohl M. von Massow mit Recht als Dichterin gefeiert werden.

Rauolzhausen. Helene Bechtel.

Glückliche Jugend. Erinnerungen aus der Jugendzeit von A. Braun. Kassel (Hessische Schulbuchhandlung) 1904. Brosch. 1 M., geb. 1,20 M.

Die Erzählung der schlichten Erlebnisse ist einfach, durchsichtig und klar. Was jedoch die stoffliche Seite anlangt, so meine ich, das charakteristische Leben des Dorfes, das Leben in dem damals karg ausgestatteten Dorflehrerhaus sei zu kurz weggekommen und die ganze Misere der 48er Jahre, der Druck der auf der Lehrerschaft lag, müsse sich wohl doch lebhafter geäußert haben, als in den Erinnerungen verzeichnet ist. Auch die Eltern hätte ich mir in lebensvollerer Darstellung gewünscht. Die mitgeteilten Charakterzüge sind ja an sich scharf gegeben, aber sie genügen nicht, um ein vollendetes Bild zu suggerieren. Von den Geschwistern hört man fast gar nichts. Gerade wenn solche Erinnerungen an großen Ereignissen arm sind, arm

an wichtigen Begegnungen mit berühmten Personen usw., dann müssen sie durch Schärfe der reproduzierten Beobachtungen, durch Individualität das Interesse der Leser zu fesseln suchen. Weil aber doch vieles mit liebevollem Eingehen wiedergegeben wird, wird sich manche schlichte Seele an dem Büchlein freuen. Allzuviele solcher einfachen Menschen gibt es aber nicht mehr.

Valentin Traudt.

Der Dom zu Fulda. Heliogravüre. Fulda (J. F. Reinhart) 1904.

Soeben erscheint in Fulda im Verlage von F. J. Reinhart eine künstlerisch vollendete Heliogravüre dieses hervorragenden Bauwerks. Bis vor kurzem galt der Dom — eben weil er dem etwas diskreditierten, späteren Barockstil angehört — bei Vielen gar nicht als Kunstwerk. Aber die historische Forschung über den Erbauer (Dientzenhöffer) hat auch die ästhetische Wertschätzung dieses Dom-Neubaues gehoben, den 1701—10 der Fürst-Abt Adalbert v. Schleifras ausführen ließ. Und wer, wie der Unterzeichnete, zu allen Tages- und Nachtzeiten, in froher und trüber Stimmung an und unter dem „Stift", wie man bis 1802 stets gesagt hat, gewandelt ist, weiß, daß auch der Dom je nach der Beleuchtung ganz verschiedene Stimmungen auszulösen versteht. Dem hat auch der Herr Verleger Rechnung getragen, indem er sein schönes Kunstblatt zwiefach zur Ausgabe brachte, sowohl in einer braunen Abtönung, die einer Radierung*) ähnlich sieht und deshalb wohl am meisten gewählt werden wird, weil sie die Tagesbeleuchtung festhält, als auch in einer zartblauen Wiedergabe, welche bei zauberhaftem Mondenscheine die Ecken und Kanten seiner öden Flächen magisch verhüllt zeigt: beide Blätter sind von trefflicher Wirkung, sodaß jeder nach Geschmack seine Wahl treffen kann.

*) Aus Mangel an Unterschriften kam eine solche von Mannfeldt nicht zustande.

Da ferner eine treffliche Aufnahme eines hiesigen Berufsphotographen zugrunde liegt, so ist gute Sicherheit geboten, daß wir den Fuldaer Dom genau sehen, wie er Anfangs des 20. Jahrhunderts aussah, d. h. 2 Jahrhunderte nach seiner Erbauung. Die Größe 60×80 cm, bzw. des Blattes und Bildes selbst (38×50) ermöglicht es nicht nur einen Total-Eindruck zu schaffen, sondern auch alle Details der Skulptur erkennen zu lassen. Angesichts der nicht unbedeutenden Herstellungskosten ist der Subskriptionspreis von 6 Mark nicht zu hoch zu nennen. Der Ladenpreis wird 8 Mark betragen.

Wer also für die herannahende Weihnachtszeit vorsorgen will, greife nach diesem schönen Werke; er wird auf dem Gebiete der Fuldensia oder in Kunstgegenständen kaum etwas Passenderes, Schöneres oder Billigeres finden können.

Bronnzell, den 30. September 1904. Dr. Seelig.

Zur Besprechung eingegangene Schriften:

Urkundliche Nachrichten über die Ursprünge des Namens und Wappens des als Erbtruchsesse (Dapiferi) und Burggrafen des reichsunmittelbaren Stifts Corvey vorkommenden ur- und freiadlichen Geschlechts der Raben und Herren von Pappenheim, sowie deren Nachkommen.

Erinnerungsblätter aus der Dienstzeit des Gustav Frh. Rabe von Pappenheim bei dem 2. Großherzoglich Mecklenburgischen Dragoner-Regiment Nr. 18 vom 10. Oktober 1868 bis 6. November 1873.

Festschrift zur Einweihung der Friedenskirche in Kesselstadt am 25. September 1904.

Personalien.

Verliehen: Beim Übertritt in den Ruhestand: der Rote Adlerorden 2. Klasse mit Eichenlaub dem Provinzialschuldirektor Ober- und Geheimen Regierungsrat Dr. D. Lahmeyer; der Kronenorden 3. Klasse dem Direktor des Realgymnasiums Dr. Wittich und dem Werkstättenvorsteher Mense; der Rote Adlerorden 4. Klasse dem Professor am Realgymnasium Dr. Siebert, dem Professor an der Oberrealschule Junghans, dem Kgl. Hegeförster Lampmann, sämtlich zu Kassel; der Kronenorden 3. Klasse dem Landrat Geheimen Regierungsrat Roth zu Schlüchtern, der Kronenorden 4. Klasse dem Stadtsekretär Jäckel zu Fulda, dem Rektor Bachmann zu Hersfeld; der Charakter als Kanzleirat dem Regierungssekretär Hegewald zu Kassel.

Ferner sind verliehen: das Ritterkreuz 2. Klasse des Verdienstordens Philipps des Großmütigen und der Kronenorden 3. Klasse mit der Zahl 50 dem landgräflich hessischen Hofrat Bensing zu Philippsruhe; der Kronenorden 4. Kl. dem Hegemeister Koch zu Schöneberg und dem Eisenbahn-Stationsvorsteher Oeynhausen zu Wilhelmshöhe; der Adler der Inhaber des Hohenzollernschen Hausordens dem Lehrer a. D. Rupp zu Steinau; der Charakter als Bergrat mit dem Rang der Räte 4. Klasse dem Bergwerksdirektor Zirkler zu Sooden.

Ernannt: Provinzialschulrat Geheimer Regierungsrat Dr. Paehler zu Kassel zum Oberregierungsrat und Direktor des Provinzialschulkollegiums; Postinspektor Göbel in Rinteln zum Postdirektor; Pfarrer Lomb in Spahl zum Pfarrer in Großenbach; Hilfspfarrer Conrad zum 3. Pfarrer an der Altstädter Gemeinde zu Kassel; Pfarrer Ehringhaus zu Hohenzell zum Oberlehrer am Gymnasium zu Eupen; Landbauinspektor Rohne in Schmalkalden zum Kreisbauinspektor; Mittelschullehrer Thiel zum Rektor der Bürgerschule I zu Kassel; Landmesser Liebtke zu Rotenburg a. F. zum Oberlandmesser; Steuersekretär und Standesbeamter W. Trabert zu Fulda zum Stadtsekretär daselbst.

Versetzt: Oberlehrer Dr. Anacker zu Kassel an das Kgl. Gymnasium zu Fulda.

Vermählt: Kaufmann Hans Coenning mit Fräulein Dora Kehm, Tochter des Fabrikanten, (Kassel, 15. Oktober).

Geboren: ein Sohn: Pfarrer Eisenberg und Frau Luise, geb. Grau (Marburg, 3. Oktober); Rechtsanwalt und Stiftssyndikus Dr. jur. Otto Stahl und Frau Hedwig, geb. Pfeiffer (Kassel, 13. Oktober); eine Tochter: Pfarrer Klingelhöfer und Frau Elisabeth, geb. Schäfer (Steinbach-Hallenberg, 23. September).

Gestorben: Privatier Christian Bang sen., 84 Jahre alt (Marburg, 28. September); Rechnungsrat Georg Croll, 72 Jahre alt (Kassel, 1. Oktober); verwitwete Frau Professor Emilie Auth, geb. Knappe, 64 Jahre alt (Kassel, 2. Oktober); Fabrikant Gideon Gundlach, 65 Jahre alt (Großalmerode, 3. Oktober); Regierungsbaumeister Georg Schwartzkopff (Halberstadt, 4. Oktober); praktischer Arzt Dr. med. Theodor Bartholmai, 73 Jahre alt (Steinau, 6. Oktober); Privatmann Louis Hoffmann, 79 Jahre alt (Kassel, 8. Oktober); Frau Ida John Wallach, geb. Wiener, 75 Jahre alt (Leipzig, 8. Oktober); Schmiedemeister Max Breitbarth, 35 Jahre alt (Kassel, 11. Oktober); Fräulein Sophie Kümmell, 81 Jahre alt (Kassel, 11. Oktober; Frau Pauline Kunisch, geb. Paulus (Weilburg, 12. Oktober).

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 21/22. XVIII. Jahrgang. Kassel, 4. November 1904.

Philipp dem Grossmütigen!

(Zum 13. November 1904.)

Wie winkt Dein Bild aus jener schweren Zeit
Zu uns herüber heute lichtumflossen!
Ein flammendes Symbol der Männlichkeit,
Hast Du, ein Feind der alten Dunkelheit,
Dem Hessenland das Reich des Lichts erschlossen.

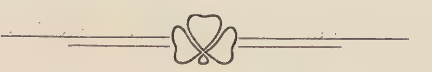
Kaum zwanzig Jahre, tratest Du schon ein
Für jenen Mutigen im Mönchsgewande;
Und als die neue Lehre hellen Schein
Warf weithin in die Finsternis hinein,
Fand eine Stätte sie in Deinem Lande. —

Ein hochgemuter Willen schliff Dein Schwert,
Das hilfsbereit die Rechte hielt umschlungen;
Wenn ein Vertriebner Deinen Schutz begehrt',
Hast ritterlich Du Hilfe ihm gewährt,
Von Edelsinn und Menschenlieb' durchdrungen.

Noch heut' Dein Bild, Großmüt'ger, vor uns steht,
Lebendig, kraftvoll nach vierhundert Jahren;
Noch heut' der Dunkelmänner Fahne weht, —
Ein Schrei nach Licht rings durch die Lande geht —
Könnt' doch ein Philipp 'mal dazwischen fahren!

München.

Gustav Adolf Müller.





Landgraf Philipp von Hessen

(geboren am 13. November 1504).

Ein Umriß seines Wesens.*) Von Dr. L. Armbrust.

In der Geschichte der Reformationszeit fallen uns unter den deutschen Fürsten zwei glänzende (wenn auch nicht fleckenlose) Gestalten vorzüglich in die Augen: Moritz von Sachsen und Philipp von Hessen. Beide waren rechte Vettern, Söhne zweier Schwestern aus dem Hause Mecklenburg. Sie gehören zu den bedeutenden Männern, deren hervorragende Eigenschaften sich als mütterliches Erbteil nachweisen lassen. Hier soll nur von dem zweiten Fürsten die Rede sein.

Von allen hessischen Landgrafen hat kein einziger solche Wichtigkeit für die deutsche Geschichte, solches Ansehen und solchen Einfluß unter seinen Zeitgenossen gewonnen, wie Philipp der Großmütige. In ganz Deutschland waren die Blicke auf ihn gerichtet. Auswärtige Kaufleute und Dörfer, Städte und Stifter stellten sich unter seinen Schutz und zahlten gern dafür eine jährliche Abgabe. Reichsstädte und Reichsfürsten in Nord und Süd setzten ihre Hoffnung auf ihn und suchten seinen Beistand. Es war mehr als die überschwängliche Begeisterung eines Freundes, wenn Zwingli schrieb: Gott habe den jungen Landgrafen zu großen Dingen ausersehen. Sein Äußeres trug zu seiner Beliebtheit bei. Das Volk blickte bei seinem Einreiten in Regensburg (1541) mit größerer Freude auf ihn, als auf die höchstgestellten Herren. Selbst Granvella, des Kaisers Ratgeber, behauptete, sobald er den Landgrafen gesehen, habe er Gefallen an ihm gefunden und gedacht, diesem Fürsten möge er gern dienen. Solche Schmeichelworte konnten ein politisches Fangnetz sein; aber andere Zeitgenossen rühmten ebenfalls Philipps einnehmende Gestalt. Verhältnismäßig wenige sahen ihn jedoch von Angesicht, und nicht jeder ließ sich durch den Anblick in seinem Urteile bestimmen. Eher schon konnte Philipps hervorragende Bedeutung auf seiner Macht beruhen. Er beherrschte ein ziemlich großes Fürstentum und stand, neben dem sächsischen Kurfürsten, an der Spitze des Schmalkaldischen Bundes. Das wollte aber nichts besagen im Vergleiche zu Karls V. Reich, in dem die Sonne nicht unterging. Und doch legte auch der Kaiser, wie die Könige von Frankreich und England, den Beziehungen zum Landgrafen ungewöhnliche Wichtigkeit bei. Die Erklärung des Geheimnisses liegt in Philipps ganzer Persönlichkeit, von der ein erwärmendes und anziehendes Feuer ausging. Es ist ja eine alte Erfahrung, daß ein lebhaftes Wesen, mindestens für den Augenblick, viel stärkere Gewalt auf die Umgebung ausübt als die Ruhe des Phlegmatikers. Die Lebendigkeit zehrt mehr vom eigenen Vermögen, sie weiß aber auch in den Mitmenschen sofort die Stelle anzuschlagen, aus der Funken sprühen. Und wenn die Begeisterung für eine große Sache, ein kräftiger Wille, eine rasche Auffassung hinzukommen, so ist solch ein Feuergeist auf dem Fürstenthrone eine Macht, mit der jeder Staatsmann rechnen muß.

Schon aus Philipps Jugend sind Zeugnisse für seine geistige Begabung überliefert. Sein Oheim, Herzog Albrecht von Mecklenburg, sagte von dem dreizehnjährigen Knaben zwar nur, er sei ziemlich guten Verstandes. Einige Wochen später wurde der junge Landgraf vom Kaiser für mündig erklärt. Und das pflegte, wie es in der Urkunde heißt, bloß dann so früh zu geschehen, wenn von der besonderen Vernunft, Tugend und Ehrbarkeit eines heranwachsenden Fürsten hinreichende Beweise vorhanden waren. Eben ins Mannesalter getreten machte der Landgraf auf Martin Luther den Eindruck, als ob er spielend die schwersten Gedanken weben könne. Es war daher nicht wertlose Schmeichelei, wenn andere, (Bucer, Sailer usw.) des Landgrafen reiche Gaben, hohen Verstand und Bedächtigkeit immerfort rühmten. Diese Urteile findet man im großen

---

*) Hauptquellen: a) Handschriftliche: Eine große Zahl gleichzeitiger Schriftstücke im Staatsarchiv zu Marburg. b) Gedruckte: Wigand Lauze, Leben und Taten Philipi Magnanimi, Zeitschrift für hessische Geschichte, Suppl. II. Lenz, Briefwechsel zwischen Landgraf Philipp und Bucer, 3 Bde. Rommel, Geschichte von Hessen. Landau, Geschichte der Jagd. Ranke, Deutsche Geschichte in der Reformationszeit. Bezold, Geschichte der deutschen Reformation. Hasenclever, Politik der Schmalkaldener, 1901. Glagau, Anna von Hessen, 1899. Fr. Herrmann, Das Interim, 1901. W. W. Rockwell, Landgraf Philipps Doppelehe. Marburg 1904.

und ganzen bestätigt, wenn man Philipps äußere Politik betrachtet. Sein Grundsatz lautete, um Erhofftes und Ungewisses das Gegenwärtige und Gewisse nicht aus der Hand lassen. Und sein Verstand unterschied meist die schmale Grenze zwischen beiden. Mehr als einmal (bei den Zügen gegen Sickingen, nach Württemberg und Braunschweig) gelang es ihm, genau den richtigen Zeitpunkt zu seinen Unternehmungen abzupassen. So geschickten Diplomaten wie dem Könige Franz von Frankreich und den Bayern, die er selbst für listige Leute erklärte*), zeigte er sich gewachsen. Den meisten evangelischen Standesgenossen war er an politischem Scharfblick überlegen. Früh erkannte er die Notwendigkeit engeren Zusammenschlusses. Zäh hielt er an dem Gedanken fest, daß die gleichgesinnten Städte und die Schweizer trotz ihres Mißtrauens und ihrer Absonderung heranzuziehen seien. Mit auswärtigen Herrschern bahnte er unaufhörlich Verbindungen an. So schritt er weit über die engen Schranken des durchschnittlichen Staatsmannes hinaus. Aber so gutes Verständnis er auch besaß, dann und wann fehlte es ihm, wie er selbst bekannte und beklagte, an der Geschicklichkeit des erfahrenen und nüchternen Diplomaten. So bot seine Staatskunst manchen Anlaß zum Tadel. Bald war es seine leidenschaftliche Natur, die das ruhige Fahrwasser der Politik durchkreuzte und Schaden anrichtete, bald schob er — merkwürdig genug — eine Entscheidung ungebührlich lange hinaus. So in der Katzenelnbogischen Erbschaftsfrage. Vielleicht bietet noch mehr Grund zur Verurteilung sein Verhalten bei anderen Gelegenheiten. Er, ein so politischer Kopf, teilte im letzten Willen sein Land unter vier Söhne und verdammte es damit zur Ohnmacht; schier eine Unbegreiflichkeit! Scheute er sich vor einer Ungerechtigkeit gegen seine jüngeren Söhne? Sonst machte er sich nicht allzu viel Bedenken in der Politik, die Hauptsache war ihm die Erreichung des vorgesteckten Zieles. Gegen die Meister der Hinterhaltigkeit freilich, nach Art seines Vetters Moritz oder Karls V., blieb er ein Anfänger. Das ist ein Tadel für den Staatsmann, bringt uns den Menschen aber näher. Allzu leichtgläubig zeigte er sich, als der sächsische Rat Otto Pack ihm (1528) das Märchen von einem katholischen Angriffsbunde erzählte. Zu gewaltigen Rüstungen ließ er sich dadurch verleiten. Das mußte nicht nur die geistlichen Fürsten stutzig machen, von denen er die Kosten erpreßte, sondern auch den Kaiser. Überhaupt war seine Politik von gut kaiserlichen Bahnen meistens weit entfernt.

*) In erster Linie handelte es sich dabei um den bayrischen Kanzler Leonhard von Eck, eine bedeutende Persönlichkeit.

Jedoch darf man ihr nationale Gesichtspunkte nicht abstreiten. Immer wieder legte er sich die Frage vor, ob dieser oder jener Schritt der deutschen Nation nicht nachteilig sei. Mit den Süddeutschen und Schweizern bestrebte er sich Hand in Hand zu gehen und die lutherische und die reformierte Kirche zu einigen. Gegen die Türken bot er eifrig seine Dienste an. Auch war die Ehrfurcht und Scheu vor dem Namen des Kaisers nicht ganz in ihm erloschen. Wie hätte er sich sonst im Schmalkaldischen Kriege durch die Zaghaftigkeit anderer vom frischen, fröhlichen Angriffe zurückhalten lassen? Wenn er aber in seiner Politik auch Zickzackwege ging, wenn er auch zuweilen auf Abwege geriet, zu zwei Punkten kehrte er immer wieder zurück: „Bei Gott, seinem Wort und den Städten will ich bleiben, auch bei meinen Freunden und deutscher Nation, sofern sie mich selbst haben wollen.“ —

Für Philipps geistige Begabung spricht ferner der Anteil, den er an den Wissenschaften nahm. Ein sonderlicher Lateiner war er (nach eigenem Ausspruche) nicht, aber er hielt die Sprachen und die schönen Künste lieb und wert. Daher konnten ihn seine Räte Feige und Schrautenbach ohne Mühe dazu bewegen, daß er in Marburg eine hohe Schule errichtete. Wie stolz er auf diese Gründung war, das hat er mehrfach öffentlich ausgesprochen. —

Die religiöse Überzeugung des Landgrafen beruhte *auf einer gründlichen Kenntnis*. Er vertiefte sich in die Bibel und in die Schriften der Reformatoren beinahe wie ein Fachmann, und als er von der Wahrheit der neuen Lehre durchdrungen war, legte er seine ganze Kraft darein, ihre Ausbreitung zu fördern. Er war der erste deutsche Fürst, der dem Speyerer Reichstagsabschiede von 1526 die kühne Deutung gab, daß man nunmehr evangelische Landeskirchen einrichten dürfe. Und das tat er nicht allein im eigenen Lande, auch nach auswärts sandte er hessische Reformatoren. Daß er für die kleinen Unterschiede der einzelnen evangelischen Bekenntnisse kein Verständnis hatte und mit hohem Ernste den christlichen Frieden unter den Predigern zu fördern suchte, das machte sein reformatorisches Wirken umfassender und erfolgreicher. Die Gläubigen betrachteten ihn als das vornehmste Werkzeug zur Erweiterung von Gottes Reiche. Und mit Recht. Denn er zog immer wieder in Erwägung, wie und wann den Kirchen ihr Recht und Friede mit der Tat zu suchen sei. Leib, Hab und Gut für die Religion einzusetzen, war er entschlossen, und dabei wollte er bleiben, müßte er auch beuten und borgen. Den Feinden der Kirchenerneuerung flößte

Philipp daher unauslöschliche Furcht ein. Ein evangelischer Niederdeutscher ließ die altgläubige Geistlichkeit über den Landgrafen etwa sagen:

Einer im Reich — er ist nicht alt —
Hat unser Tun vernichtet!
Er steht bei Gottes Wort mit Macht.
Den Teufel, Papst, des Kaisers Acht
Tut er mit den Seinen nicht fürchten.

In unerschrockener und rascher Weise pflegte der Landgraf stets das für richtig Erkannte in Taten umzusetzen. Man erhält von seiner Energie ein anschauliches Bild, wenn man die meisten seiner Zeitgenossen und Verbündeten aus dem sächsischen Fürstenhause neben ihn stellt. Persönlicher Mut, Standhaftigkeit und Zuverlässigkeit zeichneten jene wohl aus, aber eine tadelnswerte Langsamkeit und auch Unentschlossenheit lähmte ihre Unternehmungen. „Sie sitzen bei Tisch und verschlafen die Mahlzeit", witzelte (1511) der hessische Landhofmeister Ludwig v. Boyneburg, unter deutlichem Hinweise auf die Wettiner. Anders Philipp. Als er im Frühjahre 1546 Karls V. kriegerische Absichten durchschaut hatte, drang er auf unverzügliche Rüstung des Schmalkaldischen Bundes. Nur kurze Zeit ließ er sich durch den Optimismus seiner Bundesgenossen anstecken. Dann aber raffte er sich wieder auf und ruhte nicht, bis er die schlecht geölte Maschine in den Gang gebracht hatte.

Zwölf Jahre vorher bewies er dieselbe Entschlossenheit und Raschheit bei dem württembergischen Feldzuge und der Wiedereinsetzung des Herzogs Ulrich. Die sächsischen Fürsten nahmen eine unfreundliche Haltung ein, die wittenbergischen Theologen und die eigenen Landeskinder suchten den Landgrafen von dem gefährlichen Unternehmen abzuhalten — (sein Freund Bucer glaubte dadurch ganz Deutschland schwer bedroht) — alles umsonst. Und der Erfolg gab Philipp Recht. Beispiele derart lassen sich seit dem Anfange seiner Regierung nachweisen, also aus einem Lebensalter, in dem andere junge Leute noch fest in den Kinderschuhen stecken.

Seinen persönlichen Mut feiert schon das oben erwähnte Lied eines Zeitgenossen. Andere urteilten ebenso. Als man (1521) auf dem Reichstage zu Worms den Vorschlag

Landgraf Philipp (1536).
Nach dem Holzschnitt von Brosamer.

machte, Luther das versprochene Geleit nicht zu halten, erklärte der siebzehnjährige Landgraf, das würde der deutschen Nation zu ewiger Schande gereichen. Ein sonderlicher und unübertrefflicher Heldenmut, meinte darauf der badische Kanzler Jakob Kyrsser, müsse in diesem Fürsten stecken und sich mit der Zeit immer mehr offenbaren. Die Tatsachen straften den Propheten nicht lügen. So wie Philipp wagten es wenige deutsche Fürsten, dem mächtigen Kaiser Auge in Auge gegenüberzutreten und ihm die Wahrheit zu sagen.

Bei der Beschießung der Sickingischen Feste Landstuhl stand Philipp, damals ein Jüngling von 18 Jahren, immer in den vordersten Reihen, ohne Furcht vor den feindlichen Geschossen.

Im Jahre 1542 kamen der Landgraf und der sächsische Kurfürst den Städten Braunschweig und Goslar zu Hülfe, die von dem braunschweigischen Herzoge Heinrich dem Jüngeren bedrängt wurden. Die Verbündeten belagerten Wolfenbüttel. Eines Tages machten die Eingeschlossenen einen Ausfall und töteten 60 Mann in den Laufgräben. Infolgedessen wollte sich lange keiner mehr dazu hergeben, die Gräben weiter zu ziehen. Endlich begab sich der Landgraf selbst an den gefährdeten Ort und fing an, mit dem Grabscheite zu arbeiten. Sein Beispiel ermutigte die Leute wieder. Wolfenbüttels Fall war ebenso das Verdienst Philipps. Mit einem Bauernkittel angetan schlich er sich dicht an die Festung heran und erkundete die schwächste Stelle. Dorthin ließ er das Geschütz richten. Am folgenden Tage ergab sich die Stadt.

Ebenso mutig war er als Jäger. Er liebte es, auch dem Wolfe und dem Eber die Stirn zu bieten. Das anstürmende Schwarzwild erwartete er ruhig, den Spieß in der Hand. Meist saß er dabei zu Pferde; wenn es aber not tat, sprang er ab und stellte sich zu Fuß dem gefährlichen Gegner. Einstmals — er stand schon in den Sechzigen — warf ihn ein wütender Keiler über den Haufen und schlitzte ihm den Stiefel auf. Dieses Abenteuer störte Philipps Vergnügen nicht. „Und ist eine sehr lustige Jagd gewesen", schrieb er an seinen Sohn Ludwig. —

Von seiner Willenskraft zeugte nicht am wenigsten der Umstand, daß er trotz seiner Jagdleidenschaft und trotz seines lebhaften Wesens die Regierungsgeschäfte täglich und sorgsam erledigte. Abgesehen von seinen Räten hatte er einen Schreiber für die wichtigen Staatshändel, einen andern (zuweilen auch zwei) für die Sache der Evangelischen, noch einen, der die Bittschriften beantworten mußte. Und nach seinem eigenen Zeugnisse gab es selten einen Tag, an dem er nicht zweimal, oft noch mehr, deren Schriften las, Bescheid gab und die Entwürfe eigenhändig verbesserte. Häufig nahm er die Nacht zu Hülfe für seine Arbeiten. Seine Räte hatten unter diesen Umständen so viel zu tun, daß es schwer hielt, eine erledigte Stelle wieder zu besetzen, mochte er auch Sold über Sold bieten. Nur um die Rechtsprechung kümmerte sich Philipp nicht gern, er glaubte dafür keine Anlage zu haben.

Von einer so feurigen und kräftigen Natur waren Selbstbewußtsein und Ehrgeiz unzertrennlich. Philipp sprach schon als sechzehnjähriger Jüngling das stolze Wort, er wolle als ein Reichsfürst keinem Gerichte unterworfen sein. Und das bezog sich auf das Reichskammergericht, den höchsten deutschen Gerichtshof. Mit kleinem Gefolge zum Reichstage zu ziehen, lehnte er ab, da das unter seiner Würde sei. Wenn sich auch sein Selbstbewußtsein sonst nicht in schroffer und verletzender Weise äußerte, so war es doch zuweilen ein Hemmnis seiner Politik. Die kleineren Reichsstände im Schmalkaldischen Bunde mußten allmählich ein solches Haupt mit Argwohn und Eifersucht beobachten. Sie wurden lauer und in Geldzahlungen immer schwieriger.

Philipps fürstliches Selbstbewußtsein war aber nicht krankhaft übertrieben. Er wollte nicht allein mit Höflingen und Knechten verkehren. Von dem Straßburger Prediger Bucer, dem er viel anvertraute, ließ er sich willig belehren und auch tadeln, manchmal sogar wider Verdienst. Eines jeden Christen wohlgemeinte Ermahnung wollte er dulden. — —

In der langen Gefangenschaft (1547—52), mit der ihn der Kaiser nach dem Schmalkaldischen Kriege strafte, erlahmten dem Landgrafen vorübergehend Mut und Tatkraft, Selbstbewußtsein und Ehrgeiz. Da war er zu Halbheiten und Einräumungen bereit, die ihm in den Tagen der Gesundheit und Freiheit die Röte des Zornes und der Scham ins Gesicht getrieben hätten. Das ist zu bedauern, aber doch nur eine Folge seines lebhaften und beweglichen Wesens. Er litt ungewöhnlich schwer unter dem Zwang und der Enge der Haft, unter den Demütigungen und Peinigungen, die ihm spanische Grausamkeit auferlegte. Daher begehrte er, um jeden Preis die Freiheit wiederzuerlangen. Das Interim und die Wiedereinführung einzelner katholischer Gebräuche erschienen ihm so als kleinere Übel.

In dieser Prüfungszeit entwickelten sich aber auch die milderen Seiten seiner Natur in stärkerem Maße. Mit rührender Sorgfalt gedachte er seines Leibrosses und seines Jagdhundes und befahl, beide gut zu halten. Das Los der Strafgefangenen in seinem Lande suchte er zu erleichtern.

Auch in den Jahren des Glücks geizte er trotz Feuer und Tatkraft weniger nach dem Ruhme eines Kriegshelden als nach dem eines Friedensfürsten. Mit den Kräften des Volkes und des Landes ging er haushälterisch um. Seine Hofhaltung war sparsam. In seinem Vermächtnisse warnte er seine Söhne vor Angriffskriegen. Er selbst überlegte wohl, ehe er einen Feldzug begann.

Besondere Scheu trug er vor Religionskriegen, bei denen er fast immer böse Ausgänge gesehen habe. Für die Armut hatte er ein warmes Herz; ihre Verfolger waren seine Feinde. Aller Gequälten und Bedrückten nahm er sich mit christlicher Barmherzigkeit an. Mit Recht konnte er behaupten, daß er allzeit milden Gemüts gewesen sei, und daß er lieber Gnade als Strenge gebrauche, so lange, als er jene wohl angewendet sähe. Das bewies er beim Aufruhr der hessischen Bauern. Aber auch noch sonst. Zwei Schultheißen ließ er (1526) hinrichten, weil sie ohne sein Vorwissen einen armen Menschen hatten foltern lassen. Gedanken der Menschenfreundlichkeit durchdrangen auch seine Landesverwaltung. Das beweist unter anderm ein Bestallungsbrief von 1540: Um den örtlichen Beamten jeden Vorwand zur Bedrückung der armen Untertanen oder zu Unredlichkeiten zu nehmen, erhöhte er ihre Bezüge und gab ihnen vor allem eine feste Bareinnahme. Dadurch erreichte er auch, daß der beständige Wechsel in den Stellen der Schultheißen und Rentschreiber aufhörte. Die Unsicherheit im Lande bekämpfte er mit starker Hand, mochte es sich um die Künstler und Könige der Räuberzunft handeln oder um gelegentliche Dilettanten. Dadurch diente er aber auch seinem eigenen Nutzen und dem seines Hauses und unterschied sich nicht so wesentlich von seinen Mitfürsten. Der Unterschied lag anderswo.

Unter den Herrschenden der Zeit waren nur wenige von den Gedanken der Menschlichkeit erfüllt. Die meisten dachten zunächst immer an sich selbst und an ihren Vorteil. Jeder nahm von seinen Untertanen so viel, als sie sich auspressen ließen. Und die herrschaftlichen Rentschreiber glaubten nicht mit Unrecht, sich bei ihren Herren Dank und Gunst zu erwerben, wenn sie die Ansprüche der Bauern und Knechte beschnitten. Philipp der Großmütige — dieses Beinamens würdig — billigte das nicht. Seit dem Bauernkriege und seit der Reformation der Kirche zog man gegen die Bauern, welche Frondienste leisteten, hier und da mildere Saiten auf. Man bewilligte ihnen bei der Arbeit Brot und Bier oder ein paar Heller. Ein neuer Rentschreiber wollte in einem hessischen Amte diese Ausgabe nach mehr als dreißigjährigem Bestande wieder



Landgraf Philipp.
Nach dem Gemälde von Michel Müller, 1570 (im Rathaus zu Kassel).

abschaffen. Allein der Landgraf schritt auf die Beschwerde der Bauern zu ihren Gunsten ein (1564), und es blieb bei der menschlicheren Übung.

Seine mildherzige Armeleutepolitik brachte ihm einen Nachteil. Trotz aller Ermahnungen seines Freundes Bucer und trotz seines eigenen guten Willens gelang es ihm nicht, den Adel dauernd an sich zu fesseln. Es blieb ein gegenseitiges Mißtrauen. Der Landgraf meinte, wer gerecht sein wolle, der könne es der Ritterschaft nicht recht machen. Denn diese betrachte die Bauern als Schafe, die sie nicht nur scheren möchte, sondern mit der Wolle verschlucken. Ein großer Teil des Adels vergalt dem Fürsten Gleiches mit Gleichem. Er erwies sich lau und unzuverlässig. So bei Sickingens Einfalle (1518), so auch beim Schmalkaldischen Kriege. — —

In vielen Einzelfällen zeigte sich Philipp einsichtiger, milder und billiger, als es im Geiste seines Zeitalters lag. So lange Andersgläubige nicht gröbliche Unruhe stifteten, war er gewaltsamer Unterdrückung abgeneigt. Den Wiedertäufern, die in anderen deutschen Staaten mit Feuer und Schwert verfolgt wurden, setzte er in seinem Lande vielmehr mit den Waffen des Geistes zu. Nur in seltenen Ausnahmefällen verhängte er Gefängnis, Rutenhiebe oder Landesverweisung. Auf diese Weise gelang es ihm, den Sektierern in den Augen der Menge den Heiligenschein der Märtyrer zu nehmen und einzelne sogar von der Unrichtigkeit ihres Glaubens zu überzeugen. Denselben Geist atmete seine Gesinnung gegen die Juden. Bucer und die angesehensten hessischen Prediger schlugen harte Bestimmungen gegen jene vor. Philipp erinnerte sie aber daran, daß Christus und die Apostel dem jüdischen Stamme entsprossen seien. Bürgen eines flüchtigen Angeklagten pflegten in der Herberge einer fremden Stadt festgehalten zu werden, bis der Flüchtling sich dem Gerichte stellte. Dabei verzehrten jene Hab und Gut, während daheim ihre Geschäfte zugrunde gingen, und ihre Familien verdarben. Erfuhr der Landgraf davon, so wurden die Bürgen von ihrer Verpflichtung entbunden (1538).

Daß er für alte, bewährte Diener gut sorgte, ist selbstverständlich. Wie machte er es aber mit den schlechten? Einen Landknecht (niederen Gerichtsbeamten) mußte er wegen unverbesserlicher Trunksucht seines Amtes entsetzen. Er ließ ihm jedoch einen Teil seiner Einkünfte, und machte auch dann nicht von dem Rechte der Einziehung Gebrauch, als der Trunkenbold starb. Die Witwe und die Kinder in Not zu stürzen, lag ihm fern.

Die letzteren Taten sind in Philipps Charakteristik um so höher anzuschlagen, als sie in eine Zeit fallen, in der der Landgraf auf dem Gipfel seiner Kraft und Macht stand, und ihm noch niemand etwas zu verzeihen brauchte.

Übergroßen Spar- und Erwerbssinn hatte er also von seiner Mutter nicht geerbt. Handelte es sich aber nicht um Arme, dann erlaubte er sich zuweilen Übergriffe in fremdes Eigentum, zumal gegen geistliche Güter. Wenn er diese auch — im Gegensatze zu Ulrich von Württemberg und anderen Glaubensgenossen — fast immer für den Gottes- oder Schuldienst oder für milde Zwecke verwenden ließ, so erlaubte er sich doch einzelne Ausnahmen. Dafür gibt es indessen eine einfache Erklärung. Die Reformation führte so gewaltige Umwälzungen herbei, daß auch die Rechts- und Eigentums-Verhältnisse und -Begriffe in Verwirrung gerieten. Die Geistlichen riefen: „Das Kirchengut kommt uns zu!" Dasselbe behaupteten Ritterschaft, Bürger und Bauern. Sollte der Landesfürst, der Einführer und Beschützer der neuen Lehre, geringeres Recht haben als seine Untertanen? Unmöglich. Und das war für die Kirche und deren Besitztum noch der beste Ausgang der Sache. Denn was die übrigen erst in Händen hielten, das war verloren. Der Landgraf dagegen ließ sich mehr als einmal durch Vorstellungen zur Herausgabe von Kirchengut bewegen.

Einer Stadt nahm er einst ohne erkennbare Veranlassung ein Stück von einem Walde weg, den sein Vorfahr Heinrich II. (1370) den Bürgern zur Nutzung überwiesen hatte. Selbst der Oberförster der Gegend wußte den Vorgang nicht zu deuten. Vielleicht wollte Philipp auf diese Weise verhüten, daß die Stadt aus dem Nießbrauche ein Eigentumsrecht herleitete. Das paßte zu seinem erfolgreichen Streben, die Einkünfte aus den herrschaftlichen Forsten zu vervielfachen. Vielleicht auch leitete ihn nur seine Jagdleidenschaft. Das Waldstück war nämlich wildreich.

Nun noch ein paar gute Eigenschaften. Philipp konnte verzeihen. Trotz aller Leidenschaftlichkeit bot er schließlich die Hand zur Versöhnung, auch denjenigen Gegnern, die ihm empfindlich wehe getan hatten. Sogar seinem niederträchtigen spanischen Kerkermeister machte er beim Aufhören der Gefangenschaft ein Geschenk.

Landgräfin Anna, die Witwe seines Oheims, Wilhelms des Älteren, hatte im Kampfe um ihr Recht seiner Mutter und auch ihm selbst große Verlegenheiten und Kosten bereitet und Beziehungen zu den Landesfeinden unterhalten. Philipp suchte trotzdem allen Zwist mit ihr in Güte beizulegen.



Landgräfin Christine,
geb. Herzogin von Sachsen.

Nach dem Standbild
am Grabdenkmal Philipps d. Gr.
im Chor zu St. Martin.

Wenn das nicht nach Wunsch gelang, so war es nicht seine Schuld. Der Augsburger Stadtschreiber Frölich wünschte dem Landgrafen (1544) Glück zum Tode des Prinzen von Oranien, mit dem Philipp nicht ganz einig gewesen war. Der Landgraf lehnte aber den Glückwunsch mit würdigen Worten ab. Wer Philipps Freundschaft erworben hatte, der konnte fest auf sie bauen, so starke persönliche Einflüsse auch dagegen wirkten. Selbst augenfällige Fehler und Untaten des Freundes machten den Landgrafen nicht wankend. Nur mußte er der Hingebung des andern gewiß bleiben und durch die leidige Politik nicht nach der entgegengesetzten Seite gezogen werden. So lange es nur ging, hat er einem Ulrich von Württemberg und dem Melsunger Pfarrherrn Johannes Lening seine Freundschaft bewahrt.

So viel Edelmut barg sich in seinem Herzen, genug und übergenug, um die erwähnten Schwächen aufzuwiegen! — —

Eine Handlung darf indessen nicht übergangen werden, die dem Landgrafen unzählige Widersacher und Widerwärtigkeiten geschaffen hat. Sie ward auch von solchen Zeitgenossen getadelt, die ihm lebenslang ihre Zuneigung und Achtung erhielten. Das war dieselbe Handlung, die ihm Anklagen auf den Kanzeln und Unwillen im Volke eintrug, die ihn für Jahr und Tag herauswarf aus den geraden Bahnen seiner Staatskunst und den Gegnern seiner politischen Freunde und seines eigenen Lebenswerkes in die Arme trieb — eine Handlung, von der noch heutzutage mancher brave Hesse beteuert: „Darüber kann ich nicht hinwegkommen." Wir meinen Philipps Doppelehe, die er selbst keineswegs für sündhaft hielt. Nun wäre nichts verkehrter, als nach Art des dienstbeflissenen Neobulus aus dem Alten Testamente Verteidigungsstellen zusammenzusuchen. Wer sich auf den Boden der heutigen christlichen Weltanschauung oder der nüchternen Politik und Weltklugheit stellt, der hat des Landgrafen Handlungsweise zu verurteilen. Aber soll man um einer Tat willen den ganzen Menschen verwerfen? Jedenfalls sind viele mildernde Umstände vorhanden, die kein Richter übersehen darf.

Häufig wird hervorgehoben*), daß Philipps rechtmäßige Gemahlin, Landgräfin Christine, unangenehme Eigenschaften besaß, und daß sie sich mit der Doppelehe ihres Gatten einverstanden erklärt hatte. Noch mehr Wert ist wohl auf einen andern Umstand zu legen. Der Landgraf ist aus einer eigenartigen Gewissensnot zur Heirat mit Margarethe von der Saal geschritten. Vorher wagte er es im Gefühle seiner Sündhaftigkeit geraume Zeit nicht, das Abendmahl zu nehmen, so schwer er auch unter der Entbehrung litt. Ebensowenig mochte er vor der zweiten Verheiratung dem Drängen der Prediger nachgeben und solche Ausschreitungen strafen, die er sich selbst gestattete. Der sinnliche Trieb aber beherrschte ihn in solchem Maße, daß eine Unterdrückung desselben seine Kräfte überstieg. Durch eine Doppelehe glaubte Philipp den fortwährenden Versuchungen aus dem Wege zu gehn und wieder Eingang in Gottes Reich zu erlangen. Gerade mit Rücksicht auf des Landgrafen Gewissensnot ließen die hervorragendsten Theologen die Doppelehe zu „als eine Notsache".

Ferner war er — was schwer ins Gewicht fällt — in bezug auf die Sinnlichkeit erblich belastet, und zwar von beiden Eltern her. Sein Vater, Wilhelm der Mittlere, starb an den entsetzlichen Folgen seiner Ausschweifungen, und dessen zweite Gemahlin, Anna von Mecklenburg, war den Freuden der Welt und des Fleisches ebenfalls nicht abhold. Es ist fraglich, ob sie am kaiserlichen Hofe bloß wegen ihres Liebreizes „Frau Venus" genannt wurde. Der junge Landgraf sah und hörte in seiner wichtigsten Entwicklungszeit gewiß mancherlei, was nicht geeignet war, sein heißes Blut zu kühlen und einen Asketen aus ihm zu machen. Auch zur Bürgertugend und Sittsamkeit gehört eine Begabung, die wohl gepflegt und entwickelt sein will. Deshalb ist es unbillig, an starke Persönlichkeiten, denen diese Anlage oder ihre Ausbildung fehlt, den Maßstab des bürgerlichen Durchschnittes zu legen; mindestens hat man zu beachten, daß den Mangel

*) Nach Philipps eigenhändiger Begründung seiner Doppelehe. Lenz I, 355.

der einen Seite auf der andern Seite glänzende Vorzüge um ein Vielfaches wieder gut machen. Wer trotzdem die strengste Verurteilung aussprechen will, der bedenke zuvor, daß nur der Reine den Sünder steinigen darf. — —

* *

*

Wenn es erlaubt ist, die erwähnten Einzelheiten nochmals zusammenzufassen, so besaß Philipp guten Verstand, feurigen Mut, kräftigen Willen und ein mildes Herz. Das Temperament war es, das in ihm überwog, nicht der Wille. Er gehörte nicht zu den geschlossenen, stahlharten Naturen, die alle Hindernisse durchdringen und jeden Widerstand niederwerfen. Aber er war auch durchaus kein Rohr, das der kleinste Lufthauch bog. Er hätte einen hessischen Kopf, meinte Luther, und ginge seine eigenen Wege. So konnte er für die evangelische Kirche, für Hessen und ganz Deutschland Erspießliches wirken, das dauernden Bestand hatte. Aber auch davon abgesehen, ist seine Persönlichkeit für den Forscher, den Geschichtsfreund und den Beobachter der Menschenseele ungewöhnlich fesselnd.



Margarethe von der Saal.
Nach dem Originalgemälde im kgl. Museum zu Kassel.

Ode an Philipp den Grossmütigen.

1504. 13. November. 1904.

Es schwanden im Strom der Zeit der Jahrhundert vier
Seit Deiner Geburt dahin, und noch immerdar
Im Volke Dein Name: Philipp,
Landgraf von Hessen, lebt!

Vergessen sind Viele schon, die groß einst genannt,
Verfallen im Staube liegt, was Hochmut erbaut,
Jahrhunderte aber sagen
Dir, Deinen Taten Dank!

Von Ahnen ward Enkeln kund des Volksfürsten Ruhm,
Denn väterlich sorgtest Du, voraus Deiner Zeit!
Merxhausen noch heute nennet,
Haina auch, Philipp, Dich!

Fürs Recht in der Faust das Schwert, doch duldsam und klug,
So suchtest zu einen Du den Zwiespalt der Zeit,
Hochherziges Schaffen meldet
Marburg, des Wissens Dom!

In römischen Fesseln der Geist, bedeckt Nacht das All,
Bis strahlend ein Morgenrot emporflammt, der Welt
Licht bringend: der neue Glauben
In Deinem Schutze, Held!

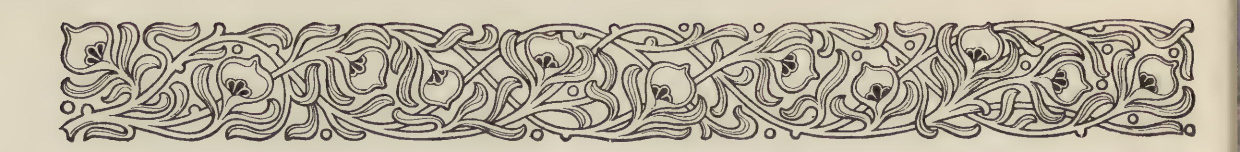
Eröffnend der Neuzeit Tür, Dein Bild hoch hervor
Aus allen Genossen ragt! Hinauf schaut zu Dir,
Unsterblichem Lichteskämpfer,
Dankbar Dein Vaterland!

Nicht Hessen, nicht Deutschland nur — das Menschentum Dir dankt,
Wenn immer auf Erden trutzt die altfeste Burg,
Wo Luthers und Zwinglis Segen
Glücksvoll auf Enkeln ruht!

Bis seelische Freiheit tot, bis stirbt Geistesflug,
Die Menschheit versinkt in Nacht, des Hochsinnes bar —
So lange Dein Name: Philipp,
Landgraf von Hessen, lebt!!

Bettenhausen-Kassel.

Georg Schwiening.



Die Schlacht bei Lauffen am 13. Mai 1534.

Von Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf.

Von den kriegerischen Taten Philipps des Großmütigen war keine von so dauerndem und nachhaltigem Erfolg begleitet, als der nach Württemberg unternommene Kriegszug, durch welchen es dem hessischen Landgrafen gelang, den vom Erbe seiner Väter vertriebenen Herzog Ulrich von Württemberg wieder in seine Lande und auf seinen Thron zurückzuführen. Freilich hatte Philipp gegen den Rat Luthers und Melanchthons diesen Kriegszug unternommen und in einer Unterredung, die im Schlosse zu Weimar stattfand, hatten die Reformatoren den Landgrafen dringend gebeten, sich in keine kriegerische Unternehmung einzulassen und die Sache der Kirchenbewegung nicht durch politische Abenteuer zu gefährden; ja als die Hessen bereits in Württemberg standen, erließen dieselben noch einen Protest und eine Verwahrung gegen das kühne Unternehmen des Landgrafen Philipp. Unbekümmert um die ihm von dieser Seite erteilten Warnungen und Ratschläge, entschloß sich Philipp demungeachtet zum Kriege, und da das eigene Land die Mittel zum Heereszuge nicht aufbringen konnte und die evangelischen Stände und Fürsten ihre Mitwirkung versagten, blieb ihm nichts übrig, als den König von Frankreich um Geld für den Feldzug anzugehen. Die Verhandlungen zwischen Franz I. und Philipp nahmen günstigen Verlauf, da neben einem Darlehn von 100,000 Sonnenkronen Frankreich auch durch Gewährung von Zeugmeistern und Hauptleuten eine militärische Beihülfe in Aussicht stellte.

Noch einmal drängte es den Landgrafen, ehe der Feldzug begann, seine Ritter und die Vertreter seines Volkes um sich zu versammeln, und wo konnte dies wohl besser geschehen als am uralten Spieße, an jener Stelle, wo, wie die Wasser, sich auch die Oberhessen von den Niederhessen scheiden und wo seit undenklichen Zeiten der aufgerichtete Spieß das Zeichen für die Versammlungen des Hessenvolkes abgab? Hier enthüllte Philipp dem Volke seinen Plan, hier gab er seinen letzten Willen kund und hier ernannte er auch die Stellvertreter für seine Abwesenheit. Der allseitige Zuruf und die lauten Versicherungen gaben dem Landgrafen die Beruhigung, daß, mochte das Kriegsglück sich neigen, wie es wolle, es doch um sein Hessenland gut bestellt sei und die oft bewährte hessische Treue das beste Bollwerk gegen äußere wie innere Feinde stets sein und bleiben werde.

Bei Pfungstadt unweit Darmstadt versammelte sich das hessische Heer, das mit Frohlocken dem Kampfe entgegensah. 20,000 Mann war dasselbe stark und war es vor allem die Artillerie Philipps des Großmütigen, welche als eine ausnehmend vorzügliche galt und welche auch die Hauptentscheidung mit herbeiführte. Die jetzt bestehende Trennung in Feld- und Festungsartillerie war schon damals bei den Hessen insofern durchgeführt, als die Feldschlangen und Falkonete der Vorhut und den avancierenden Truppen zugeteilt waren, die Kartaunen dagegen nur in Positionen oder bei Belagerungen Verwendung fanden. Auch waren die Hessen die ersten Truppen, welche gelegentlich ihres Zuges nach Württemberg Pontons mit sich führten, und wird diese Einrichtung, die sich bald allgemein einbürgerte, von allen Zeitgenossen dem Landgrafen Philipp zugeschrieben, der sich um das Artillerie- wie Ingenieurwesen seiner Zeit überhaupt die größten Verdienste erworben hat.

Nachdem der Landgraf eine große Heerschau über seine Truppen in Pfungstadt abgehalten hatte, setzten sich die hessischen Heersäulen in Bewegung und zwar, da der nächste Weg über die Bergstraße gesperrt war, durch die unwegsamen Täler und Schluchten des Odenwaldes, ein Marsch, der bei dem ungeheuren Artillerie- und Wagentrain, den das hessische Heer mitführte, allein schon als achtungswerte Leistung bezeichnet werden kann. Indessen bereits am fünften Tage standen die Spitzen der hessischen Vorhut bei Neckarsulm, wo man zuerst württembergischen Boden betrat und durch Spenden von Geld und Proviant den Mut der Truppen erhöhte. Wie aber sah es beim Einrücken der Hessen in Württemberg aus, welche Maßregeln hatte man ergriffen, die Feinde abzuwehren? Zwar stand an der Spitze der Regierung und der Streitkräfte Pfalzgraf Philipp, ein tapferer und unerschrockener Kriegsmann, aber die Zahl seiner Truppen war nicht sehr beträchtlich und die aus Kroaten und Tirolern bestehenden Verstärkungen waren ausgeblieben, während die Württemberger selbst keine Neigung verspürten,

ihre Haut für den fremden Herrscher zu Markte zu tragen. Selbstverständlich erwartete der Pfalzgraf das Hereinbrechen hessischer Heerscharen nicht über den Odenwald und war deshalb sehr erstaunt, als Landleute die Nachricht brachten, daß die Hessen schon bei Neckarsulm ständen und im Vormarsche auf Heilbronn begriffen seien. Eilends brach der Pfalzgraf auf und zog nach Lauffen, einem kleinen Städtchen am Neckar, um hier eine feste Stellung einzunehmen und den Heranmarsch der Hessen zu erwarten. Inzwischen hatte der Landgraf Philipp bereits am 12. Mai seine Pontons abladen und mittelst dieser sein Fußvolk und seine ohne indessen irgend einen nennenswerten Vorteil zu erringen. Von diesem ersten Scharmützel erzählt ein altes Volkslied:

Man hört die Hessen krachen,
Über den Heugelberg hinein,
Die Landwehr haben's genomm.
Da sind des Pfalzgrafen Reiter
Das erste Mal an sie gekomm.

Eine alte Chronik aber, die in dieser Zeit verfaßt ist, fügt dem noch folgendes hinzu: „Die gemeine Sag ist gewesen, da die Regenten (d. h. der Pfalzgraf und Dietrich Späth) auf einem Berg gehalten, welchen beide Kriegsfürsten (d. h.



Landgraf Philipp in der Schlacht bei Lauffen.
Nach dem Aquarell von H. Neumann gezeichnet von E. Happel.

Geschütze über den Neckar gehen lassen, während die Reiterei durch eine Furt den Fluß weiter unterhalb überschritten hatte.

Von dem unweit Lauffen gelegenen Heugelberg läuft ein Landgraben oder eine Landwehr quer nach dem Neckar hinüber und diese hatte man merkwürdigerweise zu besetzen vergessen, so daß es den Hessen leicht gemacht wurde, von hier aus das freie Feld zu gewinnen und in diesem vorzurücken. Um das Vorgehen in diesem Gelände noch mehr zu erleichtern, ließ der Landgraf jetzt seine beträchtliche Artillerie auf der Höhe auffahren und von 1—4 Uhr eine anhaltende Kanonade unterhalten, während Reiter und leichtes Fußvolk in der Ebene gegeneinander plänkelten, Landgraf Philipp und Herzog Ulrich von Württemberg) im Lager wohl sehen können, habe der Fürsten Büchsenmeister begehrt, die Fürsten wöllen ihm erlauben, er wölle den Pfalzgrafen mit einem Stück treffen, habe ihm Herzog Ulrich erlaubt, er solle das Pferd erschießen und des Pfalzgrafen schonen, hab der Büchsenmeister ein Stück auf des Pfalzgrafen Pferd gerichtet, dasselbig getroffen und dem Pfalzgrafen die Ferse herabgeschossen."

Unser trefflicher und hochgeschätzter Geschichtsschreiber Rommel aber erzählt: „Beide Heere trennte der Neckar, in einer durch hohe Weinberge und tiefe Wiesengründe mannigfach durchschnittenen Gegend. Der Landgraf setzte mit Pontons auf das linke Ufer und hier gelang es ihm, sein schweres

Feldgeschütz auf eine nahe Anhöhe zu bringen. Hierdurch nötigte er den vordringenden Pfalzgrafen, gleichfalls den Vorteil der Höhe zu suchen. Von beiden Seiten wurde heftig, nicht ohne Verlust des Feindes, geschossen. Da erblickte man den Pfalzgrafen neben Dietrich Späth, mit dem Orden des goldenen Vließes, einem Geschenk des Kaisers, geschmückt, ein langer gerader Mann auf einem hohen Streitroß. Ulrich, der mit seinem Büchsenmeister Peter v. Jannowitz bei dem hessischen Geschütz und Philipp dem Großmütigen stand, befahl auf ihn zu zielen, aber seines Lebens zu schonen. Also leitete der Büchsenmeister eine Kugel mit solchem Glücke, daß dem Pfalzgrafen die Ferse vom rechten Bein verwundet ward; er stürzte auf sein totes Pferd. Als er seine Stimme wieder erhielt, befahl er seinen Hauptleuten, daß sie unbekümmert um ihn wie Biederleute halten sollten; er selbst ward dann in Lauffen verbunden. Auch Kurt von Boyneburg ward verwundet. Da blies man ab."

Diese Erzählung der alten Chronik und diese Schilderung einer Episode der Schlacht bei Lauffen von unserm Rommel sind von dem Verfasser dieser Zeilen zum Entwurfe eines Bildes benutzt worden, welches der hochbegabte Maler und Theaterinspektor des Hoftheaters zu Dresden Heinrich Neumann nach dem ihm gegebenen Entwurfe in Aquarellfarben in äußerst geschickter Weise gemalt hat. Die spannende Schlachtszene ist vom Maler so vorzüglich auf dem Bilde wiedergegeben worden, daß selbst Kenner und Künstler von diesem Bilde in hohem Grade befriedigt waren und in dem Herausgeber des „Hessenlandes" der Gedanke wachgerufen wurde, das Bild seiner Philippsnummer einzuverleiben. In Farben, die gerade in der malerischen Tracht der Fürsten und Landsknechte zum vollen Ausdruck kommen, wirkt das Bild allerdings um so bedeutender, aber auch ohne den Schmuck der Farben wird das Bild durch die Lebendigkeit seiner Darstellung und die in ihm dargestellte Handlung, sowie durch die vorzüglich gelungene Wiedergabe in der Zeichnung sich viele Freunde erwerben.

Im Mittelgrunde des Bildes sehen wir hoch zu Roß die beiden Fürsten, Philipp den Großmütigen, eine kleine und gedrungene Gestalt, der, kenntlich durch den auf die Brust herabhängenden Schlüssel, einen mit Pelz verbrämten Mantel trägt; hinter ihm in vollständiger Rüstung, durch die Federn des Helmes wie die Feldbinde in den württembergischen Farben kenntlich, hält Herzog Ulrich von Württemberg. Vor den beiden Fürsten steht, auf seinen wuchtigen Zweihänder gestützt, Sylvester von Malsburg, auf dem durch eine Drahthaube geschützten Kopf ein Barett mit rot und weißen Federn. Wenn auch natürlich von einer Porträtähnlichkeit hier keine Rede sein kann, so liegt doch eine gewisse Familienähnlichkeit mit noch lebenden Gliedern dieser erlauchten und hochangesehenen Familie vor. Neben Sylvester von Malsburg steht, auf seine schwere Muskete gestützt, in buntschillernder Tracht ein prächtig gemalter Landsknecht.

Links im Bilde sehen wir zwischen zwei Schanzkörben eine Feldschlange auf einem rotgemalten Holzgestell. Den Lauf des Geschützes richtet Peter von Jannowitz, der Büchsenmeister, der uns auf dem Bilde den Rücken zukehrt, und neben diesem steht, mit unverkennbarer Familienähnlichkeit und nach einer Photographie des leider zu früh uns genommenen Amtmanns Ernst Ludwig Rommel, eines Nachkommen, gezeichnet, der bekannte Zeugmeister Hans Rommel, der aus der Gefangenschaft zu Mecheln später seinen Landgrafen befreien wollte. Unweit der Feldschlange aber steht, kenntlich durch seinen langen, bis zur Brust herabwallenden Bart, der schöne Bastian Vogelsberger, früher Schulmeister in Italien, jetzt Hauptmann des Grafen von Fürstenberg und 14 Jahre später auf dem Blutgerüste zu Augsburg dem Zorne des Kaisers schmählich dahingeopfert.

Auf der rechten Seite des Bildes aber schwingt Hans Bellersheimer die uralte Hessenfahne, welche, rot und weiß gestreift, in der Mitte auf blauem Grunde den alten gestreiften Thüringer Löwen zeigt. Ein Landsknecht neben ihm schlägt die Trommel, die ebenfalls den hessischen Löwen zeigt, und zwischen dem Landsknecht und Hans Bellersheim ist der Hauptmann Christoph Fuchs, Erbherr auf Wallenburg ohnweit Schmalkalden, verwundet zu Boden gesunken. Hinter dem Hauptmann aber, der kurz darauf seinen Wunden erlag, stehen noch zwei Kürassiere, sowie ein Pikenier mit langer Pike. Hinter dieser trefflich gezeichneten Gruppe aber ragt auf hohem Berge das Schloß und die Stadt Lauffen empor.

Angesichts der Stadt Lauffen aber rief am andern Tage, an welchem die Entscheidung fiel, Landgraf Philipp seinen Soldaten zu: Omen accipio, drüben oben der Ort heißt Lauffen und das soll auch der Name der Flucht sein, die wir den Gegnern bereiten. Und so kam es auch. Kaum daß der Landgraf die Stellung der Feinde überschaut hatte, so entschloß er sich, durch Reitergeschwader den Feind in den Flanken zu fassen und die übrige Armee zum Frontalangriffe vorgehen zu lassen. Sobald die Spitzen der Umgehungskolonnen auf der Kirchheimer Höhe an-

gelangt waren, brach bei dem durch das hessische Artilleriefeuer stark gefährdeten Heere eine grenzenlose Panik aus, die bald in die wildeste Flucht ausartete, so daß die Ebene weithin mit flüchtigen kaiserlichen Truppen bedeckt war und alle Bande der Ordnung und Disziplin jäh gelöst waren. Das Blutbad, welches durch die vorrückenden Hessen unter den fliehenden Feinden angestellt wurde, war furchtbar und gegen 2000 Kaiserliche bedeckten tot oder verwundet das Schlachtfeld. —

Nach diesem glänzenden Siege und der darauf folgenden Übergabe des Hohenasperg und anderer Festen war die Wiedereinführung Herzog Ulrichs in das Erbe seiner Väter durch den Landgrafen Philipp gesichert, und dem seinerzeit abgegebenen Versprechen getreu, führte Herzog Ulrich die Reformation in Württemberg ein.

❦❦❦❦❦❦

Versuch einer kritischen Übersicht

der gesamten Literatur über Philippum Magnanimum, Landgraf zu Hessen, Graf zu Catzenelnbogen ꝛc.

Von Dr. philos. Fritz Seelig.

(Fortsetzung.)

Vorbemerkung: In Abschnitt I dieser Abhandlung wurde in Nr. 17 und 18 des „Hessenlandes" neben dem erst 1841/47 gedruckten Lauze besonders Sleidanus (1555) und Kirchhof (1563 ff.) als zeitgenössische Autoren besprochen, während in Nr. 19 d. Bl. Absatz II nur die Landgraf Philipp betreffenden Stellen von Hortleder (1645) und v. Seckendorff (1694) aus der gewaltigen Literaturflut von 1567 bis 1827 hervorgehoben werden konnten; bis in Nr. 20 mit Abteilung IIIa Christoph Rommel von 1827 bis 1830 in zwei bzw. drei Bänden mit seiner neuen Biographie des Landgrafen erscheint, auf die er selbst noch bis 1859 kritische Verteidigungen u. a. Nachträge folgen ließ. Aber nur Rommels Anmerkungen (= Bd. II) und Urkunden (= Bd. III) haben bis heute z. T. noch einigen Wert behalten, wie wir hörten, während für die sekundäre Literatur leider seine gänzlich überholte Darstellung noch nach wie vor meistens die Quelle bildet.

* * *

Doch fußt auf Rommel gerade Ranke in seiner „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation", wo in dem 1839 zugleich mit Band II erschienenen Band I in der Vorrede S. VII folgendes zu lesen steht: „Das gemeinschaftliche Archiv des sächsisch-ernestinischen Hauses zu Weimar, welches ich im August 1837 besuchte, bot mir das, was ich wünschte... Man hat hier jeden eingegangenen Zettel, jeden Entwurf einer Antwort aufbewahrt. Die Correspondenz zwischen Churfürst Johann Friedrich von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen allein würde eine Reihe von Bänden anfüllen, falls man sie publiciren wollte .... —" Heute nach 65 Jahren ist das immer noch nicht geschehen und harrt also noch eine große Aufgabe auf unsere historische Kommission! — „Das wirtenbergische Archiv ist schon früher von Sattler, das hessische neuerdings von Rommel und Neudecker durchforscht worden."

Mit Christoph Rommel aber, der etwa 10 Jahre lang bis 1827 über Landgraf Philipp für sich Urkunden und Akten sammelte, oder durch seine Beamten bearbeiten ließ, haben wir uns eingehend beschäftigt, deshalb bleibt noch als zweite hessische Basis für Ranke uns Neudecker zur weiteren, etwas genaueren Betrachtung übrig.

Ch(ristian) Gotthold Neudecker (oder wie er nach der Allg. deutsch. Biographie XXIII, 479 eigentlich hieß: Johann Gotthold!) wurde, als Sohn eines Feldwebels im herzoglichen Leibregiment, zu Gotha am 10. April 1807 geboren, konnte aber, trotz ausgezeichneter Studien in Jena und eines glänzenden Doktor-Examens, aus Mangel an Geldmitteln, sich in Leipzig nicht für Kirchengeschichte habilitieren, sondern wurde zu Cassel Hofmeister in der Familie der Reichsgräfin von Hessenstein, die ja bekanntlich eine der Maitressen des Kurfürsten Wilhelm I. war. Neudecker ist also quasi als, wenn auch eingewanderter und nur „vorübergehender", Hesse, ja als „Casseler Kind" für mehrere Jahre zu betrachten! Denn hier verlebte er die entscheidendsten Jahre seines Lebens, die ihm jedenfalls allein seinen Platz in der Wissenschaft sichern. Kehrte er doch Mitte der dreißiger Jahre schon wieder nach Gotha zurück, um als Privatgelehrter seine in Cassel gesammelten literarischen Schätze zu verarbeiten zu vielen Beiträgen in Zeitschriften und in urkundlichen Werken, wurde Ende 1842 schmalbesoldeter Lehrer an der Bürgerschule, gab dann nach und nach seine schriftstellerische Tätigkeit auf, als sich sein Gehalt besserte, und starb am 11. Juli 1866 als angesehener „Direktor" aller Bürgerschulen zu Gotha.

Was ihn aber wissenschaftlich bekannt machte und seinen Namen heute noch erhält, ist nicht sein pädagogisches Wirken, sondern neben seinen

theologischen Schriften, wie dem 1834—37 in fünf Bänden erschienenen „Lexikon der Kirchengeschichte", nur die Herausgabe des Casseler Urkunden- und Aktenmaterials. Denn seine selbständigen Darstellungen, besonders eine „Geschichte der deutschen Reformation von 1517—32" (Lpz. 1842) sind im Stil und Forschung längst überholt und gänzlich veraltet. 1836 aber erschien zu Cassel (bei J. C. Krieger) ein 886 Seiten starker Band mit 212 „Urkunden aus der Reformationszeit. Herausgegeben von Dr. Chr. Gotthold Neudecker". Diese hatte er mit großem Fleiße zu Cassel in seinen Mußestunden, auf dem Urkundenbande (1830) von Rommel weiterbauend, wie er selbst S. V angibt, mit Erlaubnis des kurfürstlichen Ministeriums und der Beihülfe des Regierungsrats Schröder, aus dem Archiv herausgeholt und auf der Museums-Bibliothek abgeschrieben: „Die Urkunden, welche ich hier mittheile, sind Schreiben, die an den hochsinnigen Landgrafen von Hessen (S. VI:), Philipp den Großmüthigen, vom Kaiser Carl V., vom König Ferdinand, von Kurfürsten, Fürsten und Ständen, von Behörden in Städten, von Ministern, Gesandten und Theologen überschickt wurden; einige Schreiben sind vom Landgrafen ... ich habe sie sämmtlich aus dem Regierungs-Archive zu Cassel empfangen." S. VII sagt weiter Neudecker: „Die Actenstücke stelle ich chronologisch zusammen." Sie beginnen am 26. Mai 1521 und gehen, fast Jahr für Jahr, bis 1548 und dann von 1557 bis 1567, sind also für jede Geschichte des Landgrafen Philipp von hohem Werte. Ihnen schloß sich 1838 an zu Nürnberg (bei Friedrich Napoleon Campe): „Merkwürdige Aktenstücke aus dem Zeitalter der Reformation, mit Anmerkungen herausgegeben von Ch. Gottlob Neudecker", deren erste Abteilung, XV und 316 Seiten enthaltend, von 1522 bis 1543 in Briefen, zumeist an Landgrafen Philipp geht; die zweite mir z. Zt. nicht vorliegende Abteilung dagegen beschäftigt sich mit den späteren Zeiten unseres großen Hessenfürsten und erschien wohl auch noch 1838. Seite V der „Vorrede" lesen wir: „Daß das Archiv zu Cassel — jetzt natürlich zu Marburg a. d. Lahn! — höchst bedeutende Urkunden für die kirchliche und politische Geschichte des Zeitalters der Reformation enthält, ergibt sich schon aus der Thatsache, daß der hochsinnige, thatkräftige Philipp der Großmüthige, — ein Schutz- und Schirmherr des evangelischen Glaubens in der damaligen Zeit, — als einer der Heroen, welche auf den Gang der Ereignisse in der Reformationszeit von erheblichem Einflusse waren, noch heute uns entgegenstrahlt." S. XIII gibt Neudecker an, daß die folgende (2.) Abteilung mit 1543 beginnen und bis 1551 bzw. 1555 gehen soll. Endlich erschien Leipzig 1841 (bei Friedrich Fleischer) von ihm: „Neue Beiträge zur Geschichte der Reformation, mit historisch-kritischen Anmerkungen herausgegeben von Dr. Chr. Gotthold Neudecker", gleichfalls in zwei Bände geschieden, von denen Band I den Schlüssel zur Chiffreschrift des auch für Philipp wichtigen Joh. v. Lasko in Lithographie enthält.

Die Beiträge schließen sich genau an die Aktenstücke von 1838 an; denn sie beginnen mit 1551 und gehen im ersten Bande auf 239 Seiten in 96 Aktenstücken bis 1560, während Band II auf 381 Seiten in 127 Aktenstücken die Jahre 1561 bis 1582 fortführt. Der Tod des Landgrafen Philipp am 31. März 1567 fällt mit Seite 123 unten zusammen, wo drei evangelische Fürsten noch die Nummer 135 unterm 21. März an Landgraf Philipp schreiben, während Nr. 136 bereits an den Landgrafen Wilhelm IV. (den Weisen), als Vormund seiner Brüder, addressiert ist.

Schon bei der, vor Vollendung des Register-Bandes VI erschienenen, zweiten Auflage von Band I und II seiner Geschichte der deutschen Reformation konnte Ranke alle drei Archivalien-Sammlungen Neudeckers benutzen, während ihm 1839 erst dessen Urkunden von 1836 und Merkwürdige Aktenstücke von 1838 zur Verfügung standen, die aber alles für Ranke über Philipp Wichtige aus dem kurhessischen Archive bis 1555 vorlegten.

Neudecker rühmt sich (1841) auf Seite V seines Vorwortes zwar, wie folgt: „Diese Beiträge sind das Resultat meiner letzten, sorgsamen, schon vor längerer Zeit angestellten Nachforschungen in dem für die deutsche Reformationsgeschichte überhaupt gewiß sehr wichtigen Casseler Archive, welches ich nun so durchsucht habe, daß es weiter keine Ausbeute für die Religionsgeschichte darbieten dürfte." Daraus geht auch klar hervor, daß Neudecker selbst in erster Linie nur das theologisch Wertvolle sammelte; speziell Hessisches über Landgraf Philipp aber nur nebenher herausgab, da es seinem Studium ferner lag. Ein Menschenalter lang galten dann auch diese drei Neudeckerschen Publikationen als Quellen ersten Ranges, bis die neuen Urkundenausgaben kamen, besonders seit 1880 Lenz in seinem großen Briefwechsel des Landgrafen mit Bucer; diese erhoben die schon früher aufgetauchten Zweifel an der Zuverlässigkeit der Wiedergabe bei Neudecker leider zur Gewißheit; er gilt jetzt als unzuverläßlich und jede der von ihm herausgegebenen Urkunden oder Akten muß einzeln nachgeprüft werden, und gilt zunächst als ungenau, falls keine kritische Neuausgabe vorliegt.

Deshalb ist in die sekundäre Literatur gar mancher Irrtum auch über Landgraf Philipp geradezu auf Neudeckers leichtfertige Arbeit zurückzuführen. Aber Ranke konnte solche Versehen Neudeckers fast alle selbst an der Hand eigener Urkundenstudien berichtigen, zumal er bis in sein höchstes Alter hinein bei Neuausgaben stets nachfeilte. Der große Wurf seiner Meisterwerke ist aber überall bestehen geblieben, eben weil sie auf eigenen, umfassendsten Quellenstudien beruhen und nur kleinster Nachbesserungen bedurften. Deshalb haben die älteren Ausgaben für den Leser im allgemeinen fast gleichen Wert wie die neueren; es sind und bleiben eben, abgesehen von dem hohen geschichtlichen Werte, Kunstwerke.

Leopold Ranke wurde am 21. Dezember 1795 zu Wiehe, im damaligen Kurfürstentum Sachsen, wo heute bereits sein Denkmal sich erhebt, geboren, empfing in Schul-Pforta die dort eigene Bildung, war nach der Universität kurze Zeit Gymnasiallehrer in Frankfurt a. d. O., bis sein Genie ihn in die akademische Laufbahn brachte, wo er 1825 außerordentlicher Professor in Berlin wurde, das er nur zu wissenschaftlichen Reisen, besonders 1827—31, verließ, 1841 wurde er Historiograph des preußischen Staates, am 22. März 1865 geadelt und, mit den höchsten Ehren überhäuft, starb er, bis zuletzt tätig, am 22. Mai 1886, als Nestor der Geschichtschreiber, im 91. Lebensjahre.

Mag auch seine Weltgeschichte bis in das Mittelalter in der großen Menge am bekanntesten sein, obwohl sie oft sein greisenhaft allzu abgeklärtes Urteil enthält, mögen auch seine Leistungen aus der neueren und neuesten Zeit Meisterwerke einer großen, diplomatisch denkenden Darstellung sein, Rankes Hauptverdienste liegen im Erschließen des ausgehenden 15. und 16. Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung und zwar im universellsten Verknüpfen aller Beziehungen in jenen aufstrebenden Zeiten. Hatten schon „die Völker und Fürsten Europas“ mit einem Schlage Ranke in die erste Reihe der Forschung gehoben, so verschaffte ihm seine „Geschichte der Päpste“ seinen Weltruhm, zu der sich seine „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation“ 1839—47 als ebenbürtiges Seitenstück stellen sollte, welches zugleich Ranke dem Herzen unseres Volkes viel näher brachte, als jenes erste Meisterwerk oder die nachfolgende „französische oder englische Geschichte im 15. und 16. Jahrhundert“. Es würde zu weit führen, über den Altmeister deutscher Geschichtschreibung Weiteres beizubringen, denn seine Werke gehören der Weltliteratur als dauernder Bestand an, sowohl wegen der strengen Methode der Forschung als auch wegen ihres klassischen Stiles. Hoffen wir nur, daß Rankes Standpunkt, wonach „die Wahrheit“ nur „Eine“ sein kann, bald wieder der unsere wird, wo eine falsche Richtung auch Elementar-Geschichtliches nach Konfessionen getrennt unter A, B und C drucken und vortragen läßt.

Von einem solchen universellen Geiste dargestellt, mußte eine Schilderung des Landgrafen Philipp adäquat ausfallen, selbst wenn sie nur ihn von 1521—55 in den Rahmen ihrer Betrachtung ziehen konnte, also sowohl dessen jugendliche Regierung, mit oder ohne Vormundschaft, von 1509 bis 1520 im einzelnen außer acht ließ, wie die 12 Jahre nach dem Augsburger Religionsfrieden, da in dem erst 1867 erschienenen 7. Bande von Rankes „Gesammelten Werken“ dies Buch nur „Bruchstücke von Betrachtungen“ über die deutsche Geschichte zur Zeit Ferdinands I. und Maximilians II. &c. enthält, in denen der Name des Landgrafen Philipp nur ein- oder zweimal kurz vorkommt. Trotzdem aber bleibt Ranke in seiner sechsbändigen „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation“ auch für uns Hessen ein Standard-Work über Landgraf Philipp.

Bei Ranke ist sowohl Philipps Platz in der Weltgeschichte in großartiger Auffassung ein für allemal festgelegt, als auch seine persönlichen Verdienste um die Reformation mit weitem Blick auseinandergesetzt, so daß der Spezialforschung nach Ranke eigentlich nur zweierlei übrig bleiben kann: erstens alle neuen Funde mit dieser Rankeschen Auffassung in Einklang zu bringen auf diesen welthistorischen Gebieten, und zweitens für die hessische Spezialgeschichte den intimen Hintergrund genauer auszugestalten, der es Philipps Genie ermöglichte, nicht nur in der Weltgeschichte und der großen Reformationszeit seine bedeutende Rolle zu spielen, sondern auch daneben der größte Landgraf der hessischen Lande zu werden, bis ins einzelste persönlich eingreifend, als ganzer Mann und Herr des Landes zu Hessen.

Wie wir ahnten und bereits wissen, ist das aber noch für Jahrzehnte eine große Menge ernster Arbeit für viele Forscher, ohne daß es je gelingen wird, das kongeniale Rankesche Bild von Landgraf Philipp ganz umzustürzen. Deshalb müssen wir bei den einzelnen Zügen des Gemäldes, mit stetem Hinweis auf Philipp, etwas genauer uns verweilen, wobei wir vorher einschalten, daß die 1847 mit Register nachgelieferten Anhänge und Exkurse des Bandes VI später auf die sechs Bände des jetzt in 7. Auflage 1894 (= Bd. I—VI der sämmtl. Werke in 3. Aufl.) erschienenen Werkes gleichmäßig zu den betreffenden Abschnitten verteilt worden sind, also daß die ursprünglichen 5 Bände in 6

verändert werden mußten. — Doch ist es nie Rankesche Art gewesen, an dem einmal Gefundenen durchgreifend zu modeln, nur ist, wie in einem Kollegheft, jeweils das Neueste aus der Literatur bis ins Kleinste in seiner Nachfeile nachgearbeitet worden; also daß wir jede Auflage von 1839 bis Ende des 19. Jahrhunderts gleichmäßig nebeneinander benutzen können, wenn auch die Seitenzahlen nicht genau stimmen: die Kapitel sind inhaltlich und bis auf Einzelheiten nach 55 Jahren auch textlich gleich geblieben.

Die Einleitung führt von der Karolingerzeit bis Mitte des 15. Jahrhunderts, umspannt also auf 78 Seiten fast 7 Jahrhunderte in genialer Überschau. Das erste Buch, gehend von 1486 bis 1517 als „Versuche dem Reiche eine bessere Verfassung zu geben", und Buch II in 4 Kapiteln von 1517 bis 21 die „Anfänge Luthers und Carls V.", bilden den ersten Band, dem später als Beilage angehängt wurde: „Über eine ungedruckte Lebensbeschreibung Maximilians I. von Hans Jakob Fugger." Der zweite Band aber umfaßt die Bücher III und IV, jenes in 7 und dieses in 5 Kapiteln, als „Versuch einer nationalen Durchführung der Reformation 1521—1525" und „Auswärtige Verhältnisse, Gründung der Landeskirchen 1521—1528", wobei später 4 Beilagen angehängt wurden, unter denen besonders Nummer III „Die Chronisten Carls V." für uns von Wert ist. ... Band I hatte auf Seite 342 berichtet, daß Landgraf Philipp mit 14 Jahren schon mündig erklärt wurde und dazu als Grund angegeben, daß Kaiser Maximilian die Übermacht der Wettiner in ganz Norddeutschland wenigstens in Hessen dadurch brechen wollte, zumal der junge Philipp auf Wunsch seiner Mutter mit Herzog Georgs von Sachsen Tochter Christine sich verloben sollte (s. S. 348 und 361); Ranke vergaß auch nicht, Philipps Begegnung mit Luther in Worms (S. 486) kurz zu erwähnen, natürlich ohne irgend eine der bekannten, falschen Hypothesen daran zu knüpfen. Band II aber tritt Landgraf Philipp ganz anders in den Vordergrund Rankescher Betrachtungen; denn jetzt handelt es sich um die Sickingensche Fehde, der Ranke vom welthistorischen Standpunkte, dem Niederwerfen der kleinen Reichsritter durch den Fürstenstand, die Seiten 110—120 zum größten Teile widmet, ganz ebenso wie in den Jahren 1524 und 1525 Landgraf Philipp im Bauernkriege seinen welthistorischen Anteil bis Seite 227 zuerkannt bekommt, so recht sine ira et studio, während die Europa, ja die alte und neue Welt umspannenden Pläne Carls V. und seine Kämpfe mit Franz I. von Frankreich und dem Papste daneben zur Darstellung gelangen. Ranke vergißt nicht die Zusammenkunft des Landgrafen Philipp zu Alzey mit dem Kurfürsten von der Pfalz und in Friedewald mit dem Kurprinzen Johann Friedrich, worauf der Bund zu Gotha erfolgte, und den Reichstag zu Speyer im Jahre 1526. Ranke rühmt dann Landgraf Philipps Eifer für die neuen Lehren, sowie sein Eintreten gegen die bischöfliche Jurisdiktion und schildert endlich die von jenem vorgenommene Reformation in Hessen (Bd. II S. 433 und 450). Mit dem Bande III (1840) wendet Ranke sich dann, gestützt auf die damals neu aufgefundenen Papiere des Kurfürsten Johann Friedrich, die einst Carl V. mit nach den Niederlanden geschleppt hatte, im 5. und 6. Buche seiner Darstellung der „Bildung einer katholischen Majorität von 1527—1530" und dem „Emporkommen des Schmalkaldischen Bundes 1530—35" zu: Landgraf Philipp tritt dabei auf in den Packschen Händeln, im Bund mit dem Kurfürsten von Sachsen, der 1532 seinem Vater Johann gefolgt war, in Beziehungen zu Frankreich und zu Johann Zapolya, vor allem aber als Held der Protestation zu Speyer (1529). Wir hören von seinem guten Verhältnis mit den süddeutschen Städten, zu Zwingli und den Schweizern (Bd. III, S. 164, 247 u. ö.), sehen das Religionsgespräch von Marburg ohne Erfolg verlaufen und ihn auf dem Reichstage zu Augsburg (Bd. III, S. 236), wo er zwar die Confessio Augustana des lieben Friedens wegen unterschreibt, aber dann kurz entschlossen abreiste, und endlich Philipp als Bundeshauptmann der Schmalkaldener (Bd. III, S. 392 ff.); zwar ist er ebenfalls mit dem Nürnberger Religionsfrieden unzufrieden, 1532, tritt aber später hinzu, hält seine Zusammenkunft mit König Franz zu Bar-le-duc (S. 455) und siegt so glänzend in Württemberg (S. 456), auch nach dem Frieden zu Cadan vor Münster (S. 551) und unterstützt Christian von Holstein gegen Lübeck (S. 587 und 589). Der vierte Band, gleichfalls 1840 zuerst erschienen, enthielt in 9 Kapiteln im Buche VII „Weitere Fortschritte des Protestantismus von 1535—44" und im Buche VIII „Den Schmalkaldischen Krieg" in nur 5, aber inhaltsschweren Kapiteln.

Hier liegt noch heute Ranke allen besseren Darstellungen über den Landgrafen Philipp zu Grunde, so sehr auch im einzelnen sein Quellenmaterial durch neue Urkunden erweitert worden ist: denn meisterhaft schildert Ranke uns seine so undiplomatische Reise nach Wien im Jahre 1535, sein Auftreten in Zeitz, sein persönliches Verhältnis zu Heinrich dem Jüngeren, seine verhängnisvolle Doppelehe (S. 257 ff.) und deren politische Folgen bis zum Vertrag von 1541 mit dem Kaiser; dann sehen wir, wie Philipp

zwischen den Wettinern die Wurzener Fehde austrägt, gegen Braunschweig zuerst 1542 zieht, das Kammergericht verwirft, sich zu den Clevesschen Sachen verhält und auf dem Reichstage zu Speyer (S. 308 ff.); dann wie er 1545 Heinrich von Braunschweig gefangen nimmt (S. 366 ff.) und vergebens die Schmalkalder gegen den Kaiser zu einigen versucht (S. 368 ff.). Noch einmal treffen Philipp und der Kaiser als scheinbare Freunde in Speyer 1546 zusammen (S. 388); dann rüstet er, wird in die Acht erklärt (S. 422), eilt an die Donau und später nach Hessen zurück; Ranke schildert seine Lage (S. 522) und seine Unterhandlungen mit dem Kaiser und endlich meisterhaft die Katastrophe in Halle (S. 529 ff.).

Damit ist der Höhepunkt Rankescher Schilderung erklommen, wir können nur noch ein Halten auf dieser Höhe verlangen und sehen dann im Band V, der 1843 erschien, im Buch 9: „Die Zeiten des Interims“ und im Buch 10: die „Epoche des Religionsfriedens“; hier schildert Ranke uns die Gefangenschaft des Landgrafen (S. 194 ff.), all die Verwendungen und Bemühungen um seine Freilassung, die Befreiung durch Sohn und Schwiegersohn und seine endliche Rückkehr (S. 283), sowie des Landgrafen Verhalten beim Kriege zwischen Moritz und Albrecht von Kulmbach (S. 333).

Leider verläßt damit, d. h. im Jahre 1553, Ranke unsern Helden, da der in 1847 erschienene Schluß-Band, wie erwähnt, nur Urkunden und Beilagen bis 1555 nebst einem Register enthält, und das erst 1868 herausgegebene Buch über die Zeit von 1555 bis 1618 nur in allergrößten Zügen zu berichten weiß, wobei Landgraf Philipp, weil er sich seit 1552, bescheiden und gedrückt durch die lange Gefangenschaft und das Alter zurückhielt, von Ranke nicht mehr erwähnt wird. Also entbehren wir sowohl für den jungen als auch für den alten, großen Hessen-Landgrafen leider der Rankeschen Feder.

Darüber aber können wir Hessen froh und stolz sein, daß für das Menschenalter unserer Geschichte, wo wir auf der Hochflut nationalen Daseins obenauf schwammen und in der Weltgeschichte als wichtiger Faktor rechneten, daß über die Jahre 1522 bis 1552, bzw. 1555, für unsern „großen Landgrafen“ wir den großen, die Weltgeschichte umspannenden Darsteller in Ranke gefunden haben. An seinem Philipp muß, wir betonen es von neuem, jedes neu auftauchende Material fortan, wie seit 60 Jahren, gemessen und nur intern Hessisches kann noch, zur Ausmalung des heimatkundlichen Hintergrundes, in Menge angegliedert werden.

(Fortsetzung* folgt.)

---

*) Was von 1827—1859 neben Rommel, Neudecker und Ranke noch über Landgraf Philipp, besonders auf dem Gebiete hessischer Kirchengeschichte von Hassencamp und Heppe, erschienen ist, soll in der anfangs Dezember folgenden Nummer d. Bl. abgehandelt werden nebst der Abteilung „IIIb“, die ja eine kritische Übersicht und Auswahl aus der „Bibliographia Philippensis“ von 1859 bis zum Frühjahr 1904 bringen sollte; hieraus heben wir neben Maurenbrecher (1865) hervor besonders die Lenzsche Briefwechsel-Ausgabe zwischen dem Landgrafen und Bucer (1880—1891) und Janssens ultramontane Darstellung Philipps in seiner „Geschichte des deutschen Volkes“ (Freiburg i. Br. 1879—85). Für das letzte Heft unseres diesjährigen Hessenlandes wird unter Teil „IV“ somit nur eine kurze, kritische Zusammenfassung der so reichlich in Aussicht gestellten Gesamt-Literatur des Landgraf Philipp-Jubeljahres 1904 noch allein übrig bleiben, von der bis jetzt neben Kleinem oder durchaus Minderwertigem nur Rockwell über die Doppelehe und Herrmanns Festbüchlein (illustriert bei Elwert für 50 Pf.) und die Festschrift des hessischen Geschichtsvereins zu Cassel vorliegen.

Über einige Bildnisse Philipps
und die Beziehungen seiner Eltern zu Lukas Cranach.

Soweit man es bis jetzt übersehen kann, besitzen wir kein Bildnis Philipps des Großmütigen, das nach dem Leben gemalt ist. Dagegen kam eines von der Hand seines Hofmalers Michel Müller auf uns, das, obgleich nach seinem Tode gemalt, doch die Gewähr bietet, nach vorhandenen Studien und aus treuem Gedächtnis entstanden zu sein. Denn dieser Maler diente dem Landgrafen 34 Jahre lang. Es ist das Bildnis, dessen Wiedergabe die heutige Nummer des „Hessenlandes“ schmückt. (Vgl. Seite 292.) Das Original ist Eigentum der Residenzstadt Kassel und hängt im Rathaus im Zimmer des zweiten Bürgermeisters. Im Lauf der Jahrhunderte etwas trüb und trocken geworden, so daß einzelne Farbenteile anfingen aufzublättern und abzufallen, wurde es in letzter Zeit in glücklichster Weise restauriert, so daß jetzt die Züge des scharfblickenden alten Herrn klar aus der Tafel herausleuchten. Um es der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, hat der Magistrat der Stadt es auf meinen Antrag der Gemäldegalerie geliehen, wo es vom 13. November ab auf vier Wochen in der an die Oberlichtsäle anstoßenden Loggia der Galerie ausgestellt ist. Leider gibt uns dieses wichtige Gemälde nur ein Altersbild des berühmten Fürsten mit dem breiten, etwas gedunsenen Gesicht, wie es

ihm Gefangenschaft und Zuwachs der Jahre gebracht haben. Aber noch blitzt sein energisches, lebensvolles Auge uns entgegen, wie denn überhaupt dieses Bildnis mehr Geist zeigt als das etwas starr befangene auf dem bekannten Holzschnitt Hans Brosamers aus der Jugend des Landgrafen. Doch gibt uns im übrigen dieses für die frühe Zeit Philipps sehr wichtige Blatt gewiß ein wohlgetroffenes Abbild seiner Züge und ist von jenem aus Fulda stammenden Künstler sicher nach dem Leben genommen. (Vgl. die Wiedergabe auf S. 290.) Noch gibt es ein Bildnis, das Philipps Züge aus seiner früheren Zeit wiedergibt, im Museum zu Gotha, gemalt von einem Monogrammisten, dessen Namen die Anfangsbuchstaben I und S enthält. Er war offenbar, gleich Michel Müller, ein Schüler Lukas Cranachs, und zwar ein sehr begabter. Dieses Bild, das einen vornehmen, des Dargestellten würdigen Eindruck macht, repräsentiert so sehr den Charakter, die Auffassung und Malweise Cranachs, daß ich mit Bestimmtheit annehme, es sei eine Kopie nach ihm. Philipp hat sich von dem Maler der Reformation wiedergeben lassen, das erfahren wir durch Professor v. Drach in dessen Nachtrag zur Geschichte der Kasseler Gemäldegalerie im großen Katalog. Hier spricht er von einem lebensgroßen Bildnis des Fürsten, das beim Brande des Schlosses 1811 zugrunde gegangen sei. Da für die eben erwähnte Kopie ein zweites Bildnis Philipps von Cranach angenommen werden darf, so erkennen wir daraus die lebhaften Beziehungen beider. Jedenfalls wird man das Gemälde in Gotha für die beste Verkörperung seiner Jugenderscheinung halten müssen, die auf uns gekommen ist. Wäre freilich das Porträt des Landgrafen erhalten, welches Tizian im Jahre 1530 in Augsburg von ihm gemalt hat, oder auch nur die Kopie, die Rubens von diesem Bildnis anfertigte, so würden wir seine Erscheinung in noch viel größerer Auffassung besitzen; aber leider ist Original wie Kopie verloren gegangen oder wenigstens bis jetzt nicht aufgefunden.

Durch einen glücklichen Fund aber haben wir erfahren, daß auch die Eltern Philipps schon in naher Beziehung zu Lukas Cranach standen. Ein ausgezeichneter Gemäldekenner entdeckte bei einem Kunsthändler in München ein kleines Triptychon, das jedenfalls als Reisealtärchen diente, von der Hand jenes Wittenberger Meisters, wohl aus dem Jahre 1508 stammend. Auf den Außenseiten seiner beiden Flügel befinden sich das hessische und das mecklenburgische Wappen, von Cranach selbst gemalt. Dadurch ist es zweifellos als Auftrag und Besitztum des Landgrafen Wilhelm II. von Hessen und seiner Gemahlin Anna von Mecklenburg charakterisiert. Das kostbare kleine Werk, dessen Mittelbild die Auferstehung Christi, Flügel die hh. Katharina und Barbara zeigt, würde eine äußerst wünschenswerte und erfreuliche Bereicherung der Kasseler Galerie darstellen und hat sich deshalb auch die Direktion wegen Ankaufs mit dem Besitzer in Verbindung gesetzt. Bis jetzt ist aber die Unterhandlung leider an der Höhe des Preises gescheitert. Dr. O. Eisenmann.

Philipps-Lied.

Zu Marburg in dem Schlosse
Erblickt' zuerst das Licht
Ein edler Fürstensprosse,
Seinsgleichen find't man nicht.
Die Trommeln rührt, die Fahnen schwenkt!
Wer ist's, der nicht an Philipp denkt!
Von echtem Hessenblute
Ist er, der Hochgemute!

Noch ohne Bart am Kinne
Regiert' er schon das Land;
Er nahm mit klugem Sinne
Den Zügel in die Hand.
Doch Schwerterklang, Kartaunenschall
Und Sturm und Drang auf Schanz und Wall
Bei hellem Zinkenblasen,
Das liebt' er ohne Maßen.

Ein Leu im Kampf zu schauen,
Des Kriegsgotts eigen Bild,
Ist er bei schönen Frauen
Anmutig, hold und mild.
Ja, seht nur, wie sein Auge lacht,
Ein Fürst und Held in Jugendpracht,
Der in des Lenzes Tagen
Will Lust und Lieb' erjagen.

Doch nicht nach Schlacht und Rosen
Allein sein Trachten steht,
Wo's gilt dem Guten, Großen,
Voran sein Banner weht.
Die neue Lehr' nimmt er in Schutz
Und bietet selbst dem Kaiser Trutz,
Eh' gibt er's Land verloren,
Als daß er falsch geschworen.

Drum allezeit wir halten
Den Philipp hoch in Ehr',
Sein Geist mög' immer walten
Bei uns als gute Wehr'.
Des Glaubens Schutz, des Landes Hort,
Lebt Landgraf Philipp fort und fort,
Von echtem Hessenblute
Philipp der Hochgemute!

B.



Die Münzprägungen Philipps des Großmütigen.

Von Professor Dr. Paul Weinmeister.

„Man erkennet den Fürsten an guten und sichern Landstraßen, am Gehalt seiner Münze und seines Wortes." Dieses Lieblingswort Philipps läßt deutlich seinen festen Willen erkennen, nur gutes Geld zu prägen und damit seinem Lande Wohlstand, seinem Volke Vertrauen zu seiner Regierung zu wecken, und er hat diesen seinen Willen betätigt, soweit als es ihm die unruhigen Zeiten seiner Regierung, insbesondere die kostspieligen Kriege ermöglichten. Überdies sind aber auch uns Heutigen seine Prägungen von großem geschichtlichen Werte, spiegeln sich doch in ihnen alle bemerkenswerten Ereignisse jener Zeiten wieder. Daher sind die Münzen Philipps fast alle ziemlich gesucht; immerhin kann man, wenn man von hohen Seltenheiten absieht, noch manches Stück zu nicht allzu teuerem Preis erwerben.

Von 1509 bis 1518 stand Philipp als minderjährig unter Vormundschaft, und die von seinem Vater testamentarisch eingesetzten Regenten traten namens des Landgrafen im Herbste 1509 dem rheinischen Münzvereine der Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln und der Pfalz bei. Infolgedessen tragen die ersten Gepräge Philipps auch die Wappenschilde jener vier rheinischen Fürsten und die Bezeichnung als rheinische Münze (moneta Rhenensis). Die acht dem Adel angehörenden obervormundschaftlichen Regenten und Räte waren im übrigen ihrem Amte nicht gewachsen und ließen sich z. B. auf Andrängen von Anna von Braunschweig, der herrschsüchtigen Gemahlin des seit 1493 geistesschwachen Landgrafen Wilhelm I., dazu herbei, diesen Oheim Philipps vorübergehend als Mitregenten anzunehmen, so daß auf den hessischen Münzen von 1510 Wilhelm und Philipp als Landesherren genannt werden. Auch in Sachen des rheinischen Münzvereines kamen die Regenten dadurch in Unannehmlichkeiten, da sie die von ihnen geforderte Gegenverschreibung infolge genannter Änderung der Regentschaftsverhältnisse anfangs gar nicht einlieferten, dann aber ein die Änderung berücksichtigendes Schriftstück unter späterem Datum und ohne Unterschriften vorlegten. Als ihnen danach auf dem Probationstage zu Bacharach (am Montag nach Michaelis 1510) vorgehalten wurde, daß sich „keiner der Regenten namhaftig benannt", daß „der hochgeborne Fürst Herr Wilhelm Landgraf zu Hessen darein gezogen" und das „Datum anders gesetzt" sei, erwiderten sie, die Weglassung der Namen sei „aus guter Meinung und darum geschehen, weil die jetzigen und andere Regenten nicht beständig oder bleibend, sondern als Menschen von Natur ‚totlich' seien, dazu möchte ihrer einer oder mehrere auf sein Begehren des Amtes entlassen und andere an die Stelle genommen werden, dadurch wären die Namen . . . unbequem". Da ferner Wilhelm als „Mitherr" bestätigt und zugelassen sei, so hätten sie für gut befunden, ihn




Albus von 1512.

mit in die Verschreibung zu ziehen. Für die Änderung des Datums wird kein Entschuldigungsgrund angegeben.

Man scheint gegen diese merkwürdigen Grundsätze, nach denen eigentlich jede Unterschrift unter ein Aktenstück als zwecklos und „unbequem" verweigert werden könnte, nichts Wesentliches eingewendet zu haben, wenigstens wurden in den Jahren 1510 bis 1514 Goldgulden, Albus (Weißpfennige), halbe Albus und Heller nach der Urkunde des Münzvereins von 1509 geprägt. Es sollte (nach heutigem Gewichte) wiegen der Goldgulden bei 771 ‰ Feingehalt 3,28 Gramm, der Groschen, grobe Pfennig, Doppelalbus oder Dreizehner (13 Stück gleich einem Gulden) bei 712 ‰ Feingehalt 2,92 Gramm, der Albus (26 Stück gleich einem Gulden) bei 521 ‰ Feingehalt 1,98 Gramm, der halbe Albus (52 gleich einem Gulden) bei 458 ‰ Feingehalt 1,12 Gramm, der Pfennig (8 gleich einem Albus) bei 403 ‰ Feingehalt 0,29 Gramm, der Heller (12 gleich einem Albus) bei 333 ‰ Feingehalt 0,24 Gramm. Aus diesen Angaben kann man übrigens das damalige Wert-

verhältnis von Gold und Silber ermitteln. Der Goldgulden von 3,28 Gramm Rauhgewicht enthielt 2,53 Gramm feines Gold; der Groschen von 2,92 Gramm Rauhgewicht enthielt 2,08 Gramm feines Silber, also 13 Groschen 27,04 Gramm. Da 13 Groschen gleich einem Gulden sein sollten, waren also 27,04 Gramm Silber gleich 2,53 Gramm Gold, woraus sich als damaliges Wertverhältnis von Gold zu Silber 10,7 ergibt, während es heute münzrechnungsmäßig 14, tatsächlich gar nahe an 40 beträgt.

Die Goldgulden zeigen folgende Gepräge: Die heilige Elisabeth mit der abgekürzten Umschrift Wilhelmus et Philippus Dei gratia Lantgravii Hassie; die fünf Wappen mit Moneta aurea Renensis 1510. Danach 1510 und 1511 Philippus (ohne Wilhelmus). Die Albus zeigen entweder Elisabeth mit dem hessischen Wappen (Wil. Phi. D. g. Lan. Has.) und die vier rheinischen Schilde (Monet. nova Renensis 1510) oder das hessische Wappen (Philip. Dei. gra. Lantg. Hassi.) und die vier Schilde (Monet. nova. Renensis 1511—14) oder den hessischen Löwen und fünf Schilde (ohne Umschriften und Jahreszahl). Mit Rücksicht auf das Mainzische Rad in einem der rheinischen Schilde nannte man diese Albus Redder-Weißpfennige, die mit der Elisabeth auch Elisabether. Die halben Albus enthalten Elisabeth mit dem Wappen (Philipp. D. g. Lan. Has.) und die vier Schilde (Monet. nova Renensis 1511), die Heller endlich sind einseitig und zeigen die in einem Schilde vereinigten fünf Wappen, für Hessen im Herzschilde den Löwen oder den Ziegenhainer Stern, einige mit einem P über dem Ganzen.

Nach erreichter Volljährigkeit hat Philipp anfangs nur wenig geprägt, die meisten seiner Münzen stammen aus der Zeit von 1535 an und zeigen alle irgend eine Beziehung zu den geschichtlichen, insbesondere den kriegerischen Ereignissen der Zeit. Von bekannteren Stücken ist zunächst der Taler von 1535 zu erwähnen, der sich auf die Erneuerung des Schmalkaldischen Bundes bezieht und außer Philipps Brustbild das des Herzogs Johann Friedrich zu Sachsen trägt. Hieran schließen sich 1537—39 die Taler (1537 auch halbe Taler) mit Philipps bekanntem Wahlspruche, der auch die Devise des 1840 gestifteten Philippsordens bildet: Si Deus nobiscum, quis contra nos, aus Römer 8, V. 31 entnommen, wo es heißt: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?" Auch Albus mit der Bezeichnung Moneta nova Hassie sind 1538 geprägt worden.

Am bekanntesten ist die Reihe der sieben Schmalkaldischen Bundestaler, die Philipp gemeinschaftlich mit dem Kurfürsten Johann Friedrich dem Großmütigen von Sachsen geprägt hat. Auf ihnen ist Philipp im Harnisch mit dem Kommandostabe, Johann Friedrich im Hermelin mit dem Schwerte dargestellt. Der erste Bundestaler von (15)42 hat die abgekürzten Umschriften Philippus Landgravius. Parcere subjectis et debellare superbos (Virgils Äneide VI, 854: Mild dem Ergebenen sein und niederducken den Trotzer) und Johannes Fridericus Dux Saxoniae, Burggravius Magdeburgensis. Soli Deo victoria (Gott allein der Sieg). Die Umschriften der je in den Jahren 1542 bis 1547 geprägten sechs anderen Bundestaler lauten Philippus Dei gratia Landgravius Hassie, Comes Kattimeliboci, Dieziae, Ziegenhainae, et Niddae und Johannes Fridericus Dux Saxonie, Burggravius Magdeburgensis. Viel mehr als die ganzen sind die halben und viertel Bundestaler gesucht.*)

Von beiden genannten Fürsten gemeinsam sind auch die Beutgroschen des Jahres 1542 geprägt. Schmieder sagt in seinem Handwörterbuche der gesamten Münzkunde, Philipp und Johann Friedrich hätten sie nach dem Braunschweigischen Krieg aus dem Silbergeschirr schlagen lassen, das sie vom







Taler von 1539.

*) Einen Aufsatz des Herrn Th. Meyer, der sich gerade mit diesen Prägungen besonders beschäftigt, bringen wir in der nächsten Nummer. D. Red.

Herzog Heinrich dem Jüngeren von Braunschweig in der eroberten Festung Wolfenbüttel erbeuteten. Die Umschriften lauten Philippus Landgravius Hassie. Beutgroschen von Wolfenbüttel (15)42 und Johannes Fridericus Elector, Dux Saxonie. Beutgroschen von Wolfenbüttel.




Viertel-Taler von 1543.

Von 1542 und 1544 kennt man ferner achtel Taler, die als Moneta nova argentea Hassie bezeichnet sind, und auch die viertel und achtel Taler ohne Jahreszahl, auf denen das hessische Wappen von einem Engel gehalten wird, stammen wohl aus diesen Jahren. Ihnen schließen sich halbe Albus von 1550 und (15)58 an, um das hessische Wappen die Umschrift Philippus Dei gratia Lantgravius, um den Löwen Moneta nova Hassie.

Aus den Jahren 1563 und 1564 endlich stammen die ganzen, halben, viertel Taler und Albus mit dem Spruche: Was Gott beschert, Bleibet unerwehrt. In dem Titel des Landgrafen ist hier zum ersten Male der Genitiv Hassiae statt des bisherigen Hassie gebildet. 1564 nennt sich Philipp übrigens Philippus senior zum Unterschiede von seinem vierten Sohne, der ebenfalls Philipp hieß.

Das sind in der Hauptsache die Geldgepräge des Landgrafen Philipp, die für jeden hessischen Münzsammler von größtem Interesse sind, indessen auch die Beachtung anderer Freunde unserer heimatlichen Geschichte verdienen. Aber die geschichtlichen Ereignisse jener Zeit und ebenso die Heldengestalt des Fürsten wurden auch Anlaß zu allerhand Denkgeprägen, bei deren manchen man nur nicht recht entscheiden kann, ob sie amtlich veranstaltet und ausgegeben sind oder als zu Volksmedaillen bestimmte Privatprägungen zur Verherrlichung Philipps aufgefaßt werden müssen. Diese Stücke, die, soweit als sie aus Silber sind, oft als doppelte oder einfache Schau- oder Siegestaler bezeichnet werden, tragen Inschriften oder Sinnsprüche, die sich auf das durch sie gefeierte Ereignis beziehen. Abgesehen von bereits erwähnten Inschriften sind folgende zu nennen:

1535 und 1537 Mein Stercke Gluc und Lob,
Ist mein Her und Gott.

1543 Victoria nostra a solo Deo est.
(Unser Sieg ist allein von Gott)
(Dieses Stück ist auf Philipp und Johann Friedri geprägt)

1545 Des 21. Oct. an. 1545 ward Herzog Hanrich v. Bruns. mit seinem Son Karll bey Bockelom durch di kristl. Bunts Oberst Landgr. Philipss van Hessen Beisein Hertzog Moritz van Sachsen e. mit groser Heres Krafft erlegt, gefangen und gen Kassell gefurt. — Die Bildnisse der drei Verbündeten, Kurfürst Johann Friedrich, Landgraf Philipp und Herzog Moritz. Justus non relinquitur.
(Der Gerechte wird nicht verlassen.)

1552 Philip der Furst zu Hessen
Gleichwie ein Löw mit starcker Hand
Thut streitten fürs deutsch Vaterlandt,
Ergreifft auch fest die Gottes Ehr,
Helt steif ob der reinen Lehr;
Darumb die Lewen in seim Schildt
Sind sampt den Stern ein edles Bild.

1552 Besser Land und Lud vlorn
Als en falsch Aid geschworn.

Auch sonst ist Philipps Bild auf zahlreichen Denkmünzen zu finden, auf einer gemeinsam mit seiner Gemahlin Christine. Sogar auf späteren Geprägen sehen wir den fürstlichen Vorkämpfer der evangelischen Lehre, so einmal mit der gegen früher geänderten Inschrift

besser Land vnd Levt verlohrn
als eine falsche Lehr beschworn.

Eine kleine Medaille von 1730 (ohne Jahreszahl) begleitet sein Bild mit den Worten: „ich will leib und gut, land und leut bei Gottes wort lassen".




Sog. Engelgroschen.

Daß man Philipp noch 1830 als Schutzherrn von Schweinfurt bezeichnete und durch eine Denkmünze sein Andenken feierte, ist im Jahrgange 1901, Nr. 5, S. 52 dargelegt worden. (Abbildung und Beschreibung der Denkmünze daselbst, Nr. 7, S. 87.)

Noch ein sehr schönes Gepräge, das den Landgrafen Philipp darstellt, muß ich zum Schluß erwähnen, wenn es auch ein Unikum ist (im Königlichen Münzkabinette zu München befindlich). Aber gerade dieses Stück dürfte wie wenige andere geeignet sein, allen Verehrern des großen Landgrafen als schönstes Andenken an die bevorstehende Feier seines vierhundertsten Geburtstages zu dienen, natürlich nur in Nachbildung. Es ist ein ovales Medaillon, 85 mm hoch, 70 mm breit, und zeigt des Landgrafen Philipp Brustbild im Harnisch, auf dem Kopf einen spanischen Hut, darum die Umschrift mit Namen und Titel. (Genauere Beschreibung im Jahrgang 1896, Nr. 9, S. 123.) Wer sich eine wohlgelungene Nachbildung dieses prächtigen Medaillons verschaffen will, braucht sie nur bei der galvanoplastischen Anstalt von Gg. Lindner zu München zu bestellen, dann wird ihm dort eine vollkommen getreue Kopie in genauer Größe des Urstückes und wie dieses altversilbert hergestellt und für 2,20 Mark postfrei übersandt. Mit diesem Hinweis auf ein wohlfeiles und überaus schönes Andenken an unseren großen Landgrafen sei mein numismatischer Beitrag zur Festnummer des „Hessenlandes“ geschlossen.

❦❦❦❦❦❦

Landgraf Philipp in Kunst und Poesie.

Noch ein Versuch zum 13. November 1904 von Dr. philos. Fritz Seelig.

„Ich hab's gewagt.“
Ulrich von Hutten 1514.

Fast nichts wird von alledem, was bisher über den „großmütigen“ (?) Philipp geschrieben ist, und das ist ja nicht wenig, bestehen können gegenüber den vielen noch unveröffentlichten Akten; selbst die leidige Doppelehe wird trotz der drei Urkundenbände von Lenz (1880—91) und des neuen dicken Buches von Rockwell noch nicht zur Ruhe kommen, da ja bis heute noch völlig (außer bei Ranke und Stölzel) die juristische Erörterung der Frage fehlt, welche für Philipp die Hauptsache war, dem Kaiser gegenüber, nachdem er sowohl von der Landgräfin Christine und seinen Hoftheologen als auch von Luther, Melanchthon und dem sächsischen Kurfürsten die Dispensunterschriften hatte. Also sind Geschichte, Politik und Wissenschaft noch Jahrzehnte lang mit Forschungen über Landgraf Philipp beschäftigt, — aber auch Kunst und Poesie werden noch Jahrzehnte hindurch sich dort ihre Stoffe holen können.

Fürwahr trotz allem Suchen fand ich nichts in Poesie und Kunst, was wert wäre, am 400. Jahres-Gedächtnistag des großen Landgrafen als Prunkstück, ihm zu Ehren, hier vorangestellt zu werden. Denn kein größeres Bauwerk geht auf Philipp zurück, kein Standbild gibt ihn gut wieder und keines seiner Porträte befriedigt uns, wie dies u. a. die große Iconographie von Könnecke und v. Drach dartun wird, ja kein großer Maler hat je einen Vorwurf zu einem Bilde aus Philipps bewegtem Leben entnommen, und von den hundert Gedichten, die mir vorlagen, findet meinen vollen Beifall nur eins von Conrad Ferdinand Meyer, dem Verfasser des Jürgen Jenatsch. Es lautet:

Der Landgraf. [1551.]

„Mir sitzt zu Hause, jung gezähmt
Und leicht gelähmt,
Ein Steinaar im Verließe,
Der martert sich den Hals zu drehn,
Ins Blau zu sehn,
Aus dem er gerne stieße.

So streck' ich Landgraf ebenfalls
Den Kopf und Hals
Wohl durch das Kerkergitter,
Ob etwas auf der Straße zieht
Für mein Gemüt,
Ein Schüler oder Ritter.

Der Kaiser, der vergichtet ist,
Drum gerne mißt
Die Kost der harschen Lüfte,
Vergaß, wie schwer ein ganzer Mann
Entraten kann
Das Jagdhorn an der Hüfte.

Ich wurde hinterrücks gefällt,
Ein Netz gestellt
Ward mir mit falschen Schriften
Wer mir mit lächelndem Gesicht
Die Treue bricht,
Der kann mich auch vergiften!

Wär' ich ein römisch blöder Mann,
Ich wähnte dann:
Damit hätt' ich's verbrochen,
Daß triumphierend ich hinaus
Zum Gotteshaus
Schmiß Mühmchen Lisbeths Knochen!*)

Jüngst warf ich auf den Festungsrain
Ein Stüberlein
Dem Bettler hin, dem lahmen:
Den schlug der Spanier bis aufs Blut —
Mich fraß die Wut —
Der Teufel hol' ihn! Amen!

*) Die Reliquien der heiligen Elisabeth [1539].

Wohl läg' ich besser auf dem Feld —
Ade, du Welt! —
Gewundet und erstochen!
Wie Meister Ulrich Zwingli lag
Am grünen Hag,
Den hellen Blick gebrochen!

Nun tröstet mich das Eine doch:
Das päpstlich Joch
Ist in den Dreck getreten!
Wir dürfen ohne Klerisei
Und Heuchelei
Getrost zum Herrgott beten!"

Aus: Gedichte von Conrad Ferdinand Meyer. 20. Aufl. 8°. Seiten 369 und 370 unter dem letzten Abteil, IX: „Männer." Leipzig (H. Häffel.) 1901.

Das ist doch ein frischer Wurf, erfreulich klar und dem inneren poetischen Gehalt nach würdig unseres „großen Landgrafen", wenn auch die äußere Form etwas spröde, ja rauh, man möchte fast sagen schweizerisch-reformiert anmutet.

Hier soll nun diesmal nicht die interessante Frage abgehandelt werden über Kunst und Poesie des 16. Jahrhunderts in Hessen, welche noch ihres Monographen harrt, und die einerseits die meist verschollenen, abgerissenen oder später mit neuer Fassade überdeckten Bauwerke oder vergessene Bildnisse zu behandeln hätte, andererseits aber mit den lateinischen Poeten, vor allem dem „Könige der Dichter" Eobanus Hessus (1488—1540), sich beschäftigen müßte, sondern wir wollen dartun, welchen Einfluß die mächtige Heldengestalt Philipps auf Kunst und Poesie von Mitwelt und Folgezeit bis heute so ausgeübt hat, daß sie ihn zum Vorwurf ihrer Stoffe nahmen.

Weil dies aber gegenüber dem großen Gegenstande gar zu wenig geschah, und weil auch fast gar keine Vorarbeiten da sind, muß ich nicht nur um die Nachsicht der Leser bitten, sondern ich hoffe auch, daß jeder, der sich besserer Kunde rühmen kann, solche nunmehr auch andern (mir direkt oder dem Hessenlande) mitteilt. Jedes halb verschollene oder ganz vergessene Bild, das seinen Stoff aus Landgraf Philipps Taten entnahm, und jedes Gedicht über ihn hat dabei seinen eigenen Wert.

Möchten doch unsere hessischen Poeten sich diesen wahrhaft großen und edlen Stoff aus dem Höhepunkt hessischer Geschichte hinfort nicht mehr entgehen lassen, zumal Urkundenwerke, wie die drei Bände Briefwechsel zwischen dem Landgrafen und Bucer, uns in die intimsten Falten von Philipps Herzen tief hineinblicken lassen.

Ferner sollten die Künstler aller Art sich darauf besinnen, daß, freilich ohne großen Erfolg zu haben, bereits 1842 Christoph v. Rommel für sie schon ein Heftchen herausgab mit dem Titel: „Entwurf eines Cyclus vaterländischer Gemälde [und Standbilder] aus deutscher und hessischer Geschichte."

Beginnen wir nun mit der Baukunst! Hier ist noch viel zu erledigen, ehe wir überhaupt einmal wissen, was eigentlich von allen den Gebrauchs- und sonstigen Bauten aus den Jahren 1504 bis 1567, oder 1469 bis 1604, bis wohin vor- und rückwärts wir das Zeitalter des Landgrafen Philipp ja ausdehnen können, bis auf unsere Tage — ohne zu stark abgeändert zu sein — gekommen ist. Schon der große Schloßbrand von 1811 und der Abbruch der modernen Kattenburg-Ruine hat alles vernichtet, was noch durch die Umbauten von Wilhelm und Moritz unberührt von den alten Bauten des Landgrafen Philipp zu sehen war; auch die Veste Ziegenhain ist geändert worden, ebenso Rheinfels und Darmstadt, besonders nach 1567 durch Landgraf Georg und seine Söhne. Fast alle Häuser des 16. Jahrhunderts aber haben, namentlich in Cassel, durch die eingewanderten Vlamländer und Franzosen sich neue Fassaden zum mindesten gefallen lassen müssen, so daß es recht schwer ist, sich vom Baustil in Hessen unter Landgraf Philipp nur einen Begriff zu machen.

Was aber sein Grabmal im Chor von St. Martin anbelangt, so führt es uns bereits auf das Gebiet der Plastik hinüber, da es ja nur den Hintergrund für Werke der Bildhauerkunst abgegeben hat. Der Eingang ist vom Altar unter dem Geplätte, leider aber seit 1864 durch den letzten Kurfürsten abgeschlossen worden. Das Denkmal selbst nimmt die Rückwand des Chors so völlig ein, daß selbst bei Tageslicht die Skulptur des Mittelstücks über dem leeren Sarkophag nicht photographiert werden konnte. Das ganze Epitaph bedarf noch einer ausführlichen Beschreibung und ist ganz im Stil jenes Meisters, der in der Hauptkirche zu St. Goar für Landgraf Philipp den Jüngeren und dessen Gemahlin die Grabdenkmäler nach 1583 verfertigte. Oben prangt das hessische Wappen, dessen Komposition unter Philipp uns am heraldisch richtigsten und in Farben am schönsten dünkt: „In der Mitte der Hessenlöwe, der uns mit der Landgrafschaft Thüringen ganz gemeinsam ist, rechts oben (gleichfalls ein Löwe) Catzenelnbogen, links oben der Stern von Ziegenhain, rechts unten der Doppelstern von Nidda und links unten die 2 Leoparden von Dietz, um die fast 50 Jahre lang ein erbitterter Erbschaftsstreit mit Nassau bis 1557 von Landgraf Philipp geführt worden ist." Ganz links unten vom Beschauer steht in voller Figur, bepanzert und barhäuptig, Landgraf Philipp selbst, und rechts unten seine fürstliche erste Gemahlin, Christine von

Sachsen, der er bereits 1554 selbst noch ein eisernes Kunstwerk mit Porträt an der linken Seitenwand setzen ließ: also, daß Christine zweimal in Sankt Martin zu sehen ist, während bekanntlich das von Landgraf Philipp der 1566 dahingeschiedenen, zweiten Gemahlin Margarete in Spangenberg errichtete Grabdenkmal von den Söhnen erster Ehe gar bald zerstört worden ist: doch müßte auch dieses Denkmal einmal eingehender behandelt werden.

Das große Standbild der Landgräfin Christine bringt unsere Festnummer auf Seite 296, irren wir nicht, zum ersten Male, und Landgraf Philipp vom Meister Godefrô (wohl einem Wallonen!) um 1570 angefertigt, ist öfters in Verlagswerken von Velhagen & Klasing, nach einer Zeichnung von Professor Knackfuß, abgebildet worden (z. B. in der bekannten illustrierten deutschen Geschichte von Stacke Bd. II, S. 123).

Die Statue bietet die Gesichtszüge des vorzeitig durch die Haft gealterten Landgrafen Philipp, doch noch nicht so, wie ihn das Seite 294 wiedergegebene Casseler Rathausbild etwa 15 Jahre später zu stark aufgeschwemmt uns zeigt.

Der Landgraf steht aufrecht in seinem Panzer, den heute noch in Wien die Ambraser Sammlung in originali uns zeigt, in der Linken ein damals übliches Gebrauchsschwert (bei Leibe aber nicht ein solches Prunkstück, wie es der Papst dem Landgrafen Wilhelm I. verlieh, und das in ein Museum oder an die Wand gehört!), während die rechte Hand den Kommandostab auf die eisenbewehrte Hüfte sich stützen läßt.

Im ganzen ist diese Stiftung seiner vier Söhne wahrlich ein gutes Bild für Landgraf Philipp aus seinen mittleren Lebensjahren. Dann aber sollte lange Zeit von ihm kein Standbild angefertigt werden bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, wo in Darmstadt als Gegenstück zu Landgraf Georg I. ein Landgraf Philipps-Denkmal von B. Scholl errichtet wurde, das auf das Casseler Rathausbild und die sehr beliebten Münzen mit dem Schlüssel als Vorlagen zurückgeht. Es ist als Stahlstich 1846 vor Hoffmeisters „Leben des Landgrafen Philipp" und auch in Herrmanns Reformationsbüchlein S. 80 im Holzschnitt abgebildet worden und stellt den gealterten Philipp nicht unähnlich, aber ziemlich bieder dar.

Anders verhielt es sich Ende der 60er Jahre, als Rietschel für sein Lutherdenkmal in Worms einen jugendlichen Philipp, als Gegenstück zu dem alten Kurfürst Friedrich dem Weisen, nötig hatte. Leider konnte er nur noch den Entwurf des Ganzen und die hochragende Figur Luthers (mit der Faust auf der Bibel) selbst sowie Wickleff vollenden, während die anderen Figuren usw. von Donndorf, Schilling und Kietz nach Rietschels Tode modelliert sind.

Doch ist dieser Wormser Philipp zweifelsohne viel besser als das Casseler Denkmal von Everding: breit auf sein Schwert gestützt, steht der jugendliche Philipp da in Barett und in damaliger Hoftracht, wie er etwa in Speyer, Worms oder Augsburg erschienen sein kann auf einem der Reichstage. Der auf Seite 313 der Festnummer abgebildete Brandtsche Entwurf ähnelt bei aller Selbständigkeit doch dem Wormser Denkmal etwas, wurde zwar preisgekrönt, gelangte 1899 aber nicht zur Ausführung. Das große Denkmal des jungen Philipp von Everding in Cassel aber ist meiner Meinung nach, soweit die historische Forschung mitzureden hat — und das ist zweifelsohne der Fall! —, völlig mißlungen. Es stellt alles andere dar, nur nicht unsern großen Landgrafen Philipp von Hessen; dazu ist die Figur nervös unruhig und Kleiderschnitt und Harnisch allzu theatralisch und kunsthistorisch ohne Zweifel falsch gewählt. (Abbildung „Hessenland" 1899, S. 247.) Mochte die Figur so hochragend gedacht werden, wie sie wollte, langbeinig war Philipp nie, sondern stets kurz und gedrungen; und hier gerade mußte Everding Luthers u. A. vorliegendes Zeugnis respektieren. Ästhetisch oder gar theologisch über das Casseler Denkmal zu streiten, fällt mir aber nicht ein, zumal das Komitee z. T. gebunden war. Nur meine ich, der Platz ist auch falsch gewählt, denn wer bei St. Martin den Landgraf Philipp sucht, findet sein Epitaph; der junge Philipp gehört in Cassel vor das Schloß seiner Ahnen, wo jetzt das kgl. Gerichtsgebäude und die kgl. Regierung sich erheben.

Über das Denkmal zu Haina (abgebildet im lfdn. Jahrg. S. 187), das Philipp von Professor Wiese in halber Figur darbietet, kann nur eine Stimme sein, daß es als Philipp von 1534 viel zu weichlich und geschniegelt erscheint: man braucht nur in der Kirche zu Haina das große Relief sich anzusehen, welches der Formschneider Soldan geschaffen hat, jedenfalls mit größter Porträtähnlichkeit aus jenen Zeiten.

Das Brandtsche Medaillon endlich zu Merxhausen, welches von dem Kommunalverband dort ohne Feier angebracht ist, gibt uns dagegen eine tüchtige Leistung, was Ähnlichkeit betrifft, auf Grund des reichlich vorhandenen Materials; die Idee für den zugehörigen, architektonischen Schmuck aber danken wir Herrn Professor Dr. Alhard von Drach. (Vgl. Abbildung S. 321.)

Ein allgemein befriedigendes, wirklich ähnliches Denkmal unseres großen Landgrafen, in der Fülle

seiner Kraft, muß also einst noch geschaffen werden und wäre dafür, abgesehen von dem alten Schloß-Rondel zu Cassel, am Marburger Schlosse, an dem Orte seiner Geburt, der geeignetste Platz; ebenso wie zu Lauffen am Neckar auch noch Württemberg seinem Befreier, unserm Landgrafen Philipp, einen Denkstein, mindestens mit Medaillonbild und Wappen, schuldig geblieben ist bis heute, von anderen Orten seines gesegneten Wirkens zu geschweigen.

Auf die vielumstrittene Frage über das beste und ähnlichste Porträt des Landgrafen Philipp erübrigt es sich, hier deshalb näher einzugehen, weil zwei Fachmänner, Herr Archiv-Direktor Dr. Könnecke und Professor Dr. v. Drach, ihre große „Iconographia Philippina" im Auftrag der Historischen Kommission zum 13. November 1904 in glänzender Ausstattung, unter Darbietung alles Vorhandenen, uns schenken werden. Hier sei nur erwähnt, daß, abgesehen von den Abbildungen auf den Münzen, für die Jugendzeit Brosamer und für Philipps Alter das Casseler Rathausbild vorbildlichen Wert beanspruchen. Dies haben auch zwei hessische Künstler zum Ausdruck gebracht, deren Landgraf Philipp-Bilder ich hier doch noch rühmend hervorheben möchte:



Modell für ein Denkmal Philipps des Großmütigen
von H. Brandt.

In seinem schönen Ölgemälde schenkte uns der leider früh verstorbene Walter Merkel (in der Aula zu Marburg und die Skizze auf der Landes-Bibliothek zu Cassel) einen jungen Landgrafen Philipp, aus 1527 etwa, und in dem Porträt-Medaillon in der Carlsaue (oben an der Orangerie) besitzen wir ein Bild des alten Philipp, für 1557 etwa, von Professor Carl Hassenpflug, das die Reihe der Landgrafen von Hessen-Cassel und ihrer Gemahlinnen würdig eröffnet.

Wir kommen nun zu den geschichtlichen Bildern, welche sich Gegenstände aus Landgraf Philipps Leben zum Vorwurf genommen haben.

Dabei ist nicht nur noch alles Material von überall her erst zu sammeln, sondern auch müßte man immer wieder unseren hessischen Künstlern ans Herz legen, doch Stoffe aus dem Leben unseres größten Landgrafen sich zum Vorwurf zu erwählen.

Hortleder (1645) hat nur zwei Holzschnitte derart, von denen der eine die Belagerung von Braunschweig uns zeigt, wobei jedoch die Figur des Landgrafen Philipp allzu klein ausfiel, und auf dem andern sitzt Landgraf Philipp links vom Beschauer auf einer langen Bank, zusammen mit anderen Grafen und Herren. Dann soll (nach einem Schriftchen von Schenk über das Kloster Haina, S. 19 u.) eine Zeichnung von D. v. Schmerfeld existieren, aus 1812 etwa, die Heinz von Lüder darstellt mit dem Abgesandten von Kaiser Carl V., und die sich jetzt im Besitze der Familie v. Breidenbach zu Breidenstein befinden soll. Es wäre gut, wenn man darüber mehr, als was Justis Vorzeit 1821 hat, erfahren könnte. — Nach 1884 hat der Maler Katzenstein, welcher auch lebende Bilder damals stellte, eine Serie von Bildern aus hessischer Geschichte erscheinen lassen, von der eins eben dieselbe Sache darstellt und das andere (1521) Luther, wie ihn der junge Landgraf Philipp zu Worms besucht: ein Ereignis von geringster Bedeutung für beide, weil Philipp erst 1524 sich der Reformation zugewandt hat. Beide Bilder (grau in grau gemalt) erscheinen mir noch dazu die wenigst gelungenen aus der ganzen Folge zu sein, beide sind für jedermann in Cassel leicht zu sehen, da eins auf der Landesbibliothek, das andere in der Murhardschen Stiftung aufgehängt ist, als

hochherziges Geschenk des Herrn Malers. Zwei größere Ölgemälde aus Landgraf Philipps Leben befinden sich zu Marburg. Das eine hängt in der Aula des Königl. Gymnasiums und stellt den Höhepunkt des Religionsgesprächs dar; wir sehen, wie Luther, in der Mitte stehend, „hoc est corpus meum" auf den Tisch geschrieben hat und darauf symbolisch hinweist, das andere, bekanntere von Janssen in der Aula der „Alma mater Philippina", zeigt in bewegten, farbenprächtigen Figuren den Einzug der Reformatoren 1529 auf das Schloß zu Marburg und ist u. a. dem Herrmannschen Reformationsbüchlein vorn als Kunstbeilage zugegeben.

Was sonst noch an Bildern aus dem Leben des Landgrafen Philipp vorhanden ist, dürfte sich auf Kolitz jun. in Bildern zu dem Trellerschen Volksbüchlein beschränken und auf das (S. 299) zum erstenmal wiedergegebene Bild aus der Schlacht bei Lauffen, das der trefflichen Serie von Uniformbildern (in dem Besitze des Herrn Sanitätsrats Schwarzkopf) entstammt. Sonstige Bilder, die Szenen aus Landgraf Philipps Leben darstellen, wüßte ich z. Zt. nicht anzuführen, bin aber für jede Angabe darüber dankbar.

Daß aber Landgraf Philipp das Kunstgewerbe nicht sehr unterstützte, ist ohne Frage; denn seine Zeit war einfach und rauh, ja er selbst konnte den mit der Wohlhabenheit späterhin aufkommenden Flitter und Komfort nicht leiden. Auch in der höfischen Kunst der Musik und des Theaters sind bei Philipp nur ganz schwache Anfänge zu verspüren, wie bei Lyncker über das Theater in Cassel in 2. Aufl. 1886, S. 227 ff., und bei Zulauf in Band 26 der N. F. in der Zeitschr. des Vereins für hess. Geschichte nachzulesen ist; dies blieb erst seinem weisen Sohne Wilhelm und noch mehr seinem prachtliebenden Enkel Moritz dem Gelehrten vorbehalten.

Wir kommen nunmehr zur Poesie, wollen uns dabei aber deshalb ganz kurz fassen, weil hier noch mehr als in der Kunst Vorarbeiten und tiefere Studien nötig sein werden; schon jetzt aber mein Eingangs erwähntes Urteil sich mir leider bestätigt hat: also daß auch in der Dichtkunst Landgraf Philipp noch seines würdigen Darstellers harrt sowohl im Drama und Epos, wie in jeder Form der Lyrik.

Zwar haben nicht nur das naive Volkslied, sondern auch die damals lateinisch dichtenden Kunstpoeten unsern großen Landgrafen sofort nach seinen Taten verherrlicht, aber auch hier fehlt uns noch jede eingehende Darstellung, da Christoph Rommel, wie stets, die Quellen nur ganz obenhin abgeschöpft hat.

Außer der großen, historischen Volsliedersammlnng von Freiherrn von Liliencron (besonders in Band III und IV!) darf hier der I. Band der Landtagsakten, herausgegeben 1902 von Glagau, nicht vergessen werden, wo ein politisches Lied von 1519 versteckt S. 571—574 abgedruckt ist, und über die lateinischen Poeten fehlt, abgesehen von den klassischen Werken über Hutten von Strauß in 3 Bänden, der Dissertation von Schwertzell und dem Werke von K. Krause, zwei Bände 1879, über Helius Eobanus Hessus (Marburg 1873), dem König der Dichter und dem Dichter der Könige, noch jede wissenschaftliche Ausbeutung ihrer Poesie mit Hinblick auf Philipp, eine Aufgabe, die zwar lohnend, aber mühevoll sein wird. Kurz nach 1567 erschien ein Drama, in dem Landgraf Philipp selbst zu den Bauern redend auftritt, das Ende des 16. Jahrhunderts zu Marburg über die Bretter ging. (Vgl. neben Lyncker a. a. O. S. 229 ff. darüber die Auslassung der Marburger Professoren Dr. Schröder und Dr. Diemar.)

Nimmt man noch Kirchhoffs köstlichen „Wendunmut" (I. Bd., 1563 ff. v. d.) hinzu, so dürften auch jetzt schon die Zeitgenossen des Landgrafen Philipp in der Poesie über ihn besser abschneiden, als die ganze lange Folgezeit bis auf unsere Tage. Das ganze 17. Jahrhundert nämlich hat unsern großen Landgrafen meinem Wissen nach kaum poetisch gefeiert und über Cramers „Lutheriade" im 18. Jahrhundert kann man sich schon aus dem Philipp betreffenden Zitate am Schluß von Rommels Anmerkung Nr. 177 ein klares Bild machen, das nicht viel besser ist, als das im langstieligen Odenton 1827 abgefaßte „Lob des Landgrafen Philipp" von einem Theologen.

Unsere Zeit hat dann, abgesehen von Goethes Götz von Berlichingen (1773), von Landgraf Philipps Zeitgenossen z. B. öfters Hutten und Sickingen zum Vorbild für poetische Werke sich genommen und selbst Otto von Pack hat in Thies seinen Dramatiker gefunden, ebenso öfters Philipps Schwiegersohn, Kurfürst Moritz von Sachsen, an der großzügigen Figur des Landgrafen selbst aber sind alle vorübergegangen, er harrt noch seines Dramatikers in größerem Stile, ohne Trellers „Philipp" irgend zu nahe treten zu wollen. Angeregt durch den Erfolg des Herrigschen Lutherspiels in Cassel und lebender Bilder aus der Zeit der Staufen und Hohenzolllern, mit schwachen Versen von Falckenheiner, erschien 1889 (in 2. Auflage 1890 bei Brunnemann in Cassel) von Franz Treller: „Philipp der Großmütige. Ein Volksbühnenspiel mit geistlichen und weltlichen Gesängen", wozu Musikdirektor Brede die melodiös ansprechende Musik verfaßt hat.

Die Aufführung vor 14 Jahren durch Casseler Bürger gelang großartig und brachte auch für den Denkmalsfonds Erkleckliches ein; hoffen wir, daß Gleiches in diesem Jahre sich wiederholt, wo der Zweck ein noch viel edlerer ist, „zum Besten des Landgraf Philipp-Stiftes". Sowohl in Cassel wie in Marburg, hier durch Bürger und dort durch Studenten, finden jetzt Aufführungen statt, denen wir das beste Gelingen wünschen. Text und Spiel, vom Dichter selbst einstudiert, gehören zusammen, und Musik verschönt die lebenden Bilder, so daß eine glückliche Harmonie mehrerer Künste den Zuschauern und Hörern geboten wird.

Zum 13. November 1904 ist am Königlichen Hoftheater zu Cassel ein anderes Stück angenommen, von dem als Beatus Rhenanus bekannten Dichter, ein durchsichtiges Pseudonym für Professor Dr. Birt in Marburg, mit dem Titel „Anna von Hessen, ein tragisches Spiel in 5 Aufzügen". Hier ist ein dunkleres Gegenstück zu Glagaus allzu hell gezeichneter Biographie der Mutter Philipps geboten, die ihre Herrschaft bald an den jungen Sohn abtreten mußte. Wir sind auf den Erfolg des Stückes, welches viel poetische und psychologische Feinheiten enthält, sehr begierig. Aber Philipp kommt doch nur als Nebenfigur, höchstens am Schluß als Gegenspieler zur Geltung.

Auf epischem Gebiete ist uns kein Werk bekannt geworden, das sich ausschließlich oder teilweise mit Landgraf Philipp befaßt, man müßte denn einen historischen Roman der verstorbenen H. Brand (= Frau Lilly Wiegand, geb. Hillebrand) dahin rechnen, der unter doppeltem Titel erschienen ist: „In Lehnspflicht", 2 Bände, Cassel 1884, und seit 1896 Stuttgart (Paul Neff) in einem Bande: „Der Lehnsmann vom Liebenstein, historischer Roman aus dem 16. Jahrhundert"; beide Bücher sind inhaltlich ganz dieselben.

Manche halten ihn neben dem „Kind von Brabant" für das beste Werk der Brand, aber Landgraf Philipp kommt nur ganz knapp zu Worte.

Und doch ist er, wie wenige geeignet, für geschichtliche Erzählungen, etwa wie seit 1842 in (Vilmars) Historienbüchlein, den Hintergrund abzugeben, wie auch jetzt Hans Otto Becker bewiesen hat in seiner anmutigen Erzählung aus den Philippstagen, die eingehend besprochen ist. (Siehe „Bücherschau" im vorl. Heft.)

Da ist es denn zum Schlusse kein Wunder, wenn die Lyrik über Philipp nicht glänzend ausfiel, da historische Stoffe ja meist zu Epen und Balladen die Vorlage herzugeben pflegen. Aus der Unmenge wenig hervorragender Gedichte, die sich poetisch mit den C. F. Meyerschen Versen nicht messen können, wollen wir folgende hervorheben:

Ein kleines Gedicht von Haug über die Schlacht bei Lauffen, fünf längere Gedichte von H. Künzel, die sich mit der Zeit von 1547 bis 1562 befassen, und eine ansprechende Dichtung von August Kopisch, die sich mit Heinz von Lüder „in Ketten" beschäftigt. Den gleichen Gegenstand hat Mohr als „Belohnte Treue" in seinem „Eddergold" behandelt, und ebenfalls Karl Schmitt in 16 vierzeiligen Strophen besungen.

Weiter wollen wir noch ein Gedicht von Ludwig Grote (im Althessischen Kalender 1905) erwähnen, das auf eine Anekdote von Kirchhoff zurückgeht, und wollen unsere etwas willkürliche Auswahl schließen mit den prächtigen Versen von Carl Preser in dessen „Heimatlichen Bildern und Gestalten" (Marburg 1892), wo „Lüders Klosterbericht" frisch hervorleuchtet und vier Gedichte den Landgrafen von seiner Demütigung in Halle bis zurück nach Cassel durch die 5 Jahre der Gefangenschaft poetisch begleiten.*)

Um aber nicht mit leeren Händen zu schließen für Künstler oder Dichter, welche den Landgraf Philipp zum Vorwurf zu nehmen gedenken, folge zum Schluß noch von Stoffen aus dem Leben des großen Landgrafen eine Liste, die sich leicht verdoppeln, ja verdreifachen ließe:

1. Der zehnjährige Philipp stillt den Aufstand Casseler Bürger (1514); 2. Philipps Einzug in Worms (1521) mit graubärtigen Beratern; 3. Philipp vor Nannstall (1523); 4. Philipp in der Schlacht bei Frankenhausen (1525); 5. Festturnier zu Cassel (1526); 6. auf der Synode zu Homberg, wo Kirche noch wie damals erhalten; 7. Eröffnung der Universität Marburg (1527); 8. auf dem Reichstage zu Speyer (1529); 9. zu Augsburg (1530); 10. er schließt den Bund zu Schmalkalden (1531); 11. bei Kahlfeld siegend; 12. bei Lauffen; 13. vor Münster (1535); 14. gefangen zu Halle; 15. im Gefängnis; 16. befreit wieder in Cassel (1552); 17. auf dem Sterbebett (1567) u. a. m.

Heran also, hessische Dichter und Jünger der Kunst, daß bei seinem 400jährigen Regierungsantritt 1909 etwa bereits mehr und Besseres von unserem Thema zu berichten ist!

---

*) In den seitherigen Jahrgängen des „Hessenland" finden sich Gedichte über Philipp den Großmütigen von nachfolgenden Verfassern: Georg Engelbach, Nataly von Eschstruth, Karl Fink, Karl Kuhn, Heinrich Künzel. D. Red.

Landgraf Philipps erster Waffengang.

Von Franz Treller.

In dem kleinen Saale, der im Schlosse zu Kassel der Fulda zu lag, durch dessen hohe Bogenfenster man auf den glitzernden Fluß und weit hinaus über Felder und Wiesen auch waldige Berge schaute, war um die Landgräfin Anna, die Witwe Wilhelms des Mittleren, die der Landgraf mit ihrem Söhnlein Philipp verwaist in der Welt zurückgelassen, eine Anzahl älterer Männer vereinigt, die nur hie und da im Flüstertone einige Worte wechselten.

Ein stiller Ernst lagerte auf dieser würdigen Versammlung, der von Trauer nicht weit entfernt war.

Auf einem Tische, der in der Mitte des einfachen, nur mit Holzschnitzereien verzierten Raumes stand, war ein mit einem großen Siegel behängtes Schriftstück ausgebreitet, dessen Federzüge von seltner Kunst des Schreibers zeugten. Daneben stand in zuwartender Haltung der landgräfliche Rat Schrautenbach. Die Umstehenden gehörten dem alten hessischen Adel an.

Da war der Erbmarschall von Riedesel, der sich leise mit der Landgräfin unterhielt. Ihr immer noch schönes Angesicht zeigte einen düsteren Ernst, der auf eine gewichtige und gewiß nicht freundliche Veranlassung dieser Versammlung von hochstehenden Männern um die Mutter des Landgrafen schließen ließ. Balthasar v. Trott, Wilhelm v. Baumbach und Johann v. Gilsa, der tapfere Verteidiger Steins, standen neben dem Erbmarschall.

An der Türe weilte, augenscheinlich gemieden von den andern, in männlicher, fast trotziger Haltung ein Ritter in den Farben Franz v. Sickingens.

Es war Dietrich v. Speith, ein Lehnsmann des mächtigen Reichsritters, der gekommen war, um des Landgrafen Unterschrift unter den mit Sickingen vereinbarten Vertrag in Empfang zu nehmen.

Des Landgrafen?

Vor wenig Monaten hatte des römischen Kaisers Majestät den vierzehnjährigen Sohn Landgraf Wilhelms und Annas von Mecklenburg, der neben einer staunenswerten geistigen Beanlagung einen Ernst in Auffassung seiner landesherrlichen Pflichten und in unruhvoller Zeit eine Charakterfestigkeit gezeigt hatte, die weit über seine Jahre gingen, für volljährig erklärt und damit die Herrschaft über das Hessenland in seine Hand gelegt.

Kaum hatte der Knabe das Landgrafenszepter ergriffen, als Franz v. Sickingen, der mächtigste Ritter seiner Zeit, der sich als Gegner der Fürstenmacht aufspielte, auf nichtigen Vorwand hin mit starker Kriegsmacht in das südliche Hessen eingebrochen, das auf solchen Anfall unvorbereitet, fast wehrlos war, hatte Leute erschlagen, Städte gebrandschatzt, Burgen und Dörfer zerstört und niedergebrannt und dem Lande unendlichen Schaden an Blut und Gut zugefügt.

Das zum Kampf ungerüstete Hessenland vor größerem Unheil zu bewahren, hatten des jungen Landgrafen erfahrene Räte ihrem Herrn zugeredet, die demütigenden Bedingungen des nach Beute lüsternen Ritters anzunehmen und die geforderte Summe von 30 000 Goldgulden zu bezahlen, um so seinen Abzug zu erkaufen.

Der Einigungsvertrag lag zur Unterschrift bereit, und die Anwesenden harrten des Gebieters, der ihn durch seine Unterschrift in Gegenwart des Abgesandten Sickingens vollziehen sollte.

Pagen öffneten die große Flügeltür, und in ihrem Rahmen erschien der zierlich gestaltete Knabe, dessen schönes, von langem blonden Haar umwalltes Antlitz einen Ernst zeigte, der in diesen kindlichen Zügen befremdend und doch Achtung heischend wirkte.

Die sonst so feurig und kühn blitzenden Augen Philipps blickten trübe.

Das feine, dunkle Tuchwams hob die zierliche, ebenmäßige Gestalt des Knaben vorteilhaft hervor, und die stolze, aufrechte Haltung kündete trotz aller Jugendlichkeit der Erscheinung den an, der zu befehlen gewohnt war.

Die Anwesenden verbeugten sich tief, und die Landgräfin erhob sich aus ihrem Sessel. Rasch schritt Philipp auf sie zu, küßte der Mutter ehrfurchtsvoll die Hand und nötigte sie, sich wieder niederzulassen. Dann nickte er den übrigen zu.

Hierauf trat er an den Tisch und betrachtete schweigend das dort ausgebreitete Pergament. Ein Zug bitteren Schmerzes erschien in den kindlichen Zügen, und in die Augen traten Tränen.

Der junge Fürst wußte wohl, was seine Unterschrift hier bedeute.

Plötzlich faßte er mit der Rechten an das kleine Schwert, das er an der Seite trug, und sagte leise in nur mühsam verhaltenem Zorn: „Ah! — wäre ich ein Mann, ich wollt's dem Franziskus schon zeigen."

Es war so still in dem kleinen Saale, daß alle es hörten, auch des Sickingen Lehnsmann.

„Lips," flüsterte ihm seine Mutter zu, „lieber Lips, es muß sein."

Der fürstliche Knabe blickte zum Fenster hinaus auf die blühende Landschaft, auf Kaufungerwald und Söhre, über denen sich der blaue Himmel

wölbte, und in seiner Seele stiegen Bilder des Grauens auf, verbrannte Dörfer, niedergetretene Saaten, erschlagene Menschen.

„Ja," kam es langsam dann von seinen Lippen, „ja, Mutter, es muß sein."

Mit fester Hand ergriff er drauf die Feder, die ihm Schrautenbach reichte, und setzte sein: Philippus, Landgrave zu Hessen, auf das Friedens-Dokument.

„Das geschieht des Hessenlandes wegen, Gott sei ihm und mir gnädig."

Mit ehrfurchtsvoller Bewunderung blickten alle auf das fürstliche Kind, das so jung schon die hohe Aufgabe, die ihm gestellt war, mit solch heiligem Ernste erfaßte, selbst der Mann Sickingens.

Das war die erste wichtige Regierungshandlung Landgraf Philipps, und sie faßte eine Demütigung vor einem, wenn auch noch so mächtigen Ritter in sich, der allein in des Reiches Wirren so gewaltig und gewaltsam aufzutreten wagen konnte.

Dem jungen Landgrafen fiel das Wort der heiligen Schrift ein, das schon früher einen so starken Eindruck auf ihn gemacht hatte: „Weh dem Lande, dessen König ein Kind ist", und in dieser Stunde bitterer Demütigung gelobte er sich, seinem Lande ein rechter Fürst zu sein.

Noch am Abend musterte er die schweren Feldstücke, die in seinem Zeughause am Graben lagen, und sein Blick bedeutete nichts Gutes für den, an den er im Augenblicke dachte.

* * *

Vier Jahre sind ins Land gegangen seit jener schweren Stunde im Schlosse zu Kassel, aber Landgraf Philipp hat sie nicht vergessen, zu mächtig war die Wirkung auf seine junge Seele gewesen. All seine Kraft setzte er in diesen Jahren daran, sein Land wehrhaft zu machen, seine Städte zu befestigen, seine Zeughäuser zu füllen, und erfahrene Kriegsleute und Staatsmänner, deren Rat er sich gern fügte, unterstützten ihn bei diesem Beginnen. Aus dem zarten Knaben, dem das Landgrafenszepter vor der Zeit anvertraut worden war, hatte sich ein schöner Jüngling entwickelt, dessen Körper, durch ritterliche Übungen und vor allem durch die Anstrengungen der Jagd gestählt, fähig war, auch die Entbehrungen und Strapazen des Feldlagers zu ertragen.

Und wiederum war der mächtige Ritter, der den Landgrafen zu Hessen gedemütigt hatte, mit starker Kriegsmacht im Felde erschienen, um des Reiches Frieden zu brechen. Diesmal hatte er dem Kurfürsten zu Trier den Fehdehandschuh nach seiner Art hingeworfen, denn nach dem Besitze von Kurtrier stand seines Herzens Gelüsten, und mit starker Macht umlagerte er die alte Bischofsstadt.

Aber Sickingen hatte seine Rechnung gemacht, ohne des Landgrafen von Hessen zu gedenken, den er noch heute für den Knaben hielt, den man, wie er spöttisch vor vier Jahren bemerkt hatte, mit einem Apfel versöhnen könne.

Wie sehr er sich irrte, sollte er bald erfahren, denn dieser Knabe, der im Bündnis mit dem Trierer Kurfürsten stand und ihm beizustehen verpflichtet war, erschien auf den ersten Ruf mit unheimlicher Schnelle und mit starker Kriegsmacht im Felde, 8000 Fußknechte, 1000 gerüstete Reiter, 24 schwere Geschütze bewegten sich in Eilmärschen nach Trier zu, um die schwer bedrohte Stadt zu entsetzen.

Sickingen, der schon der Eroberung des festen Trier sicher zu sein glaubte, sah sich durch den eiligen Anzug der so wohlgerüsteten kriegerischen Hessen, denen der Pfalzgraf noch seine Truppen zugesellte, gezwungen, die Belagerung eilig aufzuheben. Sein Heer verschwand, nach Art des Söldnerwesens jener Zeit abgelohnt, aus dem Felde, und Sickingen beschränkte sich zunächst, das ist bis zu gelegenerer Zeit, auf seine gewaltigen Burgen, von denen Nanustuhl oder auch Landstuhl, wie die Feste häufiger genannt wurde, und die Ebernburg für uneinnehmbar galten.

Der Kurfürst von Trier und die pfälzischen Fürsten waren mit dem durch das Erscheinen der Hessen errungenen Erfolge zufrieden und wollten nicht weiter kämpfen. Anders aber Philipp, der nicht heimkehren wollte, ohne einen guten Schlag getan zu haben, und Sickingen heimzuzahlen gedachte, was der vor wenigen Jahren seinem Lande an bitterem Leid zugefügt. Er bestand energisch auf Fortsetzung des Krieges gegen den gefürchteten Ritter und dessen Anhänger, und seine Verbündeten mußten sich seinem Willen fügen. Der Angriff konnte zunächst nur Landstuhl und der Ebernburg gelten.

„Lips," sagte der Pfalzgraf vertraulich zu ihm, „renne Dir nicht den Schädel ein an den festen Häusern des Franziskus, zu brechen sind sie nicht. Kannst sie in langer Belagerung nur aushungern. Landstuhl hat Mauern von mehr als 20 Schuh Dicke."

„Hast Du meine neuen Feldstücke gesehen, Vetter? Es sind Vöglein, deren Singen dem Franziskus wohl nicht gefallen soll, gib nur acht."

Nicht nur, daß der hochgemute Jüngling eine bittere Demütigung zu rächen hatte, es galt auch, den energischen Feind der deutschen Fürstenmacht in Sickingen niederzuwerfen.

Vor Kronenberg bei Frankfurt, das einem Anhänger Sickingens gehörte, hatte der Jüngling die Feuertaufe empfangen und zur hellen Freude seiner Krieger im Kugelregen gestanden, ohne mit der

Wimper zu zucken. Entschlossen wie ihr Herr, zunächst Landstuhl, auf dem Sickingen selbst weilen sollte, zu nehmen, folgten sie ihm willig vor die so mächtige pfälzische Burg, in der der Ritter, der nicht glauben wollte, daß die Fürsten ihre Zeit nutzlos mit langwierigen Belagerungen verlieren würden, in der Tat den Lauf der Dinge abwartete.

Aber er wußte nicht, welch einen entschlossenen und energischen Gegner er in dem jungen hessischen Fürsten hatte. Er vernahm nicht ohne Überraschung, daß dieser in Eilmärschen nach Landstuhl heranzog. Gern hätte er jetzt die Burg verlassen, aber es war zu spät, in Gestalt Philipps von Hessen nahte ihm sein Verhängnis.

Als die Hessen auf eiligem Zuge sich Landstuhl näherten, war der Landgraf sehr begierig, die Burg zu sehen, die durch ihre, von Felsen eingeengte Lage sturmfrei, und durch ihre gewaltigen, mit schwerem Geschütz bewehrten Befestigungen uneinnehmbar sein sollte. Er wollte mit des Feldherrn Blick ermessen, welche Aufgabe er sich gestellt habe, indem er Landstuhl angriff.

Im Morgengrauen ritt er ungerüstet, nur von Hermann von der Malsburg und einem Reitknecht begleitet, durch den Wald zu einer Höhe, von der aus die Burg zu erblicken war. Bedächtigerweise hatte Malsburg 20 gepanzerte Reiter folgen lassen. Alles echt hessische Kerle. Wie berechtigt diese Vorsicht war, zeigte sich bald genug, denn der Landgraf und Malsburg sahen sich plötzlich einer Schar von Sickingens Leuten gegenüber, die nicht übel Lust zeigten, die beiden Reiter mit den hessischen Binden gefangen zu nehmen. Der 19 jährige Philipp, ein sattelfester Reiter und geübter Fechter, zog das Schwert, ohne Abwehr wollte er nicht in die Hände des Feindes fallen.

Doch schon jagten die von Hermann v. d. Malsburg mitgenommenen Reiter heran. Ehe sie sich aber deckend vor ihren Landgrafen werfen konnten, war ein feindlicher Reiter an Philipp und forderte ihn drohend auf, sich zu ergeben. Philipp antwortete durch einen sausenden Schwerthieb, der so wohl geführt war, daß der Mann Sickingens vom Pferde sank.

Jetzt waren auch des Landgrafen herkulische Reisige da und warfen sich mit Ungestüm auf die Sickinger, doch die entfernten sich eilig, und Malsburg rief die Hessen zurück. Aber die hatten wohl gesehen, wie ihr junger Fürst das Schwert gehandhabt hatte und jubelten ihm zu. Philipp führte eine gute Klinge und das freute die Bursche.

Sobald nun die Knechte und Stücke heran waren, wurden mit großem Eifer Schanzen aufgeworfen, und dann begannen die Geschütze der Pfälzer, die von Trier und die der Hessen gegen Landstuhl zu donnern. Aber die aus der Burg antworteten, und bei der durch das Terrain bedingten ungünstigen Lage der Belagerungsbatterien war der Erfolg der Beschießung gering.

Da befahl Philipp, der mit großer Aufmerksamkeit die Wirkung von Bombardons und Feldschlangen beobachtet hatte und dem das Geschützwesen nicht fremd war, eine Batterie auf einem fast unzugänglichen Felsen einzubetten.

Niemand hielt es zuerst für möglich, eine Batterie der so unendlich schweren Geschütze jener Zeit dort zu plazieren, aber die Hessen brachten es unter harter Anstrengung fertig, und bald standen drei ihrer weittragendsten Röhre dort oben in Position.

Das war staunenswert.

Mit Tagesanbruch ließen sie ihre Stimme hören, nachdem Philipp sie selbst gerichtet hatte, und begrüßten mit den wuchtigen Geschossen, zur peinlichen Überraschung der Belagerten, den Hauptturm der Feste auf das nachdrücklichste.

Und nun begann aus allen Geschützen ringsum eine furchtbare Kanonade.

Am dritten Tage stürzte von den hessischen Kugeln der Bergfried mit seinen mehr als zwanzig Schuh dicken Mauern unter furchtbarem Krachen zusammen. Damit war das Schicksal der Burg entschieden, diesem Artillerieangriff war nicht zu widerstehen. Die wohlgezielten Stückkugeln der hochliegenden Batterie der Hessen hatte ihr den Untergang bereitet. Gleich darauf ward Sickingen tödlich durch abgesprengte Mauerstücke verwundet, auch hier war ein Schuß aus einer hessischen Kanone die Ursache.

Unter diesen Umständen bot der sterbende Sickingen die Übergabe der Burg an, er war besiegt, sein uneinnehmbares Landstuhl war nicht mehr zu halten.

Als die Bedingungen der Übergabe vereinbart waren, begab sich Philipp unter Führung des Ehrenholds in die Burg. Er fand den sterbenden Mann in einer finsteren Mauerhöhle, wohin man ihn gebettet hatte, um ihn vor Kugeln oder einstürzendem Gemäuer zu schützen, auf seinem Lager, das Gesicht der Wand zugekehrt, vor. Als der Diener ihm meldete, daß der Landgraf anwesend sei, versuchte Sickingen sich aufzurichten, zog sein rotes Barettlein ab und sagte mit schwacher Stimme: „Gnädiger Herr Landgraf".

Tieferschüttert sah Philipp so den glänzenden Ritter vor sich, der so machtvoll in der Welt aufgetreten war und den Fürsten so viel zu schaffen gemacht hatte, gefangen, auf den Tod verwundet.

Er reichte ihm die Hand und fragte mit inniger Teilnahme: „Franz, was ist Dir geschehen, bist Du hart getroffen?"

„Hart genug, um nicht mehr aufzustehen. Seht."

Mit Schaudern erkannte der Landgraf, wie schwer Sickingen verletzt war.

„Franz, Du hast mich hart bedrängt, als ich noch ein Kind war“, konnte der Landgraf sich nicht enthalten, zu sagen.

„Gar mancher fängt eine Sache an, gnädiger Herr, und meinet, es solle ihm recht erspriessen, und fehlet ihm dennoch. Ich kann nicht viel mehr sagen, aber hätte Gott mir ein längeres Leben beschieden, würde ich auf Mittel zu doppeltem Ersatz gedacht haben. Ich hatte Großes vor — es ist dahin.“

Der Pfalzgraf und der Kurfürst von Trier kamen dazu und richteten nicht freundliche Worte an den wunden Mann, die Sickingen gelassen hinnahm und dem Kurfürsten auf seine Vorwürfe nur entgegnete: „Nichts ohne Ursache.“

Da erkennbar die Schatten des Todes sich auf dem einst so streitbaren Ritter niederließen, bat Philipp ihn liebevoll, sich seines Schöpfers zu erinnern und zu beichten. Dies tat Sickingen und sprach eine offene Beichte, dann verschied er vor den Augen der Sieger, seine Seele mit dem Worte aushauchend: „Alles eitel.“ Still und friedlich lag jetzt der vor ihnen, der ihnen im Leben so furchtbar gewesen war. Die Fürsten sprachen ein Vaterunser und entfernten sich in ernster Haltung, sie beugten sich der Majestät des Todes.

Philipp war tief bewegt von dem Schicksal dessen, der aus glänzender Höhe so jäh in den Abgrund geschleudert worden war, eine ernste Mahnung an die Vergänglichkeit irdischer Größe, die nachhaltig auf seine Seele wirkte. —

So endete Philipps erster Waffengang, in dem er vor den Augen des erstaunten Deutschlands den so gefürchteten Gegner niederrang. Der Lorbeer des Siegers umkränzte sein junges Fürstenhaupt. Der hessische Löwe hatte seine Klauen gezeigt.

Doch als Sickingens Kinder dann in bittere Not gerieten, denn die auf den Vater schwer erbitterten Fürsten hatten ihnen ihr Erbteil ganz und gar genommen, da war es einzig Philipp von Hessen, unser Landgraf, der sich ihrer annahm und sie vor schmählichem Untergange bewahrte.

Auch dem Feinde gegenüber bewährte sich die Großmut seines Herzens.

„Anna von Hessen“,
ein tragisches Spiel in fünf Aufzügen von Professor Dr. Birt, Marburg.*)

Das historische Drama, das Th. Birt (Beatus Rhenanus) unter diesem Titel veröffentlicht hat, soll im November d. J. zur Geburtstagsfeier des Landgrafen Philipp in Kassel aufgeführt werden. Dabei wird es sich herausstellen, ob es auf der Bühne Erfolg zu erringen vermag, was sich bekanntlich niemals voraussagen läßt. Lesenswert ist es aber ohne Zweifel, denn es hat einige recht bedeutende Vorzüge. Erstens ragt es durch seinen poetischen Gehalt weit hinaus über die große Masse der dramatischen Erzeugnisse, die in Deutschland alljährlich geschrieben und gedruckt werden. Es ist mehr als die Arbeit eines gebildeten und feinsinnigen Mannes, der die Gesetze der Technik wohl studiert hat und richtig anwendet, es ist das Werk eines Dichters, der lebendige Gestaltungskraft besitzt. Zweitens ist das Stück deshalb von Bedeutung, weil es uns ein sehr anschauliches und im ganzen historisch richtiges Bild aus der bedeutungsvollsten Zeit der hessischen Geschichte vor Augen führt. Die geschichtlichen Vorgänge behandelt allerdings der Dichter mit der größten Freiheit — so sind z. B. die beiden Fehden Sickingens mit Hessen von 1518 und 1523 in eine zusammengezogen —, dagegen die geschichtlichen Charaktere, die im Mittelpunkte des Dramas stehen, sind — kleine Züge abgerechnet — von lebensvoller historischer Auffassung erfüllt. So, wie sie hier dargestellt wird, war in der Tat die leidenschaftliche und herrschsüchtige Frau, die von 1514 bis 1518 Hessen regierte, und meisterhaft ist nach allem, was wir von ihm wissen, die Gestalt des jungen Landgrafen gezeichnet.

Der Inhalt des Stückes kann hier nur kurz skizziert werden. Anna, eine geborene Prinzessin von Mecklenburg, Witwe des in Geistesschwachheit gestorbenen Landgrafen Wilhelm II. von Hessen, hat ihren Gatten zur Abfassung eines Testamentes zu veranlassen gewußt, durch das sie zur Landesregentin und Vormünderin ihres Sohnes ernannt wird. Die übermächtige Ritterschaft aber erkennt das Testament nicht an und will kein Weiberregiment im Lande dulden. Die Stände entreißen den jungen Philipp seiner Mutter und stellen ihn unter die Vormundschaft der sächsischen Fürsten, die nach der alten Erbverbrüderung die nächstberechtigten Erben waren. Die eigentliche Herrschaft überkommt Ludwig von Boyneburg, der kluge und tatkräftige Führer der Opposition, er übt sie in Anlehnung an die Wettiner. So hat man Anna doppelt gekränkt und erbittert, man hat der Fürstin die Macht und der Mutter den Sohn genommen. Sehr geschickt werden wir in den beiden ersten Szenen mit dieser Lage der Dinge bekannt

*) „Dem Andenken Philipps des Großmütigen zu dessen 400jähriger Geburtstagsfeier am 13. November 1904 gewidmet.“ 116 Seiten. Marburg (N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung). Preis 2 Mark.

gemacht, die Exposition ist dem Dichter mit am besten gelungen. Aber Anna gibt ihr Spiel keineswegs verloren. Durch geschickte Benutzung der Umstände, durch Klugheit, List und den verführerischen Zauber ihrer Persönlichkeit weiß sie die Mehrzahl der Stände sich geneigt zu machen. Die Ritter wollen ihr die Regentschaft überlassen, wenn sie sich verpflichten will, unter ihrer Mitwirkung zu walten. Anna beschwört das auf ein Bild des Gekreuzigten, im voraus fest entschlossen, ihren Eid nicht zu halten. Mit diesem Tage am Spieß bei Ziegenhain, wo sie die Stände zu gewinnen weiß, beginnt die Handlung. Nun fällt ein fester Platz des Landes nach dem anderen in ihre Hand, Boyneburg muß fliehen, ihren Sohn bringt sie selbst durch einen kühnen Handstreich in ihre Gewalt. Bald aber wird es der Ritterschaft offenbar, daß sie durch Anna getäuscht ist, es fällt der stolzen Frau nicht ein, irgend einen Willen neben dem ihren gelten zu lassen. Von neuem droht eine Rebellion. Da läßt Anna ihren Sohn vor der Zeit vom Kaiser mündig sprechen, in der Hoffnung, in seinem Namen um so sicherer herrschen zu können. Aber Philipp hat das Blut seiner Mutter in den Adern, auch er will herrschen, so jung er ist. Außerdem hat ihn die Mutter im innersten Herzen verwundet, indem sie das Mädchen, dem seine jugendliche Liebe gehört, ihm entrissen und zu einem verhaßten Ehebunde gezwungen hat. In einer Szene voll höchster dramatischer Leidenschaft reißt er der Mutter die Herrschaft aus den Händen und weist sie aus dem Hause. Anna schleudert ihren mütterlichen Fluch auf den Sohn und zieht sich, Wut und Groll im Herzen, zurück auf das Schloß des Grafen Solms, dem sie heimlich schon vor Monden die Hand zum Ehebunde gereicht hat. Aber die Wirkung ihres Fluches bleibt aus, Philipp behauptet dem Adel gegenüber seine Herrschaft, überwindet Sickingen, Graf Solms fällt in der Schlacht. Nun sucht Philipp Versöhnung mit seiner Mutter, und sie wird ihm zuteil. Anna verzeiht ihm, nimmt den Fluch von ihm, ja sie freut sich seiner Herrscherkraft und Größe, aber sie „kann nicht leben, ohne zu herrschen". So gibt sie sich durch eine vergiftete Hostie selbst den Tod.

Soweit der Inhalt. Wie man daraus ersieht, steht Anna ganz im Mittelpunkte der Handlung, ihr wendet sich das Hauptinteresse zu. Das ist ein großer Vorzug des Stückes vom dichterischen Standpunkte aus angesehn. Leider aber ist der Dichter bei der Mischung bedeutender und unsympathischer Züge seiner Heldin so verfahren, daß sich der innere Anteil an ihr nicht zur vollen Stärke entwickeln kann. Dieses Weib hat kaum noch etwas Weibliches an sich. Ihre ganze Seele ist erfüllt von Herrschsucht, dahinter tritt selbst ihr mütterliches Empfinden ganz zurück. Sie liebt ihren Sohn, aber vor allen Dingen ist er ihr nur ein Mittel zur Macht. Sie will herrschen um jeden Preis. Damit geht Hand in Hand eine ungebändigte Leidenschaftlichkeit. In einem historischen Romane ist solch eine Gestalt erträglich. Auf der Bühne dagegen wird schwerlich eine Frau sympathisch wirken, die in Reden und Handeln ein ungezähmtes Mannweib ist, die einen Meineid schwört, einem Ritter die Hand abhaut, dem Sohne die Geliebte brutal entreißt, aber schlechte Mädchen für seine Triebe gestattet und die sich schließlich mit dem Sakramente vergiftet, weil sie nicht mehr herrschen kann. Daß diese Frau, die auf diese Weise endigt, sterbend ihren Sohn verpflichtet, für die Heimat zu leben und zu sterben und nicht zu sündigen, glaubt man dem Dichter nicht. Denn bei ihr selbst zeigt sich im ganzen Stücke weder Heimatsliebe — Hessen ist ja auch gar nicht ihre Heimat — noch Furcht vor dem Sündigen. Man hat hier den Eindruck dichterischer Inkonsequenz, während sonst der Charakter einheitlich und lebenswahr dargestellt ist. —

Philipp, ihr Sohn, ähnelt seiner Mutter sehr, aber durchweg erscheint er als ihr lichteres, freundlicheres Abbild. Die Heftigkeit des Temperamentes steht dem werdenden Manne besser zu Gesicht als der den Jahren nach gereiften Frau, sein Sinn ist reiner, wenn auch eine starke Sinnlichkeit in seiner Natur liegt. Seine Herrschsucht ist nicht, wie bei seiner Mutter, eine blinde Leidenschaft, sondern sie hat ein Ziel: er will herrschen, um Gutes zu wirken und zu beglücken. Mit großer Feinheit hat es der Dichter verstanden, an dem Jünglinge alle die Charakterzüge gewissermaßen im Keime zu zeigen, die später bei ihrer Entfaltung den Mann so bedeutend, aber auch zeitweise so unglücklich gemacht haben.

Die übrigen Charaktere sind klar und ohne innere Widersprüche gezeichnet. Ein lebhafteres Interesse vermag aber nur die unglückliche Geliebte des jungen Fürsten, Babette von Hoheneiche, zu erwecken. Sie ist der vollste Gegensatz zu Anna. Was diese an Härte und Kraft zu viel hat, hat sie zu wenig, und wie Anna an ihrer wilden Natur zu Grunde geht, so wird sie unglücklich und elend durch ihre übergroße Fügsamkeit und Weichheit. —

Ein besonderes Lob gebührt endlich noch der Sprache. Sie ist frisch, lebendig, natürlich und trifft den Ton des sechzehnten Jahrhunderts, ohne jemals altertümelnd manieriert zu werden. So, wie Birt sie sprechen läßt, redeten in der Tat die Zeitgenossen Luthers miteinander.

Dr. Paul Schreckenbach.

Landgraf Philipps Heimkehr.

Frau Treue sitzt im Fuldatal
Am stillen Waldesrande
Und webt im hellen Sonnenstrahl
An einem Festgewande.

Der Sonntag tät sein gülden Band
Sich um die Stirne legen.
Froh wandernd durch das Hessenland,
Singt er den Morgensegen.

Und wie er seine Weise singt
Beim Kling und Klang der Glocken,
Es von dem Walde niederklingt
Wie Jauchzen und Frohlocken.

Es staubt und stampft der Rosse Huf,
Hell blitzen Helm und Wehre.
Von Mund zu Mund tönt Gruß und Ruf:
„Hie Hessen, Heil und Ehre!"

Frau Treue wirft die Spule fort,
Ihr Kleid ist wohlgelungen.
Der Sonntag lauscht und sagt kein Wort,
Wie es vorbeigesungen:

„Nun sei gegrüßt mein Vaterland,
Das ich so lang mußt' meiden,
Durch List verraten und gebannt
Von fremder Ferne Leiden!

Der Sonntag winkt, die Treue lacht,
Das mag zum Glück mir taugen,
Mein Jugendtag ist aufgewacht
Mit seinen blauen Augen.

Das nehm' ich mir zum Zeichen gut.
Auf, gebt dem Roß die Sporen!
Ob grau das Haar, jung blieb das Blut.
Das Herz ging nicht verloren!

Vergangnes Weh — es sei versenkt,
Vergraben vor der Schwelle!
Trompeter blas', die Fähnlein schwenkt:
Der Landgraf ist zur Stelle!" —

Kassel. **H. Bertelmann.**



Denkmal für Landgraf Philipp den Großmütigen
zu Merxhausen von H. Brandt.



Kleine Beiträge.

Aus zwei Briefen Bucers an den Landgrafen Philipp. Nichts trägt mehr zur Charakterisierung eines Fürsten bei als sein Verhältnis zu redlichen und unabhängigen Ratgebern. Landgraf Philipp von Hessen hatte an dem Straßburger Prediger Martin Bucer einen solchen Berater und Freund, dem sogar viele Staatsgeheimnisse anvertraut wurden. In der Geschichte der Doppelehe hat sich Bucer anfangs zwar mehr in Philipps Seele hineingedacht, als die Folgen unabhängig und kühl überlegt; als er zu spät die Nachteile für die evangelische Kirche einsah, wollte er in seiner Angst Philipp gegen seine Nebengemahlin zu einem Verfahren bewegen, das der Landgraf — zu seiner Ehre — mit Entschiedenheit und Entrüstung zurückwies (15. Juli 1540). Aber sonst sehen wir Bucer immer eifrig bestrebt, dem Fürsten gut zu raten und ihn zur Erfüllung seiner Pflichten ernstlich anzuhalten.*) So schrieb er**) aus Marburg (25. Dezember 1539) in folgendem Sinne an Philipp (Lenz, Briefwechsel des Landgrafen Philipp mit Bucer, I, 121): Der Allmächtige wolle den Landgrafen leiten und geben, daß er mit der Tat im fürstlichen Dienste eifriger sei. Ach Gott, es wird böse Ordnung hier und anderswo gehalten, denn man weiß, daß der Fürst mit keinem Nachdruck zur Sache tut. Das Volk verwildert, das unzüchtige Leben

*) Leider ließ Philipps Umgebung es an Offenheit fehlen; nur wenige wagten es, dem Fürsten zu widersprechen. Bucer an Philipp 4. Jan. 1542. Lenz II, 53.

**) Rechtschreibung wie Ausdrucksweise ist der unsern angenähert, auch einiges gekürzt.

nimmt überhand. Der Landgraf vermag dem wohl zu steuern, wenn er sich die Zeit nimmt und selbst an allen Orten nach der Regierung sieht und mit rechtem Fleiß erforscht, wie alle Ordnung gehalten wird. Wenn aber die Bösen wissen, daß auf nichts beharrt wird, so fällt leider bei vielen eine große und gefährliche Verachtung auf den Fürsten und sein Gebot. Es ist also wahrlich hohe Zeit, daß Philipp sich als einer beweise, der dem Herrn diese große fürstliche Gewalt mit Ernst verrichten will. Ihm stehen gottesfürchtige Leute allenthalben zur Verfügung, die alle Notdurft wohl anzeigen und die rechte Arznei auch weisen können. Der Landgraf muß diesem mit allem Ernst nachtrachten, denn es ist wahrlich zum höchsten vonnöten. Und insonderheit hat er Heinz von Lüder, Meister Adam (Kraft, Prediger in Marburg) und mehr solcher verständigen und eifrigen Leute zu befragen, wie es allenthalben im Fürstentum steht, und wie den Sachen zu helfen ist. Denn wahrlich, wahrlich, wo so schwere, verruchte Verachtung Gottes und der Obrigkeit herrscht, da ist der Teufel zu mächtig und den Leuten nichts Gutes zuzutrauen. —

Der Bußprediger sah wohl zu schwarz. Aber er spann seinen Gedanken später fort (Gießen, am 19. April 1540; Lenz I, 167) und entwarf dabei ein kleines Sittenbild:

Magister Adam Kraft hat aus Marburg schlimme Kunde gebracht. Das Laster der Trunkenheit ist dort eingerissen und wird durch die Ratsleute, die meist selbst Weinschenken sind, genährt. Vergebens suchen Statthalter und Schultheiß zu steuern. Jetzt wollen jene sogar eine Bittschrift an den Landgrafen richten, um an dem Tage nach den Hochzeiten ein Gastmahl halten zu dürfen. Philipp wird aufgefordert, sie zu empfangen, wie sie es verdienen, am besten aber selbst nach Marburg zu gehn und die Zucht wieder herzustellen. Denn des Landgrafen schuldige Pflicht ist es, das göttliche Amt der fürstlichen Obrigkeit so auszurichten, daß er selbst so viel wie möglich nach seinem Volke sehe, zumal in den vornehmen Städten, auf welche die anderen blicken. Deshalb hielten auch die alten, frommen Fürsten ihr Hoflager nicht an einem und demselben Orte, sondern zogen von Amt zu Amt, um den Amtleuten auf die Finger zu schauen. Fürstliche Kurzweil, wie die Jagd, darf nur dazu gebraucht werden, damit die Last der Regierungsgeschäfte sich desto besser ertragen läßt. Niemals soll das Vergnügen das fürstliche Geschäft sein. Es genügt nicht, bloß die Bittschriften zu lesen; die Fürsten müssen selbst hören und fragen, wie die Religion und wie die äußere Polizei steht. Dies ist mühselig, aber auch lohnend. Schreckliche Strafe dagegen steht denen bevor, die wohl fürstliche Ehre und Ergötzlichkeit haben wollen, die Arbeit jedoch von sich schieben. Ebenso eifrig wie für die Religion muß der Landgraf in der Abstellung so schädlicher Laster sein, wie die Trunkenheit ist. Sie macht die Leute arm, unfähig, ihre Schatzung zu bezahlen, und aufrührerisch. Zu Ziegenhain hat man dieses Jahr für 2500 Gulden Wein vertrunken, zu Marburg in einem Vierteljahre für 3000 Gulden! Ist das nicht zum Erbarmen? Kein Wunder, daß kein Geld im Lande bleibt. Deshalb möge seine fürstliche Gnaden geruhen, um Gottes Willen sich nach Marburg zu verfügen, wo es am ärgsten steht, und eine christliche Untersuchung der Kirche und Polizei halten . . . Die Amtleute sind etwas grob fleischlich und die Pfarrer fahrlässig, etliche auch lassen sich vom Weine oft überwinden. Von den Junkern und Ratsherren hilft einer dem andern, und wenn sie einen von den Armen auf gutem Wege bemerken, stoßen sie ihn zurück mit ihrem „Überbolderen".*) So können die armen Leute die Kirche Christi nicht erkennen unter den wilden Herren, noch Lehre und Leben recht unterscheiden. —

Philipp versprach in seiner Antwort, Bucers Ratschlägen über Jagd und gute Regierung nachzukommen. Daß es ihm nicht an Fleiß fehlte, ist oben in seiner Charakteristik erwähnt. A.

Vortrag von Dr. F. Seelig. Im Hessischen Geschichtsverein zu Kassel hielt am 24. Oktober Herr Dr. philos. Fritz Seelig einen Vortrag über den Landgrafen Philipp im Urteile seiner und unserer Zeit. In großen Zügen gab der Redner ein Charakterbild seines Helden, dessen Geschichte, wie die Leser unserer Zeitschrift bereits erfahren haben werden, er zu seinem Spezialstudium gemacht hat, und verflocht damit die über ihn im guten wie im bösen gefällten Äußerungen. An Lobrednern hat es Philipp bei Lebzeiten sowohl wie nach seinem Tode nicht gefehlt, aber auch nicht an dem heftigsten Tadel, wozu besonders sein Liebesleben Veranlassung bot. Bei den Hörern seines hochinteressanten Vortrages, der mit kräftigen Farben das Bild des so eigenartigen Fürsten vor dem geistigen Blick erstehen ließ, mußte Herr Dr. Seelig eine eingehende Kenntnis der Verhältnisse und Begebenheiten voraussetzen, denn sonst wäre es überhaupt nicht möglich gewesen, innerhalb einer Stunde die Fülle des vorliegenden Stoffes zu bewältigen. Die Urteile, die über Philipp von den Tagen seiner Kindheit an bis zu seinem Ableben gefällt worden sind, mögen sie nun lobend oder übelwollend sein, lassen ihn als einen außergewöhnlichen Menschen erscheinen, an dem der

*) Damit ist wohl polternde Rede gemeint.

„Hessische Kopf", den Luther an ihm findet, hauptsächlich hervorsticht. Philipp ist als „Herrenmensch" zu nehmen, und von diesem Standpunkt aus ist er auch ein moderner Mensch. Mancher Widerspruch in den ihm zuteil gewordenen Beurteilungen ist durch die neuere Forschung zwar schon beseitigt worden, aber es ist noch lange nicht genug geschehen. Die Archive müssen noch mehr durchforscht und dazu auch die nötigen Mittel zur Verfügung gestellt werden, denn es gibt, wie Leopold von Ranke ausgesprochen hat, in der Geschichte nur eine Wahrheit, und die soll auch dem Landgrafen Philipp leuchten. In dem sich über die Taten des großen hessischen Fürsten in ihrer Gesamtheit verbreitenden Vortrag riß der Redner durch seine temperamentvolle Erzählungsweise die Hörer mit sich fort, so daß ihm ein sehr reichlicher Beifall für seine fesselnden Ausführungen lohnte.



Bücherschau.

1504—1904. Festschrift zum Gedächtnis Philipps des Großmütigen, geboren am 13. November 1504. Herausgegeben vom Verein für hessische Geschichte und Landeskunde. IV, 358 S. 8°. Kassel (Kommissionsverlag von Georg Dufayel) 1904. [Auch unter dem Titel: Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. N. F. 28. Band. Kassel 1904.]

Inhalt: Zu unserm Titelbilde (v. Drach). S. I—IV. Landgraf Philipp der Großmütige. Von Karl Wenck. S. 1—13. Die Entführung der Landgräfin Elisabeth durch ihren Vetter Philipp (1518). Ein Beitrag zu Philipps Charakteristik. Von L. Armbrust. S. 14—30. Die Verhandlungen im Schmalkaldischen Lager vor Giengen und Landgraf Philipps Rechenschaftsbericht. Von Walter Möllenberg. S. 31—62. Nachträge zum Briefwechsel des Landgrafen Philipp mit Luther und Melanchthon. Von Franz Gundlach. S. 63—87. Das Vorspiel der Reformation in Hersfeld. Von Wilhelm Dersch. S. 88—98. Philipp der Großmütige und die Deutschordensballei Hessen. Von Albert Huyskens. S. 99—184. Die Stadt Kassel und der Ablaß von 1517. Von Friedrich Wiegand. S. 185—188. Landgraf Philipp auf dem Wormser Reichstage des Jahres 1521. Von Friedrich Küch. S. 189—209. Landgraf Philipp und die Einführung der Reformation in Hessen. Von Friedrich Küch. S. 210—242. Die Stellung des Landgrafen zum Kirchenbann im Jahre 1532. Von Friedrich Küch. S. 243—252. Landgraf Philipp und die Anhänger der Reformation in Hildesheim. Von Wilhelm Dersch. S. 253—258. Der Bauernkrieg in den Stiftern Fulda und Hersfeld und Landgraf Philipp der Großmütige. Von O. Merx. S. 259—333. Die ersten Marburger Prädikanten. Von Albert Huyskens. S. 334—348. Die Doppelehe Landgraf Philipps in neuer Beleuchtung. Von Karl Wenck. S. 349—358.

Wiegand, Friedrich, Prof. D. „Philipp der Großmütige als evangelischer Christ." Festrede. Marburg (Verlag der N. G. Elwertschen Buchhandlung) 1904. Preis 0,60 M.

Wir haben die Festrede des Herrn Professor D. Wiegand, die bei der Feier des 400. Geburtstages Philipps des Großmütigen im Rittersaale des Marburger Schlosses auf der 70. Jahresversammlung des Hessischen Geschichtsvereins gehalten wurde, bereits in dem Bericht über diese festlichen Veranstaltungen auf Seite 213 d. Jahrgs. gewürdigt. Als eine Schilderung, die sich über das innere Wesen Philipps ebenso offen als überzeugend ausspricht und eine nachhaltige Wirkung erzielt, empfehlen wir unsern Lesern diese Schrift des Herrn Professor D. Wiegand auf das wärmste zur Lektüre.

Schmidt, Max Georg. Untersuchungen über das hessische Schulwesen zur Zeit Philipps des Großmütigen. Beiträge zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in Hessen-Nassau-Waldeck. Hrsg. von der Gruppe Hessen-Nassau-Waldeck der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. A. u. d. T.: Beihefte der Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte 4. Texte und Forschungen zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Ländern deutscher Zunge. IX. VI, 71 S. gr. 8°. Berlin (A. Hofmann & Co.) 1904. Preis 1,60 M.

Eine willkommene Spende der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte zum Philippsjahr! In guter Gliederung gibt der Verfasser (Oberlehrer an der Oberrealschule zu Marburg) auf Grund des fleißig gesammelten gedruckten Materials eine eindrucksvolle Darstellung des hessischen Schulwesens im 16. Jahrhundert. Die Ausdehnung der Forschung auf Archivalien erwies sich untunlich, weil die bezüglichen Akten des Königlichen Staatsarchivs zu Marburg vorläufig noch nicht geordnet sind. Begreiflicher Weise hat der Verfasser die Grenzen von Philipps Regierungszeit häufig überschritten, um die weitere Entwickelung unter seinen Söhnen Wilhelm und Ludwig zu verfolgen. Das Material lieferten ihm die Sammlung der Landesordnungen, Diehls Schulordnungen des Großherzogtums Hessen, die Universitätsschriften von Hildebrand und von Cäsar (für die Marburger Schulen), die Kasseler Programme von C. F. Weber (für die Kasseler Schulen) und eine Reihe hessischer Stadtgeschichten. Es liegt auf der Hand, daß sich aus diesen Quellen nur ein Bild der gewollten und der gewordenen Zustände zeichnen ließ, nicht des Anteils, den Landgraf Philipp und seine Berater jeweils fördernd an der neuen Entwickelung genommen haben. Hochgespannte Pläne für die Aufrichtung eines wohlgegliederten Unterrichtswesens treten hervor in

der Homberger Reformationsordnung (cap. 30 f.), ihre Beurteilung wird abhängig zu machen sein von der allgemeinen Würdigung dieses nicht verwirklichten Entwurfs, weiterhin sind die Ordnung von 1537 („Sammlung“ I, 105) und die Fundationsurkunde der Kasseler Pfarren und Schulen von 1539 schöne Zeugnisse von Philipps weitsichtiger Fürsorge, die neben Universität und Mittelschule auch die Volksschule ins Leben zu rufen und für den Unterhalt der Lehrer zu sorgen trachtete. Die zuletzt erwähnte Urkunde ist vollständig in der Zeitschrift für hessische Geschichte, N. F. I (1887) S. 378 f., gedruckt. Bisweilen wünschten wir etwas genauere Wiedergabe der Büchertitel und Seitenzahlen, so S. 16 Anm. 1 bei Anführung der Schriften von Kolbe (Die Einführung der Reformation in Marburg, Mbg. 1871), und von Bücking (Die alte Marburger Schule o. O. u. J., vgl. den langen Titel bei Ackermann, Bibliotheca Hass. 2. Suppl. S. 15).

Der Inhalt des Heftes ist zu mannigfaltig, als daß wir versuchen könnten, ihn in einen Auszug zu bringen. Wir wünschen und versprechen dem Verfasser dankbare Leser und hoffen, daß die Veröffentlichungen, welche der Vorsitzende der Gruppe Hessen-Nassau-Waldeck der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, Oberrealschuldirektor Dr. Knabe (Marburg) versprechen konnte — Ausgaben der Schulordnungen Frankfurts und des ehemaligen Herzogtums Nassau — in nicht zu ferner Zeit ans Licht treten werden. K. Wenck.

Becker, Hans Otto. Die Schwurgenossen. (Historische) Erzählung aus der Zeit Philipps des Großmütigen. Gießen (Emil Roth) o. J. [Juli 1904.] A. u. d. T.: „Bibliothek vaterländischer Sagen und Erzählungen. Band III.“ 8°: VIII, 144 S. Preis M. 1,50, gebunden in Leinen M. 2.—.

Diese Erzählung, in der Art der Brand'schen Romane, doch etwas kräftiger und weniger monoton, ist als kleiner Beitrag zur Landgraf Philipp-Literatur freudig zu begrüßen auf dem wichtigen Gebiete der Volks- und Jugendschriften. — Drei Darmstädter Freunde erleben mit Landgraf Philipp den Sickingenschen Überfall von 1518, Landgraf Philipps Einzug in Worms (1521) und die Rache vor Nannstall (so heißt es stets bei Lauze statt Landstuhl!) im Mai 1523. Heinrich Waldinger wird, weil er seinem Eide treu bleibt, der Gemahl seiner Margarete, der Schwester Jörg Trautmanns, der selber unbeweibt bleibt wie (bis auf weiteres) der Dritte im Bunde, Albrecht Sturm, der für sich ein Würzburger Rittergut erwirbt. Im Wirbel des Bauernaufstandes wird Jörg mit in die Bewegung verstrickt und wäre vor Frankenhausen dem Henker verfallen, wenn ihn nicht sein Schwager, der ihm nachgereist war, gerettet hätte und die Fürsprache seines Freundes Sturm, der vor Nannstall einst dem Landgrafen Philipp einen großen Dienst geleistet hatte. Alle drei treten dann mit ihrem Landesherrn gemeinsam zur neuen Lehre der Evangelischen über, aber das Jahr 1534 bringt einen Riß in den Bund der Schwurgenossen, da Sturm zur österreichischen Partei hält, verführt durch eine junge Witwe, die er sehr liebt, während sie ihn verriet. Voll Reue über diesen Treubruch an seinen Freunden, saß er krank an Leib und Seele auf seiner Burg, bis die zwei Genossen ihn aufrüttelten und treu pflegten in alter Liebe und Freundschaft. Der Schmalkalder Krieg führt uns dann zwölf Jahre später nach Darmstadt, das 1547 vom Grafen Büren erobert wird, aber erst nach tapferster Gegenwehr, und 1552 hören wir, nach all der Not der fünfjährigen Gefangenschaft, wobei Sturm bei dem bekannten Mißlingen eines Befreiungsversuches sein Leben gelassen hatte, mit Freude die langersehnte Kunde von kommenden, besseren Zeiten für das Hessenland erklingen.

Bis auf wenige geschichtliche Unwahrscheinlichkeiten und einige poetische oder stilistische Härten in der Darstellung ist diese schlichte Erzählung dem Verfasser recht wohl gelungen.

Brounzell, Anfangs September 1904. Dr. Seelig.

Herrmann, Fritz, Lic. theol. Hessisches Reformationsbüchlein für Schule und Haus. Marburg (N. G. Elwertsche Universitäts-Buchhandlung) 1904. Preis 50 Pf.

Das auf Veranlassung des Großherzoglichen Oberkonsistoriums in Darmstadt von dem Oberlehrer an der dortigen Viktoria-Schule und dem Lehrerinnen-Seminar Fritz Herrmann verfaßte Büchlein ist für das Großherzogtum Hessen und Kurhessen von der gleichen Bedeutung und hat für beide Gebiete denselben Wert. In der Einleitung behandelt es die kirchlichen Verhältnisse vor der Reformation, schildert sodann im ersten Abschnitt den Beginn der Reformation bis zum Höhepunkt des Schmalkaldischen Bundes (1517—1539) und im zweiten die Zeit vom Niedergang des Bundes bis zum Tode Philipps des Großmütigen. Der Anhang gibt ferner Aufschluß über die Eigenart der hessischen Kirche, ihre Verfassung, die geistliche Dichtung in Hessen und den Einfluß Hessens auf die Reformation in außerhessischen Gebieten. Das Büchlein ist in hübscher Ausstattung erschienen und mit zahlreichen Bildern versehen, welche die Helden der Reformation und zahlreiche hessische Städte, sowie Erinnerungsstätten, Denkmäler usw. in guter Wiedergabe vor Augen führen. Wie der Verlag uns mitteilt, ist bereits die zweite Auflage des Reformationsbüchleins in Vorbereitung.

Sämtlichen Herren, die uns bei dieser Nummer unterstützt haben, besonders Herrn Museumsdirektor Dr. Boehlau, durch dessen Güte wir die Abbildungen der Münzen auf den Seiten 307, 308 und 309 bringen konnten, sagen wir verbindlichsten Dank.

Redaktion und Verlag des „Hessenland“.

Epilog.

Zum 13. November 1904.

Philippus „Magnanimus“ zubenannt,
Du größester Landgraf zu Hessen!
Heut', wo schon das vierte Jahrhundert schwand,
Im Heimatland niemals vergessen;

Wie hin Du zur Wahrheit Dich selbst gebracht,
Wie treu Du zur Lehre gestanden,
Gebeugt nicht durch Tücke und Kerkersnacht,
Lebt ewig in hessischen Landen.

Laß schmähen die Fremden, die Neider all',
Uns Hessen soll's heut' nicht erbosen:
Wir rufen, mit herzlichstem Widerhall,
Heil immerdar: „Philipp dem Großen!“

Marie Brant.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 23. XVIII. Jahrgang. Kassel, 2. Dezember 1904.

Wie bald!

Ein rasender Reiter ist der Tod.
Rasch kommt die letzte Sterbenot.
Eh' Du's gedacht,
Naht schon die Nacht:
Wie bald ist es geschehn!

Aus Einem Becher trinkt die Lust
Mitsamt dem Leid. In Einer Brust
Wohnt Hoffen grün
Und sein Verblühn:
Wie bald ist es geschehn!

In tausend Funken jäh zersprüht
Der Stern, der eben noch geglüht.
Der Blütenbaum
Welkt wie ein Traum:
Wie bald ist es geschehn!

Das wilde Wellenrauschen muß
Verebben in dem wildsten Fluß,
Und wie die Flut
Ebbt auch der Mut:
Wie bald ist es geschehn!

Da reiterrasch in Nacht vergeht,
Was heut' noch strahlend Dich umweht,
Leb' in der Zeit
Schon Ewigkeit:
So wirst Du nie vergehn!

Bensheim. **Karl Ernst Knodt.**

In kühler Erde.

(Nachdruck verboten.)

Die erste Nacht in kühler Erde
Wirst Du nun schlummern ganz allein,
Fern von der Mutter warmem Herde,
Im engen dunklen Kämmerlein.

Als sie nach bitter'n Todesschmerzen
Dich trugen weg zum stillen Ort,
War mir's, als ob von meinem Herzen
Ein Stück sie trügen mit Dir fort.

Allein blieb ich mit meinen Tränen,
Und überall such' ich nach Dir,
Doch, ach, vergeblich ist mein Sehnen;
Nie kehrst Du wieder heim zu mir.

Doch ob sie Dich auch fortgetragen,
Wirst Du doch schlummern nicht allein:
Stets wird, bis es verlernt zu schlagen,
Das Herz der Mutter bei Dir sein.

Fulda. **R. v. Boxberger.**

Mein deutscher Wald.

Lebt eine Liebe mir im Herzen.
Den Lippen leiht sie Lied und Wort.
Wär' ich am fernsten Weltenende,
Ich weiß es wohl: sie wachte fort.
Das ist die Lust am deutschen Walde.
Der Opferflamme gilt sie gleich.
Sie loht empor zu seiner Ehre
Und drängt mich in sein grünes Reich . . .

Und kehrt' ich wieder aus der Fremde
Und trät' an eines Waldes Rand,
Dann wollt' ich meine Schuhe lösen
Und wandeln wie durch heil'ges Land,
Und wollte heimat-selig trinken
Im großen Dom vom Trank der Ruh',
Und wollt' aufs Herz die Hände legen:
Mein deutscher Wald, was ist wie du?!

Ravolzhausen. **Sascha Elfa.**



Eine alte deutsche Sondergemeinde.

Von Reinhard Eschstruth.

In einigen altbischöflichen Städten des fränkischen Reiches sind durch Zentralisierung von Sonder- oder Spezialgemeinden größere Städtefreiheiten hervorgegangen. Am bekanntesten sind die Parochien Kölns, deren Verfassung in den Schreinsurkunden aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts beschrieben ist. (Vgl. Liesegang, Die Sondergemeinden Kölns.)

Hervorgegangen aus den altgermanischen Hundertschaften oder Markgenossenschaften, sind diese ersten kommunalen Gebilde längst in der Entwickelung der großen rheinischen Städte untergegangen. Nur im Gebiete der ehemaligen fränkischen Völkervereinigung hat sich, wo der fränkische und hessische Leinegau und der sächsische Leinegau zusammenstießen, bis auf unsere Tage eine alte Sondergemeinde in Form und Verfassung noch lebenskräftig erhalten. Es ist die Pfännerschaft zu Allendorf a. Werra. Erst im 15. Jahrhundert wird diese alte Korporation Pfännerschaft genannt, während sie nach den ältesten Urkunden als „Geburschaft" bezeichnet wird, wie auch das heutige Siegel der Pfännerschaft noch die alte Bezeichnung führt. Geburschaft ist jedoch die alte Bezeichnung für eine Sondergemeinde. (Gierke, Genossenschaftsrecht Bd. I, S. 253; v. Below, Entstehung der deutschen Stadtgemeinde S. 38; Justus Moeser, Osnabrückische Geschichte.) Die alte Sondergemeinde hatte kommunalen Charakter nach Verfassung und Eigentum in der Art der fränkischen Sondergemeinde.

Wir stehen hier auf altem Kulturboden, dessen Besiedelung durch das Vorkommen reicher Salzquellen begründet ist. Es finden sich in sprachlicher Hinsicht keltische Anklänge vor, auch soll nach Tacitus Ann. XIII, 57 hier der Kampf zwischen Hermunduren und Katten um die Salzquellen stattgefunden haben. (Rhenanus, Salzbibel.) Karl der Große regelte 774—779 die Zoll- und Marktgerechtigkeit in dem alten Western, dem heutigen Sooden. Urkunden aus dem 12. Jahrhundert bestimmten die Salzabgabe an die Kirche, welche die Pfännerschaft heute noch als Klostersalz leistet. Während aus der Zeit der Zugehörigkeit zu Thüringen von der Geburschaft wenig bekannt ist, ist mit dem Übergang des Landes an das Haus Brabant infolge des thüringischen Erbfolgekrieges die Geschichte der alten Geburschaft durch Urkunden belegt, die sich im Archiv der Pfännerschaft befinden und mit dem 1. Mai 1300 beginnen. An diesem Tage bestätigte Heinrich I. die Privilegien der Bauern, „die geerbt sein zu dem Salzwerk". Heinrich der Eiserne schreibt 1332: . . . „bestedige Wir Inn an disen gegenwertigen briuve also wir auch an andern Unsen briuve Inn bestedigt han alle Ire recht das Sy syve heißen geburschaft also das nymant sal an der vorgenanten phannen siden noch sy besitzen er sy geerbt zu dem Salzwergk end enhabe geburschaft zu den geburschaft zu den soden." Landgraf Wilhelm der Mittlere bestätigt seinen „lieben getreuen Gebaurn genant pfenner Ire alte recht das sie heissen gebaurschafft mit allem das von altersher daran hanget, also das niemandt sal adder magk an der genanten Salzwerken und pfannen teile haben, besitzen adder Salz sieden. Er sei denn aus der gebaurschaft geboren." Sollten der Landgraf oder seine Erben Teile am Salzwerk erwerben, so wollten sie diese nicht behalten, sondern für den bezahlten Kaufpreis den Pfännern zum Kaufe überlassen.

Die Geburschaft, welche heute noch ihren freien Sitz im Rathaus zu Allendorf hat, war ursprünglich zusammengetreten zur Bewirtschaftung der nahen Salzquellen zu Sooden. Neben eigenen Waldungen im Umfang von etwa 1200 Morgen stand der Geburschaft das Recht zu, in den sämtlichen heutigen Stadtwaldungen von Allendorf sowie einem größeren Gebiete des nahen Eichsfeldes eine Fläche, die etwa 20000 Acker Wald umfassen würde, forstwirtschaftlich auszunutzen, d. h. das Holz herunterzuschlagen, sobald dasselbe „geräsig" war, und zum Zwecke der Salzsiedung zu benutzen. Diese alte Nutzung, welche heute einen sehr hohen Wert repräsentieren würde, wird in den alten Verträgen mit dem Ausdruck „Zirkrecht" bezeichnet. Am nächsten kommt diese Nutzung der Allmende, der ungeteilten Gemeindenutzung. (Vgl. Gierke, Genossenschaftsrecht I, S. 221—229.) Nur eine selbständige, autonome Gemeinde konnte so weitgehende Rechte erwerben, die so früh in den Besitz der Gemarkung getreten war. Der Geburschaft stand auch der Rechtspruch in Straf- und Zivilsachen zu. Die Strafen bestanden bei

Totschlag in Verbannung auf 100 Jahr und 1 Tag, bei Wunden in Verbannung auf 1 Jahr und 1 Tag.

Durch gute Wasser= und Landstraßen entwickelte sich der Salzhandel sehr günstig, und Höfe sowie Klöster sicherten sich eine Abgabe, welche die Geburschaft in Gestalt von Naturalsalz zu liefern hatte.

Allmählich bildeten sich neben dieser alten Sondergemeinde die Stadt Allendorf und um die Salzquellen herum die politische Gemeinde Sooden. Die Entwickelung der Gemeinden ist also hier eine dezentrale im Gegensatz zu den rheinischen Städten, und die Erhaltung der alten Rechte der Geburschaft hat vielfach eine Belastung und einen Hemmschuh in der Entwickelung der Gemeinden gebildet. Neben den alten Rechten ist auch die Verfassung der Geburschaft erhalten geblieben und hat seit den ältesten Zeiten eine vorzügliche Vertretung durch den Ausschuß, welcher sich aus 18 Mitgliedern zusammensetzt, gefunden. Den Vorsitz führt der Senior nach Dienstjahren. Der Ausschuß wird auf Lebenszeit durch Kooptation gewählt. Sonst weist die Organisation viel Ähnlichkeit auf mit der Richerzeche in Köln, jener aristokratischen Sondergemeinde, welche im Mittelalter einen so bedeutenden Einfluß auf die Verwaltung der Stadt Köln ausübte, und die ihre Verfassung ebenfalls der Burschaft entlehnt hat. (v. Below, Entstehung der deutschen Stadtgemeinde S. 38.)

Viele Adelsfamilien gingen aus der Geburschaft hervor, und namentlich im Ausschuß war der Adel stark vertreten. Die Geburschaft war eingeteilt in 42, später 44 Kothe, und diese wieder in Misten= und Holzmarkerzechen. Die Mistenzechen waren die ursprünglichen Zechen der Freien und Adeligen, wozu später durch Anbau kleinerer Leute die Holzmarkerzechen hinzutraten, die später mit jenen gleiche Rechte erlangten. Das Rechnungswesen wird durch zwei Pfännersalzgräfen geführt, welche von der gemeinen Pfännerschaft durch geheime Abstimmung ohne Rücksicht auf die Größe des Anteils gewählt werden. Die lärmenden Gelage, welche mit dieser Wahl verbunden waren, sind unter dem Namen „Pfännerschmäuse“ bekannt geblieben, jedoch heute beseitigt. Außer bei den Wahlen trat die Gemeindeversammlung bei wichtigen Anläßen zusammen. Mit ihr, „so zu einem Hauff“ auf dem Rathaus zu Allendorf persönlich oder durch Vollmacht vertreten war, schloß Philipp der Großmütige jenen Vertrag im Jahre 1538 ab, durch welchen er Privatanteile an der Saline nahm und Pfannen in Sooden aufstellte. „Dem Fürstenthumb zu Hessenn gemeynen armen man, auch Landen vnd Leuthen zu forderungen vnd gutem, vnd damit die fürstlich Cammer zu Hessenn so viel mehr gebessert vnd so viel minder noit werde, denn armen man mit schatzungen anzulegen vnd zu beschweren.“

Philipp der Großmütige war noch nicht 2 Jahre Miteigentümer der Saline, als Streitigkeiten wegen des Betriebes mit der Geburschaft entstanden. Diese führten dazu, daß 1541 die erste und 1554 die zweite Verpachtung des ganzen Salzwerkes an den Landgrafen zustande kam. Landgraf Wilhelm IV., welcher im Namen seines Vaters die Verwaltung des Salzwerkes führte, bestellte im Jahre 1563 den Pfarrherrn Rhenanus zu Allendorf zum Salzgräfen, einen Zeitgenossen des bekannten Fabeldichters Burkhard Waldis, welcher aus einer angesehenen Pfännerfamilie stammte und dessen Andenken noch heute durch eine Stiftung in der Pfännerei erhalten ist. Den großen Aufschwung, welchen die Saline in der Folge nahm, verdankt sie dem Genie und praktischen Blick des Rhenanus. Er war der erste, welcher in Deutschland die Braunkohle für die Salzsiedung einführte und durch Bergbau auf dem nahen Weißner gewann. Sein Leben war reich an manchen Abenteuern, so daß ihn der Superintendent Gravius auf einer Synode zur Rechenschaft zog. Mit seinem Kollegen Homberg lebte Rhenanus nicht im besten Einvernehmen; nur in der Verehrung des edlen Rebensaftes stimmte er mit ihm überein. Der Landgraf schrieb an Homberg: „.... Denn wenn Du und der Pfarrherr solltet abgehen, wie ihr dann beide Sauffens halben euch nitt krenket und euer Leben schwechet, so wäre itzo kein Mensch nitt mehr, der des Salzwerkes Ankunft oder Gelegenheit wüßte.“ Den großen Durst entschuldigte der Landgraf beim Superintendenten, „daß er (Rhenanus) wegen des Salzleckens ihn nicht würde löschen können“. Im Jahre 1589 schreibt Rhenanus, er liege tödlich krank, schickt aber dem Landgrafen ein Fäßchen von drei Vierteln und bittet, es ihm mit einem wohlschmeckenden reinen Weine füllen zu lassen, da dies doch vieileicht der letzte sein würde, den er trinken könne. Der Landgraf erfüllte diese Bitte; im Mai desselben Jahres segnete Rhenanus das Zeitliche. Er hatte den Abschluß der letzten Verpachtung nur um drei Jahre überlebt. Bekannt ist sein Werk „Neu Salzbuch“, worin er seine Erfahrungen und die Geschichte der Saline niedergelegt hat. Dieses Buch, später Salzbibel genannt, ist nur in zwei Exemplaren vorhanden, und zwar auf dem Kgl. Oberbergamt in Clausthal und auf der ständischen Landesbibliothek zu Kassel.

Am 3. Mai 1586 schloß Landgraf Wilhelm IV. mit der Geburschaft die letzte oder ewige Verpachtung ab, jenes denkwürdige, einzigartige Dokument, welches heute noch zu Recht besteht. Der Landgraf verspricht in diesem Pachtvertrag (Lokazion) mit Zustimmung der Landstände und Ritterschaft, das Salzwerk so lange in Pacht zu behalten, als der Salzbrunnen ergiebig bleibt, die Waldungen Holz und der Weißner Kohlen liefern. Sicherheit wurde in diesem wie in den beiden früheren Pachtverträgen der Geburschaft durch Stellung von Bürgen aus dem Adel, der Ritterschaft und den Städten geleistet in Form des „Obstagium" (Einstellung), der mittelalterlichen Bürgschaft, wonach der Schuldner so lange in eine Herberge ziehen mußte, bis der Gläubiger befriedigt war. Seit 1541 befindet sich das Salzwerk in Pacht der jeweiligen Landesregierung. Längst sind die alten Betriebseinrichtungen der Geburschaft verschwunden und in dem aschebedeckten Boden begraben, doch die Verfassung der alten Sondergemeinde hat sich jung und lebenskräftig erhalten bis auf den heutigen Tag. Sie hat den Stürmen der Zeit Trotz geboten und ragt in die Neuzeit hinein als eine ehrwürdige Erscheinung korporativen Lebens.

Oberbergrat Engels, welcher in der Zeitschrift für Bergrecht, Band 21, S. 178—220, die Rechtsgeschichte der Saline Sooden in sehr ansprechender Weise schildert, führt die Bezeichnung Geburschaft mehr auf ein zunftmäßiges Recht zurück. Es ist möglich, daß die Entwickelung der Gilden auch diese alte Korporation beeinflußt hat. Auch die Einführung des preußischen Bergrechts in Kurhessen ging nicht spurlos vorüber. Wo die preußischen Verwaltungsbehörden Gelegenheit hatten, sich mit der alten Sondergemeinde zu beschäftigen, wurde diese als Gewerkschaft älteren Stils bezeichnet. Während die Gewerkschaften erst infolge der neuen Berggesetze sich entwickeln konnten, reicht auch die „Gewerkschaft älteren Stils" nicht an das Alter der „Geburschaft" heran, wie überhaupt die Entwickelung des Bergbaues viel spätere korporative Entwickelung aufweist. Mit der Verfassung der Aktiengesellschaften hat die Korporation keine Ähnlichkeit, wenn man die Einteilung des Eigentums und die beschränkte Übertragbarkeit der Anteile berücksichtigt. Übrigens reichen die ersten Anfänge der Aktiengesellschaften bis ins 14. Jahrhundert zurück.

Durch die Einverleibung des Kurfürstentums Hessen in den preußischen Staat ist der Pachtvertrag von 1586 mit dem Landgrafen Wilhelm IV. auf den preußischen Staat übergegangen. Dieser übt heute alle Rechte aus, welche ehemals die alte Sondergemeinde besaß. Die Geburschaft ist heute Staatspensionärin und bezieht eine jährliche Pacht von zirka 36 000 Mark, welche sie an ihre Mitglieder zur Verteilung bringt. Ungefähr ein Fünftel der Revenuen kommt frommen Stiftungen zugute. Der Lauf der Zeiten brachte oft schwere Kämpfe um Zahlung der Pension, um die Existenz der Geburschaft. Die Anteilnahme Philipps des Großmütigen an dem Betriebe schmälerte die alten Rechte. Der dreißigjährige Krieg brachte eine vollständige Verwüstung des Salzwerkes mit sich, die westfälische Zeit schwere Prozesse wegen Zahlung der Revenuen, und noch in jüngster Zeit mußte die Geburschaft einen langwierigen Prozeß wegen Erhaltung ihres Grundeigentums in Sooden führen. So ist es nur der Zähigkeit des hessischen Volkscharakters zu verdanken, wenn sich diese alte Sondergemeinde bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Die ersten Anfänge kommunaler und korporativer Entwickelung in Deutschland sind noch vielfach in Dunkel gehüllt*), und die lebenskräftige Verfassung einer Sondergemeinde, die aus der alten Burschaft hervorgegangen ist und vermöge ihrer Verfassung ihren fränkischen, kerndeutschen Charakter gewahrt hat, ist eine so seltene Erscheinung, daß sie weitere Beachtung verdient.

*) Vgl. die Aufsätze von Heinrich Keßler im lfdn. Jahrg., Nr. 3—5 und 10, 11. Weitere Beiträge des genannten Herrn zu diesem Gegenstand sind in Aussicht. D. Red.

Die schmalkaldischen Bundestaler Landgraf Philipps.

Von Theodor Meyer.

Unter den hessischen Münzprägungen nehmen die sogenannten schmalkaldischen Bundestaler eine eigenartige Stellung ein. Geschlagen in den Jahren 1542 bis 1547 gemeinschaftlich vom Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und dem Landgrafen Philipp zu Hessen, gehören sie der Münzkunde beider Staaten an und sind vermöge ihrer Präge sowohl hessische wie sächsische Landesmünzen. Bevor ich die Taler näher beschreibe, mögen erst einige Worte über ihre geschichtliche Entstehung vorausgehen. Im Sommer des Jahres 1542 wollte der damalige Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, ein heftiger Gegner der evangelischen Lehre und des Schmalkaldischen

Bundes, an der zum Bunde gehörenden Reichsstadt Goslar die über diese ausgesprochene Reichsacht vollstrecken, trotzdem dieselbe inzwischen wieder aufgehoben war. Die Stadt suchte Hilfe beim Bund, und Kurfürst Johann Friedrich sowie Landgraf Philipp als Bundeshauptleute zogen gegen Herzog Heinrich zu Felde und vertrieben ihn binnen kurzem von Land und Leuten. Hierdurch gelangten beide Fürsten in den Besitz der reichen Silberwerke des Harzes, und da ihnen durch den Krieg bedeutende Kosten erwachsen waren, begannen sie aus dem Silber dieser Gruben Taler schlagen zu lassen, welchen man die Benennung schmalkaldische Bundestaler gab, da sie durch ihr eigentümliches Gepräge weder hessische noch sächsische Kuranttaler genannt werden konnten.

Die ersten Taler dieser Art zeigen auf der einen Seite das geharnischte Brustbild Landgraf Philipps mit dem Kommandostab in der Rechten, zu den Seiten des unbedeckten Hauptes 4—2 (1542), darunter PH — LA. Ein Doppelring außerhalb desselben PARCER (Wappen von Nidda) E SUBI (Wappen von Diez) E (Wappen von Ziegenhain) CTIS ET (Wappen von Katzenelnbogen) DEBELL (Wappen von Hessen), innerhalb des Ringes ARE · SUP · ER · BOS.

Auf der anderen Seite befindet sich das Bildnis des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, mit Hermelinmantel, das bloße Reichsschwert in der rechten Hand, unbedeckten Hauptes, ebenfalls Doppelring, innere Umschrift: SOLI : DEO : VICTORIA; außen mit 4 eingeschalteten Wappen: JOHAN : FRIDERIC . D . SAC . BURG . MAGDEBU.

Der Spruch auf der hessischen Präge lautet: Parcere subjectis et debellare superbos (Mild gegen die Unterwürfigen und niederbeugen die Hochfahrenden) und ist ein Hexameter aus Virgils Äneïs. Auf der sächsischen würde der Hoheitstitel vollständig lauten: Johann Friedrich, Herzog zu Sachsen, Burggraf von Magdeburg.

Dieser Taler wird sowohl in der hessischen wie sächsischen Münzliteratur und von den Sammlern der erste schmalkaldische Bundestaler genannt. Die nächstfolgenden Taler haben alle eine einfachere, gemeinschaftliche gleiche Präge, wie folgt:

In einem Ringe das geharnischte Brustbild Philipps mit dem Kommandostab wie oben, zu Seiten des Kopfes 15—42. Umschrift: PHILIP. D.G.LAND.HASSI.C.K.D.Z.N mit den vier eingerückten Wappen von Hessen.

Auf der anderen Seite das Brustbild des Kurfürsten mit der Umschrift wie oben und vier Wappen, jedoch ohne den Spruch SOLI DEO usw.

Dieser wird der zweite Bundestaler genannt. Es folgen dann genau wie in vorstehender Zeichnung die Taler des Jahres 1543 als dritter, des Jahres 1544 als vierter, des Jahres 1545 als fünfter, 1546 als sechster und 1547 als siebenter schmalkaldischer Bundestaler. Hiermit ist die Reihe beschlossen.

Was nun bei diesen Talern Vorder-, was Rückseite ist, wird wohl immer ein streitiger Punkt in der Münzgeschichte beider Staaten sein und bleiben. Die sächsischen Numismatiker bezeichnen natürlich die Seite mit dem Bilde des Kurfürsten, die hessischen diejenige mit Landgraf Philipp als Vorderseite, ohne hierüber zu einer Einigung bis jetzt gekommen zu sein. Vertieft man sich jedoch in die ganze Sachlage, erwägt man namentlich die Entstehung der Münzen auf geschichtlicher Grundlage, so kommt man zu der Ansicht, daß die Seite mit dem Bilde Philipps und der Jahreszahl unbedingt die meiste Berechtigung hat, als die Vorderseite der Münze betrachtet zu werden. Die Gründe hierfür sind folgende: Wie Landgraf Philipp die Seele und Hauptstütze des Bundes war, so war er auch in dem Feldzuge gegen Herzog Heinrich der oberste Feldherr und Leiter der kriegerischen Unternehmungen und ihm selbst ergab sich auch später Herzog Heinrich mit seinem Sohne auf dem Schlachtfeld. Wie er hier stets in Person tätig war, wird er es wohl auch bei Veranstaltung der Talerprägungen gewesen sein und diese vorzugsweise in seinem Namen haben schlagen lassen; daß er auf der anderen Seite das Bild des Kurfürsten anbringen ließ, wird dadurch ausreichend erklärt, daß dieser doch ebenfalls Bundeshauptmann war und sein Kontingent zu dem Feldzuge gestellt hatte. Für den Münzkundigen weisen aber noch zwei besondere Umstände darauf hin, daß Philipp als der eigentliche Münzherr anzusehen ist. Es heißt nämlich in dem hessischen Hoheitstitel stets D. G. (dei gratia, von Gottes Gnaden), während in der sächsischen Inschrift diese Bezeichnung fehlt, was für die damalige Zeit etwas ganz Ungewöhnliches ist. Sodann befindet sich die Jahreszahl auch auf der Seite Philipps zu beiden Seiten seines Hauptes, wie solches damals Sitte war und meistens von den Münzherren gehalten wurde. In der Münzkunde ist immer diejenige Seite als Haupt- oder Vorderseite anzusehen, die das Bild und den Titel des Münzherrn, in unserem Falle auch die Jahreszahl trägt. Auch alle Regierungsnachfolger Philipps bis auf Wilhelm VI. setzten auf die Hauptseite in den meisten Fällen die Jahreszahl, erst später wurde es Sitte, diese auf der Rückseite der Münze anzubringen. Ich glaube, daß man nach allem diesem wohl Philipp als den eigentlichen Münzherrn anerkennen kann,

und es würden alsdann diese Taler wohl mehr der hessischen als der sächsischen Münzkunde zuzuteilen sein.

Es sind auch halbe und viertel Taler dieser Art geschlagen, die fast dasselbe Gepräge zeigen, sie kommen jedoch so wenig vor, daß anzunehmen ist, daß solche nur in ganz geringer Anzahl geprägt wurden, während die Talerstücke bis auf den ersten Bundestaler, welcher sehr selten ist, in großen Massen geschlagen worden sein müssen. Sie finden sich heute nach ungefähr 360 Jahren noch in so vielen Stücken und Stempelverschiedenheiten vor, daß sie keinen höheren Liebhaberwert als 15—20 Mark das Stück besitzen, während der erste Bundestaler nicht für 200 Mark zu beschaffen ist. Alle Jahrgänge dieser Taler kommen in vielen Stempelverschiedenheiten und häufigen Fehlern in den Umschriften vor, ein Beweis dafür, daß man in dem eifrigen Verlangen nach barem Gelde in damaliger unruhiger Zeit sich nicht einmal die Mühe nahm, die Stempel vor dem Gebrauch zu prüfen. Im allgemeinen sind die Stempel sonst gerade nicht schlecht geschnitten. Der Gehalt aller Taler, die mir bis jetzt zu Gesicht kamen, ist ein guter, auch weisen sie alle das reichsmäßige Gewicht auf. Ihr Feingehalt beträgt 14 Lot 6 Grän, die Schwere bewegt sich zwischen $28^1/_2$ bis 29 Gramm, mithin sind sie in jeder Hinsicht vollwertige Stücke, was man in damaliger Zeit nicht immer einhielt, und ich glaube auch hierin wieder Philipps Fürsorge für gutes Geld zu erkennen.

Die sonstigen Talerprägungen, die Philipp als Landesherr für Hessen veranstalten ließ, sind nicht bedeutend zu nennen. Es wurden Taler geschlagen in den Jahren 1537, 1538 und 1539 sowie ein letzter Schlag kurz vor seinem Tode 1564 mit dem Spruche: „Was Gott beschert, bleibt unerwehrt"; alle diese gewiß in geringen Mengen, da sie heute sehr wenig vorkommen und einen großen Liebhaberwert haben. Dies ist wieder ein Beweis dafür, daß die Bundestaler in großen Massen geschlagen sind und damals gewiß die Hauptmünzsorte in Handel und Verkehr vertraten. Es gibt auch Schaumünzen, geschlagen auf verschiedene Vorfälle in obigem Kriege, sowie auf Philipps sonstige Tätigkeit; ich werde mir erlauben, diese in einem späteren Aufsatz zu behandeln.

Kirmesbrauch in Oberhone.

Plauderei von W. Pippart.

Fünf Uhr frühmorgens. — Im Wehretal ballt sich der Nebel, seine riesenhafte Gebilde wogen auf und ab. Für einen kurzen Augenblick steigt ein Bergrücken drüben auf, eine Gruppe stolzer Fichten wird sichtbar; wie durch einen Schleier tauchen hier und da Turmspitzen und rote Ziegeldächer auf, und plötzlich dringt Leben und Bewegung in die wallende Masse. In gewaltigen Fetzen zerrissen, kriechen die Nebelgebilde die Hänge hinauf, neue Wolken stürmen nach, vereinigen sich, trennen sich wieder und verschwinden. Noch folgen einzelne träge Nebelschleier nach, doch die Nachthülle des schlummernden Tales ist zerrissen, entschleiert liegt es da.

Die Wehre rauscht in anmutigen Windungen durch das Tal, und im Dorfe, mit seinem einfachen, schmucklosen Kirchturm, mit seinen winkligen Gassen und Gäßchen, seinen putzig durcheinander gewürfelten Fachwerkhäusern und Ziegeldächern werden frische Gesichter bemerklich.

Heller leuchten die Augen, klingt das „Guten Morgen" als sonst. Wie die Nebel erschrocken aus der Flur entfliehen, so sind die täglichen Sorgen und Mühen abgestreift, vergessen; denn morgen ist ja Kirmes und heute müssen die Vorbereitungen dazu getroffen werden.

Durch die geschwärzten Schornsteine kleiner, einzelliegender Häuser kräuseln blaue Wölkchen lustig empor, breiten sich aus über die Straßen, über das ganze Dorf, wie eine leichte, durchdringliche Hülle. Wie ein duftiger, blauer Schleier hüpft der Rauch auf den Dächern, spielt er im leisen Winde.

Geschäftigschnelle Frauen und Mädchen durcheilen die Gassen, tragen schwere, übervolle Brot- und Kuchenbretter in die dampfenden Häuschen, um nach einiger Zeit die schön braun und knusperig gebackenen Kuchen und Küchelchen mit hochroten Gesichtern wieder heim zu tragen.

Ein angenehmer, lieblicher Geruch durchzieht die Gassen und Wege. Goldne Sonnenstrahlen fangen sich in den blitzenden Fensterscheiben. Aus der Ferne lachen bewaldete Hügel und Rücken herab, grüßen die eilenden Wolken herunter.

Auf den Gassen blüht die Behendigkeit. Männer und Frauen, Burschen und Mädchen eilen vorüber. Heute hat man nur freundliche Blicke, neckische Worte, traute Grüße.

Dort stehen zwei Mädchen am Brunnen zusammen im eifrigen Gespräch. Die Äuglein blitzen, die Köpfe nicken, einzelne Laute werden hörbar, silberhelles Lachen durchschneidet die Luft. Natürlich unterhalten

sie sich von ihren Liebsten. Doch die wartende Arbeit duldet keine längere Unterhaltung. Die gefüllten Eimer in den Händen, trennen sie sich. Schwankend und langsam fährt da ein großer Wagen in das Dorf. Hinter einem der winzig kleinen Fensterchen mit Spitzen-Vorhängen in den Bretterwänden ringsum lugen Kinderköpfe. Ein anderer Wagen, mit Leinwand überspannt und von einem barfüßigen Jungen gelenkt, folgt. Die halbe Dorfjugend eilt hinaus, richtet neugierige Fragen an die Kommenden und begleitet sie jauchzend herein, dicht an den Anger. Doch die Neugier hat die Dreistesten schon längst zu Dolmetschern gemacht. Schon haben sie durch das nicht mehr ganz neue Tuch hindurch gespäht und rufen nun den andern hüpfend und händeklatschend zu: „Ein Kar'ssell, ein Kar'ssell!" „Ein Kar'ssell!" jubelt's und schreit's durcheinander, daß selbst der alte Grauschimmel seine müden Ohren spitzt und für einige Augenblicke seine brütende Lethargie vergißt.

Nun entfaltet sich auf dem Anger reges Leben. Die grünen Türen öffnen sich, und heraus stürzen und kollern Balken und Bretter, Kisten und Kasten, Pferde und Elefanten, Chaisen und Schiffchen.

Flinke Baumeister sind diese Karussellleute. In kurzer Zeit steht das Gerüst, und eifrig tragen die kleinen Hände und flinken Füße der Jugend die Braunen, Rappen und Schimmel, bunte Tücher und perlenbesetzte Bänder herbei. Es sind schlaue Spekulanten, diese Kleinen, vielleicht gibt es morgen eine Gratisfahrt.

Eine zweite angekommene Wandertruppe schlägt ebenfalls eilfertig ein Gerüst auf. Dreiviertel der Dorfstraße nimmt dasselbe ein. Die Vorübergehenden sind im Zweifel, was das geben soll. „Ein Panorama!" erklärt der Besitzer mit stolzer, selbstbewußter Miene. Ein altes Mütterlein ist jetzt eben noch so klug als vorher.

„'s gebt was zu gucken!" flüstert ihr ein Aufgeklärter, der die Welt schon mehr gesehen, zu. „Was zu gucken?" und sie reckt den Kopf empor und schaut in jedes Eckchen und Winkelchen. „Russen und Japaner, Land und Meer, Kaiser und Könige, Glück und Unglück, Mord und Totschlag."

Entsetzt schlägt die so Beschiedene die Hände zusammen und eilt fort, fort von der gefährlichen Bude.

Vorüber huscht jetzt ein flinkfüßiges Mädchen, einen glänzenden Zylinder in der Hand. Es ist der Hut des Burschen, der sie zum bevorstehenden Feste zu seinem „Kirmesmädchen" erkoren. Ihre heilige Pflicht ist es nun, den Zylinder mit einem Strauße Blumen zu schmücken. Je höher der Strauß, je größer die Liebe! Da taucht am Ende des Dorfes ein Trupp Männer aus der bläulichen Abenddämmerung auf. Gelbe Instrumente blitzen in ihren Händen, von ihren Schultern. Fremde Gesichter sind es, doch den Kirmesburschen wohlbekannt, die sie schon längst sehnlich erwartet haben.

Ein Wink, ein Trompetenstoß, dann ein gleichzeitiges lustiges Einfallen und sanftes Verschmelzen und Harmonieren sämtlicher Musikinstrumente — und fort geht es im wohlgeordneten Zuge durch das Dorf.

„Wir sind die Sänger von . . . .", klingt es durch die Gassen, in alle Stuben hinein. Aus allen Fenstern grüßen treuherzige Gesichter, lachen lustige Augen. Die Kirmesfeier hat mit dem Einzug der Musikanten begonnen. Auf den Gassen, in den Häusern entsteht ein Lachen und Drängen, ein Jauchzen und Singen, Fragen und Antworten, wie es das Dörflein selten sieht.

Unter den Fenstern aller machthabenden Personen erschallen „Ständchen". In langen Reihen ziehen Burschen und Mädchen nach, in den Wirtshäusern versammeln sich die Alten.

Jedes Alter vergnügt sich nach eigener Art. Nur allmählich stirbt das Treiben auf den Gassen, erlischt die letzte Lampe im Dorfe. Am anderen Morgen findet die frühe Sonne schon längst wieder Leben im Kirmesdörflein, die letzte Hand wird an den längstbereiten „Kirmesstaat" gelegt.

Langsam, fast zu langsam schleichen die Vormittagsstunden den Feiernden vorüber.

Da klingen vom schieferbedeckten Türmlein die einladenden Glockentöne zum zweiten Gottesdienst. Aus den Häusern treten festlichgeputzte Kirchengänger, zahlreicher als sonst. Fast scheint es, als ob die Neugier sie mehr lockte als das Wort Gottes. Erwartungsvoll suchen sie ihre Plätze auf, legen die Bücher vor sich und schauen öfters nach der großen, knarrenden Kirchtür. Die Glocken sind verstummt, nur leise zittert der letzte Schlag im vollbesetzten Raum.

Da kommen helle, schmetternde Töne näher und näher, die Tür fliegt auf und herein marschiert der Kirmeszug — voran die alte Kirmesfahne — und verteilt sich auf die letzten leerstehenden Plätze.

Die Orgel rauscht brausend und feierlich, halb bittend, halb jauchzend durch den weiten Raum, die Bücher werden aufgeschlagen, hier und dort wird eine Brille zurecht gerückt, und die Andacht beginnt. — — — — — — — — — — — — — —

Der Gottesdienst ist beendet.

Aus den Türen strömen die Kirchgänger, dem Festzug nach, der jetzt seinen Umzug um das Kirchlein hält und dann auf den Anger zieht. Die Musikanten klettern mit ihren Instrumenten auf die zu diesem Zwecke erbaute Galerie um das Nachtwächterhäuschen. Um den Anger schließt sich ein dichter Kreis von Zuschauern, und bald dreht sich nach den lockenden Klängen der Trompete und Klarinette Paar an Paar.

Die drei ersten Tänze sind die „Pärchentänze“. Da tanzt nur der „Platzknecht“ mit der „Platzmagd“ und jeder Kirmesbursch mit seinem bestellten Kirmesmädchen, das ihm den feuerroten Strauß auf den Zylinder gesteckt. Bald sind die „Pärchentänze“ vorüber, der Zylinder hat seinen Zweck erfüllt, er muß einem ganz gewöhnlichen „Sonntagshut“ weichen. Auf der Kirchhofsmauer, in gerader, wohlausgerichteter Linie stehen die Entthronten, zur Bewunderung und Freude aller Zuschauer.

Immer größer wird die Zahl der Neugierigen. Das Wetter ist ja auch prachtvoll und wie zur Kirmes geschaffen. Alte Mütterchen haben sich mit Stühlen versehen. Immer näher rücken sie zusammen, stecken die Köpfe tiefer und tuscheln rastlos miteinander, die Vorübertanzenden scharf beobachtend und kritisierend.

Auch auf der Straße, bei den aufgeschlagenen Buden herrscht Kirmesleben. In tiefen und hohen Tönen lockt die Karussellorgel, allerlei Wachsfiguren prangen vor dem Panorama und lassen darauf schließen, daß hinter den Kulissen wohl noch wunderbarere Dinge zu schauen sind, in der eröffneten Schießbude winken allerlei Ziele, mancherlei Gewinne für den sichern Schützen, und goldglänzende Orden und Medaillen stecken auf einem Samtkissen für den, der den „Lukas“ mit wuchtigem Schlage klatschend emportreibt. Jedes Plätzchen, jede Ecke der Straße ist ausgefüllt mit anderen Neuigkeiten, mit neuen Wunderdingen. Alles ist darauf berechnet den Geldbeutel zu erleichtern. Doch wer scheut an einem Kirmestage Geld und ähnliche Dinge.

„Es ist ja nur einmal Kirmes!“ murmelt es überall, lacht es aus allen Augen.

Ein großer Fremdenstrom gießt sich in das Dörflein, füllt die Wirtshäuser mit noch mehr Durstigen und den Festplatz mit noch mehr Neugierigen. Die glänzenden Gesichter der Budenbesitzer lösen sich in purem Wohlgefallen auf. Sogar das faltige Gesicht des alten, gekrümmten Zuckerweibchens glättet sich mehr und mehr, denn ihre ausgestellten Süßigkeiten verschwinden und ihre Ledertasche füllt sich.

In den Gassen klingt und singt, braust und rauscht, wogt und wallt es. Die Sonne meint es gut, fast zu gut; doch sie bleibt trotz ihrer Gutherzigkeit nicht stehen, auch an einem Kirmestage nicht.

Die Schatten werden länger, der Anger leerer, die Gassen stiller. Nur die nimmermüden Kirmespärchen drehen sich lustig weiter und denken noch lange nicht an ein Aufhören.

Wer wird das Tanzen wohl auch müde werden! Wenn der Magen nicht gebieterisch seine Rechte verlangte, wer weiß, wie lange getanzt würde. Nach dem Abendbrot geht es wieder flott weiter. Die Fremden sind verschwunden, nur Einheimische bilden die Zuschauer. Welch zauberisches Bild gewähren die tanzenden Paare beim matten Lichterschein unterm grünen Lindenkreis.

Der Wind fährt schmeichelnd durch das dichte Blätterdach und raunt den Alten zu, wie auch sie früher so jung und lustig waren. „O wie liegt so weit, o wie liegt so weit, was mein einst war“, flüstert's durch die Baumkronen. . . . Die zuschauenden Alten zehren an der Erinnerung, die vorüberfliegende Jugend lebt der Gegenwart.

Brüder sehen sich ähnlich, und der zweite Kirmestag ist gewöhnlich auch so, wie der erste, nur daß jetzt die Fremden ganz fehlen und die Gesichter der Buden- und Karussellbesitzer weniger glänzen und der „Lukas“ seltener seine sausende Luftfahrt antritt. Aber mit der gewohnten Behendigkeit drehen die Burschen auf dem Anger die Holden, und mit kaum glaublicher Geduld hocken die neugierigen, schwatzenden Mütterchen auf ihren Schemeln. Was die Füße an Kraft ersparen, das verschwendet leichtsinnig der nie ruhende Mund. . . .

Dunkel und schweigsam liegt jetzt der Anger, halbwelke Blumen ruhen trauernd am Boden. Durch die Blätter geht klagend der Nachtwind und flüstert ein Lied der Vergänglichkeit. Nur vereinzelt dringen noch die Melodien lustiger Lieder von den Gassen herüber. Die Burschen bringen ihren Auserkorenen ein „Nachtständchen“. Doch auch diese verwehen.

Erst spät kommen die verschlafenen Gesichter der „Kirmesleute“ am dritten Tage zum Vorschein. Die gewohnte Arbeit lockt und winkt schon längst wieder. Denn erst die Arbeit, dann das Vergnügen und zuletzt wieder Arbeit; das ist der Lauf der Welt. Die Musikanten verlassen musizierend das Dorf. Das Abschiedsgeleite geben die Burschen. Nur noch einmal wird draußen am Feldwege Halt gemacht. In eine rasch gegrabene Grube fliegen einige Nickel, Bier wird darübergegossen, und dann wird die Grube wieder zugeworfen. Ein Trauermarsch durchzittert die Instrumente und — die Kirmes ist „begraben“

Noch ein derber Händedruck. „Auf Wiedersehen!“ — „Bis nächstes Jahr!“ tönt es hüben und drüben, und Musikanten und Burschen trennen sich. Nur einige leichtfüßige, spitzbübische Jungen bleiben zurück, und bald haben sie das geweihte „Kirmesgrab“ geplündert.

Doch die Kirmes hat noch verschiedene Nachfeiern. Jedes Kirmesmädchen hat den geschmückten Zylinder ihres Burschen mit heim genommen. Erst am folgenden Sonntag liefert sie ihn, aber ohne Strauß, im Hause ihres Tänzers ab. Das ist das „Straußfest“. Auch der Bursche denkt noch einmal an seine Holde und bringt ihr mit seinen Eltern ein paar goldgeränderte Tassen. Das ist das „Tassenfest“.

„Wer weiß, wer weiß“, raunte mir ein Weiblein neugierig und wichtig zu, und sie legte den Zeigefinger bedächtig an die Nase, „Taffenfest“ und „Lobte“ (Verlobung) waren noch nie durch Meilen getrennt“, und ich mußte ihr lachend Recht geben. —

Der Alte.

Nun hatte er's doch noch 'mal erlebt,
Wie der wilde Herbst die Rosen begräbt,
Der Strolch, der im Sommerlande gestohlen
Die Äpfel und Birnen, die wir jetzt holen,
Und die lieben Kartoffeln. Gott weiß, was all'! —
Ein Landstreicher auf jeden Fall,
Tät er in seinen bunten Lappen
Pfeifend über die Felder tappen,
Schüttelt an jedem Busch und Strauch,
Und bläst durch unsere Fenster auch.

Das hatte der „Alte“ noch 'mal erlebt!
Und wie er sich hinter dem Ofen erhebt
Und nun bedächtig sein Feuer schürt,
Mit Weisheit den langen Haken führt,
Da lächelt die schmale Lippe doch,
Daß er immer am Leben noch.
„Die Seele ist ihm ins Herz gerostet!
Ihr könnt noch warten, bis er euch was prostet!“
So hat man im Dorfe der Tochter gesagt, —
(Die sich ja freilich unnötig plagt)
Bedauernd die Arme, — schon vor zwölf Jahren.
Und immer ist er nicht abgefahren,
Stand alle Sommer, das Holz zu sägen,
Zu spalten und in die Sonne zu legen,
Daß es immer so lieblich knistert,
Nicht zischt und plustert und 's Feuer verbiestert,
Daß es am Morgen gleich willig mag brennen,
Wenn die verschlafene Magd muß rennen,
Daß die Morgensuppe im Kochen steht,
Wenn die Hausfrau dem Bett ihren Rücken dreht . . .

So sitzt der „Alte“ beim Feuer und lauscht,
Schaut zu, wie der blinkende Pendel tauscht
Immer die eine Seite der andern,
Und sieht, wie die Zeiger gemächlich wandern,
Sich oft eine Fliege dagegen stemmt
Und doch den Lauf der Zeiten nicht hemmt.
Scheint just ihm die Sonne zum Fenster herein,
Dann dünkt's ihm, daß müßt' seine Kindheit sein,
Und er kommt so ins Sinnen und Denken
Und muß sich in alte Geschichten versenken,
Alte Lieder und Spinnstubenstreiche,
Kirmeßfahrten und Hochzeitsbräuche,
Wie man der Braut das Strumpfband stiehlt,
Wie da keine was merkte und stille hielt
Und dabei gewiß doch heimlich gelacht,
Wenn's einer kribbelnd vom Mädchen gemacht.
Doch warum sich mit so Gedanken plagen? —

Auf ließ er d'rum wieder den Webstuhl schlagen
Und hat geklappert und hat geschafft
Mit seiner dünnen, versickernden Kraft,
Das Schifflein ging hin, das Schifflein ging her,
Und als es dusterte, konnt' er nicht mehr . . .
Noch hat ihm kein Mensch sein Licht gebracht,
Und heute ward es um vier schon Nacht.
Draußen beginnt der Wind zu treiben
Und schlägt die Reben gegen die Scheiben,
Und der Birnbaum ächzt, und der Eichwald schreit
Und der „Alte“ nickt wie in Seligkeit
Und hört nicht in seiner süßer Ruh,
Wie dem Herbst drückt einer die Gurgel zu . . .
Und er braucht keine Lampe, braucht kein Licht,
Von Innen ihm seliges Leuchten bricht.

Und als die Tochter so gegen acht
Leise die Kammertür aufgemacht
Und über die Dunkelheit schelten will,
Da steht sie auf einmal beklommen still . . .
Und wie ein Licht von der Straße durchs Fenster geht
Fühlt sie, daß a l l e s hier stille steht,
Die Uhr, das Schifflein, ein müdes Herz. —
Und weinend wendet sie treppenwärts.
Mit der Schüssel war sie zu spät gekommen,
Im Himmel hat er schon Platz genommen
Und aß schon friedlich sein Graupensüppchen
Grad wie noch gestern im Auszugstübchen
Und lächelte, weil da in der Welt —
Im Tal hintern Dorfwald — aufgestellt
Der Winter auch wieder den Stuhl zum Weben
Und dachte: „Das wird was Gescheites geben!
Wohl macht er's ja dicht und pustet dabei;
Aber alles ist doch nur Pfuscherei,
Und der Frühling den Kram wie Zunder zerreißt.“ —
Indessen hat er die Suppe verspeist
Und sieht, wie sich drunten die Kinder grämen
Und ihm die Schlüssel zum Eckspind nehmen,
Wie ihnen die Tränen im Auge stehn,
Als sie die blanken Taler nun sehn,
Und wie sie fein achtsam mit ihrem Tuch
Putzen das Nasse vom Sparkassenbuch. —
Und er schickt ihnen Gruß und schickt ihnen Ruh . . .
— — — — — —
Flocken decken die Erde zu!

Rothenditmold. **Valentin Traudt.**

Aus alter und neuer Zeit.

Gedenktag. Am 9. Dezember 1754 wurde Heinrich Christoph Jussow als Sohn des Oberbauinspektors Jussow zu Kassel geboren. Er besuchte zuerst die lateinische Schule, später das Collegium Carolinum seiner Vaterstadt, wo er besonders große Fortschritte unter der Leitung des Professors Matsko d. Ä. in der Mathematik machte. Ohne Neigung studierte er von 1773 an zuerst in Marburg, dann in Göttingen Jura, suchte sich dabei aber immer mehr in der Mathematik zu vervollkommnen. 1778 nach Kassel zurückgekehrt, wählte er zu seinem Lebensberufe das Baufach, da er in ihm am besten seine mathematischen Kenntnisse verwerten konnte. Eine Anstellung als Bauamts-Akzessist genügte ihm jedoch nicht, und er ging zu Anfang der 80er Jahre mit Genehmigung des Landgrafen Friedrich II. nach Paris, wo er zwei Jahre verblieb. Sodann reiste er nach Italien und Sizilien und begab sich, nachdem er hauptsächlich Studien in Rom, Neapel und Pästum gemacht hatte, nach Deutschland zurück, um in seiner Vaterstadt Aufenthalt zu nehmen. Unterwegs erreichte ihn jedoch ein Schreiben des zur Regierung gelangten Landgrafen Wilhelm IX., auf dessen Wunsch er nunmehr nach England ging, um die Landsitze der dortigen Edelleute eingehend zu besichtigen. Erst 1790 kam er nach Kassel zurück, wo er sofort bei den Bauten der heutigen Wilhelmshöhe Beschäftigung fand. Du Ry hatte erst den einen Flügel des Schlosses fertiggestellt, Jussow führte den andern, sowie das Hauptgebäude, das sog. corps de logis, aus. Ferner erbaute er die Löwenburg und den Aquädukt. In Kassel wurde unter seiner Leitung 1794 die Fuldabrücke erbaut. Sein Hauptwerk, die Kattenburg, die an Stelle des abgebrannten landgräflichen Schlosses treten sollte, ist aber leider unvollendet geblieben und, was von ihr bestanden hat, vom Erdboden verschwunden. Jussow, dem außer dem Hofbaudepartement auch das Land-, Chaussee- und Wasserbauwesen unterstand, starb als Oberbaudirektor am 26. Juli 1825 zu Kassel und liegt in der Nähe des von ihm erbauten Mausoleums der Landgräfin Karoline auf dem alten Friedhof begraben. Er war unvermählt und sein Name ist mit ihm erloschen. Die Grabschrift, die man ihm setzte, lautet: „Sein Denkmal sind seine Werke. Drum anspruchslos, wie er im Leben, deckt dieser Stein, was sterblich an ihm war."

Unser hochgeschätzter langjähriger Mitarbeiter Herr Professor Dr. August Roeschen in Gießen, der jüngst einen längeren Aufenthalt in England genommen hatte, sandte uns von dort die nachstehende von ihm verfaßte Übertragung des Heineschen Gedichtes „Ein Fichtenbaum steht einsam im Norden auf kahler Höh'", die wir als Probe seiner Übersetzungskunst mit Vergnügen wiedergeben.

The pine and the palm-tree.

Translated from the German of H. Heine.

A pine stands sad and lonesome
Far north on barren mound.
He's drowsy, wrapped in whiteness
Of snow and ice around.

He dreameth of a palm-tree,
That, far in eastern land,
Lonesome, in silence drooping,
On scorched cliff doth stand.

August Roeschen.

Aus Heimat und Fremde.

Verlobung. Am 20. November hat Seine Königliche Hoheit der Großherzog Ernst Ludwig von Hessen und bei Rhein sich mit der Prinzessin Eleonore Ernestine Marie von Solms-Hohensolms-Lich im Fürstlich Solmsschen Schlosse zu Lich verlobt. Die Prinzessin ist als zweite Tochter des 1899 verstorbenen Fürsten Hermann und der vor einem halben Jahre dahingeschiedenen Fürstin Agnes, geb. Gräfin zu Stolberg-Wernigerode, am 17. September 1871 zu Lich geboren. Eine Schwester der Braut ist die Gemahlin des Prinzen Chlodwig von Hessen-Philippsthal-Barchfeld. Die Vermählung des hohen Paares soll bereits im Laufe des Dezembers stattfinden.

Feier des 400jähr. Geburtstags des Landgrafen Philipp des Großmütigen. In Kassel wurden Sonnabend, den 12. November, in den Schulen, wie dies im ganzen Regierungsbezirk der Fall war, Gedächtnisfeierlichkeiten veranstaltet. Am Abend fand eine Feier des Zweigvereins des evangelischen Bundes (Festredner Herr Superintendent Wissemann-Hofgeismar), sowie die erstmalige Aufführung des tragischen Spiels „Anna von Hessen" von Th. Birt im Königlichen Theater statt. Am Sonntag, dem eigentlichen Gedenktag, wurde, nachdem in den Kirchen des Landgrafen gedacht worden war, eine allgemeine Feier an dem Denkmale Philipps vor der St. Martins-

kirche abgehalten (Festredner Herr Generalsuperintendent Ober-Hofprediger D. Lohr). Nachmittags wurde das Volksbühnenspiel „Philipp der Großmütige“ von Franz Treller durch Bürger Kassels dargestellt. Außerdem veranstaltete der „Jünglingsverein“ eine Feier (Festredner Herr Superintendent a. D. D. Wolff). In der Loggia der Gemäldegalerie ist das Original des in unserer Festnummer wiedergegebenen Bildnisses Philipps von Michel Müller, das Aquarellbild „Philipp in der Schlacht bei Lauffen“ von H. Neumann, von dem wir ebenfalls eine Nachbildung brachten, sowie der auf Seite 306 beschriebene Reisealtar der Eltern des Landgrafen von Lukas Cranach ausgestellt worden.

In Marburg begann die Feier ebenfalls bereits am Sonnabend, an welchem Tag der Oberpräsident Herr von Windheim Exzellenz aus Kassel daselbst eintraf, um bei dem Festakt, den das dortige Gymnasium veranstaltete (Redner Herr Direktor Professor Dr. Aly), von der Verleihung der Bezeichnung „Gymnasium Philippinum“ an diese Bildungsanstalt durch den Kaiser Kenntnis zu geben, da dieselbe aus dem von Philipp gestifteten Paedagogium academicum hervorgegangen ist. Eine sehr erhebende Philippsfeier fand am selben Vormittag in der Oberrealschule statt, bei welcher Herr Oberlehrer Dr. Schmidt den Landgrafen feierte. Am Sonntag hielt die Universität zu Ehren ihres Gründers einen feierlichen Festakt ab (Redner Herr Professor Dr. Varrentrapp), bei welchem Herr Professor Dr. Korschelt, der derzeitige Rektor der Universität, die verliehenen Ehren-Doktorpromotionen verkündigte. (Siehe S. 336.) An beiden Tagen fanden Aufführungen des vorgenannten Trellerschen Festspiels durch Studierende und Bürger Marburgs statt.

In Homberg wurde in der evangelischen Kirche eine Gedenktafel mit der Inschrift angebracht: „Philipp der Großmütige, Landgraf von Hessen, hielt am 21. und 22. Oktober 1526 in diesem Gotteshause die Synode ab, durch welche Hessen evangelisch wurde. Gestiftet am 13. November 1904.“ Die mit der Enthüllung verbundene Ansprache hielt Herr Metropolitan Schotte.

Weitere Philippsfeiern wurden in vielen anderen Städten und Orten veranstaltet, namentlich sind hervorzuheben: Eschwege (Festredner Herr Superintendent Wagner), Fulda, Grebenstein (Festredner Herr Pfarrer Sardemann), Hanau (Festredner Herr Pfarrer Göbel), Hofgeismar, Karlshafen (Festredner Herr Superintendent Wissemann), Kirchhain (Festredner Herr Pfarrer Henze), Rinteln (Festredner Herr Metropolitan Braunhof), Schmalkalden (Festredner Herr Metropolitan Vilmar und Herr Fachschullehrer Pistor), Bettenhausen (Festredner Herr Fabrikant Schwiening und Herr Pfarrer Ziegler), Wahlershausen (Festredner Herr Rektor Heßler).

Im Großherzogtum Hessen hatte die Anregung zu einer Philippsfeier allenthalben einen begeisterten Widerhall gefunden, so daß der 12. und 13. November sich zu einer höchst eindrucksvollen Huldigungsfeier für den großen Hessenfürsten gestalteten, bei welcher der Großherzog Ernst Ludwig seinem Volke voranging. Am 12. November hatte der Großherzog sich mit seinen Ministern nach Gießen begeben, um an der mit der Einweihung des neuerbauten Bibliotheksgebäudes der dortigen Universität verbundenen Philippsfeier teilzunehmen. Am darauffolgenden Sonntag wohnte er mit den Vorständen sämtlicher Behörden der Sitzung des Historischen Vereins im Saalbau zu Darmstadt bei, die auf das weihevollste verlief. Eröffnet wurde sie mit einer Ansprache des Präsidenten des Vereins, Archivdirektors Dr. Freiherrn Schenk zu Schweinsberg, wonach Herr Oberlehrer Lic. theol. Herrmann die Festrede hielt, an die sich Musikvorträge und Gesänge aus dem 15. und 16. Jahrhundert anschlossen. Abends wurde in Gegenwart des Hofes ebenfalls im städtischen Saalbau das von Pfarrer Richard Weitbrecht verfaßte die Gefangenschaft und Befreiung Philipps behandelnde Festspiel „In Treuen fest“ zur Darstellung gebracht, dem eine Ansprache des Prälaten D. Walz und ein Prolog, der von einer Dame, die als hessischer Wappenherold erschien, vorgetragen wurde, vorausging. Im Epilog hob der Herold hervor, daß die Liebe und Treue des hessischen Volkes zu seinem Herrscherhause heute noch ebenso bestehe, wie zu jenen Zeiten, worauf das Publikum, das den Saal völlig gefüllt hatte, dem Großherzog eine Ovation bereitete. Der Ausschuß der Studentenschaft und die Chargierten der Korporationen hatten bereits vor dem Festakt des Historischen Vereins einen Kranz am Denkmal des Landgrafen niedergelegt.

Wie in der Hauptstadt, wurde der Tag an allen Orten festlich begangen. In allen protestantischen Kirchen war Festgottesdienst angeordnet worden und in mehreren Städten kam das Weitbrechtsche Schauspiel unter großem Beifall zur Darstellung.

Auch in Berlin ist Philipps des Großmütigen gedacht worden. Die „Zwanglose Vereinigung geborener Kurhessen“ veranstaltete am Vorabend des Geburtstages eine Feier, die so starken Besuch fand, daß der große Saal im Heidelberger kaum Raum genug bot. Die Festrede des Vorsitzenden, der Gesänge und Deklamationen vorausgingen und folgten, schilderte das Leben des großen Fürsten und gipfelte in einer Würdigung, die besonders

Philipps bleibende Verdienste um Bestand und Fortgang der deutschen Kultur hervorhob.

In Leipzig nahm in seiner am 13. November gehaltenen Predigt über den Text 1. Korinther, Kap. 12, V. 4 der aus Kassel stammende Pfarrer Bonhoff in der dortigen evangelisch-reformierten Kirche in eingehender Weise auf den großen, für ganz Deutschland bedeutenden Landgrafen Philipp von Hessen und seinen 400. Geburtstag Bezug. Unter den vielen Zuhörern befanden sich nicht wenige Hessen, an denen gerade diese Gemeinde ziemlich reich ist.

Hessischer Geschichtsverein. An dem am 7. November stattgefundenen wissenschaftlichen Herrenabend des Hessischen Geschichtsvereins zu Kassel machte Herr Lehrer Horwitz Mitteilungen über die aus Franken stammende Familie Pinhas. Salomon Pinhas war Hofmaler unter dem Landgrafen Wilhelm IX. und starb 1793, Jakob Pinhas, geboren 1788 zu Kassel, gab von 1814—1850 die offiziöse „Kasselsche Allgemeine Zeitung" heraus und veröffentlichte mit Dr. Karl Murhard die beiden ersten Bände der Archives diplomatiques générales des années 1848 et suivantes (Göttingen 1854 und 1855). Er starb zu Kassel 1861. Herr Oberlehrer Grebe verlas darauf einen von einem orientalischen Prinzen an den Landgrafen Philipp gerichteten Bettelbrief, dessen Original sich in der ständischen Landesbibliothek zu Kassel befindet. Ferner verbreitete Herr Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf sich über den Rekognoszierungsritt hannöverscher Husaren nach Kassel am 19. Juni 1866. — Am 28. November fand eine Monatsversammlung statt, in welcher der Vorsitzende Herr General Eisentraut erfreuliche Mitteilungen über das Wachsen des Vereins und die Tätigkeit der neu ins Leben gerufenen Einrichtung der Pfleger machte. Unter den Vorstandsmitgliedern wird vorbehaltlich der Bestätigung durch die nächste Hauptversammlung eine Änderung eintreten, da Herr Kanzleirat Neuber gebeten hat, ihn seines Alters wegen von dem Amt eines Schriftführers zu entheben. Dasselbe ist Herrn Rechnungsrat Woringer übertragen worden. Nach den geschäftlichen Mitteilungen hielt der Herr Vorsitzende einen Vortrag über „Die Verhaftung des niederländischen Gesandten Grafen von Wartensleben zu Kassel im November 1763", der mit vielem Beifall aufgenommen wurde. Wir werden den interessanten Vortrag demnächst im Wortlaut veröffentlichen.

In Eschwege wurde auf Anregung des Herrn Kanzleirats Hartdegen ein Zweigverein für hessische Geschichte und Landeskunde gegründet. Der Vorstand besteht aus den Herren Landrat v. Keudell, Bürgermeister Bocke, Superintendent Wagner, Gymnasialdirektor Stendell, Prof. Dr. Pontani, Rektor Schanze, Kanzleirat Hartdegen, Fabrikant Rud. Döhle, Postsekretär Siegel und Architekt Chr. Holzapfel. Ferner wurde die Gründung eines städtischen Museums beschlossen. Vom Vorstande des Hauptvereins nahmen die Herren General Eisentraut und Museumsdirektor Dr. Böhlau aus Kassel an den Verhandlungen teil.

Hochschulnachrichten. Bei der Philippsfeier wurden von der Universität Marburg folgende Ehrendoktor-Diplome verliehen: Theologische Fakultät: Prof. Bauer, Marburg; Prof. Eck, Gießen; Generalsuperintendent Pfeiffer, Kassel; Direktor des Prediger-Seminars Klingender, Hofgeismar; Direktor des Prediger-Seminars Knodt, Herborn. — Juristische Fakultät: Geh. Hofrat Prof. Dr. Johannes v. Kries, Freiburg i. Br.; Reichsgerichtsrat Heinrich Bernhardi, Leipzig. — Medizinische Fakultät: Professor Adolf Harnack, Berlin; Prof. Adolf Hildebrand, München-Florenz; Prof. Theodor Boveri, Würzburg; Prof. Peter Janßen, Düsseldorf. — Philosophische Fakultät: Prof. Fredericq, Genf; Prof. Blok, Leiden; Geh. Med.-Rat Prof. Marchand, Leipzig; Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrat Dr. Naumann, Berlin; Prof. Thiersch, München (Architekt); Prof. Bantzer, Dresden. — Zu Ehren-Doktoren der Musik: Prof. Jenner; Prof. Barth, Hamburg.

Bei gleicher Gelegenheit ernannte die Universität zu Gießen zu Ehrendoktoren: Pfarrer Diehl, Hirschhorn, Prof. Eger, Friedberg, Prof. Vischer, Basel, Superintendent Petersen, Darmstadt, Prof. Guillaume, Heppenheim, Oberlehrer Preuschen, Darmstadt. Außerdem wurden von dem Großherzog ernannt der Rektor der Gießener Universität Dr. Vossius zum Geh. Medizinalrat. Prof. Haupt, Direktor der Bibliothek, zum Geh. Hofrat.

Professor Dr. Kütter in Tübingen hat den Ruf als Leiter der chirurgischen Poliklinik in Marburg angenommen. — Der Bezirksgeologe der Preußischen Geologischen Landesanstalt in Berlin Dr. Erich Kaiser wurde zum ordentlichen Professor der Mineralogie und Geologie an der Landesuniversität Gießen und der ordentliche Professor Dr. Johannes Haller in Marburg zum ordentlichen Professor der Geschichte an der gleichen Universität ernannt.

Beförderung. Der Großh. hessische Kammerherr, Direktor des Haus- und Staatsarchivs zu Darmstadt und Hauptmann à la suite Dr. jur. Freiherr Gustav Schenk zu Schweinsberg ist zum Major à la suite des Großherzogs von Hessen ernannt worden.

Geburtstag. Seinen 70. Geburtstag beging am 21. Oktober in körperlicher und geistiger Frische Herr Pfarrer August Heldmann zu Michelbach bei Marburg, von seinen Amtsgenossen geschätzt als einer der besten Kenner des hessischen Kirchenrechts, weitesten Kreisen wohlbekannt als eifriger und sorgfältiger Erforscher der vaterländischen Geschichte insbesondere Oberhessens, seiner Beziehungen zu Westfalen und Waldeck, seiner Kirchen und Klöster, seiner adeligen und bürgerlichen Geschlechter. Von den zahlreichen literarischen Arbeiten Heldmanns seien hier als die wichtigsten genannt: „Die kirchenrechtlichen Bestimmungen über das Eigentums- und Dispositionsrecht an den evangelisch-lutherischen Kirchen im Oberfürstentum Hessen" (Marburg 1866); „Über den Stammsitz des Geschlechts von Wolmeringhausen" (Ztschr. f. westfäl. Gesch. Bd. 46, 1888); „Zur Geschichte des Gerichts Viermünden und seiner Geschlechter, I—IV" (Zeitschr. f. hess. Gesch. N. F. Bd. 15, 20, 24, 27, 1890—1903); „Zur hessischen Familiengeschichte" (Zeitschr. f. hess. Gesch. N. F. Bd. 17, 1892); „Die Entwickelung des Wappens des Geschlechts v. Viermünden" (Der deutsche Herold, 1890, Nr. 4); „Die hessischen Pfandschaften im kölnischen Westfalen im 15. und 16. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte des Verhältnisses Hessens und seiner Geschlechter zu Westfalen" (Zeitschr. f. westfäl. Gesch. Bd. 48 u. 49; auch sep. Marburg 1891); „Die älteren Territorialverhältnisse des Kreises Frankenberg mit Einschluß der Herrschaft Itter" (Frankenberg 1891); „Landgraf Georg II. und die St. Elisabethkirche zu Marburg a. L. Ein Beitrag zur Beleuchtung der St. Elisabethkirchensache" (Marburg 1893); „Die Reichsherrschaft Bretzenheim a. d. Nahe, ihre Inhaber und Prätendenten" (Kreuznach 1896); „Das Kloster Möllenbeck in der Grafschaft Schaumburg. Ein Gedenkblatt zur Tausendjahrfeier seiner Stiftung am 13. August 1896 im Auftrage der Kreisvertretung des Kreises Rinteln entworfen" (Rinteln 1896); „Die kölnische Stadt Rhens am Rhein in hessischer Pfandschaft" (Zeitschr. f. hess. Gesch. N. F. Bd. 21, 1896); „Das Patronatsrecht des Klosters Arnsburg über die Kirchen zu Bretzenheim und Winzenheim a. N." (Mitteil. d. Oberh. Geschichtsver. Bd. 7, 1898), „Das Kloster St. Georgenberg bei Frankenberg und das dasige Augustinerinnenhaus" (Zeitschr. f. hess. Gesch. N, F. Bd. 23, 1898), „Zur älteren Geschichte des Stiftes, der Kirche und Stadt Wetter und der Burg Mellnau" (ebenda Bd. 24, 1899); „Die hessische Diözese der Niedergrafschaft Katzenellenbogen, ihre Superintendenten und Inspektoren" (Nassauische Annalen, Bd. 31, 1900); „Die drei Kirchen Augsburgischer Konfession in der Freigrafschaft Düdinghausen, ihre Vorgeschichte, ihre Entstehung und ihre Schicksale während und nach der Zeit der Gegenreformation" (Zeitschr. f. Kirchengesch. Bd. 23, 1902); „Dr. theol. Chr. L. Schwartzenau ... und die letzte Verpfändung der Herrschaft Itter, 1692—1695" (Oberhess. Mitteil. Bd. 12, 1904). Auch die zweite umgearbeitete Auflage des Schriftchens von Wilh. Kolbe „Der Christenberg im Burgwalde nach Sage und Geschichte" (Marburg 1895) ist eine Frucht seiner kritischen Studien; aber nur das Vorwort verrät den Namen des Bearbeiters. Zu ihren Mitarbeitern zählt ihn auch unsere Zeitschrift; er veröffentlichte im „Hessenland" die Aufsätze „Ein hessischer Bischof von Grönland am Ende des 14. Jahrhunderts" (1892, Nr. 15); „Hessische Kirchenverfassung im Zeitalter der Reformation" (1896, Nr. 2) und „Moritz Gudenus" (1896, Nr. 10 bis 12). Endlich aber darf auch darauf hingewiesen werden, daß es in dem zu Anfang der 90er Jahre um den Besitz der St. Elisabethkirche in Marburg seitens der dortigen katholischen Gemeinde geführten Prozeß, den auf genauester Kenntnis der geschichtlichen Entwickelung und rechtlichen Sachlage beruhenden Instruktionen des gelehrten oberhessischen Landpfarrers mit zu danken ist, wenn das von Landgraf Philipp dem evangelischen Kultus zugewiesene Gotteshaus der evangelischen Gemeinde Marburgs unbeschränkt erhalten geblieben ist.

Jubiläumsmünzen. Unmittelbar nach dem Philippsjubiläum sind nun auch die dem festlichen Ereignisse gewidmeten Reichsprägungen zu 5 und 2 Mark erschienen. Die in der Berliner Münze geprägten Stücke zeigen auf der Vorderseite die Kopfbilder des Landgrafen Philipp und des Großherzogs Ernst Ludwig von der linken Seite mit der äußeren Umschrift: PHILIPP . LANDGRAF . Z . HESSEN (Löwenschild) ERNST - LVDWIG . GROSSHERZOG*) . V . HESSEN . U . B . R. Die innere Umschrift lautet: VERBUM . DNI . MANET. IN . AETERNUM. Im Abschnitt steht das Festdatum 13 . NOV . 1504 . 1904. Die Rückseite ist die übliche der Reichsgepräge. — Ziemlich gleichzeitig hat der Historische Verein für das Großherzogtum Hessen eine von Dr. Daniel Greiner verfertigte Plakette in Silber und Bronze herausgegeben, die Philipps Kopfbild und einen geharnischten Reiter zeigt. Die Plakette ist von der bekannten Münzenfirma Ad. E. Cahn zu Frankfurt a. M. für 35 oder 15 Mark zu beziehen.

P. W.

*) Zum erstenmal amtlich mit Doppel-S.

Hessische Bücherschau.

Philipp der Großmütige. Beiträge zur Geschichte seines Lebens und seiner Zeit. Herausgegeben von dem Historischen Verein für das Großherzogtum Hessen. (Mit Bildern und Kunstbeilagen.) Gr. 8°. VIII, 612 S. Marburg (N. G. Elwert) 1904. [Als „Festschrift zum 13. November 1504—1904" nur auf dem mit Landgraf Philipps Porträt von Dr. Daniel Greiner in Dreifarbendruck gezierten, vorderen Umschlag bezeichnet.] Preis (nach Erlöschen der Subskription) broschiert Mk. 10.—, eleg. geb. Mk. 12.—.

Unsere Leser kennen dieses Prachtwerk, durch welches zu der reichen Festliteratur über Landgraf Philipp zum 13. d. Mts. der Historische Verein zu Darmstadt glänzend beisteuerte, schon dem Inhalt nach aus dem Prospekte, welcher der Nr. 19 vom „Hessenland" beilag. Indem wir eine genauere Besprechung der 25, zumeist sehr wertvollen Arbeiten uns vorbehalten müssen, empfehlen wir das kostbar ausgestattete Werk allen Landsleuten für den Weihnachtstisch 1904 mit voller Überzeugung angelegentlichst zur Anschaffung, es verdient es äußerlich und innerlich.

Bronnzell, 27. Nov. 1904. Dr. phil. F. Seeling.

Zimmermann, Ernst J. Hanau, Stadt und Land, Kulturgeschichte und Chronik einer fränkisch-wetterauischen Stadt und ehemaligen Grafschaft. Mit besonderer Berücksichtigung der älteren Zeit. Gr. 8°. (VII +) LXXXVI und 796 Seiten. Mit (mehr als) 340 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 52 (+ 5) Tafeln und Beilagen. Hanau (Selbstverlag des Verfassers und bei Fr. König in Kommission.) 1903 (bzw. in 11 Heften, seit 1897, erst vollendet nach Pfingsten 1904). Preis (stilecht, schön und höchst dauerhaft gebunden, nur) Mk. 15.—.

Endlich nach sieben langen Jahren, oder wenn man die Vorarbeiten mitzählt, nach zwölf Jahren konnte Herr Akademielehrer Ernst J. Zimmermann zu Hanau sein „Deo gratias!" unter ein Prachtwerk setzen, das im großen Lexikonformat gegen 900 Seiten Text von ihm bringt mit beinahe 400 trefflichen Abbildungen, von denen die wertvollsten sich auf 57 Tafeln und z. T. bunten Anlagen befinden. Wir wüßten nicht jetzt, wo man so allgemein von Heimatkunst immer wieder redet, welches Prachtwerk gediegensten Inhaltes wir nicht nur einem jedem geborenen oder zugezogenen Hanauer, daheim oder in der Fremde, sondern auch jedem Freunde Hanauer Spezial- oder allhessischer Geschichte auf den Weihnachtstisch 1904 besser legen könnten, als dieses schöne Buch für den im Verhältnis zum Gebotenen geringen Preis, der eventuell bald erhöht werden muß bei den enormen Unkosten der Herstellung. Denn diese 56 Bogen besten Papieres enthalten einen trefflich gedruckten, inhaltlich guten Text mit seltenen Abbildungen nach alten Originalen und neueren Zierleisten und Zeichnungen jeder Art.

Wie eine Prachtbibel Hanauischer Lokalgeschichte, die sich ja erst, abgesehen von Hanauer Ländchen in Elsaß und Baden, 1736 oder 1816 mit der kurhessischen verbunden hat, mutet uns das Ganze an, wobei man über das vom Verfasser selbst bedauerte Fehlen eines Registers durch reichliche Inhaltsangaben entschädigt wird.

Auch der genaueste Kenner althanauischer Vergangenheit dürfte von der grauesten Urzeit an, besonders von den Tagen der Römer und Chatten bis auf unsere Zeit, kaum irgend etwas Wichtiges vermissen und jeder Kenner der Kulturgeschichte dürfte aus diesem Orbis pictus Hanoviae stets neue Freude und Anregung schöpfen. Hoffentlich befindet sich, während wir dies schreiben, schon in fast jeder Hanauer Familie je ein Exemplar dieses rechten, echt patriotischen Hausbuches, das auf keinem Familien-Büchertisch, in keiner Schule in den Tälern der Kinzig bis an den Distelrasen fehlen dürfte, aber ich möchte dies herrliche Buch auch außerhalb der gesegneten Teile der alten „Wettereiba" in recht vielen Händen sehen, namentlich in dem benachbarten Frankfurt a. M. und in allen hessischen Landen, sowohl im Großherzogtum wie in dem ehemaligen Kurhessen, damit der Herr Verfasser wenigstens nach und nach die großen Opfer an Geld ersetzt erhält, die er neben allen seinen Studien dafür noch hat bringen müssen. Zu viele in Niederhessen stehen den sog. „Mainfranzosen" etwas gar zu ferne, die viel leichter erregten Blutes sind als die Althessen (man denke nur an 1830 und 1848 mit Hurra die Gäul'!) und da bietet sich hier die schönste Gelegenheit, diese Lücken auszufüllen für einen Gebietsteil der allhessischen Lande, welcher so recht den Übergang nach Süddeutschland bildet, durch Frankfurt a. M. hin nach dem ehemaligen Nassau und nach Hessen-Darmstadt südlich des Mains.

Ja für das 1912 oder 1913 bevorstehende Tausendjahrjubiläum der Stadt Cassel könnten wir uns gar keine schönere Vorlage für eine wahrhaft populäre Geschichte Cassels denken, als dieses Buch, äußerlich und innerlich, ebenso wie wir in der ehemaligen Fürstabtei und dem Bistum Fulda, wo z. Zt. Spezialforschungen üppig emporblühen, ein Gegengewicht in einer illustrierten, zusammenfassenden Geschichte mit Freuden begrüßen würden. Zum Beweise dieser Behauptung werden wir den Lesern vom „Hessenland" in 1905 Bruchstücke und Referate aus der Hanauer Geschichte von Zimmermann bringen, geschmückt mit vom Verfasser gütigst zur Verfügung gestellten Proben von Abbildungen aus diesem Prachtwerk, das wir heute aus voller Überzeugung allen Landsleuten als passendstes Weihnachtsgeschenk aus allhessischer Spezialgeschichte für 1904 nochmals empfehlen wollen.

Bronnzell, 19. Nov. 1904. Dr. phil. F. Seeling.

Hessischer Kalender. Mit Lithographien nach Naturstudien aus Hessen. Von H. Meyer. Kassel (Verlag von Ernst Hühn) 1905. Preis Mk. 2.50.

Der Hessische Kalender ist soeben zum zweitenmale erschienen. Die äußere Form blieb die gleiche, mit der innern Ausstattung hat sich dagegen insofern eine Wandlung vollzogen, als die einzelnen Blätter, statt wie voriges Jahr in Schwarz, in farbiger Ausführung sich präsentieren. Die zwölf zur Darstellung gekommenen Motive sind durchweg andere als 1904 und stammen wieder von dem in seinem Fache so überaus trefflichen, nunmehr dauernd in unserer Mitte weilenden Künstler Hans-Meyer-Kassel. Wie derselbe die Farbenlithographie zu meistern versteht, ist ja seit langer Zeit bekannt. Erweisen sich auch mehrere der diesmaligen Motive weniger von Romantik erfüllt,

als die des vorjährigen Kalenders, so muten sie uns doch wegen ihres eminent heimatlichen Gepräges ungemein sympathisch an und erwecken durch die feinempfundenen koloristischen Stimmungen, welche mit Glück der jeweiligen Jahreszeit abgelauscht sind, ein noch gesteigertes Interesse. Es ist wiederum ein gutes Stück hessischer Geschichte, was beim Beschauen der Bilder vor unsern Augen lebendig wird und kann das Unternehmen als weiteres Mittel zur Förderung der Heimatliebe nur freudig willkommen geheißen werden. — Die in dem Kalendarium enthaltenen Jahreszahlen der Gedenktage enthalten leider vielfache Druckfehler, auch ist unterm 5. Oktober (1551) wiederum der apokryphe Vertrag zu Friedewald zwischen dem Landgrafen Wilhelm und dem Kurfürsten von Sachsen angeführt.

Bramer, Jeannette. Hessische Fürsten und Fürstinnen. Durchgearbeitete und ergänzte Vorträge der Verfasserin. 8°. V, 203 S. Kassel (E. Vietor) 1904. Eleg. brosch. Mk. 2.40, geb. Mk. 3.—.

Gerade recht zu Weihnachten erscheint dies Werk für die Jugend und zur ersten Einführung weiterer Kreise in die Geschichte unseres Fürstenhauses. Sein Inhalt hat in Form von Vorträgen vor Jahresfrist viel Beifall gefunden. Wir werden noch näher darauf eingehen, möchten aber jetzt schon das Interesse unserer Leser beim Herannahen des Weihnachtsfestes darauf richten.

Bronnzell, 29. Nov. 1904. Dr. phil. F. Seeling.

Hessisches Heimatsbuch. Ein Lesebuch für jung und alt. Zugleich eine Ergänzung zu „Hessische Geschichte im Anschluß an die deutsche und preußische“ und „Landeskunde von Hessen-Nassau“ von A. Gild, Rektor in Kassel. Kassel (Verlag von Ernst Hühn) 1904. Preis Mk. 1.20.

Der Verfasser des „Hessischen Heimatsbuches“ hat sich die besondere Aufgabe gestellt, die Jugend mit der Heimat gründlich bekannt zu machen. So veröffentlichte er bereits im Jahre 1885 seine „Heimatskunde von Kassel und Umgegend“, 1891 die „Landeskunde der Provinz Hessen-Nassau“, 1894 den Anhang „Hessen“ zu den in Voigtländers Verlag in Leipzig erschienenen geschichtlichen Lehrbüchern, 1899 „Hessische Geschichte im Anschluß an die deutsche und preußische“ und nunmehr das „Hessische Heimatsbuch“ als Ergänzung zu den vorgenannten Schriften. Im ersten Teil des angezeigten Buches werden geschichtliche Mitteilungen, Sagen, Gedichte, Bilder und Beschreibungen von geschichtlichen Denkmälern, Schilderungen von historischen Festen, geschichtliche Quellenberichte geboten. Der zweite Teil bringt Schilderungen von Land und Leuten, Beschreibungen von gewerblichen Anlagen, bemerkenswerten Bauten und Denkmälern, nicht im trockenen Leitfadenton, sondern in lebensvollen Bildern. Durch Vermeidung von überflüssigen Fremdwörtern und Erklärung der in den Quellenberichten und Quellensätzen stehenden unbekannten Ausdrücke ist der Inhalt des Buches derartig lesbar und verständlich gestaltet, daß schon ein Kind von 10 Jahren und der einfachste Mann es mit Verständnis und Genuß lesen können. Allein auch die reifere Jugend und der gebildete Mann wie die gebildete Frau werden das Schriftchen mit Anteil lesen. Wir empfehlen es insbesondere als Weihnachtsgabe.

Geschichtliches über Wahlershausen von Postsekretär **Kaufmann.** 32 Seiten. Kassel (Druck von Weber & Weidemeyer) 1904. Preis 60 Pfennig.

Angeregt durch die vor einem Jahrzehnt etwa erschienene Chronik von Kirchditmold, jedenfalls in starker Anlehnung an dieses prächtige Buch wird hier ein kurzer Abriß der Geschichte Wahlershausens geboten, ein Unternehmen, das auch an anderen Orten Hessens Nachahmung verdient. Denn nur was man kennt, kann man lieben. Dieser erste Versuch ist noch etwas dürftig ausgefallen, dem Verfasser stand eben bei seinem Stoff nicht die ergiebige Quelle zur Verfügung, aus der der Chronist von Dietmelle schöpfen konnte. Immerhin läßt sich auch hier noch manche Kleinigkeit nachtragen. In Justis hess. Denkwürdigkeiten (IV. 1.) finden sich einige lateinische Urkunden des 12. Jhdts. abgedruckt, in denen Wahlershausen angeführt wird; ein Reisetagebuch aus 1786 bringt interessante Einzelheiten über die heute noch an der Allee stehende, unter Friedrich II. entstandene Speltmühle; auch die Graßmedersche Chronik enthält einige Notizen über Wahlershausen. Vor allem werden die gedruckten und ungedruckten Schätze der Landesbibliothek noch vielerlei enthalten, was auch den beabsichtigten populären Zweck der Schrift dienen kann. Der Anhang bringt eigentlich das Wertvollste, einen Nachweis, wie seit 1686 der Grund- und Bodenwert des Ortes gestiegen ist. Vielleicht gelingt es dem Verf., sein Buch in einer Neuauflage auch nach dieser recht interessanten Seite hin noch zu erweitern. Heidelbach.

Fontes Melusinae. Ein Menschheitsmärchen von **Karl Ernst Knodt.** Bildschmuck von **Gustav Kampmann.** Altenburg (Verlag von Stephan Geibel). Hochelegant geb. Mk. 4.—

In diesem neuerschienenen Prosabuche des bekannten „Waldpfarrers“ finden wir Himmels- und Märchenpoesie in wundervoller eigenartiger Weise verschmolzen. Dies „Menschheitsmärchen“ kann von den Menschen nicht totgeschwiegen werden: sein Inhalt lebt und atmet und birgt unvergängliche Schätze. Wer das edle Werk mit Liebe liest, der wird deutlich den Wald flüstern, die Cherubim singen, die „fontes Melusinae“ rauschen hören. Wohl dem, der in dieser modernen Zeit nach solcher „Musik“ verlangt! Begnadet der Dichter, dessen Sprache dieselbe wiederzugeben vermag! Wer gleichsam nach steiler, staubiger Wanderung nach einem tiefen Labetrunk aus klarem Waldbrunnen dürstet, der lese „Fontes Melusinae“: sein Durst wird gestillt werden!

Ravolzhausen. Helene Bechtel.

Kleinschmidt, Albert. Im Forsthaus Falkenhorst. Gießen (Emil Roth). Brosch. Mk. 3.—, in Prachtband Mk. 4. —

So liegt nun auch der III. Jahrgang der „Erzählungen und Schilderungen aus dem Leben im Bergforsthause und im Bergwald“ vor. Die früheren Jahrgänge haben bei vielen Schulmännern reichen Beifall gefunden, und es ist anzunehmen, daß sich auch dieser dritte, reich ausgestattete Band neben den alten viele neue Freunde erwerben wird. Den jugendlichen Lesern werden viele Anregungen zu liebevoller Beobachtung der heimatlichen Natur geboten und

diese selbst wird in anziehenden Bildern geschildert. In natürlicher Weise vervollständigt der Verfasser das naturgeschichtliche Wissen der Knabenwelt, ohne aufdringlich lehrhaft zu werden. Die Darstellung ist einfach und klar, vermeidet ungesunde Spannung und Verwicklung und ist frei von aller Moralmanie. Wir haben es also mit einem Buch zu tun, das jedem gesunden Knaben Freude macht.

x. y. z.

Zur Besprechung eingegangene Schriften:

Der Tolle und die schöne Isabell. Die Geschichte der kleinen Lene. Der Hahnenkampf. Novellen von Lotte Gubalke. Stuttgart und Leipzig (Deutsche Verlagsanstalt) 1904. 75 Pf.

Götz Krafft. Die Geschichte einer Jugend. II. Im Strome der Welt. Von Edward Stilgebauer. Berlin (Rich. Bong).

Personalien.

Verliehen: dem Präsidenten der Justizprüfungskommission Wirklichen Geheimen Rat Dr. jur. et phil. Stölzel in Berlin bei seinem Übertritt in den Ruhestand der Rote Adlerorden 1. Kl. mit Eichenlaub; dem Generalmajor z. D. von Heydwolff in Germershausen bei Marburg die königliche Krone zum Roten Adlerorden 2. Kl. mit Eichenlaub und Schwertern am Ringe; dem Intendanten des Königlichen Theaters Freiherrn von und zu Gilsa in Kassel bei seinem 50jährigen Dienstjubiläum der Stern zum Kronenorden 2. Kl.; dem Kreistierarzt August Textor in Ziegenhain beim Übertritt in den Ruhestand der Rote Adlerorden 3. Kl. mit der Schleife; dem Gymnasialdirektor Professor Dr. Aly zu Marburg, dem Regierungsbaumeister a. D. Sardemann zu Marburg, dem Metropolitan Conrad in Niederzwehren, dem Pfarrer Liese in Eschwege, dem Pfarrer Weiß in Obermöllrich, dem Pfarrer Kienzler in Schlüchtern und dem Eisenbahnsekretär a. D. Wolff in Allendorf a. W. der Rote Adlerorden 4. Klasse; dem Geheimen Sanitätsrat Dr. Fuckel, dem Oberrealschuldirektor Homburg und dem Oberlehrer a. D. Professor Simon in Schmalkalden, dem Superintendenten a. D. Baersch in Marburg und dem Landesbauinspektor Baurat Boesser in Kassel der Kronenorden 3. Kl.; dem Revierförster a. D. Köring zu Gemünden, dem Königl. Förster Hucker zu Wilhelmsthal, dem Lehrer a. D. Wolff in Hanau und dem Eisenbahnstationsverwalter a. D. Schmoll in Marburg der Kronenorden 4. Kl.; den Lehrern Dittmar in Fürstenhagen, Heiderich in Oberaula, Hünefeld in Friedrichshagen, Humburg in Zierenberg, Lecher in Niederklein und Schmidt in Langenselbold der Adler der Inhaber des Hohenzollernschen Hausordens; der Freifrau von Dörnberg, geb. v. Pappenheim, der verw. Frau Geheime Justizrat Rieß, geb. Kahler, dem Regierungsrat Schulin und dem Regierungsrat Mahraun in Kassel, der Frau Kaufmann Michel, geb. Matthies in Schmalkalden und der Frau Weißhaupt, geb. Deines in Hanau die Rote Kreuz-Medaille 3. Kl.

Ernannt: Landgerichtsrat Dr. von Spindler in Hanau zum Oberlandesgerichtsrat in Hamm; Gymnasialdirektor Professor Dr. Baier in Frankfurt a. M. zum Provinzialschulrat in Kassel; die praktischen Ärzte Dr. Weber und Dr. Willich in Kassel zu Sanitätsräten; Pfarrer Volkenand zu Wallroth zum zweiten Pfarrer in Steinau; Pfarrer Angersbach zu Bebra zum Pfarrer in Obergrenzebach; Hilfspfarrer Ide zu Borken zum Pfarrer in Bebra; Forstassessor Damm zum Oberförster in Großenlüder; Referendar Rosenstock zum Gerichtsassessor; Regierungsbauführer Frank aus Wächtersbach zum Regierungsbaumeister.

Versetzt: Amtsrichter Hellwig in Wolfhagen nach Wiesbaden; Forstmeister Martin in Großenlüder nach Waldau; Forstmeister Voigt zu Hadamar nach Fulda.

In die Liste der **Rechtsanwälte** eingetragen: Gerichtsassessor Schmidt bei dem Amtsgericht in Frankenberg.

Geboren: ein Sohn: Landrichter Küntzel und Frau Mathilde, geb. Frech (Kassel, 22. Oktober); Architekt Christian Schmidtmann und Frau Ilse, geb. Wolff (Kassel, 25. Oktober); Pfarrer Theodor Sippell und Frau Hildegard, geb. Stengel (Schweinsberg, 8. November); Gerichtsassessor Wicher und Frau Etta, geb. Klostermann (Kassel, 10. November); Uhrmacher Heinrich Kochendörffer und Frau Else, geb. Lorenz (Kassel, 22. November); — eine Tochter: Regierungsrat Tuercke und Frau Margarete, geb. Curtze (Rotenburg a. F., 20. Oktober); Major a. D. von Reckow und Frau Elsa, geb. Krüger (Marburg, 28. Oktober); Dr. Eisenberg und Frau Änne, geb. Noll (Kassel, 15. November); Gerichtsassessor Fisher und Frau Emma, geb. Zuschlag (Steinbach-Hallenberg, 25. November); Dr. Fritz Bachmann und Frau Marie, geb. Nölting (Wilhelmshöhe, 27. November).

Gestorben: K. k. österr. Major a. D. Albrecht Craß, 67 Jahre alt (Kassel, 27. Oktober); Mühlenbesitzer August Malzfeldt, 76 Jahre alt (Karlshafen, 28. Oktober); Kaufmann Eduard Bechtel, 53 Jahre alt (Kassel, 29. Oktober); Privatmann Friedrich Wilhelm Hördemann, 54 Jahre alt (Kassel, 1. November); Gymnasial-Oberlehrer Friedrich Burhenne, 56 Jahre alt (Hersfeld, 3. November); Frau Charlotte Hirsch, geb. Daniel, 73 Jahre alt (Kassel, 4. November); Stadtkämmerer a. D. Heinrich Buchenau, 71 Jahre alt (Treysa, 5. November); Königlicher Kammermusiker Eduard Schmidt, 54 Jahre alt (Kassel, 7. November); Superintendent Sopp (Hanau, 10. November); Frau Pfarrer Karoline Rommel, geb. Jeppe, 80 Jahre alt (Kassel, 11. November); Königl. Landmesser Eduard Müller, 46 Jahre alt (Rinteln, 13. November); Frau Oberstleutnant Charlotte Becker, geb. Weise, 65 Jahre alt (Fulda, 16. November); Metropolitan a. D. Samuel Friedrich August Conrad (Rothenditmold, 16. November); Sanitätsrat Dr. Hohmann, 74 Jahre alt (Neukirchen, 17. November); Frau Medizinalrat Josephine Schottin, geb. Schmelz (Dresden, 19. November); Frl. Fanny Becker, 69 Jahre alt (Kassel, 19. November); Rektor Julius Bachmann, 66 Jahre alt (Hersfeld, 20. November); Frau Auguste Dorothea Marianne Baum, geb Scheffer, 73 Jahre alt (Gudensberg, 21. November); Bürgermeister Daniel Stuhlmann aus Wetter, früherer Kreistagsabgeordneter, 82 Jahre alt (Homburg v. d. Höhe, 24. November); Generalmajor Philipp Schneider, 56 Jahre alt (Frankfurt a. M., 24. November); Bauunternehmer Karl Münscher, 59 Jahre alt (Marburg, 25. November); Dr. Fritz Bergmann (Kiel, 26. November); Kreisarzt Medizinalrat Dr. Edmund Zülch (Wolfhagen, 26. November).

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 24. XVIII. Jahrgang. Kassel, 17. Dezember 1904.

Ach, dass ich ein Kind blieb.

Ach, daß ich ein Kind blieb, —
Das im Gedränge
Der vollen Gassen, —
In freudigerregter Menschenmenge —
Den Mantel des Christkinds möchte fassen! —
Bei den tausend Gaben für groß und klein
Muß doch für mich auch ein Päckchen sein?! —

Es muß, — es muß ja in diesen Tagen, —
Den flockenweißen, — den liebewarmen, —
Das Glück mir lächelnd entgegentragen
Freude und Gaben auf beiden Armen!

Es muß ja kommen! — Ein Herz muß schlagen,
Das Jubelfreude mir zugedacht, — —
Noch kommt eine Reihe von hoffenden Tagen,
Bis leis uns umfängt die heilige Nacht! —

Kassel. **Mary Holmquist.**

Dämmerstunde im Schneefelde.

Hier ist der Ruhe Reich. Hier schweigt das Leben.
Geräusch schafft nur mein Schreiten durch den Schnee.
Der knistert laut. — Glatt ist das Feld und eben,
Gleich wie ein weißer, regungsloser See.

An seinem Saume ragen schwarze Tannen
Empor — und schöner, als ein Erdenwort es nennt,
Glänzt fern ein Purpurmeer. Das winkt den Tag von dannen:
Der ganze Himmel brennt.

Nah mir zu Häupten schattenwerfend fliegen
Zwei Eulen stumm, mit schwerem Flügelschwung.
Vom Wald her schwebt, sich scheu an mich zu schmiegen,
Das Kind der Stille: die Erinnerung.

Ravolzhausen. **Sascha Elfa.**

Frau Holle.

(Ein Kinderverschen.)

Wo wohnt die graue Märchenfrau?
Das weiß ein jedes Kind:
Zwei Meilen von der Himmelsau
Wohnt sie in einem Häuschen grau,
Da sitzet sie und spinnt.

Sie zupft die Wolkenwolle auf,
So wird das Fädchen glatt.
Aus ihrer Brille guckt sie drauf,
Und wirft beiseit auf einen Hauf,
Was sie nicht nötig hat.

Am Webestuhl sie auch mit Fleiß
Manch fein Gespinste macht:
Aus ihren Händen rinnen leis
Die Nebelflöre silberweiß,
Das blaue Kleid der Nacht.

Macht dann Frau Holle blank und rein
Ihr kleines graues Haus,
Dann wirft sie viele Fädelein,
Altweibersommerfädelein,
Zum Fensterchen hinaus.

Der Flockenkorb der stand beiseit,
Den schleppt sie auch herfür:
Mit beiden Händen schüttelt, streut
Frau Holle, daß es lustig schneit,
Die Flocken aus der Tür! —

Remscheid. **Auguste Wiederhold.**



Die Teilung Hessens durch Landgraf Philipp den Großmütigen.

Von C. Neuber.

Zu den Fehlern des hochverdienten Fürsten wird es allgemein gezählt, daß derselbe unter Aufhebung früherer letztwilliger Anordnungen ein neues Testament abfaßte, dessen Hauptinhalt die Teilung von Hessen war, nicht nur unter seine vier Söhne aus der rechtsgültigen Ehe mit der Prinzessin Christine von Sachsen, sondern auch unter die sieben Söhne aus der Nebenehe mit dem Hoffräulein Margarethe von der Saal, die Grafen von Dietz. Danach sollten die vier rechtmäßigen Söhne vom Hessenlande erhalten: Landgraf Wilhelm ohngefähr die Hälfte, Ludwig ein Viertel, Philipp und Georg je ein Achtel, jedoch dergestalt, daß das ganze Land, unter Fideikommiß gestellt, einen gesamten Staat bilden sollte, und die sieben Grafen von Dietz Schlösser, Städte und Ämter am Vogelsberge in Oberhessen. Dies Testament übergab Philipp der Großmütige am 6. April 1562 in seinem Schlosse „den berufenen Zeugen und Notarien" zur Hinterlegung beim Stadtrate zu Kassel, und nachdem er am 31. März 1567 die Augen geschlossen hatte, wurde dasselbe am 30. April 1567 in feierlicher Sitzung des Stadtrats den Beteiligten eröffnet, und trat, von diesen anerkannt, nunmehr in Kraft, also auch die Teilung.*) Diese ist nun allerdings verhängnisvoll geworden und zwar dadurch, daß von da an im Laufe der Zeit eine freilich nicht gewollte Spaltung eintrat zwischen Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt, welche allmählich, namentlich infolge Streits um das Erbe des kinderlos (1604) verstorbenen Landgrafen Ludwig von Marburg, sogar sich dahin ausgestaltete, daß Hessen-Kassel Hüter des Protestantismus blieb und im furchtbaren 30jährigen Kriege auf Seite des ritterlichen Schwedenkönigs Gustav Adolf stand, während Hessen-Darmstadt, obwohl protestantisch verbleibend, doch sich zum katholischen Kaiser hielt. Dazu kam, daß die Söhne der Margarethe dem Erzeuger keine Ehre einbrachten, drei von ihnen im Heere des katholischen Königs von Frankreich, Karl IX., gegen seine hugenottischen Untertanen fochten und fielen, und zwei ihr Unwesen auf der Bergfeste Ulrichstein in Oberhessen trieben, derart, daß die Landgrafen Ludwig und Georg einschritten und das Nest mit Waffengewalt aushoben, einen Grafen sogar in 33jähriger Gefangenschaft in Ziegenhain hielten (ein sechster starb in dänischen Diensten, ein siebenter auf der Universität Tübingen). Trotzdem kann man die Teilung Philipp dem Großmütigen nicht so sehr zur Schuld anrechnen und zwar aus folgenden Gründen:

1. Die Teilung des Hessenlandes kam damals nicht zuerst. Schon der Stammvater des hessischen Fürstenhauses, Heinrich I. das Kind, welcher nach hartem Kampfe mit Thüringen Hessen in seinen Besitz bekommen hatte, teilte aus hier nicht zu erörternden Gründen dasselbe unter seine zwei Söhne: Johannes in Niederhessen und Otto in Oberhessen. Nach dem baldigen Tode des ersteren regierte der letztere eine Reihe von Jahren allein in ganz Hessen, ebenso nach ihm dessen Sohn Heinrich II. der Eiserne und ein Jahrzehnt neben ihm als Mitregent, dann allein sein Neffe Hermann der Gelehrte und ebenso dessen Sohn Ludwig I. Nach diesem ist wieder eine Teilung, die zweite, erfolgt unter die zwei Söhne desselben: Ludwig II. in Niederhessen und Heinrich III. in Oberhessen, und nach deren Tode herrschten im Hessenlande sogar nebeneinander drei Fürsten, also die dritte Teilung, die zwei Söhne Ludwigs II.: Wilhelm I. und Wilhelm II., und ein Sohn Heinrichs III.: Wilhelm III. Nunmehr wurde durch den Tod des Letzteren und dadurch, daß Wilhelm I. infolge eingetretener Geistesschwäche sich ganz von der Regierung zurückzog, Wilhelm II. Alleinherr und sein Sohn Philipp der Großmütige regierte ebenfalls eine lange Zeit (1509—1567) allein, aber wer will diesem Fürsten, welcher Gut und Blut für die von ihm als heiliges Recht erkannte Sache der Reformation eingesetzt und die mit ihm denselben Glauben bekennenden Fürsten und Städte zu kühner Tatkraft begeistert, aber auch schlimme Zeiten hinter sich hatte, sogar fünfjährige zum Teil schwere Gefangenschaft beim Kaiser Karl V. nach hinterlistiger Festnahme hatte erdulden müssen (1547—52) und dadurch an Körper und Geist gelitten —, wer will ihm

---

*) Vgl. Ch. Rommel, Geschichte von Hessen T. IV, S. 385 f.; T. V, S. 39 f.

die vierte Teilung, welche er vorgenommen, um alle Beteiligten zufrieden zu stellen, so schwer zumessen? Kamen doch auch nach ihm wieder Teilungen vor und entstanden die Linien Hessen-Rotenburg, Philippsthal, Homburg usw.

2. Derartige Teilungen kamen auch in den andern Ländern des heiligen römischen Reichs deutscher Nation vor: in Brandenburg (Baireuth und Kulmbach), Bayern, Pfalz (Nieder und Ober-Bayern, Zweibrücken, Birkenfeld), Braunschweig-Lüneburg (Celle, Göttingen, Grubenhagen), Sachsen (Ernestinische und Albertinische Linie), Nassau (Dietz, Usingen, Weilburg), Baden (Baden-Baden und Baden-Durlach) usw. Auch in den angegebenen Staaten kam es zwischendurch zur Alleinherrschaft einzelner Regenten, und dann fanden wieder Teilungen statt. In Österreich kamen gleichfalls Teilungen vor (Tirol, Steiermark usw.), nur Württemberg, wo Herzog Eberhard im Barte im Jahre 1482 die Alleinherrschaft erlangt und die Erstgeburtordnung eingeführt hatte, bildete eine Ausnahme.

3. Die Teilungen in Hessen sowohl wie die in den andern Staaten des deutschen Reiches waren keine Landesteilungen, sondern jeder dieser Staaten bildete für sich ein Ganzes unter Oberhoheit des ältesten Herrschers, bzw. in Österreich unter dem Hause Habsburg mit Oberhoheit des Kaisers.

Die hessischen Geschichtsschreiber behandeln demgemäß die in Rede stehende Teilung. So sagt Rommel*): „Wenngleich durch Landgraf Philipps Testament die bisher unter Einem Oberhaupt gestandene Landgrafschaft in vier gleiche Teile und regierende Linien zerstückelt wurde und alle Söhne Philipps als regierende Fürsten ihre eigenen Residenzen, und weil damals die Reichsstimmen nicht auf dem Lande, sondern auf den Personen hafteten, Sitz und Stimme auf den Reichs- und Kreistagen erhielten (wodurch den evangelischen Körpern ein bedeutender Zuwachs verschafft wurde), so blieb doch den vier Landesteilen, außer der Erbverbrüderung, in Titel, Wappen und Hoheitsrechten der Fürsten, in dem allgemeinen hessischen Landtage, in den obersten Staatsgerichten [Samt-Hofgericht zu Marburg für die Appellationssachen], den gemeinsamen Zöllen und Einkünften, der gegenseitigen Öffnung der Festen, der Universität, hohen Spitälern und dem Samt-Archiv soviel Gemeinsames, daß ganz Hessen nur Einen Staat bildete. — —"

Bei Berücksichtigung der angeführten Umstände dürfte die viel verurteilte Teilung doch nicht so sehr zu Ungunsten des vielgepriesenen Mannes in die Wagschale fallen, vielmehr als den Verhältnissen entsprechend in hohem Grade zu entschuldigen sein.

*) Rommel, Geschichte von Hessen Bd. V, S. 53.

Versuch einer kritischen Übersicht

der gesamten Literatur über Philippum Magnanimum, Landgraf zu Hessen, Graf zu Catzenelnbogen 2c.

Von Dr. philos. Fritz Seeling.*)

(Fortsetzung und Schluß.)

Rommel und nach ihm Neudecker hatten die kurhessischen Archive zu Cassel durchforscht und auf beiden ruht, soweit es Hessen betrifft, Rankes „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation", der jedoch daneben nicht nur tiefste, eigene Studien in vielen Archiven angestellt hatte, sondern auch die gesamte Literatur der Jahre 1827—59 eingehend und kritisch berücksichtigt hat.

Unsere „Bibliographia Philippensis" wird auch diese Zeit in möglichster Vollkommenheit zu bringen suchen, hier aber können wir nur einige Stichproben dem Biographen-Zweigestirn Ranke und Rommel beifügen, die als Muster z. T. für andere gelten und deshalb mit Platz haben mögen. Franz Bernhard Ritter v. Bucholtz, nebenbei bemerkt ein erst 1813 eingewanderter Münsterländer, hat in acht Bänden und einem Urkunden-Supplement die Wiener Archive für jene Zeit ausgeschöpft in seiner „Geschichte Kaiser Ferdinands I.", aber er ist außer bei Ranke damals (seit 1831) noch allzuwenig zu Worte gekommen. Münch brachte schon 1828 ff. recht schlecht edierte Urkunden über Sickingen bei und Langenn solche über Kurfürst Moritz von Sachsen, während Lanz in der Publikation des Stuttgarter Literarischen Vereins die politische Korrespondenz Carls V. veröffentlichte. Zu Darmstadt, 1842, erschien dann von Eduard Duller „Neue Beiträge zur Geschichte Philipps des Großmüthigen, Landgrafen von Hessen, bisher ungedruckte Briefe dieses Fürsten und seiner Zeitgenossen, Carls V., Ferdinand I., der Königin

*) Zwingende Gründe veranlassen mich, ab 13. November 1904 meinen Familiennamen als Schriftsteller so, durch Zusatz von n, abgeändert zu führen.

Maria von Ungarn usw. In Auftrag des historischen Vereins für das Großherzogthum Hessen gesammelt im kgl. belgischen Staatsarchiv zu Brüssel sowie im großh. hessischen Staatsarchiv zu Darmstadt und mit einer Einleitung begleitet." Ein treffliches Buch seit dem Jahre 1530 bis 1560, besonders für die Zeit von 1547 bis 1552.

Seite VII lesen wir mit Freude, daß Landgraf Philipp vor allen Fürsten der Reformation sich auszeichne durch Toleranz und Humanität und erfahren S. IX, wie leicht diese kostbaren Dokumente zur Geschichte der kirchlichen Neuerung durch Feuer, Wasser und Unwissenheit noch im 19. Jahrhundert hätten zugrunde gehen können. Dr. Coremanns allein hat diese auch für Hessen so wichtigen Akten gerettet, die dann der historische Verein zu Darmstadt, mit Unterstützung des Großherzogs Ludwig II, durch Dr. Eduard Duller mit Bezug auf Landgraf Philipp ausziehen ließ. Seitdem steht (nach S. XIV) auch auf diesem Wege fest, daß Bucholtz in seinem „Kaiser Ferdinand" Bd. VI (gegenüber von Rommel mit euuig statt eenig!) völlig im Recht war.

Unsere Leser möchten wir ferner daran erinnern, daß 1841 der Bd. I und 1847 Bd. II von Wigand Lauze („Leben und Thaten ... Philippi Magninimi"), mit Ausschluß der hessischen Vorgeschichte bis 1509, als zweites Supplement der Zeitschrift des Casseler Geschichtsvereins erschien, ohne daß dieser treffliche, zeitgenössische Biograph unseres „großen Landgrafen", wie wir bereits im Abschnitt I hörten, in Kurhessen oder sonst die allgemeine Würdigung gefunden hätte, oder in weiteren Kreisen auch bis heute wirklich mit Erfolg gelesen worden wäre.

Dagegen fand in katholischen Kreisen weite Verbreitung ein anonym erschienener, großer Artikel in den (Münchner) historisch-politischen Blättern, der sich in den Jahren 1844 bis 46 durch die Bände 14 bis 16 und 18 hindurchzog und nach dem Bücherverzeichnis zu Janssen, Bd. III (4. Abdr. 1881, S. XXX) von E. v. Jarcke verfaßt ist. Auf ihn gehen die meisten der gehässigen Urteile aus der sekundären Literatur über Landgraf Philipp zurück und gegen Jarckes Aufstellungen müssen die protestantischen Historiker immer wieder Front machen.

Heinrich Heppe, Professor zu Marburg, z. B. veröffentlichte u. a. seine „Urkundlichen Beiträge zur Geschichte der Doppelehe" in Niedners Zeitschrift für die historische Theologie Bd. XXII, S. 263—283 im Jahre 1852, während Heppes Hessische Kirchengeschichte erst Marburg 1874 erschien, also erst in den folgenden Abschnitt hineingehört. Dagegen müssen wir hier rühmend hervorheben, wie gründlich und würdig F. W. Hassencamp in seiner zweibändigen, leider unvollendeten „Hessischen Kirchengeschichte im Zeitalter der Reformation" Marburg 1852 und 55 (— Heft 1 bereits 1847 erschienen, mit „neuen Beiträgen" zur allgemeinen Reformationsgeschichte, in 2. [Titel-] Ausgabe 1864 —) unserem Landgraf Philipp nach allen Seiten gerecht wird und auch historisch, nicht nur theologisch, als Quelle mitzuzählen hat. Sehr richtig setzt auch Hassencamp den Übertritt Philipps zur neuen Lehre erst nach dem Jahre 1524, also daß die Versuche einiger lutherischer Theologen, Philipp schon 1521 zum Anhänger Luthers zu stempeln, in sich zusammenfallen; ferner betont er mit Recht nicht nur des Hessenfürsten tatkräftige Mitwirkung bei der Reformation anderer Gebietsteile, wie in Württemberg, Hersfeld, Münster, Dänemark, Fulda (!), Schmalkalden u. a. m., sondern weist auch nach, daß Landgraf Philipp oft als „summus episcopus Hassiae" ganz andere Wege wandelte, als Luther im Bekenntnis, in der Kirchenverfassung und Kirchenzucht.

Woher die früher weitverbreitete Weltgeschichte von Schlosser, welche ja bekanntlich der Stadtarchivar Kriegk zu Frankfurt a. M. zumeist abfaßte, ihre Angriffe auf Landgraf Philipp nahm, ist noch zu untersuchen, so viel steht aber fest, daß auch Quellen sekundärster Natur leider mitverwandt sind. Ein selbständiges Bild von Landgraf Philipp zeichnet uns Professor Dr. Friedrich Rehm in seinem zweibändigen „Handbuch der Geschichte beider Hessen", Marburg 1842 und 46, während Piderit in seiner Geschichte von Cassel (1844) ganz von Rommel (und noch dazu lüderlich arbeitend) abhängt, ebenso auch Philipp Hoffmeister, dessen „Leben Philipps des Großmüthigen" (Cassel 2c. 1846) aber eine fleißige und noch heute lesbare Arbeit auf 370 Seiten geworden ist, an die sich 1856 ebenbürtig anschließt: „Philipps des Großmüthigen Nachfolger. Als Beitrag zur Geschichte der deutschen Reformation." Zum Schluß aber greifen wir als Exempel der reichlichst vorhandenen, sekundären Literatur über unsern Landgraf Philipp aus der Zeit von 1827 bis 1859 heraus des Schulinspektors Dr. Christian Röth weit verbreitete und klar geschriebene „Geschichte von Hessen", die 1856 in Cassel bei G. E. Vollmann, 23 Bogen stark, erschien und so beliebt wurde und blieb, daß Major v. Stamford sie noch Ende der achtziger Jahre in 2. Auflage neu herausgeben konnte, wo er sie freilich grade von Philipp an vermehrt und von 1814 bis 1866 fortgeführt hat. Hier nun hat Landgraf Philipp im §. 18 auf den Seiten 147 bis 204 einen durchaus verständigen Biographen nach gedruckten Quellen,

zumeist freilich nach Rommel, für weiteste Kreise gefunden, aus dem so manche Festredner oder hessische Schriftsteller, wie weiland Bartholus, sich heute noch ihren Most holen. Daß dabei Einiges falsch herauskam, beruht z. T. auf seinen schlechten Quellen und ist leicht zu bessern, wie z. B. nach 1523 (Sickingens Fall) das Jahr 1525 mit „kaum" anschließt, und Seite 185 oben spukt immer noch Rommels Märchen von „eenigem" Gefängnis. Stamford hat übrigens mit Recht um 1540 wohl aus äußeren Gründen einen Einschnitt in Röths ausführliches Lebensbild vom Landgrafen Philipp gemacht; denn dieses Jahr kann man recht gut aus inneren Gründen als Katastrophe in Philipps Leben betrachten. Ebenso wie 1856 Röth nochmals für weitere Kreise das Wissen der Rommelschen Epoche seit 1827 zusammenfaßt, hatte dies vorher in 1821 (bzw. 2. Aufl. 1824) Kaspar Nöding ebensogut getan in seinem „Leitfaden der hessischen Geschichte", zu der Professor Justi ein Vorwort schrieb, wo man recht bequem lesen kann, was der gemeine Mann vor Rommel über Philipp wußte. Wahrlich ein großer Fortschritt! Doch müssen wir uns nach Rommels Tode (1859) einem neuen Abschnitte zuwenden!

IV.*)

Etwas mehr als ein Menschenalter also beherrschten Rommel und Ranke von 1827 bis 1859 mit ihrer Auffassung Philipps die Gebiete sowohl der hessischen als auch der deutschen Geschichte fast unumschränkt, da trat mit der „Neuen Ära" auch eine zunächst zersetzende, aber dann wieder z. T. nach ganz neuen Prinzipien aufbauende Geschichtsschreibung ein, in deren Verlauf wir heute noch mitten inne stehen.

Von 1859 aber, wo Christoph von Rommel am 21. Januar starb, bis zum Frühjahr 1904, wo beide hessischen Lande sich zur Feier einer 400-Jahrfeier der Geburt des Landgrafen Philipp zu rüsten begannen, sind 45 Jahre, also anderthalb Menschenalter, ins Land gegangen, in denen so viel und so wichtiges, neues Material für die Beurteilung des Landgrafen Philipp herangeschleppt ist, daß, wie wir ja bereits hörten, Rommels Darstellung völlig veraltet ist und Rankes kongeniales Bild des Landgrafen Philipp auf dem Hintergrunde der Reformation nunmehr bis ins Detail für unser Hessenland reichlicher ausgeführt werden kann. Doch zwingt uns der Raummangel, hier nur die Höhenpunkte dieser spezialisierenden Entwickelung zu verzeichnen, da wir vor Jahresschluß auch Teil V (bzw. IV) mit den massenhaften, z. T. auch sehr wertvollen Gaben des Jubeljahres 1904 selbst, wenn auch in kürzester Überschau, noch an vorliegenden Abschnitt abschließend angliedern möchten.

Fünf Werke ragen aber so turmhoch über die Menge der Bücher und Zeitschriften-Aufsätze in den Jahren 1859 bis 1904 hervor, daß wir sie mit Fug und Recht vor den anderen des näheren betrachten müssen: es sind dies Maurenbrechers „Carl V. und die deutschen Protestanten von 1545—55", mit der Katastrophe Philipps, nach spanischen Akten, dann die schon oft zitierten drei Bände des Briefwechsels des Landgrafen mit Bucer, den Lenz in den Jahren 1880 bis 1891 herausgab in den Publikationen aus den Königlich Preußischen Staatsarchiven (Bd. 5, 28 und 47), denen drittens sich die vier Halbbände von Meinardus in den Jahren 1899 bis 1902 als Gaben der historischen Kommission in Nassau angeschlossen über den hessisch-nassauischen Erbfolgestreit bis 1557; endlich viertens Johannes Janssens bewußt „ultramontane", großangelegte „Geschichte des deutschen Volkes", von der ich den hauptsächlich in Betracht kommenden Band III (über „Allgemeine Zustände des deutschen Volkes von 1525 bis 1555") nach dem 4. unveränderten Abdruck (Freiburg i. Br. 1881) zitiere, und endlich fünftens die „Hessischen Landtagsakten", welche seit 1901 Glagau für die historische Kommission in Hessen und Waldeck zu bearbeiten, und mit Band I schon herauszugeben begonnen hat.

„Es ist eine hohe Ehre für mich, dieser Schrift den Namen Leopold von Rankes vorsetzen zu dürfen", beginnt Seite VII Maurenbrecher seine groß angelegte Arbeit, die das Archiv Carls V. in Simancas u. a. mit seinen authentischen Quellen gründlich ausschöpfend, auch neues Licht über Landgraf Philipp in der kritischen Zeit um 1547 zu verbreiten sehr geeignet ist.

Freilich steht ihm ja, ebenso wie dem zu Straßburg verstorbenen Universitäts-Professor Herm. Baumgarten, Kaiser Carl V. im Mittelpunkt seines Interesses, aber der größte Gegner Carls V. in Deutschland, unser „großer Landgraf" Philipp, konnte da nicht übergangen werden, wenn auch die spanischen Granden von dessen wirklicher Bedeutung nicht die rechte Ahnung hatten, bis zu Carls Tode, wo an dessen Politik sein Sohn, König Philipp II. von Spanien, eisern festhielt.

An Maurenbrechers 346 Seiten füllenden, glänzend und gründlichst geschriebenen Text schließen sich noch 184 Seiten Urkunden und Akten, zumeist in spanischer Sprache an, die m. M. nach unsere

*) Weil IIIa so sehr in die Breite ging, wollen wir obiges statt als IIIbb lieber als „IV" und dann den Schlußteil IV als „V" bezeichnen.

hessischen Forscher über Landgraf Philipp für jene Jahre noch viel zu wenig ausgenutzt haben.

Etwas ganz Neues und in ihrer Akribie Unerhörtes über Landgraf Philipp boten dann die Publikationen aus den Königlich Preußischen Staatsarchiven in ihrem Band 5 (1880) mit Bd. I beginnend, dem 1887 erst Bd. 28 (= II) und mit Band 47 (1891) der Schlußband (= III) nachfolgte von dem von Lenz herausgegebenen Briefwechsel des Landgrafen Philipp mit Bucer in den Jahren 1539 bis 1547, der mit einem Schlage das bisherige vage Gerede über die Doppelehe zur wissenschaftlichen Frage erhob.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, zum Ruhme von Prof. Lenz hier noch etwas sagen zu wollen, weil nach ihm seitdem alle Akten- und Urkunden-Publikationen des 16. Jahrhunderts in Regestform mit begleitendem Text gearbeitet sind, aber genauer, als Landgraf Philipp es in jenen Jahren Bucer gegenüber getan hat, kann niemand sein Inneres zergliedern und offen legen, nicht nur in dem leidigen Doppelehe-Handel, sondern auch für halb Europa in allen religiösen und politischen Fragen jener bewegten Zeiten.

Im Vorwort zu Band I hat zudem Lenz diese seine neue „Methode“ für Aktenpublikationen aus dem 16. Jahrhundert kurz dargelegt, die seitdem fast allgemein befolgt worden ist. Abgesehen von wichtigen Akten in den Exkursen sind es 253, z. T. sehr lange Briefe meist schwerwiegenden Inhaltes und die weitgeführten Exkurse, namentlich des letzten Bandes mit trefflichem Register, die dieses „standard-work“ für Landgraf Philipp zu einem Eckfteine jeder wissenschaftlichen Forschung über ihn erheben, den niemand umgehen kann. Wer will z. B. ohne Band III mit seiner Fülle diplomatischen Akten-Materials über 1540—47 zu urteilen sich unterfangen?

Über den 1890 verstorbenen Johannes Janssen unparteiisch zu urteilen, wird immer noch nicht leicht, da für oder wider ihn, heute noch z. T. sich verlästernd, allseits gestritten wird. Doch ist das mir wenigstens klar geworden, über die Achsel, wie früher hier und da, darf Janssen nicht mehr angesehen werden, sondern jeder Historiker und auch jeder Liebhaber hessischer Geschichte muß sich, was Landgraf Philipp anbetrifft, mit ihm gründlichst auseinander setzen.

Daß Janssen dem „Schwert der Reformation“ nicht sympathisch gegenübersteht, ist von vornherein begreiflich, aber man vermutet nicht eine solche Antipathie, wie sie aus allen Zeilen herausschaut. Selbst längst widerlegte Märchen und Verleumdungen aus den Schmähschriften des maßlosen Herzogs Heinrich von Braunschweig tauchen wieder als historische Quellen auf, wenn auch nur nach dem Grundsatze: „Semper aliquid haeret“; aber im großen und ganzen kann Janssen dem Landgrafen Philipp, außer im Packschen Handel und in der Doppelehe, doch nichts rechtes am Zeug flicken, ja er muß zwischen den Zeilen widerwillig Philipps Bedeutung zugestehen; wahrlich ein nicht gewollter, durchschlagender Beweis für die weltgeschichtliche Größe Philippi Magnanimi.

Freilich kann seit Janssen niemand mehr die Reformation, besonders in den Jahren 1525—55, als ideales Geschichtsbild malen, denn des Schattens bleibt überall, auch bei Landgraf Philipp, noch genug vorhanden, und so begrüßen wir im Sinne ausgleichender Gerechtigkeit diese deutsche Geschichte Janssens als bestes Korrektiv gegen lutherische Schönfärber in der Reformationsgeschichte, wenn auch nicht freudig, so doch dankbar. Denn jeder Freund hessischer Geschichte kann aus jenem Werke unendlich viel lernen, weil man sich fast in jedem der vielen Lebensereignisse Philipps gegen Janssen sein eigenes Urteil erst wieder erkämpfen muß.

Die beiden historischen Kommissionen für Nassau zu Wiesbaden und für (Nord-)Hessen und Waldeck zu Marburg haben uns um die Wende des 19. Jahrhunderts zwei sehr wichtige Publikationen über Landgraf Philipp geschenkt, die wir hier leider nur ganz kurz beleuchten können. Erstens erschien je in Halbbänden für Text und Quellen gesondert, als Band I und II der Nassau-Oranischen Korrespondenzen, von Otto Meinardus bearbeitet, der Catzenellnbogische Erbfolgestreit von Anfangs bis 1528 und von da bis 1557, also in vier Halbbänden mit je einem Bilde der Beteiligten, in den Jahren 1899 bis 1902, voller Briefe, Akten und Urkunden. Ein staunenswerter Fleiß ist hier auf eine Angelegenheit verwendet, die für Hessen und Landgraf Philipp selbst zwar oft unangenehm war, aber doch nur sekundäre Bedeutung beanspruchen darf. Zweitens hat Glagau, der Biograph der regierenden Landgräfin-Mutter Anna, sich eine große Aufgabe gestellt mit Herausgabe der hessischen Landtagsakten, von denen leider bisher nur Band I vorliegt. Wir werden etwas über das Ende der Vormundschaft Philipps geführt (1521) in einer Quelle ersten Ranges für die Frühzeit des jungen Landgrafen, die natürlich die betreffende Stelle in Pfeiffers Geschichte der hessischen Landstände ganz obsolet macht. Hoffentlich aber kommt bald ein Band II. ff nach, daß wir hier über Landgraf Philipp selbst in vielen wichtigen Punkten endlich mal urkundliche Gewißheit erhalten.

Eins aber wird unseren Lesern zum Bewußtsein gekommen sein, daß die Forschung seit 1859 sich sehr spezialisiert hat und also auch bei Landgraf

Philipp all die einzelnen Ereignisse bis ins Kleinste untersucht worden sind, ohne daß es unternommen wurde, eine größere Biographie auf Grund des zerstreuten Materials über ihn zu verfassen. Se. Exzellenz der Wirkl. Geheim-Rat Professor Dr. Hintzpeter verfaßte 1878 aus pädagogischem Grunde (ad usum serenissimi delphini!), für den jetzigen deutschen Kaiser!, ein Bild Philipps, von dem er aber selbst wünscht, daß es nicht als geschichtliche Quelle aufgeführt wird, und aus Professor Dr. Münschers Nachlaß erschien 1893 (also mehr als ein Menschenalter nach Rommels Tode!) ein Bild des „großen Landgrafen“ in seiner „Geschichte von Hessen“, das zwar gegen Röth (1856) einen Fortschritt bedeutet, aber doch nicht auf der Höhe der Wissenschaft steht. Soweit dies z. Zt. möglich war, hatte es Friedensburg gegeben in der Allgem. deutschen Biographie Bd. XXV (1887) auf den Seiten 765 bis 778, zumal wichtig in dem Teil, wo Friedensburg selbst in den Archiven eingehend geforscht hatte.

Kein Stein aber ist auf dem andern geblieben von dem Bilde, das 1827—30 Rommel von Philipp zusammengetragen hat, durch alle die Monographien zu Landgraf Philipp, die wir in unserer „Bibliographia Philippensis“ so vollzählig und genau es angeht, alle verzeichnen wollen; hier aber können wir nur Einiges zur Probe anführen: Glagau gibt bis 1521, wie wir fanden, reiches, neues Material, Ulmann (1872) legt völlig neues Fundament für die Episode mit Sickingen, Falckenheiner (1887) für die Zeiten des Bauernkrieges, Ehses und Schwarz für die Packschen Händel, Wille (1882) für den Zug nach Württemberg (1534), Lenz, wie bekannt, für die Doppelehe und Sonstiges von 1540—47, und gar viele Andere tun dies für die Zeit von da bis 1555, während Heidenhain (besonders Halle 1890) eingehend die Unionspolitik des Landgrafen, namentlich von 1557—62, beleuchtet hat, und Paetel 1897 über das Militärische unter Philipp arbeitete, von vielem anderen ganz zu geschweigen. Kurz und gut, es würde den Rahmen unserer Übersicht weit übersteigen, falls wir noch mehr Namen aus der Literaturflut von 1859 bis 1903/4 nennen wollten; es würde daraus gar leicht ein selbständiger Aufsatz erwachsen darüber, wie in den letzten anderthalb Menschenaltern das viele neue Material über Landgraf Philipp sein Bild fast völlig umgewandelt hat. Nicht anders aber steht es mit dem letzten Teil unseres Versuches, zu dem wir uns jetzt wenden müssen, denn auch er würde leicht eine ganze Abhandlung füllen; aber wir sind damit glücklicher daran, weil im „Hessenland“ 1905 nicht nur die Bücherschau dafür zur Verfügung steht, sondern sonst noch der nötigste Platz bleibt für kleine Einzelartikel, um unsere Leser wenigstens auf die Hauptschätze jener Literaturhochflut im Jubeljahr 1904 hinzuweisen.

V.

Am frühesten erfuhr man, daß die Historische Kommission für Hessen und Waldeck sich zu einer Festschrift ersten Ranges für den 13. November 1904 rüstete, und die Herren Herausgeber Geh. Archivrat Dr. Koennecke und Professor Dr. A. von Drach legten zu Marburg bereits Proben für ihre große „Iconographia Philippina“ vor. Leider aber ist dieses abschließende Bilderwerk über Landgraf Philipps äußere Gestalt bis Mitte Dezember d. Js. immer noch nicht erschienen; doch wird man es jederzeit freudig empfangen, da es eine schwer empfundene Lücke ausfüllen soll. Dagegen liegt der Band I vor von einem Urkundenwerk ersten Ranges, das wir der Munifizenz der kgl. Preuß. Staatsarchive verdanken, in Friedr. Küchs „Politischem Archive des Landgrafen Philipp“, das uns auf etwa 900 Seiten von 1518—67 durch die verschlungenen Pfade der Regierungshandlungen unseres großen Fürsten sachkundig hindurch geleitet. Wir kommen in einer der ersten Nummern des „Hessenland“ in 1905 eingehend darauf zurück. Drittens kennen unsere Leser bereits dem Inhalte nach die beiden Festschriften der zwei Geschichtsvereine zu Cassel und Darmstadt. Viertens fassen wir kleine Fest-Beiträge hier zusammen, worunter wir auch die im laufenden Jahrgang und namentlich in dem Festhefte vom „Hessenland“ (Nr. 21/22) enthaltenen mit zu verzeichnen hätten. Ferner liegen uns etwa 70 Festartikel hessischer und nichthessischer Zeitungen und Zeitschriften vor.*) Fünftens sei noch bemerkt, daß alle Festredner (bis auf Herrn Professor Dr. Varrentrapp in Marburg) ihre z. T. sehr wertvollen Festreden zum vollen Abdruck gebracht haben; hieran schließen sich die Festspiele von Treller und Weitbrecht, sowie eine Reihe von Festgedichten.**)

Zur Besprechung der Festschriften einzelner Verfasser und einzelner Institute, wie z. B. der Uni-

---

*) Vgl. auch „Hessische Zeitschriftenschau“ im vorliegenden Heft. D. Red.

**) Daß für das Großherzogtum Hessen 5 M.- und 2 M.-Stücke mit dem Doppelbildnis des Landgrafen Philipp und des Großherzogs Ernst Ludwig geprägt worden sind, ist ja allgemein bekannt geworden, ebenso daß von Professor Dr. Greiner eine schöne Plakette in den Handel kam, während Herr Prack (Melsungen) eine solche in Cassel neben einer Statue von Supp ausstellte.

versität und des Gymnasium Philippinum zu Marburg wird im folgenden Jahrgang unserer Zeitschrift sich Raum finden, andere, wie z. B. Rockwell und das treffliche „Hessische Reformationsbüchlein" von Herrmann, sind schon kurz oder ausführlich erwähnt worden.

Wahrlich, äußerlich und innerlich hat das Jubeljahr 1904 uns eine Fülle von Material über den Landgrafen Philipp gebracht. Gar leicht könnte man über die reichen Gaben zum 13. November 1904 ein Büchlein referierend anfüllen oder einen größeren selbständigen Artikel schreiben.

Das Epigramm in der hessischen Literatur des 18. Jahrhunderts.

Von Alexander Burger.

Bald ist das Epigramm ein Pfeil,
Trifft mit der Spitze;
Ist bald ein Schwert,
Trifft mit der Schärfe;
Ist manchmal auch — die Griechen liebten's so —
Ein klein Gemäld', ein Strahl, gesandt
Zum Brennen nicht, nur zum Erleuchten.

Klopstock hat in diesen Versen das Wesen des Epigramms treffend charakterisiert. Sie mögen für jede ausführlichere theoretische Auseinandersetzung, für die hier nicht der Platz ist, Ersatz leisten. Nur soviel mag gesagt sein: Das Wesen des Epigramms ist die Kürze, verbunden mit der Schärfe des Gedankens oder des Ausdruckes. Meist ist es ein Kampfesmittel, deshalb auch so oft subjektiv vorgehend. Es ist ein beliebtes Mittel dem Gegner etwas anzuhängen. Durch seine Kürze scheint es nicht viel Gedanken in sich aufnehmen zu können. So haben denn alle die dii minoris generis in der deutschen Literatur, die den Großen etwas am Zeug flicken wollten, sich seiner bedient — und es fertig gebracht die Form des Epigramms geradezu verächtlich zu machen. Denn das innerste Wesen des Epigramms, wodurch es überhaupt Existenzberechtigung erlangt, ist gerade die Kunst in den wenigen Zeilen möglichst viel zu sagen. Also — Schärfe der Gedanken zu verbinden mit der Kürze des Ausdrucks Nur der Dichter, dem dies gelungen, kann Anspruch erheben, als Epigrammatist beachtet zu werden, und selbstverständlich sind dies meist nur die großen Geister. Trotzalledem gibt sich aber in der Geschichte des Epigramms die Tatsache kund, daß diese Dichtungsform geradezu die Domäne eines Mannes wird, der, in ihr Großes leistend, überall da versagt, wo er sein Gebiet verläßt. Ich brauche nur an die zwei Männer zu erinnern, deren Namen in der Geschichte des Epigramms einen Höhepunkt bedeuten, an Logau und Kästner.

Unsere hessischen Literaten haben natürlich das Epigramm auch nicht verschmäht. So ein Vierzeiler war ja schnell fertig, ob das nun ganz oberflächliche Gedanken waren, oder ob sie wirklich einmal in die Tiefe eingingen, war ja schließlich Nebensache. Einen Platz im Almanach oder in den „Gedichten" fand das Ding ja doch. So haben wir, wenn wir die hessische Literatur des 18. Jahrhunderts auf Epigramme durchstöbern wollen, nur eine geringe Ausbeute zu erwarten, die es verdiente beachtet zu werden. Hervorzuheben ist dabei auch, daß fast nur im komischen Epigramm irgend etwas Bedeutendes geleistet wurde.

Die komische Literatur des 18. Jahrhunderts in Hessen-Darmstadt gruppiert sich um die drei großen Namen: Georg Christoph Lichtenberg, Helfrich Peter Sturz und Johann Nikolaus Goetz, alle drei Satiriker von einer Schärfe, des Geistes wie des Ausdrucks, wie sie unsere Landesliteratur und vielleicht auch, namentlich in Hinsicht auf Lichtenberg, die deutsche Literatur nicht wieder aufzuweisen hat. Lichtenberg ist im großen und ganzen ja wohl hauptsächlich nur als Philosoph aufzufassen, Sturz aber, wenn auch vielleicht nur in einem Werke, seinen prachtvollen „Briefen eines Edelmanns", als Dichter und Satiriker. Ihm ist gelungen, was Lichtenberg, dessen Domäne das Fragment, der blitzende Gedanke in kurzer Form war, nie gelungen ist: ein dichterisches Werk zu vollenden. Das Hauptwerk Lichtenbergs, sind seine Aphorismenhefte, voll Laune und Tiefe. Ihm hätte das Epigramm gute Dienste leisten müssen und er hat sich auch seiner öfters bedient, während der gewichtiger einherschreitende Sturz das leichtgeschürzte Ding verschmähte. Und doch konnte auch das Sinngedicht unserem Lichtenberg nicht viel geben. Ihm kam es vor allem auf den Inhalt, den Gedanken an, die Form war ihm Nebensache. Er verlangte von einem Sinngedicht, es müsse einen Gedanken haben, über den man sich ärgere, weil man ihn nicht selbst gehabt. Die Prosa war deshalb für ihn, der auf die Form keinen Wert legte, das Hauptelement. Und nur an ganz wenigen Stellen, sie lassen sich beinahe an den Fingern aufzählen, wählt er die Form des Gedichtes, um seine epigrammatischen Gedanken festzulegen. Den Meister

lernen wir freilich aus diesen Stücken nicht kennen. Dazu gehört schon die Lektüre seiner Aphorismen. Und noch eins — gerade die Form scheint, wo Lichtenberg einmal das Gedicht anwendet, ihn geniert zu haben. Er, der sonst die schärfsten Giftpfeile seines Spottes niederprasseln ließ, wenn etwas seine Lachlust erregt, er wird im Gedicht auf einmal zahm — man merkt gleich, es ist nicht sein Element, in dem er sich tummelt. Nun ein Beispiel hierzu:

Die Champagner-Bouteille im Kühlfaß.

Solang ich fest steh', steht mein Herr:
So bald ich tanze, tanzt auch er;
Kaum tauml' ich um und lege mich,
So taumelt er und legt auch sich.

und:

Der Seelenarzt an seine Gemeinde.

Den ganzen Tag hör' ich, sei unter Euch die Frage:
Ob ich auch selbst das tue, was ich sage?
Nein! Ich als Seelenarzt treib's, wie's ein Doktor treibt:
Kein Doktor in der Welt verschluckt, was er verschreibt.

Auch der dritte große Humorist, den wir aus der hessischen Literatur des 18. Jahrhunderts zu nennen haben: Johann Nikolaus Goetz, der Verfasser der „Gedichte eines Wormsers", hat als Epigrammatist nichts über den Durchschnitt Gehendes geleistet. Als ganz gelungen wenigstens in der schalkhaft-ironischen Stimmung sei nur eines angeführt.

Der Lärm in der Gerichtsstube.

Still doch, ihr Herren, wenn man richtet!
So rief der Präsident Suffen;
Der Lärm ist ja nicht auszustehn!
Wir haben zehn Prozesse schon geschlichtet,
Und konnten kaum ein Wort davon verstehn!

Unsere beiden anderen „Landeshumoristen", der zynische Friedrich Christian Laukhard, der, Ironie des Schicksals, Pfarrer war, wie der geniale Johann Heinrich Merck, haben in der Form des Epigramms überhaupt nicht gedichtet. Es sind die kleineren Geister, die — in weitem Abstand von diesen Fünf — jetzt genannt werden müssen. Hier macht sich nun auch wieder das geltend, was ich oben schon anführte. Gerade diese „dii minoris generis" haben eine größere Bedeutung für die Geschichte des Epigramms, wie etwa Lichtenberg und Goetz. Auch sie sind keine Himmelstürmer, sondern bewegen sich ganz, oft zu vernünftig auf dem realen Erdboden. Aber sie vermögen es, vielleicht infolge ihrer größeren poetischen Begabung, den Inhalt mit der Form in Einklang zu bringen: Christian Heinrich Zimmermann und Johann André sind deſſ' Zeuge.

Von Christian Heinrich Zimmermann besitzen wir außer einer Übersetzung des Martial nur wenige Epigramme, die im Göttinger Almanach zerstreut zu finden sind. Eins mag hier Platz finden.

Der Pächter und der Sittenlehrer.

P.
Wollen Sie von Tugend, Recht und Pflichten
Meine Söhne mir wohl unterrichten?
Es sind ihrer drei!

S.
Von Herzen gern.

P.
Was zahl ich monatlich dafür?

S.
Zehen Thaler.

P.
Schönen Dank dem Herrn!
Kauft man doch dafür fast einen Stier!

S.
Kauf' er einen denn, so hat er vier.

Dies Epigramm erscheint mir typisch für eine gewisse Gattung desselben. Für jene Untergattung nämlich, die in dem überraschenden Schluß das Wesen des Sinngedichtes zu erkennen glaubt. Gerade die Trockenheit der letzten Bemerkung wirkt witzig.

Nachwort.

Die vorstehende Untersuchung, zu der natürlich noch viel mehr Material hätte herbei gebracht werden können, beschränkt sich aus begreiflichen Gründen auf die Literatur Hessen-Darmstadts. Sehr interessant würden aber gerade für unsere Zeit, in der das Epigramm wieder mehr zur Geltung kommt, weitere Forschungen in der Stammesliteratur sein. Vielleicht würde ein Kenner der Hessen-Kasselschen Literatur sich der dankbaren Aufgabe einmal unterziehen, in den Werken seiner Dichter dem Wesen des Epigramms nachzugehen. Eine Untersuchung über das Epigramm in den Werken hessisch-darmstädtischer Dichter des 19. Jahrhunderts behalte ich mir vor.

Weihnachtsbilder.

Skizzen von Mary Holmquist-Kassel.

I.

In dem Spielzeugladen rennt und fragt, piept, tutet, rasselt, schellt und knallt es durcheinander. Personal und Käufer probieren die mannigfachen neuesten Erzeugnisse der Spielwaren-Industrie aus, die auf das Trommelfell meist sehr angreifend wirken. Puppen werden hochgehalten, auf Schlafaugen, Zähne, Haare und nicht zum wenigsten auf die Kleider geprüft, falls sie welche anhaben, Puppenstuben mit kundigem Blick gemustert, ob die Ein-

richtung auch den Anforderungen des „Jugendstils" entspricht. Dazwischen wickeln sich schnell kleine Händel ab um Hampelmänner, Badepuppen, gestrickte „Jungen", Bälle, Flanell- und Gummitiere, sowie ähnliche Proletarier unter den Spielwaren. Ein reichgekleidetes Ehepaar wählt prüfend zwischen einigen Puppenfürstinnen, deren Zugehörigkeit zu den upper ten unbestreitbar aus den seidenen, mit aller Sorgfalt nach dem Modejournal hergestellten Kleidchen, die in musterhaftem Sitz die Ledeglieder umschließen, hervorgeht. „Wirkliche" Haare wallen um das, ach, so leere Haupt, und der Blick der glänzenden Glasaugen entspricht ganz dem Gehalt der weichen Wergseele. Der reichgekleidete Käufer, der „Herr Kommerzienrat" angeredet wird, hält eben der Gemahlin ein feenhaftes Wesen in champagnerfarbener Robe hin. „Sieh mal, ganz modern! Natürlich auch Schlafaugen, und sagt „Papa" und „Mama". Was meinst Du?" „Ja, sie ist ja hübsch, aber kann sie sonst nichts?" „O doch, gnädige Frau, die ist gerade unser bestes Stück." Die gewandten Finger der kleinen Verkäuferin tasten am Rücken der Puppe und ein, nun, wir wollen sagen Piepsen ertönt, das mit einiger Übung als „Guten Morgen" und „Danke, Mama" zu erkennen sein dürfte. Befriedigt nickt der Herr. „Ja, diese nehmen wir. Unsere Erna findet an den Sachen, die man immer schon hatte, kein Gefallen mehr. Nun tun Sie noch Puppenkoffer und sonstige Reiseausrüstung dazu." Befriedigt sind Herr und Dame, der Ladenbesitzer und das Fräulein, das dem Prinzipal ein Lob entlockte für den guten Verkauf. Ich nehme an, daß auch die Puppe befriedigt ist, kommt sie doch in ein gutes Haus mit Familienanschluß, — ob aber das kleine Mädchen, dem eine „Freude" gemacht werden soll, auch so befriedigt sein wird?

II.

„Nu komm awer, Kind, ich honn kinne Zidd!" Ein Arm zieht mit festem Griff ein Mädelchen vom Schaufenster, an dem es mit offenem Mäulchen und glänzenden Augen sich festgeschaut hatte, fort. Die Frau nimmt das Kind an die Hand und geht eilig vorbei. „Me missen doch dem Vadder sinn Essen bringen. Mußte denn au iwwerall stehn blewwen? Dodervunne krichste doch nix." „Och, Mudder, so 'ne Puppe! Nurd so 'ne kleine Puppe midd'n grünen Kleid. Die dhäd ich mit ins Bedde nehmen. Nu äß doch bahle Weihnachten?" „Jo, Kind, awer so 'ne Puppe kannste nit krichchen. Mäh sinn froh, wenn me alle was uffen Libb ze ziehn honn un wann das bißchen Essen noch do äß. Komm, steck dinne Hännerchen unner min Duch und faß minnen Rock an. Dummel Dich, es äß kalt." Eilig geht die ärmliche, dünn gekleidete Frau weiter, die kleine Gestalt daneben trippelt eifrig mit, oft einen derben Puff erhaltend, wenn das Köpfchen noch nach hinten gewandt, sich nicht von den ausgestellten, unerreichbaren, glühend ersehnten Puppenwundern trennen kann, und die vielen eiligen erwachsenen Menschen knurren meist noch über das an ihre Knie anrennende kleine Ding, dem die Mutter eben als letzten Trost die Weihnachtshoffnung gibt: „Viellichde äß bih der Armenbescherunge 'ne Puppe for Dich derbih." „Ja, ja? Awer en grünes Kleid — —" hallt ein Stimmchen noch aus dem Gedränge.

III.

Es gibt Augen, die an den Sachen in den Schaufenstern angstvoll vorüberhuschen, die sie nicht sehen wollen, nicht sehen können! Die junge Frau dort im schwarzen Kleid wendet die Blicke ab von Licht und Farbe und schaut in tiefem Weh vor sich hin, auf das feuchte Pflaster. Ihr Fuß hastet. O, diese vielen Menschen! Sie mag sie nicht sehen, sie fürchtet, von Bekannten angesprochen zu werden und dann noch reden zu müssen von ihrem Leid. Sind es doch erst wenig Wochen, seit ihr kleiner Hermann da draußen ruht, allein in der kalten, schwarzen Erde. Doch nein, das soll sie ja nicht denken. Sie haben ihr ja so oft gesagt, daß Gott ihn nun im Schoße halte und er so glücklich sei, so engelsfroh! Sie will es ja auch so gern glauben, aber —. Oh, da war ein Schaukelpferd. Sie meint im brennenden Herzen das rum-bum, rum-bum zu hören, das die Dielen erschütterte, wenn klein Männe energisch sein Roß tummelte. Wäre sie nur erst zu Hause, dann will sie hübsche Papierrosen machen, die sollen an das winzige Tannenbäumchen, das sie sorgsam an sich drückt. Das bringt sie dann zum Weihnachtsabend hinaus, als einziges, was sie ihm schenken kann. Ach, sie darf nicht denken. „Madamchen, en Hampelmann! Zehn Pfennige! Hier der neueste Turner! Schlägt die große Welle! Nurd zehn Pfennige!" Sie weicht in das Gedränge zurück vor den angepriesenen Sachen. Das erträgt sie nicht mehr. Sie zuckt zusammen, wenn in fröhliche Kindergesichter unversehens ihr Blick fällt. Oh, die strahlenden blauen Augen ihres Jungen, wenn er schrie vor unbändigem Entzücken über seine Soldaten, seinen kleinen Hund! Dort läuft ja solch Hundelchen, wie sie es hatten, dem er die Ohren zauste, und das sich alles so geduldig gefallen ließ von seinem tollpatschigen, dicken Herrchen. Sie schrie fast auf. Es wird doch nicht Lumpchen sein?! Sie haben ihn damals gleich fortgegeben als ihr Junge ging, — aber nein, das Tierchen geht achtlos an ihr vorüber, — Gott sei Dank! Gott sei Dank! Und voriges Jahr, — Weihnachten, — die Burg!

Nein, nein, sie darf und darf nicht denken; aber sie ist ja nun bald zu Hause, — da darf sie denken.

IV.

Eine stille Seitenstraße mit kleinen, bescheidenen Geschäften. Auch ein Goldwarenlädchen breitet so recht selbstzufrieden seine Schätze aus: silberne Kettchen und Herzchen, kleine goldene Kreuze, Korallenschnüre und Taufbecherchen, die zum Umwehen ausschauen. Auf verblichenen Samt-Unterlagen spreizen sich möglichst auseinandergezogen lange, dünne Uhrketten mit einem Pappschildchen, das in goldenen Lettern „Nouveauté“ ausruft. Auch auf dem sich schnäbelnden Taubenpaar, dem riesigen Efeublatt oder dem Treubündnis zweier verschlungenen Hände — alle bestimmt, als Kragenschmuck auf dem Sonntagskleide einer beglückten Besitzerin zu prangen —, haben wohl schon verlangende, entzückte Blicke geruht. Aber das Hauptstück! In der Mitte der Auslage steht ein plüschbezogener Pappteller mit einer Handvoll Trauringe darin. „Trauringe in allen Weiten!“ meldet zudem wieder ein Schild mit besonders schönen Buchstaben. O, diese Trauringe! Wen werden sie schmücken und beglücken? Oder sind am Ende gar jene die Glücklichen, die ihnen entgehen?

Eben kommt ein junges Paar die Straße herab, dicht aneinander geschmiegt, das einfache schwarze Jäckchen des Mädchens liebkost ordentlich den Ärmel des braunen Überziehers und der Arm darin vergißt die Tatsache, daß die Dezemberluft etwas zu deutlich mahnt, die Glanzzeit eines Sommerüberrocks sei eigentlich abgelaufen. Mit glänzenden Augen und geröteten Wangen kommen die Beiden näher, bis sie vor dem Lädchen stehen. Die Hand des Mädchens zeigt auf die verheißungsvolle Schale, und mit glücklich beklommenem Blick zum Liebsten aufsehend, meint es leise: „Du, Karl, da sind welche.“ Er nickt ihr strahlend zu.

Die Klingel schrillt, dann schließt die Ladentüre sich hinter ihnen. Nach einem Augenblick langt eine runzlige Männerhand die Schale mit den Ringen aus dem Fenster in das Innere des Lädchens. Und zwei Menschen sind heute glücklich.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Herr General Eisentraut teilte auf dem letzten diesjährigen Unterhaltungsabend zu Kassel am 5. Dezember mit, daß am Lamsberg bei Gudensberg Nachgrabungen gemacht worden seien, die eine Anzahl Scherben aus der neolithischen Zeit zutage gefördert haben. Ist man auch noch in Unkenntnis über die damaligen Bewohner dieser Gegend, so geht doch aus den Überresten der Gefäße, die herumgereicht wurden, hervor, daß sie in der Töpferkunst wohlbewandert waren. Anknüpfend an den vor vier Wochen gehaltenen Vortrag des Herrn Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf über den Rekognoszierungsritt der hannoverschen Husaren am 19. Juni 1866 machte Herr Major von Löwenstein Mitteilungen, die sich gegen die Schilderung des Tatbestands durch den damaligen hannoverschen Jägerleutnant Vogt richteten. Es wurden hiernach einige Briefe von Augenzeugen, u. a. auch ein Schreiben des achtzigjährigen Försters Flecke in Landwehrhagen, der den Husaren als Führer gedient hatte, verlesen, die aber ein völlig klares Bild des Sachverhalts noch immer nicht ergaben. Darauf hielt Herr Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf einen Vortrag über die Isabellen des letzten Kurfürsten, der in lebhafter Färbung eine Geschichte dieser edlen Pferderasse in Hessen gab. Zuerst soll die Zucht der Isabellen in Beberbeck auf Veranlassung des Kurprinzen Wilhelm, des nachmaligen Kurfürsten Wilhelm II., betrieben worden sein, denn weder aus der Zeit des prachtliebenden Landgrafen Friedrich II., noch bei König Jérôme hat bis jetzt von diesen so recht eigentlich zu Galafahrten geeigneten Tieren etwas verlautet. Die acht Isabellen, die den Trauerwagen mit dem Sarge des Kurfürsten dem alten Kasseler Friedhof zuführten, gingen nach dem Willen ihres Herrn in den Marstall des Kaisers von Österreich über, wo mit ihnen die aus Kurhessen stammenden Isabellen nunmehr ausgestorben sind, die nach der Annexion in Beberbeck noch vorhandenen Stuten und Fohlen hatte der Kurfürst durch den ihm bis zum Tode treu ergebenen Oberstleutnant von Heathcôte kaufen und erschießen lassen, um sie vor einem ihrem Wert nicht entsprechenden Schicksal zu bewahren.

Hochschulnachrichten. Der Privatdozent an der Universität Leipzig Dr. Straub ist zum außerordentlichen Professor in der medizinischen Fakultät, der Privatdozent D. Rade zum außerordentlichen Professor in der theologischen Fakultät der Universität Marburg ernannt worden.

Todesfälle. Ein verdienstvoller hessischer Landarzt war es, der nach langem und schwerem

Leiden am 26. November d. J. auf dem Landkrankenhause in Kassel seine Augen für immer schloß und dessen Tod bis in die weitesten Kreise hinein eine aufrichtige Teilnahme hervorrief. Edmund Zülch war 1845 zu Oberelsungen als Sohn eines allgemein beliebten Pfarrers und dessen noch lebender Gattin geboren. Nachdem der reich beanlagte und zu einem schönen und stattlichen Jüngling herangewachsene Pfarrerssohn mit Erfolg das Kasseler Gymnasium absolviert hatte, bezog er die Hochschulen zu Tübingen, Marburg und Würzburg, an die ihn zeitlebens liebe und schöne Erinnerungen fesselten, an denen er aber auch den Grund zu einem reichen medizinischen Wissen legte. Dem ärztlichen Berufe mit großer Begeisterung ergeben, stürzte sich der junge Arzt mit rastlosem Eifer in die ärztliche Praxis, und erst in Spangenberg, später in Jesberg und Treysa fand er eine ihn in jeder Weise befriedigende Tätigkeit. Er war Landarzt in des Wortes vollster und schönster Bedeutung, der den von ihm gewählten Beruf noch ideal auffaßte und allseitig großes Vertrauen genoß. Das Interesse der sich ihm anvertrauenden Patienten lag ihm allezeit am Herzen, und bei Wind und Wetter, in Sturm und Regen trug ihn sein Cäsar, das treue Roß, der Begleiter mancher nächtlichen Fahrt, hin auf die entlegenen Dörfer, wo man seiner Ankunft sehnsüchtig bereits harrte, seines Kommens sich freute und ihn als Helfer und Retter in Krankheiten und Nöten hochhielt und verehrte. Nur ein einzigesmal hat Dr. Zülch die ihm so liebe und befriedigende Landpraxis auf längere Zeit verlassen, als er sich unter großen Schwierigkeiten 1877 nach dem fernen Bosnien begab, um den schwer erkrankten Prinzen Philipp von Hanau, k. k. Rittmeister bei den Dragonern, auf dem Kriegsschauplatze aufzusuchen und sicher und wohlbehalten in die Heimat zurückzuführen. Sonst hat der eifrige und pflichttreue Arzt nur selten seine ärztliche Tätigkeit unterbrochen, und als er als Königlicher Kreisarzt nach Wolfhagen versetzt wurde, widmete er sich den ihm obliegenden kreisärztlichen Geschäften mit großem Eifer und seltener Pflichttreue, aber die Lust und Liebe zu einer anderweitigen Praxis war erloschen, die Gesundheit schien bereits gelitten zu haben, das Vollgefühl der Kraft, die ihm einst in seinem ärztlichen Berufe die weitesten Landwege und die schwersten Operationen leicht gemacht hatte, schien nicht mehr vorhanden und die Anzeichen einer ernsten Erkrankung machten sich mehr und mehr geltend. Erholung und Erheiterung nach den schweren Anstrengungen seines Berufes fand er im Kreise seiner Häuslichkeit, die er sich gegründet hatte, als er die Tochter des im Hessenlande unvergessen gebliebenen Dr. Bernhardi heimführte, in dessen Familie er als Gymnasiast bereits freundliche und herzliche Aufnahme gefunden hatte. Geschätzt wurde Dr. Zülch aber auch in weiteren Kreisen um seines ganz hervorragenden geselligen Talentes, um seiner persönlichen Liebenswürdigkeit und um seines feinen Humors willen, durch welche Eigenschaften er in allen gesellschaftlichen Kreisen zu jeder Zeit gern gesehen wurde. Zum Königlichen Medizinalrat ernannt, war es ihm nur kurze Zeit vergönnt, sich dieser Auszeichnung zu erfreuen, da die den sicheren Tod bringende Krankheit nur allzurasche Fortschritte gemacht hatte und ihn vorzeitig zum tiefen Schmerze seiner Angehörigen und seiner zahlreichen Freunde dahinraffte. Unvergessen aber wird das Bild des zu früh dahingeschiedenen Arztes nicht allein diesen, sondern auch allen denen bleiben, die das Glück hatten, ärztlich oder gesellschaftlich mit diesem liebenswürdigen und hochbeanlagten Mann in Berührung getreten zu sein. Die Trauer um den Tod dieses allbeliebten Arztes wird fast im ganzen Hessenlande tief empfunden, da derselbe überall Freunde, nirgends Feinde, und sein ärztliches Wirken überall Anerkennung, nirgends Tadel gefunden hat. Requiescat in pace! C. S.

Wir beklagen in dem Verblichenen auch einen unserer Mitarbeiter, der u. a. im Jahrgang 1899 die treffliche Schilderung „Auch einige Erinnerungen an 66" veröffentlicht hat. D. Red.

Am 1. Dezember starb in Kassel der Generalleutnant z. D. Georg von Roques. Er war 1833 daselbst geboren und nachdem er die Kadettenschule besucht, 1851 als Leutnant in das Kurhessische 2. Infanterie-Regiment eingetreten. 1866 war er Premierleutnant und Adjutant der 2. Infanterie-Brigade. 1867 wurde er zum Hauptmann und Kompagniechef im Königlich Preußischen Infanterie-Regiment 82, 1876 zum Major befördert und ein Jahr später zum Stabe des Füsilier-Regiments 34 versetzt, bei dem er von 1879 bis 1883 das 1. Bataillon befehligte. In dem letztgenannten Jahre wurde er als Kommandeur des Seebataillons in die Marine versetzt und kurz darauf zum Oberstleutnant befördert. 1885 erhielt er den Rang eines Regiments-Kommandeurs und 1887 die Ernennung zum Oberst. 1889 Inspekteur der Marine-Infanterie, wurde ihm der Rang eines Brigade-Kommandeurs erteilt. 1890 fand seine Ernennung zum Generalmajor statt, mit welcher die Übertragung des Kommandos der 20. Infanterie-Brigade verbunden war. 1891 war er Kommandant von Magdeburg; 1893 wurde ihm der Charakter als Generalleutnant verliehen. Seine Stellung zur Disposition erfolgte 1894. Der Dahingeschiedene war ein hochverdienter Offizier, der in dem Krieg 1870/71 sich das Eiserne Kreuz erworben hatte.

In Kassel verschied am 2. Dezember der Schlossermeister Heinrich Römer, der als Vorsitzender der Handwerkskammer sowie als Stadtverordneter sich um das Wohl des Handwerkerstandes und seiner Vaterstadt besonders verdient gemacht hat.

Am 2. Dezember starb der Pächter des Fischhofs zu Bettenhausen bei Kassel Georg Seelig. Der Verstorbene war 1836 zu Kassel geboren. Gleich seinem Bruder, dem 1897 dahingeschiedenen Amtsgerichtsrat Fr. W. Seelig, hat er der heimischen Fischzucht ein eifriges Interesse gewidmet und für deren Hebung und Förderung verdienstlich gewirkt.

Der Zweigverein Eschwege des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde hat nunmehr feste Gestalt angenommen. Der in der ersten Versammlung gewählte Gesamtvorstand ist zusammengetreten und hat die ihm überlassene Geschäftseinteilung vorgenommen. Der Ehrenvorsitz wurde dem Königl. Kammerherrn und Landrat Herrn von Keudell übertragen. Als Vorsitzenden wählte man Herrn Kanzleirat Hartdegen, Vorsitzender des Ausschusses für die Altertumssammlung wurde Herr Bürgermeister Bocke, Schatzmeister Herr Professor Pontani. Der Verein wird seine Tätigkeit nunmehr aufnehmen. Geplant sind für jeden Winter zunächst 2—3 Vorträge, im Sommer einige Ausflüge nach geschichtlich denkwürdigen Orten der Umgegend und im Anschluß an die Vorstandssitzungen gemütliche Unterhaltungsabende.

„Reflexlichter." Wie uns Herr Konrad Lampmann mitteilt, ist seine von A. Wagner illustrierte Gedichtsammlung „Reflexlichter" von der in Leipzig erscheinenden Frauenzeitschrift „Von Haus zu Haus" preisgekrönt worden. Das Buch wird in einer in dem vorgenannten Blatt erschienenen Besprechung als ein „erzieherisches" warm empfohlen, da es „humoristische Dichtungen enthalte, welche Tiere und sachliche Gegenstände mit menschlichen Schwächen und Fehlern in scherzhafte Beziehungen bringen, diese mithin ein Reflektor sind, aus dem die Kinder ihre und anderer Fehler in scharfer Charakteristik und sonnigem Humor erblicken".

Hessische Bücherschau.

Fränkische Erde. Roman von E. Mentzel. Umschlagszeichnung von Otto Ubbelohde. Frankfurt a. M. (Karl Fr. Schulz) 1905. Preis 3,50 Mk.

Unsere hochgeschätzte Mitarbeiterin schildert in ihrem neuesten Werke das Leben in Frankfurt am Main kurz vor der Einverleibung der freien Stadt in die preußische Monarchie in sehr charakteristischer Weise und ruft mannigfache Erinnerungen an jene Zeiten wach, wo Friedrich Stoltze seinen Fuß nicht über das dortige Stadtgebiet setzen durfte, ohne in Gefahr zu schweben, von einem Repräsentanten der deutschen Bundesstaaten wegen Majestätsbeleidigung am Kragen genommen zu werden. Die Verfasserin hat es verstanden, die Lokalfärbung trefflich wiederzugeben und die Frankfurter von damals vor unserem Auge in voller Frische auferstehen zu lassen. „Die fränkisch Erd is zwar nur aageschwemmt Land", sagt Fräulein Charlotte Grollmann, die noch zu den Samstagsmädeln der Frau Rat gehört hatte, „se hat ihr daub Gestein und ihre Sandschichte, awwer en guter kräftiger Boddem bleibt se darum doch. Es könne sogar unner Umständ emal ganz seltene Bääm und Blänzercher druff wachse". Das „best' Flecksche fränkisch Erd" in dem Roman ist aber „des Konstanzche", eine liebliche Mädchengestalt, die mit großer Standhaftigkeit sich ihr Glück, einen preußischen unadeligen Gardeleutnant, erringt, etwas Ungeheuerliches für jene Zeit, denn eine reiche Frankfurterin, wenn sie nicht einen ebenso reichen Geschäftsmann nahm, konnte doch nur an einem österreichischen Offizier Gefallen finden. Charakteristisch ist dabei der Ausspruch der alten Wärterin Konstanzes, die da sagt: „weißte, en liewer schöner Mensch is er — gefalle hat er merr sehr gut. No, und durch Dich und dei Famillje wird er später ja auch ebbes Ordentliches". Mit diesen wenigen Worten ist die Denkungsweise der reichen Frankfurter von damals festgelegt. Eine Fülle von Gestalten, vom Bundestagsgesandten bis zum Metzger Frühauf, der in seinem „sauer erworwe Worschtbabier" eine wertvolle Bibliothek besitzt, sicher gezeichnet, hält das Interesse an der Handlung in steter Spannung, wobei bemerkt sei, daß außer dem erwähnten sympathischen Liebespaar noch einige andere weniger anmutige Verhältnisse mitspielen, die aber sämtlich ein befriedigendes Ende nehmen. Als Unterhaltungslektüre tut der vorliegende Roman seine volle Schuldigkeit, seine besondere Bedeutung aber ist darin zu suchen, daß er die Stimmung einer Zeit, die bald ganz verblaßt sein würde, in Erinnerung erhält.

B.

Koppen, Luise. Heitere Bilder aus dem Bodenstedter Pfarrhause. Berlin (Trowitsch & Sohn) 1904. Preis Mk. 2.40.

Ich will gleich mit der Tür ins Haus fallen und alle die, welche ein lebensvolles Buch für Weihnachten suchen, auf die „Heiteren Bilder" aufmerksam machen. Ich habe in unserer Zeit der Problemromane und Schattenspielerzählkunst selten eine so frische, gesunde und erfreuende Lektüre gefunden. Die Leute, welche uns begegnen, wohnen wirklich zwischen Korn und Dorn, wir sehen sie vor uns, wir hören sie, sie sind Leben. Der Humor ist ungesucht, natürlich und so frisch und sonnig, daß einem das Herz aufgeht und man sich auch wieder hinauswünscht. Ebenso fein und scharf wie die Verfasserin beobachtet, ebenso schlicht und treffend erzählt sie. Das Buch ist eine Freude für den, der noch Sinn für wahres Volkstum hat, es ist sehr empfehlenswert.

Valentin Traudt.

Gubalke, Lotte. Der Tolle und die schöne Isabell. Die Geschichte der kleinen Lene. Der Hahnenkampf. Novellen. Stuttgart und Leipzig (Deutsche Verlags-Anstalt) 1904. (Deva-Roman-Sammlung.) Brosch. Mk. 0.50, geb. Mk. 0.75.

Lotte Gubalke, die erst 1902 mit ihren „Bilsteinern" zum ersten Mal vor eine breitere Öffentlichkeit trat, hat sich in dieser Zeit durch ihre Romane und Novellen in fast allen größeren Zeitschriften Anerkennung zu verschaffen gewußt. Ihrem vor Jahresfrist erschienenen Novellenzyklus „Von seltsamen Leuten" läßt sie nun in der gleichen billigen und geschmackvollen Sammlung einige weitere, zu einem Bändchen vereinigte Novellen folgen, die neues Zeugnis von ihrer kleinstädtischen Schilderungskunst ablegen. Lotte Gubalke gehört nicht zu denen, die sich der Heimatkunstbewegung anschlossen, weil sie nun einmal Trumpf ist; sie schreibt, wie sie muß, und eben weil sie diese Gestalten, die sie uns vorführt, selbst geschaut hat, darum reden sie eine so überzeugungskräftige Sprache, darum stehen sie so licht vor uns, als ob sie uns selbst schon einmal irgendwo begegnet wären. Die Verfasserin schöpft immer wieder aus dem Vollen heraus, und ihre Erzählungen ziehen uns um so mehr an, als sie fast durchweg in Hessen lokalisiert sind und auch ihre Gestalten ihr hessisches Naturell nicht verleugnen können. Das wird jeder erkennen, auch ohne daß es bei jeder einzelnen Erzählung heißt, diese spielt in Ahausen, jene in Bdorf und diese in Crode. Darin unterscheidet sich Lotte Gubalke eben von vielen ihrer Kollegen, daß es ihr ganz und gar nicht um die Äußerlichkeiten der Heimatkunst zu tun ist, nicht um die äußere erlernbare Technik, sondern um die wirkliche Kunst, die erschaut und innerlich erlebt sein will. Das zeigt auch das vorliegende Bändchen aufs neue, das hiermit warm empfohlen sei. Heidelbach.

Aus Kampf und Leben. Verse von Karl Wiegand. Frankfurt a. M. (Verlag von Gebrüder Knauer).

Der Dichter dieser Verse ist sehr ernst zu nehmen, er bietet kein leeres Reimgeklingel, sondern hat vieles zu sagen, was ihm das Herz schneller schlagen macht. Sein sich selbst entnommenes Motto lautet:

„Und brannten die Augen — noch mußt' ich lesen.
Und brannte das Herz — meine Ruh war weit.
Und brannten die Füße — ich mußt' mich erheben.
Es war ein Kämpfen mein ganzes Leben.
Doch der bitterste Kampf in innerem Streit,
In Hunger und Lockung ist stets mir gewesen;
Der Kampf gegen eigene Müdigkeit . . .

Es ist eine Freude einen solchen Dichter unter der Masse gewöhnlicher Reimschmiede anzutreffen, die nach mehr oder minder berühmten Mustern sich ihre Verslein zurechtstutzen und sie zu Markt bringen. Der Inhalt des 190 Seiten umfassenden Wiegandschen Gedichtbandes teilt sich in „Liebe", „Leben" und „Kämpfe" und entspricht den Überschriften, was bei anderen Sammlungen auch nicht immer gesagt werden kann. Durch das „Sein und Schauen" des Dichters klingt:

„Totenlied und Nachtgesang,
Schönheit, Grab und Grauen —"

Er erschüttert, aber erhebt auch.

„Gott spricht aus jedem Sternenstrahl:
Kind, zweifle nicht, ich richte!
Ich führ' durch Nacht und Zweifelsqual
Die Menschheit blind zum Lichte!"

Karl Wiegand kann mit seinen Gedichten jedem unter die Augen treten und braucht die seinen nicht niederzuschlagen. Wir hoffen ihm noch öfter zu begegnen. B.

Kayser, Professor Dr. E. Abriß der geologischen Verhältnisse Kurhessens. Mit einer geologischen Karte. Marburg (N. G. Elwert) 1904. Preis Mk. 1,50.

Diese wissenschaftliche Abhandlung gehört der „Hessischen Landes- und Volkskunde" von Heßler an und ist als Sonderabdruck herausgegeben worden. Kurz, klar und sachlich gibt sie eine Übersicht der Gebirgsformationen unseres Heimatlandes und behandelt diese selbst in ihrer speziellen Ausbildung. Zur besseren Orientierung ist eine farbige Karte beigefügt. Höhenunterschiede, Wege, Straßen und Eisenbahnen sind darin weggelassen, aber um so klarer tritt dadurch das Bild der Gesteinsablagerungen hervor. So kurz der Verfasser auch alles behandelt, es ist nichts vergessen, und nicht nur dem Geologen, sondern auch dem praktischen Bergmann wird das Büchlein ein trefflicher Führer in unseren ziemlich bunten Verhältnissen — wohlverstanden in geologischer Hinsicht — sein. Die Farbenerklärung wäre m. E. besser in umgekehrter Reihenfolge zur Anschauung gebracht worden, da doch naturgemäß das Jüngere dem Älteren auflagert und somit das Allerjüngste, das noch in der Bildung befindliche Alluvium, zu oberst seinen Platz gefunden hätte.

Wenn Dr. Kayser auf Seite 23 anführt, daß in manchen Fällen unsere Basaltberge die inneren, ihres Schlacken- und Tuffmantels beraubten Vulkankegel darstellen, so möchte ich demgegenüber bemerken, daß da, wo der umhüllende Tuff fehlt, wahrscheinlich überhaupt keiner gewesen ist. Die Möglichkeit einer Erosion dieses weniger widerstandsfähigen Materials soll damit keineswegs in Abrede gestellt werden. Aber das sind Ausnahmen. Tuffe bildeten sich nur da, wo die Eruptivausbrüche unter Wasserbedeckung stattfanden, wie im Habichtswald, Langenberg 2c., wo noch See- und Sumpfgebiete von der bei Wolfsanger aufgestauten Fulda herrührend, existierten. In den weiter von Kassel und höher gelegenen Basaltdurchbrüchen, z. B. am Meißner und Hirschberg, sind nirgends Tuffe zu beobachten.

Daß ferner die in den Tuffen öfters vorkommenden Einschlüsse älterer Gesteinsfragmente von ehmals dagewesenen Gebirgen herrühren sollen, scheint mir nicht so wahrscheinlich, als daß aus den tief in das Grundgebirge hinabreichenden vulkanischen Ausbruchsspalten außer dem basaltischen Tuffmaterial auch Brocken der tiefsten und ältesten Unterlage mit emporgerissen und ausgeschleudert wurden. Die Granit-, Gneiß- und Syenitstücke, die sich neben zahlreichen Inklusionen triadischen Charakters in dem Tuffsteinbruch „an der Wand" im Habichtswald finden, scheinen darauf zu deuten, daß unser Buntsandstein und vielleicht allenfalls noch die Dyas direkt den azoischen Gesteinen, dem Urgebirge, aufgelagert ist. Das Aussehen aller dieser Einschlüsse, die vielfach verändert, gebrannt, an den Rändern verglast oder ganz gebleicht erscheinen, beweist klar und deutlich, daß hier die Gluthitze im Innern unserer Erde diese Veränderungen bewirkt hat.

Kassel. L. Rosenthal.

Hessische Zeitschriftenschau.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung (München), 15. Nov. 1904.
Heinrich Rinn: Landgraf Philipp von Hessen und die Schmalkaldener.

Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde, Neue Folge, III. Bd. 3. Heft, IV. Bd. 1. Heft (Darmstadt 1904).
Gustav Frhr. Schenk zu Schweinsberg: Genealogische Studien zur Reichsgeschichte.
Andreas Saalwächter: Urkunden zur Geschichte des Ingelheimer Grundes.
Hans Legband: Die Alsfelder Dirigierrolle.
Eduard Anthes: Archäologische Miscellen aus Hessen. II.
Eduard Becker: Geschichte des Kondominats zu Kürnbach bis 1598.
Paul Meißner: Zur Baugeschichte der Abtei Seligenstadt.
Ferner: Kleinere Mitteilungen 2c.

Basler Nachrichten (Basel), 13. Nov. 1904.
— Philipp von Hessen.

Berliner Lokalanzeiger, 13. Nov. 1904.
K.: Ein Fürst der Reformationszeit.

Blätter für Münzfreunde, Nr. 10 u. 11 (1904).
Alexander Fiorino: Die Münzen Wilhelms IX. (als Kurfürst Wilhelm I.) von Hessen-Kassel aus den Jahren 1800—1821.
— Neue Schaumünze auf Landgraf Philipp den Großmütigen.

Braunschweigische Anzeigen, 16. Nov. 1904.
— Philipp von Hessen.

Braunschweigisches Magazin (hrsg. von Dr. Paul Zimmermann) 1904, Nr. 8 u. 9.
Friedrich Kunze: Der Humanist Euricius Cordus in Braunschweig.
Johannes Beste: Ernst Ludwig Theodor Henke (1839—1872 Professor der Theologie in Marburg).

Centralblatt für Bibliothekswesen. XXI Jahrgang. Heft 8 u. 9.
Hasselberg, Friis und Ehwald: Weitere Exemplare von Tycho Brahes „Mechanica"

Die christliche Welt (Marburg), 22. Sept. 1904.
Wilh. Diehl: Philipps des Großmütigen Doppelehe.

Darmstädter Zeitung, 24. Oktober 1904.
R.: Philipp der Großmütige, Landgraf von Hessen.

— —, 14. Nov. 1904.
Fritz Herrmann: Zum Gedächtnis Philipps des Großmütigen (Festrede bei der Gedächtnisfeier des Historischen Vereins am 13. Nov. 1904).

Dresdener Anzeiger, 14. Nov. 1904.
— Zum 400jährigen Geburtstag Philipps des Großmütigen. (Nach einem Vortrag von Professor Ißleib in der „Dresdener Kaufmannschaft".)

Düsseldorfer Zeitung, 15. Nov. 1904.
— Zum 400. Geburtstag Philipps des Großmütigen.

Frankfurter Generalanzeiger, 4. Sept. 1904.
H. F.: Revisor Morgelhahn.

— —, 13. Nov. 1904.
Otto Ankel: Wie Landgraf Philipp von Hessen Herrn Hartmut von Cronberg seine Feste nahm.

Frankfurter Kleine Presse, 13. Nov. 1904.
— Philipp der Großmütige von Hessen.

Frankfurter Zeitung, 11. u. 12. Nov. 1904.
Walter Friedensburg: Landgraf Philipp von Hessen.

— —, 13. Nov. 1904.
Otto Ankel: Literatur zum Gedächtnis Philipps von Hessen.

Frauenrundschau (Berlin), 25. Aug. 1904.
Selma Wolff-Jaffé: Karoline von Günderode.

Fuldaer Geschichtsblätter, III. Jahrg., Nr. 9—11.
G. Richter: Der französische Emigrant Gabriel Henry und die Entstehung der katholischen Pfarrei Jena-Weimar.
Karl Scherer: Die Hauschronik des Johann Lutz von Salmünster.
G. Richter: Die Lage der Landbevölkerung in den fürstlich fuldischen Ämtern am Ende des 18. Jahrhunderts.
Karl Scherer: Johann Lutz zu Salmünster († 1693). Ein Nachwort zu dessen Chronik.

Germania (Berlin), 25. Sept. 1904.
— Das hessische Denkmalsgesetz und die Selbständigkeit der kirchlichen Verwaltung.

Hamburger Nachrichten, literarische Beilage, 6. Nov. 1904.
H. Rinn: Landgraf Philipp von Hessen.

Hessische Landeszeitung (Marburg), 13. Nov. 1904.
Sardemann: Zum 400jähr. Geburtstag Philipps des Großmütigen.
— Den Manen Philipps des Großmütigen.

Hessische Blätter für Volkskunde, Bd. III, Nr. 2 u. 3 (1904).
O. Schulte: Die Totenkirche bei Meiches, ein altes Bauernheiligtum in Oberhessen.
Karl Groos: Die Anfänge der Kunst und die Theorie Darwins.
O. Knoop: Die Himmels- u. Naturerscheinungen in der Anschauung des kujawischen Volkes.
Karl Ebel: Allerlei Todes- und Liebeszauber.
Richard Wünsch: Ein Odenwälder Zauberspiegel.
Ferner: Kleinere Mitteilungen, Bücherschau.

Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Bd. 29 (1903).
A. Fuckel: Eine Verschiebung der niederdeutschen Sprachgrenze in neuerer Zeit.
Emil Maurmann: Zur Geographie der waldeckschen Mundarten.

Illustrierte Zeitung (Leipzig), 10. Nov. 1904.
Ißleib: Philipp der Großmütige, Landgraf von Hessen.

Kasseler Allgemeine Zeitung, 2. Okt. 1904.
Ernst Happel: Zur hessischen Baugeschichte.

— —, 14. Nov. 1904.
— Zur 400jährigen Geburtstagsfeier Landgraf Philipp des Großmütigen.

Kölnische Volkszeitung, literarische Beilage, Nr. 39 (29. Sept. 1904).
N. Paulus: Die angebliche Einführung der Doppelehe in Franken im Jahre 1650.

Leipziger Neuste Nachrichten, 12. Nov. 1904.
—. Zum 400. Geburtstage des Landgrafen Philipp von Hessen.

Nationalzeitung (Berlin), Nr. 625.
Max Cornicelius: Achim von Arnim und die Brüder Grimm (Besprechung des gleichnamigen Buches von Reinhold Steig, Stuttg., Cotta, 1904. 8°, 633 S.).

Neue Freie Presse (Wien), 25. Okt. 1904.
Alfred Frhr. v. Berger: Lichtenberg (geb. 1. Juli 1742 in Oberramstadt bei Darmstadt).

— —, Nr. 14425.
Hans Hopfen: Mein Wien, IX. (Enthält persönliche Erinnerungen aus dem Verkehr mit Mosenthal, Franz Dingelstedt u. a.)

Ostpreußische Zeitung (Königsberg), 14, Nov. 1904.
R. Mettin: Philipp der Großmütige, Landgraf von Hessen.

Die Post (Berlin), 10. Nov. 1904.
— Zum 400. Geburtstag Philipps von Hessen.

Der Reichsbote, 12. Nov. 1904.
Heinz Becker: Zum 400jährigen Geburtstag Philipps des Großmütigen.
—: Luther und die Doppelehe des Landgrafen.

Schwäbischer Merkur (Stuttgart), 12. Nov. 1904.
A. L.: Die letzten Lebensjahre des Landgrafen Philipp von Hessen.

Straßburger Zeitung, 15. Nov. 1904.
Gustav Aurich: Zum 400. Geburtstage Philipps von Hessen.

Der Tag (Berlin), 12. Aug. 1904.
A. Trinius: Eine Sommerstreife durchs Werratal.

— —, 20. Nov. 1904.
C. W.: Landgraf Philipp von Hessen.

Touristische Mitteilungen, 13. Jahrg. Nr. 3 und 4.
Julius Flach: Streifzüge durch das hessische Hinterland.
E. B.: Aus den Wildunger Bergen.
Ferner: Aus den Vereinsgebieten, Literatur u. a. m.

Vossische Zeitung, 18. Sept. 1904.
Reinhold Steig: Achim v. Arnim 1820 in Schwaben, Kassel und Weimar.

— —, Sonntagsbeilage, 13. Nov. 1904.
Bernhard Beß: Landgraf Philipp von Hessen und die Anfänge seiner Kirche.

Die Wartburg (München), 11. Nov. 1904.
Friedensburg: Landgraf Philipp von Hessen.
C. Hegenann: Die Doppelehe des Landgrafen Philipp von Hessen.
W. Diehl: Geschichtliche Erinnerungen zu dem Thema: Hessen und die Los von Rombewegung in Östreich.

Die Zeit (Wien, 1903), Nr. 267.
G. Monod: Das Lebensende einer Idealistin (Malvida v. Meysenbug).

Detmold, Dezember 1904.

W. S.

Personalien.

Verliehen: dem Präsidenten der Eisenbahndirektion Ulrich in Kassel der Charakter als wirklicher Geheimer Oberregierungsrat mit dem Rang eines Rates 1. Kl.; dem Kreisbauinspektor Trimborn in Kassel der Charakter als Baurat mit dem Rang der Räte 4. Kl.; den Oberförstern Kirschbaum in Gladenbach und Lubeseder in Battenberg der Titel Forstmeister mit dem Rang der Räte 4. Kl.; dem Eisenbahningenieur Habicht zu Kassel der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Büreaugehülfen Amberg zu Marburg die Rettungsmedaille am Bande.

Ernannt: die praktischen Ärzte Dr. Brill in Eschwege, Dr. Reinhardt in Homberg, Dr. Jeppe in Hofgeismar, Dr. v. Stefenelli in Burghaun zu Sanitätsräten; die Referendare Eckhard, Liebke und Schreiber zu Gerichtsassessoren; Katasterkontroleur Kleemann in Schmalkalden zum Steuerinspektor.

Versetzt: der Regierungs- und Forstrat Brinkmann an die Regierung in Frankfurt a. O.; Amtsrichter v. Kluser in Windecken nach Diepholz; Gerichtsassessor Gonnermann in Melsungen als Amtsrichter nach Wolfhagen; Gerichtsassessor v. Lorentz in Kassel nach Posen.

Geboren: ein Sohn: Pfarrer J. Rausch und Frau Anna, geb. Deichmann (Papiermühle bei Niederbeisheim, 5. Dezember); Fabrikant Julius Engelhardt und Frau Ella, geb. Lamprecht (Kassel, 11. Dezember); — eine Tochter: Kaufmann Karl Ohlbach und Frau Elisabeth, geb. Mende (Kassel, 1. Dezember); Dr. med. Jäckh und Frau, geb. Hartdegen (Kassel, 2. Dezember); Oberlehrer Boedeker und Frau Else, geb. Müller (Herne i. W., 3. Dezember); Marinestabsarzt Dr. Opper und Frau Eugenie, geb. Solscher (Hamburg-Kiel, 7. Dezember); Oberlehrer Schäfer und Frau Antonie, geb. Deutsch (Rinteln, 12. Dezember); Dr. med. Bernstein und Frau, geb. Simon (Kassel, 16. Dezember).

Gestorben: Regierungssekretär Paul Weise, 60 Jahre alt (Kassel, 27. November); Königl. Oberförster Fr. W. Emmerich, 44 Jahre alt (Neuhof, Kr. Fulda, 29. November); Frau Sophie Eckhardt, geb. Kulenkamp, 72 Jahre alt (Witzenhausen, 30. November); Generalleutnant z. D. Georg von Roques, 71 Jahre alt (Kassel, 1. Dezember); Gutsbesitzer A. Conradi, 90 Jahre alt (Sielen, 1. Dezember); verwitwete Frau Sophie Waitz, geb. Prätorius, 84 Jahre alt (Kassel, 1. Dezember); Schlossermeister Heinrich Römer, Stadtverordneter und Mitglied der Handwerkskammer, 52 Jahre alt (Kassel, 2. Dezember); Fischhofspächter Georg Seelig, 68 Jahre alt (Fischhof bei Bettenhausen, 2. Dezbr.); Geh. Postrat a. D. Kaspar Schreiner, 69 Jahre alt (Kassel, 5. Dezember); Rechnungsrat a. D. Christoph Frohwann, 74 Jahre alt (Kassel, 7. Dezember); Professor Dr. Balthasar Wagner, 85 Jahre alt (Fulda, 10. Dezember); Landmesser Eduard Müller, 46 Jahre alt (Rinteln, November).

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.

[illegible]

Personals.

[illegible]

